

Deutsche rundschau

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Received Dec. 1886.

Accessions No. 32907 *Shelf No.*

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.



Band XLVII.

(April — Mai — Juni 1886.)



Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ferd. Hoffmann. — Amsterdam, Sedhardt'sche Buchhandlung. — Athen, Carl Wilberg. —
Balei, Louis Jente's Buchh. — Boston, Carl Schoenbol. — Brüssel, G. Ruquardt's Hofbuchh. — Cadix,
G. Grill's Hofbuchhandlung. — Buenos-Aires, L. Jacobien & Co. — Bukarest, Soligel & Co. — Cashmere,
Michaëlis & Braun. — Chikiana, Albert Cammermeyer. — Cincinnati, Philipp R. Theobald. —
Dorpat, Theodor Heyde. G. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — Konstantinopel, Lorenz & Reil. —
Kopenhagen, Andr. Fred. Haer & Sohn. Wihl. Prior's Hofbuchhandlung. — Liverpool, Charles
Scholl. — London, Dulau & Co. D. Rutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Morgate. — Luzern,
Todeshal's Buchhandlung. — Lyon, G. Georg. — Mailand, Ulrico Hoepli. — Mitau, Fr. Lucas. —
Montevideo, L. Jacobien & Co. — Moskau, J. Teubner. Alexander Lang. Euthoff'sche Buchhandlung. —
Neapel, Deiken & Kocholl. U. Hoepli's Buchhandlung. — New-York, Gustav C. Stecher. G. Steiger & Co.
S. Weiskermann & Co. — Odessa, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Teubner. — Paris, G. Fischbacher.
Paar & Steinert. F. Vieweg. — Petersburg, Aug. Teubner. Carl Ritter. G. Schindler's Hofbuchhandl.
— Philadelphia, G. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli. — Porto-Alegre, N. Rajeron. — Rebal,
Klinge & Ströhm. Ferd. Waffermann. — Siga, J. Teubner. A. Rymmel's Buchhandl. — Rio de Janeiro,
G. Zaemmerl & Co. — Rom, Koelscher & Co. — Rotterdam, W. J. van Hengel. — San Francisco, Fr. Wihl.
& D. Barthaus. — Santiago, Jughirami & Brandl. — Stockholm, Eamson & Wallin. — Xanunda (Süd-
australien), F. Basseow. — Tiflis, G. Baerenstamm. — Tokio, H. Adrens & Co. — Valparaiso, G. F.
Klemeyer. — Warschau, G. Wende & Co. — Wien, Wihl. Braumüller & Sohn. Wilhelm Fried. Manz'sche
f. L. Hofverlags- & Univ.-Buchhandl. — Zürich, G. W. Edel. Albert Müller (Nachf. v. Orell Füssli & Co.
Sortiment).

AP 30
II 45
v. 47

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Inhalts-Verzeichniß

zum

Siebenundvierzigsten Bande (April — Juni 1886).

	Seite
I. Martin Salander. Roman von Gottfried Keller . VII./XI.	1
II. Raphael's sirtinische Madonna. Von H. Brunn . . .	33
III. Aus dem Restaurationszeitalter. Von R. S. Der Quäfer Grillet in St. Petersburg	49
IV. Das Sittliche in der Sprache. Von Wilhelm Wundt . . .	70
V. Ueber die amerikanische Romandichtung der Gegen- wart. Von Anton E. Schönbach . IV./VI	93
VI. Freiwillig-gemeinnützige Thätigkeit in Deutschland. Von August Lammers	113
VII. Frau Kath Goethe. Von Erich Schmidt	133
VIII. Politische Rundschau	148
IX. Neue Novellen. Besprochen von Paul Schenther	154
X. Literarische Notizen	159
XI. Bibliographie	160
XII. Zwischen Lipp' und Bechertrand. Trauerspiel in einem Act von Paul Hense	161
XIII. Das Königthum bei den Alten. Von Ernst Curtius . . .	176
XIV. Ueber die amerikanische Romandichtung der Gegen- wart. Von Anton E. Schönbach . VII./XIII. (Schluß.) . . .	186
XV. Julian Schmidt	215
XVI. Leopold von Ranke . Von Julian Schmidt	218
XVII. Californien. Von E. Reyer . IV. Die californische Ebene . .	237
XVIII. Ludwig Börne . Zu seinem hundertjährigen Geburtstage. Von Otto Brahm	245
XIX. Die frühen Leute. (Wintermorgen in Berlin.) Von Julius Kodenberg	255
XX. Martin Salander . Roman von Gottfried Keller . XII./XIII.	262
XXI. Die Berliner Theater. Von Karl Frenzel	290
XXII. Politische Rundschau	302

(Fortsetzung umstehend.)

	Seite
XXIII. Briefe über die neuere philosophische Literatur. Von Georg von Sijndi . II.	308
XXIV. Literarische Notizen	315
XXV. Bibliographie	319
XXVI. Martin Salander. Roman von Gottfried Keller . XIV./XV.	321
XXVII. Die Berliner Französische Colonie in der Akademie der Wissenschaften. Rede zur Geburtstagsfeier des Kaisers in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 25. März 1886 gehalten von E. du Bois-Reymond	352
XXVIII. Jean Jacques Rousseau als Botaniker. Von Prof. Dr. Ferdinand Cohn in Breslau	364
XXIX. Ueber Sanskritforschung. Von H. Oldenberg	386
XXX. Erinnerungen an Gustav Nachtigal. Von Dorothea B. IV.	410
XXXI. Goethe im Dienste unserer Zeit. Vortrag, gehalten in Weimar den 2. Mai 1886 bei der ersten ordentlichen Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft von Herman Grimm	434
XXXII. Die Familie Buchholz. Von S. J.	451
XXXIII. Aus dem Berliner Musikleben. Von Theodor Krause	458
XXXIV. Politische Rundschau	471
XXXV. Literarische Notizen	477
XXXVI. Bibliographie	480

Martin Salander.

~~~~~  
Roman  
von  
Gottfried Keller.  
~~~~~

VII.

Sie trafen aber in einer Ecke des Hauses den Rechtsanwält, welchen Salander einst mit seiner Angelegenheit betraut hatte. Der viel beschäftigte Mann erholte sich hier bei einem Sonntagschöppchen von der Wochenarbeit gleich einem hiebrern Handwerksmeister, zeigte sich indessen nach dem unerwarteten Erscheinen des Klienten freundlich bereit, den Wohlwendhandel in die Unterhaltung aufzunehmen und beim Glase zu berathen. Martin Salander schickte daher den Knaben bald mit dem Berichte nach Hause, der Vater werde in einer oder zwei Stunden nachkommen.

Leider war nicht viel zu berathen, da der Stand der Sache immer der alte war. In Rio lag sie fast ganz eingepöfelt. Die verantwortlichen Personen der atlantischen Uferbank wurden eine Zeit lang verfolgt; allein sie drückten sich immer rechtzeitig von Staat zu Staat und hielten sich nur an solchen Orten auf, wo nicht nur an Niemand ausgeliefert, sondern wo auch von keinem Verfolgten das auf ihm gefundene Vermögen verwahrt, überhaupt kein Recht gehalten wurde. Ein- oder zwei Mal ward Einer verhört und über das nichts-nutzige Ergebniß ein Protokoll eingeschandt, der Betreffende hingegen jammt seinem Gelde, das offenbar aus der Casse der Uferbank herrührte, freigegeben, und das war sogar auf englischem Grund und Boden geschehen und hatte so viel gekostet, daß Salander sich scheute, dem Teufel noch den Weihkessel nachzuwerfen, wie er sagte.

Doch gab es in Brasilien Geschäftsleute, welche dafür hielten, Martin's berühmte Anweisung sei ihm noch in guten Treuen ausgestellt worden, weil die Uferbank in jenem Augenblicke noch nicht daran gedacht habe, aufzuzfliegen. Hierüber war nun eben nichts Actenmäßiges zu erfahren.

In Münsterburg hatte Wohlwend nach langen Verhandlungen seine Gläubiger mit einigen bettelhaften Procenten abfinden können, wobei Salander's Forderung gar nicht in Betracht kam. Das Guthaben der überseeischen Bank, welches ge-

richtlich in Beschlag genommen war zu seinen Gunsten, ließ sich bei dem Mangel aller gutwilligen Aufschlüsse nicht ausscheiden, und der Anwalt hielt nichts als die dunkle, nicht angemommene Anweisung in der Hand. Nachher verschwand Wohltwend aus der Gegend. Sein Haus hatte der Baumeister an sich ziehen müssen, der dabei zu Verlust kam. Der Maler des Arnold von Winkelried erhielt gar nichts.

„Ich bin überzeugt,“ sagte der Anwalt, „daß er schon vor zehn Jahren gerade durch den Betrag Ihrer Bürgschaft, den Sie auf dem Platz erlegen mußten, um das Falliment herumgekommen ist; und so glaube ich, daß er auch diesmal durch Ihr Geld, das er ganz oder zum Theil in die Klauen bekam, in den Stand gesetzt wurde, sich mit den Gläubigern, wenn auch noch so elend, abzufinden; denn natürlich hat er den Löwenantheil für sich behalten. Aber dennoch, ich kann mir nicht helfen, ist er ein interessantes Subject, juristisch genommen. Da mich die unverbrüchlich kalte, schweigsame Haltung, die er stets der Anweisung gegenüber einnahm, ohne sich je mit einem Worte in Verlegenheit zu setzen, betroffen machte, gerieth ich auf den Einfall, ein etwas ungewöhnliches Experiment mit ihm anzustellen. Ich kenne einen sehr erfahrenen Irrenarzt; der hat als Vorsteher einer auswärtigen Heilanstalt die Simulanten von Verücktheit zu behandeln, welche ihm in Untersuchungsprocessen übergeben werden, wenn sie mit solchen Künsten dem Geständniß enttrinnen wollen. Er hat eine treffliche Uebung darin und bringt diese Spitzbuben in der Regel binnen zwei Tagen oder auch zwei Stunden zur gesunden Vernunft zurück, soweit sie ihnen überhaupt beschieden ist. Freilich bindet er sich nicht an die Schranken, die dem Untersuchungsrichter vorgezeichnet sind. Als der Mann zu jener Zeit sich einige Tage hier aufhielt, erzählte ich ihm von Louis Wohltwend und seinem pikrigen Benehmen. Wir wurden einig, daß er als Vertreter eines fremden Betheiligten an dem überseeischen Bankhandel, der auch mit mir Rücksprache gepflogen habe, zu Wohltwend gehen und ihn unter dem Vorwand einer geschäftlichen Erkundigung beobachten und ausholen solle. Es gelang ihm, den Mann länger als eine Stunde hinzuhalten, aber nicht ihn auf einem verfügbaren Worte zu ertappen. Es gebe, sagte der Arzt, einzelne Menschen, welche die Macht haben, ein unbequemes Factum so zu sagen in ihrem Bewußtsein so gut aus dem Wege zu räumen, daß sie nicht einmal im Schlafe, geschweige im Wachen davon sprechen, wenn sie nicht wollen. Und es seien das durchaus nicht geistig starke Leute, vielmehr solche, denen jedes Bedürfniß mangle, sich mit sich selbst auseinanderzusetzen. Dieser Mangel vermische sich dann mit einer ordinären Verschämtheit und bilde sich zu einer nützlichen Kraft aus. Nur die Nähe des natürlichen Todes vermöge zuweilen den Bann zu brechen. Zu diesen scheine Herr Wohltwend zu gehören, wenn auch als merkwürdige Abart. Während der Unterredung habe er nicht krampfhaft vorsichtig gethan, sondern ganz unbefangen geplaudert, aufmerksam, scheinbar, zugehört und sich gestellt, als ob er nach gutem Rath suche, den Kopf geschüttelt und schließlich gesagt: „Es ist eine verzwickte dumme Geschichte! Ich würde Ihrem Klienten rathen, es zu machen wie der Andere, der Herr Salander, und selbst hinreisen nach Rio; es muß dort noch eher etwas auszurichten sein, als hier!“ Dabei habe er sich mit einer alten Pappschachtel

beschäftigt, in welcher ein Duzend zerzauste Schmetterlinge und Käfer, von Staub bedeckt, auf einem Häufchen gelegen. Diese verzehrten Lebewesen auseinanderfuchend und auf frische Korkhölzchen besefigend, habe er schließlich mit einem untiefen Seufzer gerufen: „Ja, ja, mein lieber Herr! ohne das bißchen Wissenschaft würde man oft nicht mehr den Muth zum Leben behalten in dem Wirrsal dieser Welt! Haben Sie sich nie mit Insectenkunde befaßt?“

Die Männer schwiegen einige Zeit, wohl um sich zu besinnen, was sich über das ärgerliche Vorhandensein eines so unbequemen Gefellen weiter denken lasse, der gewissermaßen sich selbst aufzuheben vermöge, wenn er merkte, daß er ausgeforscht werde, gleich einer Qualle.

Mittlerweile betupfte Mäni Wighart mit dem Finger seine Nase, bis er unversehens rief:

„Wie ist mir denn? Da geht mir etwas im Kopfe herum, das ja ganz hierher gehört und just von der heutigen Ueberraschung zurückgedrängt wurde! Richtig! Nicht lang' ist's her, daß ich von einem hiesigen Holzhändler hörte, er habe tief in Ungarn den Louis Wohlwend gesehen, munter wie ein Fisch, verheirathet mit einer schönen jungen Frau, und schon gesegnet mit zwei kleinen Kindern! Den Ort kann ich nicht mehr nennen. Ich fragte den Holzhändler, ob er ihn gesprochen habe? Freilich habe er ihn gesprochen und Wohlwend ihm erzählt, wie ihm durch diese glückliche Heirath nicht nur ein hübsches Weibchen, sondern auch ein artiges Weibergut zu Theil geworden sei. Er habe aber nicht viel mit ihm reden können, weil Jener sich kurzer Hand entfernte. In einer Gaststube der Sache nachfragend, sei sie ihm von seßhaften Leuten bestätigt worden mit der nähern Angabe, der Schwiegervater Wohlwend's, ein Schweinehändler, habe einer seiner Töchter vor der Hochzeit ein schönes Vermögen nicht nur vorbestimmt, sondern gerichtlich verschrieben als künftiger Erbin, und sich zugleich verpflichtet, bis zu seinem Ableben dem Wohlwend die Zinsen davon jährlich zukommen zu lassen. Einige bezweifeln allerdings die Geschichte, weil der Schwiegervater keineswegs für so wohlhabend gelte, daß er jeder Tochter ein solches Erbe zuthemen könnte; Andere dagegen weisen darauf hin, daß das betreffende Frauenzimmer eine Tochter aus erster Ehe sei und nur ihr Mütterliches beziehe, während eine dritte Partei behauptete, sie sei gar nicht das rechte Kind des Schweinehändlers. Eine vornehme Dame habe es heimlich zur Welt und bei dem Manne untergebracht.“

„Kurz und gut,“ ergriff Martin Salander das Wort, „mein Louis Wohlwend hat ohne Zweifel im Osten Europa's einen Schweinehändler d'ran getriegt.“

„Um!“ machte der Rechtsanwält, „ich möchte fast lieber sagen, ein östlicher Schweinehändler hat den Meister Louis dran getriegt!“

„Ei wie so denn?“

„Nun, wie so denn? Wie wäre es, wenn er seine beiseite gebrachten Raubgelder, die schönen Contos de Reis des Herrn Martin Salander, ganz still an die Grenze der Türkei geschleppt und auf diese geniale Weise in Weibergut verwandelt hätte? Und wie wäre es, wenn der Ferkeltröjus den Schlaupkopf um Capital und Zinsen zu pressen wüßte und ihm obenrein das Weibchen auf dem Halse ließe? Was mich allein stutzen macht, ist die Schwachhaftigkeit, mit

welcher er sich dem Holzhändler entdeckt hat, nach dem, was ich vorhin von dem Psychiater erzählte. Er muß eben ungemein fidel gewesen sein oder wie Homer ein Schläfchen gethan haben! Der Umstand, daß wahrscheinlich hier zwei Hechte am nämlichen Karpfen stehen, hindert mich auch, Herr Wighart, Sie jetzt schon zu ersuchen, Sie möchten Ihren Gewährsmann um genaue Bezeichnung von Orts- und Personennamen angehen. Ich will mir meine Phantasiearbeit noch einige Tage überlegen und werde mir dann erlauben, bei Ihnen anzuklopfen, natürlich im Einverständniß meines Herrn Klienten, sofern er sich überhaupt noch als solchen betrachtet! Eigentlich aber würde es sich sofort um eine Criminalsache handeln und für die Behörden der Anlaß da sein, von sich aus vorzugehen."

„Ueberlegen Sie, Herr Fürsprech!" erwiderte Salander; „am Ende schadet es nichts, wenn wir den Schadenmüller, den Hecht, wenigstens ein bißchen aufstöbern und herum jagen können!"

Die drei Männer unterhielten sich noch eine Viertelstunde und brachen dann auf, um sich, jeder an geeigneter Stelle, zu verabschieden. Martin Salander ging nach Hause.

Der Eindruck, den er von seinem Gang durch das neue Volk und von dem Austritt mit dem Maulhelden davon getragen, erwachte wieder, als er unter dem alten Sternenhimmel dahinschritt, und das quälende Verhältniß zu dem alten Freunde Wohlwend, an den er wie mit eisernen Ketten gebunden schien, verdunkelte die trübe Stimmung noch mehr, die ihn befallen. Er nahm sich vor, den Advocaten von der weiteren Verfolgung Wohlwend's abzumahnen, damit der Mensch aus seinem Gedächtniß eher verschwinde. Aber trotz dieses Vorsatzes bedurfte es des freundlich erleuchteten Wohlgemachtes, in das er trat, und der um den Tisch versammelten Kinder, die seiner harften, um ein leichteres Herz zu gewinnen. Die Gattin, die seine trüben Augen noch schnell gesehen, kam mit einer sorglichen Ansprache schon zu spät.

Als Martin bald darauf zu seinem Advocaten ging, fand er diesen schon selbst von dem Gedanken abgekommen, amtliche Nachforschungen über die Natur des Wohlwend'schen Frauenvermögens zu veranlassen. Es schien ihm doch nicht thunlich, auf Grund unbestimmter Gerüchte und einer bloßen witzigen Vermuthung in entlegenen Ländern so vorzugehen. Wenn wir die Angel jetzt auswerfen, sagte er, so wird sie uns kurz abgerissen; halten wir sie aber noch zurück, so kann sie uns unversehens einmal nützlich werden.

VIII.

Martin säumte nun nicht, seine Handelsgeschäfte wieder aufzunehmen, d. h. sich für deren Fortführung auf dem Plage Münsterburg einzurichten. Er mietete die nöthigen Räume für Contor und Magazine, und bald sah auch ein Schreiber am Pult und lief ein Lehrling ab und zu. Frau Marie bat sehr, ihr die kleine Handelsanstalt im Hause zu lassen, und er that es mit Vergnügen, da er ihr gewisse Gegenstände zuzuweisen gedachte, deren Bewältigung ihm selbst zu umständlich und wenig lohnend schien. Allein es stellte sich heraus, daß die wackere Frau nicht so leicht auf Alles einging, sondern bereits so gut ihre Grund-

fäße befaß, wie ein altbewährtes Handelshaus. Sie wollte sich mit nicht vielen, aber als gut bekannten Waaren begnügen, für welche sie eine sichere Kundschaft mußte; diese vermehrte sich unausgesetzt, aber gemächlich und ohne Gedränge, so daß sie nie genöthigt war, den Bedarf in ungeordneter Weise zu decken; kurz, ihr Geschäft war eines von denen, welche man ein stilles Goldgrüblein zu nennen pflegt.

Der Mann hütete sich, sie hierin zu stören, und ließ sie gerne fernerhin ihre besondere Rechnung führen, die er geprüft und in Ordnung gefunden hatte. Freilich mußte er dabei die buchmäßigen Posten des Soll und Haben aus ihren verschiedenen Heften und Bücheln zusammenfassen, und Marie Salander schaute ihm etwas ängstlich zu, was wohl herauskommen werde; doch lachte sie vergnügt, als schließlich bis auf den letzten Franken alles in schwarzer und rother Tinte an seinem Orte stand, mit Bilanz und Nachweis.

So hauste Martin Salander mit den Seinen wieder auf altem Grunde und konnte beruhigt in die Welt und in die Jahre hinausschauen, soweit es der Mensch verlangen kann, denn wer auch nicht Welt und Zeit zu überholen strebte, dem kamen sie von selbst vor die Füße gerollt.

Trotz der Täuschung, die ihm auf seinem Sonntagspaziergang ins Volk so trübselig zerfloßen war, mußte er die Augen doch wieder auf die öffentlichen Dinge richten und sich näher mit ihnen vertraut machen, wie sie sich nun darstellten. Die neue Verfassung, die die Münsterburger angenommen hatten, wurde von den vorgeschrittensten Staats- und Gesellschaftsfreunden fremder Länder als etwas Zufriedenstellendes belobt, womit sich erreichen lasse, was man mit Entschlossenheit wolle; und die gleichen Grundfäße, welche man dem Volke in einem gemäßigten, ja bescheidenen Sinne hatte belieben können, sollten schon in ihrer jetzigen wörtlichen Gestalt genügen, von Tag zu Tag die ungeheuersten Veränderungen einzuführen, an welche daselbe Volk nicht gedacht hatte. In diesen ersten Jahren summt es denn auch wie ein Bienentorb von Gesetzesvorschlägen und Abstimmungen, und Salander sah mit Verwunderung, wie im Halbdunkel eines Bierflübchens zwei Projectenmacher den Entwurf eines kleinen, Millionen kostenden Gesetzes oder Volksbeschlusses fix und fertig formuliren konnten, ohne daß die vom Volke gewählte Regierung ein Wort dazu zu sagen bekam. Dazu erhielten die massenhaften Wahlen aller kleinen und großen Beamten in Verwaltung, Gericht, Schule und Gemeinde, sich in kurzen Zwischenräumen drängend, die stimmberechtigte Bevölkerung unaufhörlich auf den Beinen, und da Martin Salander keine dieser Pflichten versäumte, so befand er sich unvermerkt mitten in der Strömung. Um sich besser zu unterrichten, besuchte er die politischen Versammlungen, fing an mitzureden und Vorschläge zu machen, und da seine Unabhängigkeit bekannt war und man daher wußte, daß er für sich nichts wollte, wurde er in allerhand Ausschüsse gewählt, deren Arbeiten er sich mit ehrlichem Eifer unterzog, obgleich ein Umherreisen im Lande damit verbunden und er eigentlich kein Vagant war.

Auf diesem weitläufigen Wege gerieth er in die unmittelbare Volksleitung oder unterschlächtige Regierung hinein, welche in Gestalt von Wanderlehrern dem Volke die schwierigeren Punkte seiner Selbstbestimmung zu erklären,

b. h. vom übel unterrichteten an das besser zu unterrichtende Volk zu appelliren hatte.

Zwar gab es Gegenstände, die ihm selber nicht recht geläufig waren, weshalb er sich vorher rasch mit ihnen bekannt machen, oder die gedruckten Actenstücke auf Treu und Glauben vertheidigen mußte. Indessen ließ er sich dergleichen nicht oft zu Schulden kommen, während er es an Anderen häufiger beobachtete. Zuweilen wollte ihn eine trübe Ahnung beschleichen, als ob das Personal der politischen Ober-, Mittel- und Unterstreber gegen früher im Ganzen ein Klein wenig gesunken wäre, so daß die etwas geringere Beschaffenheit der einen Schicht diejenige der anderen bedinge und erkläre.

Alein er faßte bald wieder guten Muth, auf den unverlierbaren guten Ackergrund des Volkes vertrauend, der stets wieder geradgewachsene hohe Halme hervorbringe. Und er gelobte dann, obßhon nun kein Jüngling mehr, auf sich selbst zu achten, wesentlich nie ein gemeiner Streber zu werden und das gedachte Niveau nicht auch herunter drücken zu helfen.

So löblichem Vorsatze getreu erlebte er aber nochmals einen Verdruß, ähnlich demjenigen des ersten Spazierganges nach seiner Rückkehr aus Brasilien. Ebenfalls an einem Sonntagnachmittage wohnte er in seinem eigenen Heimathsorte der Besprechung einer Nahrungsfrage bei, die in allen Culturstaaten dieselbe ist und die gleiche neutrale und rein sachliche Behandlung erfährt. Hier aber handelte es sich um den Vorschlag einer nicht nur absonderlichen, sondern ganz unsinnigen Einrichtung, die ein einzelner Kopf ausgeheckt und die in der Gegend einigen Anklang gefunden hatte. Martin Salander sollte im Einverständniß mit seinen Freunden dagegen auftreten. Erst hörte er die Begründung des Vorschlages und eine Anzahl weiterer Reden an, in welchen von ungeschulten, meist jüngeren Leuten statt eingehender Gründe nur immer das Wort Republik, republikanisch, Würde des Republikaners u. s. w. vorgebracht und geschrieen wurde. Dieses Pochen auf die Republik bei jedem passenden und unpassenden Anlaß hatte ihn schon lange betrübt, gerade weil er ein aufrichtiger Republikaner war in Ansehung seines Vaterlandes. Als er sich nun zu seinem Votum erhob, fühlte er sich gedrungen, eine diesfällige Ansprache voranzuschicken, zumal ihm die anwesende Mannschaft einer wohlgemeinten Belehrung bedürftig schien.

„Liebe Mitbürger!“ begann er mit möglichster Ruhe, „ehe ich meine abweichenden Ansichten von der vortwüßigen Sache darlege, kann ich nicht umhin, das auch mir theure Wort Republik zu berühren, das wir jetzt seit einer Stunde gewiß zwei Duzend Male gehört haben. Unsere Vorfahren haben seit bald sechshundert Jahren die Republik in heißen Schlachten begründet und befestigt, ohne das Wort je in den Mund zu nehmen, und die vielen alten Bundesbriefe und Landbücher enthalten es nicht. Erst später haben es die Patrizier und Bürger der herrschenden Städte für sich angewendet, um mit dem schönen Wort ihrer irdischen Herrlichkeit einen antiken Glanz zu verleihen. Wir haben es jetzt im Sprachgebrauch, aber nicht zum Mißbrauch. Mich will bedünken, wer es immer im Munde führt, sich dabei auf die Brust klopf, könne eben so gut sich der Gleisnerei schuldig machen, wie jeder andere Pharisäer oder Nucker! Doch damit haben wir jetzt nichts zu schaffen; nur darauf möchte ich aufmerksam machen,

werthe Mitbürger, daß auch der Republikaner Alles, was er braucht, erwerben muß und nicht mit Worten bezahlen kann; über Naturgesetze hat die Republik nicht abzustimmen, die Vorsehung legt ihr den Plan über die dem Landwirth nützliche Witterung der Jahreszeiten so wenig zur Annahme oder Verwerfung vor, als den Unterthanen der Könige und diesen selbst, und der Weltverkehr kümmert sich nicht um die Staatsformen der Länder und Welttheile, die er durchbraust. Dies wollte ich mir zu bemerken erlauben, ehe ich zur Eröffnung meiner Ansicht übergehe und dabei mich mehr mit den factischen Verhältnissen beschäftige, als bisher geschehen ist."

Die unerwartete Predigt war nicht wohl angebracht. Nachdem schon früher ein Murren vernommen worden, unterbrach jetzt Einer den Sprecher und verlangte das Wort:

Es scheine wieder einmal zu pressiren mit der Reaction! Kaum seien einige Jahre dahin geschwunden, so möge ein Kind dieser Landesgegend, ein ehemaliges Mitglied der Volksschule, freilich jetzt in goldenen Ketten hängend, so vermöge Herr Martin Salander das Wort Republik nicht mehr zu vertragen! Unter diesen Umständen sei denjenigen, die sich noch dazu bekennen, nicht zuzumuthen, in ernster Volksverhandlung Reden der Feindseligkeit anzuhören. Wenn sonst Niemand mehr zu sprechen wünsche, so trage man auf Schluß der Discussion und Abstimmung an.

Salander, der stehen geblieben, wollte mit gehobener Stimme fortfahren. Einige, die aus der Sache nicht klug wurden, unterstützten ihn, Andere, denen der Sinn seiner Rede ebenfalls zu hoch gewesen, aber verdächtig schien, ereiferten sich dagegen; es entstand ein Wirrwarr, in welchem diejenigen obfielen, welche ihn wohl verstanden, wie Martin es meinte, aber eben das von ihm Gemeinte haßten und nicht leiden wollten.

Das Wort blieb ihm entzogen, ein Gegenantrag wurde nicht gestellt und die betreffende Sache für beschloffen erklärt. Sie fiel freilich im weiteren Verlaufe später unrühmlich dahin; Martin Salander hingegen war heute um eine Erfahrung reicher. Er verließ das Haus und das ansehnliche Dorf, ohne weiter Jemanden zu sehen, und anstatt die Bahn zu benutzen, auf welcher er gekommen, schlug er einen Fußweg ein, der quer durch Felder und Wälder nach Münsterburg führte.

Auf diesem einsamen Gange konnte er überlegen, inwiefern es nicht nur für den höheren Staatsmann, sondern auch für den Volksmann zweckmäßig sei, moralische Aufrichtigkeiten zu unterdrücken. Am Ende, dachte er, bin ich doch froh, daß ich es gesagt habe! Etwas bleibt davon doch hängen; und wenn sie mich nach ihrem Sinne in die Zeitungen thun, so will ich erst laut predigen, daß der Name Republik kein Stein sei, den man dem Volke für Brod geben dürfe.

Das redliche Vorhaben erhellte ihm das etwas verdrossene Gemüth; rüstigen Schrittes bestieg er die Anhöhen, die ihn noch von der Stadt trennten, und der lange Hochsommertag ließ ihn vor Sonnenuntergang die Scheitelhöhe erreichen, wo seiner eine seltsame Ueberraschung wartete. Auf einer frisch gemähten Wiese, zum Theil von Gehölz umgeben, hatte der Wirth des nahen Hofes eine kleine Lustbarkeit aufgeschlagen, indem er im Schatten der Bäume einige lange Tische

hinstellte und auf die Wiese einen großen Bottich umstürzte. Auf diesem saßen drei bescheidene Musikanten, die eine gemächliche Tanzmusik aufführten. Martin hatte die durch die stille Luft fast sehnsüchtig klingende Kunstlosigkeit schon ein Weilchen vernommen; jetzt erblickte er ein junges Bülkchen, welches im lockeren Ringe und freien Gruppen um den Bottich herum tanzte, ohne allen Lärm, im goldenen Abendchein, daß die verlängerten Schatten der Tänzer auf dem grün-goldenen Boden mitspielten.

Salander ergöhte sich an dem Anblick.

„Ein Bild, wie aus einer andern Welt!“ dachte er, „wie friedlich und grundvergnügt! Was mag das nur für eine Gesellschaft sein? Die meisten sind gut gekleidet, Einige zierlich, Andere schlichter! Junge Mädchen, junge Knaben!“

Aber wie erstaunte er, als er näher tretend seine eigenen Töchter erkannte, die jetzt, im Alter von achtzehn bis neunzehn Jahren, schlank und anmuthig, an der Seite von jüngeren Knaben sich drehten, die nicht minder hübsch ausfahen und schon hoch aufgeschossen waren, wie die Mädchen.

Salander konnte nicht umhin, das erste Paar, Netti und ihren Knaben mit den Blicken zu verfolgen und den munteren Tänzer näher ins Auge zu fassen. Es war, wie gesagt, ein fein gelenker Bursche, dessen blonde Haartwelen im Sonnengolde flogen und schimmerten.

Indem er dem Paare nachblickte, verlor er daselbe aus den Augen und suchte daher das andere Mädchen, Setti, das er von Weitem auch bemerkt hatte. Und so eben kam es hervor geschweht, aber, wie ihm dünkte, mit dem gleichen Jüngling, demselben Goldhaar, wie Netti.

„Die Wetterhexen haben schöne Anlagen!“ fuhr es ihm durch den Sinn, „die verstehen es ja schon vortrefflich, die Knaben auszuwechseln! Da muß man doch ein wenig zusehen!“

Er ließ das Pärchen vorbei gehen und schaute ihm genau nach, indeffen von der andern Seite her wiederum Netti, immer mit dem gleichen Cherub zur Seite, anrückte, diesmal aber dicht vor ihm anhielt, da die Musik aufhörte.

„O, da ist ja der Vater! Hast Du uns aufgesucht und gewußt, daß wir hier sind?“ rief die Tochter erstreuten Herzens.

„Woher sollte ich es wissen? Ich komme ganz zufällig daher! Was ist das für ein Ball? Ist Setti auch hier?“

„Natürlich ja, und die Mutter mit Arnold auch, die sitzen dort an einem der Tische! Weil Du gesagt hattest, Du würdest mit dem letzten Zuge um zehn Uhr heimkehren, anerbote sie uns, auf den Berg zu gehen.“

Salander wollte nun nach ihrem Tanzgefellen fragen, wer der junge Herr eigentlich sei (der jetzt den Hut zum zweiten Male zog), als die Schwester mit dem ihrigen zur Stelle kam, so daß jener Beide neben einander stehen sah und sich noch mehr wunderte.

„Das sind die Herren Ffidor und Julian Weidlich, Schulkameraden von Arnold,“ erklärte die ältere Tochter.

„Ei so?“ sagte Martin, ohne sich sogleich an den Vorgang am Brunnen

im Zeißig zu erinnern, seit welchem wohl sieben bis acht Jahre mochten verfloßen sein. „Auch vom Gymnasium?“

„Aber nicht von der gleichen Classe, denn wir sind etwas jünger!“ sagte Julian; „wir kommen nur in der Singstunde zusammen!“

„Also ein paar Zwillinge, ohne Zweifel! Und woher zu Haus?“

„Wir wohnen im Zeißig, nicht weit von der Kreuzhalde!“

Jetzt dämmerte es wie eine Erinnerung in Salander's Seele; er sah nach und nach die rundlichen Büchchen mit ihren Schürzen, von denen freilich in den vor ihm stehenden Herantüchslingen keine Spur mehr zu erkennen war.

„Und was macht die Mama? Lebt sie noch?“ fragte er weiter.

„Sie ist auch dort am Tisch und ganz gesund!“ lautete die Antwort.

„Das freut mich! Und Ihr jungen Leute wollt also auch studiren? Und was, wenn man fragen darf?“

„Das wissen wir noch nicht! Vielleicht die Rechte, Einer vielleicht Medicin!“ sagte Julian; Sidor fügte hinzu:

„Wir können auch Professoren werden, wenn wir wollen, weil sie jetzt so hoch bezahlt werden, sagt die Mama; nur sollten wir hier bleiben.“

„Gut so!“ erwiderte Herr Salander; „nun wollen wir aber doch sehen, wo die Mutter ist! Kommt, Kinder!“

Die Töchter wiesen ihm den Weg, und die keineswegs schüchternen Jungen folgten ihnen auf dem Fuße, während die Musikanten eine neue Tanzweise anstimmten.

Frau Marie war sehr froh, ihren Mann so unverhofft vor sich zu sehen. Sie saß, das Waldesgrün dicht im Rücken, unter einfach bürgerlichen Leuten, welche sich an den billigen Getränken und Speisen gelassen erquickten, an dünnem, aber gesundem Wein, süßer Milch, Bauernbrot, Kraut- und Speckkuchen. Neben ihr saß die Frau Amalie Weidlich, so rüstig wie je, einem Kessel voll Lauge vorzustehen. Dabei gebieh sie offenbar vortrefflich; denn sie war höchlich herausgeputzt, trug einen bunten Blumenhut und eine goldene Uhr an langer Kette auf dem Leibe. Das breite Gesicht glänzte kräftig gebräunt, und ein zarter Rosenton auf den Höhen der Wangen, des vollen Kinns und der Nase zeugte nur von dem Fleiße der Frau, die ein Haus voll Wäscherinnen und Plätterinnen zu regieren hatte und deren zahlreiche Erfrischungen in Wein wie billig vorkostete. Am frühen Wintermorgen, ehe die mächtige Kaffeekanne aufrückte, gab es sogar ein Gläschen Kirsch- oder Nußwasser.

Sie begrüßte den Martin Salander sehr freundlich und ganz unbefangen..

„Denken Sie,“ rief Frau Weidlich, „wir haben gar nicht gewußt, daß wir vor Jahren einmal Nachbarn gewesen sind! Nun sind's unsere Söhne in der Schule!“ Sie blickte mit Stolz auf die ihrigen und suchte dann wohlwollend den Salander'schen.

„Arnold ist in das Holz hinein gegangen, um Pflanzen zu suchen,“ bemerkte Frau Salander, „geht, Mädchen, und ruft ihn herbei, damit wir auch ans Aufbrechen denken können. Die Sonne dort geht bald hinab!“

„Das eilt ja nicht so,“ versetzte Frau Weidlich, „wir haben ja Mannsleute genug bei uns! Ja, ja, Herr Salander! Ihr habt Euern Weg tapfer

gemacht und seid jetzt ein reicher Herr, wie ich glaubwürdig finde! Aber nicht wahr, es freut Einen nur, wenn man erfreuliche Kinder hat, an die man es wenden kann? Gott sei Dank, uns geht es auch ordentlich! Aber Alles, was wir aufbringen, opfern wir unsern zwei Söhnen und ihren künftigen Tagen. Ich hoffe, sie werden es einbringen und von sich reden machen; denn in der Lehre und Allem, was nöthig ist, soll es an nichts fehlen! Wir hätten gerne im Zeisig ein neues Haus gebaut, statt der alten Bauernhütte! Aber nein! sagten wir, es thut's noch, so lange wir da sind, und wo die Söhne sich niederlassen und bauen werden, kann man ja noch gar nicht wissen. Also wollen wir lieber das Geld behalten und uns schicken!"

Sie wollte wieder einen Blick auf ihre Zwillinge werfen, fand sie aber nicht, weshalb ihre Augen dieselben sogleich suchten.

Die zwei Salanderfräulein hatten ihren Bruder Arnold im Innern des Gehölzes nicht lange gesucht, sondern nur ein paar Mal gerufen, und waren dann wieder unter die vorderen Bäume gekommen, wo sie, einander um die Hüften fassend, Schwesterliebe oder Mädchenfreundschaft darstellend, auf- und abspazierten, begleitet von den Zwillingen links und rechts.

Die Mama Weidelich nahm den Aufzug wahr.

"Seht doch!" sagte sie gerührt, „wie lieblich die jungen Leutchen dort spazieren gehen! Man könnte glauben, es seien zwei Brautpärchen!"

"Ei freilich, warum nicht," meinte die Frau Salander lachend, „die Mädchen wären wenigstens alt genug für die Knaben; und zu wachsen brauchen sie auch nicht mehr!"

„Das hat nichts auf sich!" rief wiederum die andere Mutter; „meine Buben werden Bursche abgeben, aus denen man zwei machen kann vom Stück!"

Frau Marie fühlte sich von diesen Scherzen nicht angenehm berührt; als sie daher nach den Kindern sah und bemerkte, wie dieselben im Begriffe waren, mit dem Beginne eines Walzers wieder nach der Mitte der Tanzwiese abzuschwenken, jede der Töchter am Arm eines der Zwillinge, stand sie rasch auf und holte sie ein.

„Was fällt Euch ein, Setti, Netti!" rief sie den Mädchen in entschiedenem Tone zu, „daß Ihr wieder anfangen wollt, während die Sonne untergegangen ist und wir bald fortgehen werden? Kommt nur gleich mit und nehmt Euere Sachen zusammen!"

Die Mädchen ließen ihre Knaben ohne sichtbare Trauer gehorsam fahren; die letztern aber errötheten und waren verlegen, was der Frau nicht entging und sie ein Bißchen ärgerte; denn es schien ihr nicht schädlich, daß die Burschchen roth zu werden brauchten. Sie spielten mit ihren silbernen Uhrketten, folgten aber den Frauen zu den Tischen.

Ihre Mutter empfing sie mit leuchtenden Blicken.

„Was ist das für eine Aufführung, Ihr Tausendkerle," rief sie ihnen zu, „mit den Jungfern zu tanzen, und wo habt Ihr es nur gelernt?"

„Hei, das weißt Du ja wohl, Mama, in der Tanzstunde!"

„Schweig! Freilich weiß ich's! Danket Gott, daß Ihr Eltern habt, die so viel für Euch thun und Alles aufwenden, was sie vermögen! Und der Vater

arbeitet von früh bis spät; Jahr aus und ein plagt er sich, kauft Land und pflanzt und schwißt, und im Winter läßt er es aus Frankreich und bis aus Algier kommen! Denn er sagt, die Kosten gehen erst recht an, wenn Ihr Studenten seid, da müsse es zu Tausenden parat liegen! Herr Salander, ich hab' gehört, daß Ihr jeden Augenblick Rathsherr werden könntet, wenn Ihr wolltet. Nu, Ihr seid ein Kaufherr, das ist auch schön, und eine Art wilder Rathsherr noch dazu! Aber ein paar so studirte Rätthe oder Fürspreche oder Pfarrherren, wie die zwei Schlingel da, ist doch auch nicht übel?"

Mit glückseligen Augen blinzelte sie die Söhne an, welche sich den Wein eingeschenkt hatten, der noch in der Flasche gewesen, und sich weiblich den Durst löschten.

„Trinkt und eßt,“ rief sie, „und mög' es Euch gut thun! Soll ich noch eine Halbe befehlen?“

Die Knaben verneinten es, da sie noch nicht seinmal in das Alter vorgerückt, in welchem man über Durst zu trinken gelernt hat.

„Nun denn, so wollen wir aufbrechen, die Suppe wird bald fertig sein und der Vater die Milch auch besorgt haben. Dann geht er noch zum Sonntagsschöppchen, und das ist ihm wohl zu gönnen! Kommt, macht vorwärts, Ihr Sapperlöter! Ich will wetten, wenn Ihr einmal die weißen Mützen tragt, oder auch rothe, so denkt Ihr, die halben Nächte lang nicht heim zu kommen! Aber wartet nur, wartet nur! Man wird Euch die Schneekentänze vertreiben! Jetzt empfehle ich mich höflich dem Herren und der Frau, und freut mich sehr der werthen Bekanntschaft, hoffentlich nicht das letzte Mal, und denen Jungfern — heba, Ihr Buben, bedankt Ihr Euch nicht für die schöne Unterhaltung, und steht dort wie Opferstöcke?“

Die Knaben ließen sich blöder und unbeholfener herbei, als sich nach ihrem letzten Tanzen hätte vermuthen lassen, um den Mädchen die Hände zu geben und gute Nacht zu sagen. Endlich zog die glückliche Mutter mit den Söhnen von dannen und es wurde nun stiller.

Martin Salander wünschte noch ein wenig auszuruhen, da er einen dreistündigen Marsch hinter sich hatte; der Sohn Arnold, der mit einer buschigen Handvoll Waldpflanzen eintraf, warf sie auf den Tisch, um sie zu ordnen, und entdeckte, daß er mit Trank und Speise zu kurz gekommen sei, wodurch er den Vortheil erreichte, mit dem Vater extra einen Schoppen auszustechen, da Mutter und Schweftern nur Milch mit eingebrocktem Brod gegessen hatten.

Salander fragte, wie sie denn in die Gesellschaft dieser Familie Weidelich gerathen seien?

„Das weiß ich selber kaum!“ sagte Frau Marie, „wir hatten soeben hier Platz genommen, als wir auf einmal mitten drin waren. Arnold kennt, wie es scheint, die jungen Herren!“

„Ich habe sie früher schon im Scherz gefragt,“ erzählte nun Arnold, „ob sie auch noch wüßten, wie sie als kleine Buben am Brunnen im Zeisig einen andern mit Wasser gespritzt haben, weil er zu seiner Mutter nicht Mama sagte. Das dünkte sie sehr lustig und sie haben es ohne Zweifel zu Hause wieder erzählt, wo man sich der Begebenheit auch erinnert haben mag. Heute haben

sie, wie ich bemerkte, ihrer Mutter sogleich zugesteckt, ich sei jener Junge, und wir Alle seien die Leute von der Kreuzhalde, von denen nachher so viel die Rede gewesen.“

„Dann kam sie heran,“ fuhr die Mutter fort, „machte sich an mich und hatte keine Ruhe, als die armen Musikanten laut wurden, bis ihre Knaben ihre Tanzkunst zeigen durften, was unsern beiden Springmäusen da, versteht sich, ganz genehm war!“

„Sie tanzen aber auch schon sehr gut,“ riefen Setti und Netti, „und nehmen jetzt noch Tanzstunden!“

„Gott sei Dank!“ versetzte Frau Marie, „ich sehe sie deswegen doch noch, wie sie die Mäuler aufsperrten damals, als wir hungerten, und die Reste verschlangen, auf die wir so sehnlich harreten!“

„Ach, es waren ja Kinder! Wir hätten's auch hinuntergeschluckt, wenn man uns Butterbrötchen mit Honig in den Mund steckte!“ meinten die Mädchen.

„Solche Zwillinge sind doch unbequem und veräxlich,“ sagte der Vater, „ich kann diese wenigstens gar nicht von einander unterscheiden!“

„O, sie haben doch ihre Abzeichen!“ rief Setti fast vorlaut; „das linke Ohrläppchen des Julian ist ein Bißchen in sich gewickelt, etwa wie ein Stücklein Spritzkuchen, ganz appetitlich! Ich sah es, wenn sein welliges Haar auf und nieder schlug.“

„Das ist ja merkwürdig!“ fiel Netti ein, „der andere, Isidor heißt er, glaub' ich, hat das rechte Ohrläppchen genau so, wie ein Eierndelchen!“

„Wissenschaftlich höchst merkwürdig!“ erklärte der Bruder mit schalkhafter Trockenheit, „das sind einfach entweder die Ueberbleibsel einer untergegangenen Form, oder die Anfänge einer neuen, zukünftigen! Laßt Euere Ohrläppchen untersuchen, Mädchen! Wenn Ihr Aehnliches aufweist, so nehmt Euch in Acht, sonst wählen Euch die Zwillinge zu ihren Frauen, um nach der Selectionstheorie eine neue Art von wickellohrigen Menschen zu stiften! Oder heirathet sie lieber gleich freiwillig!“

Die Mutter hielt ihm die Hand über den Mund, da er neben ihr saß, und rief: „Schweig, Du Nichtsnuß, wenn Du nichts Gescheidteres aus der Schule zu schwätzen weißt, als solche Pöffen!“ Der Vater aber lachte und sagte: „Das hast Du gut gemacht, Arnold! Und jetzt wollen wir auch heim wandern, sonst wird es zu dunkel; denn wir haben Neumond, aber die Sterne kommen schön, seht doch, einer nach dem andern!“

X.

Die Söhne Weidlich fuhren fort, kräftig emporzuwachsen und leiblich zu gedeihen; sie gingen in guter Haltung einher, voll sichtlichcr Zufriedenheit mit dem Aussehen, das sie erregten, wenn sie beisammen waren. Auch an geistigen Gaben litten sie nicht eben Mangel, wohl aber an der Ausdauer, die vorgenommenen Studien zu vollenden. Als sie in die oberen Classen rückten und das Leben und Lernen ihnen täglich ernster und tiefsinniger wurde, war Julian der erste, der nicht mehr „wollte“. Er sprang ab und ging auf die Schreibstube eines Notars. Isidor hielt aus bis zum Schlusse, machte aber die Prüfungen

zum Uebergang an die Hochschule nicht mehr mit, sondern besuchte als sogenannter Zuhörer ein halbes Jahr lang einige juristische Vorlesungen und stand dann auch auf einer Notariatskanzlei unter.

Beide besaßen eine regelmäßig schöne Handschrift, wie sie der angehenden Gelehrsamkeit, die andere Bedürfnisse hat, sonst nicht eigen zu bleiben pflegt, und Beide liebten gleichmäßig, sich im Malen kalligraphischer Kunststücke zu ergehen. Sie erwiesen sich als sehr brauchbar in den vorkommenden Geschäften und eigneten sich durch die tägliche Erfahrung beinahe spielend die diesem Kanzleiwesen zu Grunde liegenden Kenntnisse an.

Dem Vater Weiblich wollte ein solcher Ausgang zwar nicht gefallen; er fragte, ob das die ganze Herrlichkeit sei, die man habe erreichen wollen? Die Mama hingegen war höchlich zufrieden. „Die Buben sind klüger, als wir,“ sagte sie, „die wissen schon, wo sie hinaus müssen! Können sie nicht Alles, was man ihnen zu thun gibt? Warum sollen sie sich ihre jungen Köpfe zerbrechen, wie andere Narren?“

Und weil sie nun, anstatt fernere unabsehbare Kosten zu verursachen, bereits selber etwas Geld verdienten, fand sich auch der Vater zufrieden gestellt und blieb es, als im Alter von knapp zwanzig Jahren die Zwillinge von den Vorgesetzten zu ihren Amtsvertretern befördert wurden und demgemäß bereits gerichtliche Zeugnisse über ihre Wahlfähigkeit als Notare besaßen.

Um diese Zeit ungefähr ereignete es sich, daß ein seltsames Phänomen verliehter Leidenschaft mehr in der Welt war oder ruckbar wurde.

Martin Salander glaubte wahrzunehmen, daß seine zwei Töchter und deren Mutter nicht mehr in einem vertraut unbefangenen Verhältniß zu einander standen, daß die Töchter in einer geheimnißvollen Uebereinstimmung zusammen hielten und lebten, die Mutter dagegen von einem tiefen Ernst, wo nicht Kummer, erfüllt schien, den sie nicht immer zu verhehlen wußte, besonders seit sie nicht mehr mit ihrer Handlung beschäftigt war. Denn Salander, dessen Hauptverkehr ohne besondere Anstrengung fortwährend ordentlich blühte, vielleicht gerade weil er nicht künstelte und speculirte, mehr von seinen bürgerlichen Liebhabereien oder Pflichtleistungen eingenommen: Salander mochte nicht länger ansehen, wie Frau Marie ohne alle Noth sich als Handelsfrau plagte. Er hatte daher das Filialwesen einem thätigen jungen Kaufmann um gutes Geld überlassen und die treffliche Gattin zur Ruhe gesetzt, was sie sich ohne überflüssige Reden gefallen ließ. Den ganzen Gewinn, der ein schönes Capital ausmachte, hatte er, ohne Widerspruch zu dulden, zu ihrem längst versicherten Frauengute geschlagen, damit sie unabhängig von ihm selbst und seinem Stern oder Unstern, und im Falle seines Todes auch unabhängig von den Kindern sein sollte in einer unsichern Zeit. Da sie also nun mit Gedanken und Sorgen, die sie drückten, nicht mehr hinter dem Kaufmannspult untertauchen konnte, lag ihr Angezicht offen vor dem Manne und dieser fragte, was vorgehe?

Wenn die gute Frau reden mochte, so hätte sie es ja von selbst gethan. Sie sah vor sich nieder, rieb sich die Hände, als ob es sie frösteln würde, dann sagte sie:

„Ein Ziegel ist uns auf den Kopf gefallen!“

„Ein Ziegel? Von welchem Dache denn?“ fragte Martin betreten, da er aus dem Ernste der Gattin auf etwas Bedenkliches, ja Gefährliches schließen mußte.

„Ich kann es doch nicht länger für mich allein verwinden! Unsere Töchter haben eine Liebshaft!“

„Zusammen dieselbe?“ fragte der Mann lächelnd, etwas erleichtert, daß es nicht auf Schrecklicheres hinauslief.

Die Frau verharrte in strengem Ernste.

„Nein, es ist eine Doppelliebshaft, kurz und gut, sie haben sich mit den Zwillingsschreibern aus dem Zeisig verlobt!“

„Die Hexen! Wie kommt denn das, wann, wie, wo denn? Da muß ich mich allerdings langsam hinein finden! Das ist fast eine Nachricht, wie ein Dachziegel, wenn es auch nicht gleich ein Loch in den Kopf macht!“

„Mir hat es den Kopf genug durchlöchert. Denke Dir doch, zwei Mädchen von fünf- und sechsundzwanzig Jahren wollen zwei zwanzigjährige Zwillinge heirathen! Das ist ein ungehöriges Abenteuer, beides, das Alter und die Zwillinge! Wären es alte Weiber, die sich junge Männer nehmen, so kommt das ja oft vor, man lacht, und damit ist's gut! Aber Mädchen in der Blüthe ihrer Jahre und doch an der Grenze ihrer Jugend stehend, eine solche Wahl treffen, flaumbärtige Getlein, zwei Schwestern zwei Zwillinge!“

„Nun, es ist schon eine Art Roman und auch mir nicht just angenehm; allein die Liebe macht ja stets fort solche Streiche; sagt man nicht hundertmal, was man erlebe, sei oft krasser als Alles, was man erfinde?“

„Ja, ja! Es ist dann auch meistens danach, ich danke dafür! Ach liebster Mann, wir haben gewiß gefehlt, daß wir die Kinder nirgends in die Welt geschickt haben und auch nichts erlernen ließen, was einem Berufe ähnlich war! Du sagtest, wer Töchter im Hause zu behalten vermöge, der solle es thun, und von Pensionen wolltest Du nichts wissen, noch weniger von Berufssachen. Das nanntest Du den Aermern das Brod vor dem Munde wegnehmen und eine Hungerichluckerei, wo es sich nicht um bestimmte Talente handle, die zu pflegen seien. Du schwärmtest für die freien Töchter des Hauses und für die freien Hausfrauen, welche nicht der Dienstbarkeit zu verfallen brauchen, und ich stimmte Dir bei, weil ich selbst von unserm Glück bethört war, obgleich ich wußte, wie gut es mir gekommen wäre, wenn ich einstmals einen Beruf gelernt hätte! Du mußt das nicht übel nehmen, es soll nicht der leiseste Vortwurf sein!“

„Ich versteh' es auch nicht so, mein liebes Weib, weil ich genau weiß, wie gut Du Dich durch die Welt schlägst! Daß sie Dir auf der Kreuzhalbe die Bäume weggeschlagen haben, war nicht Deine oder meine Schuld!“

„Lassen wir das; ich will nur sagen, hätten die Mädchen nicht über eine so vollkommene Muße und Freiheit verfügt, so hätten sie schwerlich das widerwärtige Abenteuer zusammen ausspintirt! Jetzt, was sollen wir mit dem Zwillingsgemüse anfangen? Und diese aufgeblasene Waschfrau obendrein!“

„Ei, was die betrifft, so ist es gewiß eine rohe Muschel; aber auch sie birgt die Perle der Muttertreue! Doch mit alledem erfahre ich nicht, was eigentlich vorgeht. Haben sie sich Dir offenbart?“

„Gott bewahre, sie sind ja volljährig! Sie würden die Eltern allerdings

zur gutfindenden Zeit begrüßt haben; auch wäre, wie ich sicher glaube, keines der Kinder für sich allein so verschlagen, so rücksichtslos gegen uns gewesen, aber das verwünschte Doppelgepaar hat die traurige Geschichte zu einer verschworenen Heimlichkeit gemacht —“

„Liebe Marie,“ unterbrach Martin, „wir wollen die Frage der Zulässigkeit einstweilen ruhen lassen! Du kannst doch nicht im Ernste behaupten, daß Zwillinge sich nicht verhebelichen dürfen, und ebenso wenig, daß es zwei Schwestern, denen sie gefallen, verboten sei, sie zu nehmen.“

„Das behaupte ich Alles nicht, ich sage nur, daß es mir in unserm Falle nicht gefällt, nicht condenirt, mich bekümmert, weil es eine ungesunde Laune ist! Denke Dir, wie ein paar unreife Knaben unsere erwachsenen Töchter aufs Korn gefaßt und sie förmlich erobert haben, während die thörichten Mädchen im Besitze des schönen Geheimnisses die besten Anlässe verschmähten, zu Männern zu kommen! Und wir freuten uns bald ihrer Zurückgezogenheit, wenn sie wie Nonnen hausten und in dunklen Kleidern, verschleiert, einher gingen, bald bedauerten wir, daß sie das junge Leben nicht froher genießen wollten! Freilich, sie haben es auf ihre Weise genossen — Du mußt wissen, daß die Leutchen Zusammenkünfte halten, wenn es ihnen beliebt; Mondscheinmächte, Sonnenaufgänge im Sommer, lange Spaziergänge im Frühling, im Winter die Eisbahn — unsere alte Magd hat mir Alles hinterbracht, nachdem sie Jahre lang geschwiegen. Und warum? Weil sie sich mit der Weidelichs'frau auf dem Markte gezankt hat, die ihr schon von oben herab aufspielen wollte. Sie klatschte nämlich, unsere Töchter seien jedenfalls eine halbe Million werth, das Stück, das höre man allenthalben sagen! Diese Schwäzerei und Vertraulichkeit wollte sich die Magdalene doch nicht gefallen lassen, sie gab eine ablehnende Antwort, sie forschte nicht nach, was die Herrschaft besäße und dergleichen, worauf die Andere entgegnete, da möge sie als Diensthote Recht haben, sie, die Frau Weidelich, sei eben im Falle, sich eher darum zu kümmern, was diese oder jene Leute für Vermögen hätten. Sie solle nicht zu neugierig sein, sagte wiederum unsere Magd, noch sei nicht aller Tage Abend. Wenn eine Waschfrau aus dem Kalten waschen wolle, so möge sie immerhin zwei Zuber in den Regen hinausstellen, das gebe ein schönes Wasser zum Reinspülen; wenn sie aber eine Million auffangen wolle, so genüge es nicht immer, zwei Zwillinge auf die Welt zu stellen und auf die Suche zu schicken! Worauf sie sich ausschalten, bis es hinreichte und die Magdalene ganz erhitzt nach Hause gelaufen kam, und mir Alles hinterbrachte und beichtete. Als ich ihr natürlich die Leviten las und sie fortzuschicken drohte, weil sie uns so schmäzlich und fortgesetzt hintergangen, rebete sie sich damit aus, daß die Kinder ihr heilig versprochen hätten, bei erster Gelegenheit die Sache den Eltern selbst zu entdecken, womit sie ja ganz aus dem Spiele käme. Ich habe aber aus dem Zanke auf dem Markte erfahren und bin überzeugt, daß die Mutter der Zwillinge die Urheberin und das Triebrad des ganzen Elendes ist. Geschwiegen habe ich bis jetzt, weil ich mich schämte, mich von den eigenen Kindern so beiseite gesetzt zu sehen!“

„Du hast da wohl Recht, arme Marie,“ versetzte der Mann mit trüber Miene, „nur theile ich dies Schicksal mit Dir. Aber doch möchte ich sagen, es

sei nicht die Gefinnung oder übler Charakter, was die Mädchen zu ihrem curioſen Wandel getrieben, ſondern das Bewußtſein des Auffälligen und Unthunlichen des ganzen Verlaufes, den ihr dummer Liebeshandel genommen hat. Eh' ich ſie nun zur Rede ſtelle, wünſchte ich nur zu wiſſen, welcher Art eigentlich der intime Verkehr des artigen Quartettes iſt; ich möchte mich nicht im Tone vergreifen. Du wirſt mich verſtehen?"

„Die Magdalene hat mir geſchworen, daß es in aller ehrbaren Sitte zugehe. Sie ſähen ſich höchſtens des Monats einmal, und die Mädchen hielten die jungen Menſchen ſtreng in den Schranken eines ſogar pedantiſchen Verkehrs. Wenn man nicht wie ein Sperber aufpaſſe, ſo merkte man kaum, daß zwei Liebespaare zuſammen ſeien. Die willfähige Perſon hat die Kinder nämlich ſchon mehrmals auf nächtlichen Ausgängen begleitet und bewacht, während wir ahnungslos ſchliefen.“

„Ich muß einer ſolchen Zuſammenkunft unbemerkt beiwohnen, und glaube, das Beſte wäre, alsdann je nach den Umſtänden mitten unter das Völkchen zu treten und die Sache zum Auſtrag zu bringen, jedenfalls die Burſchen nach Hauſe zu ſchicken und die Mädchen gleich mit heim zu nehmen.“

„Wenn es damit gethan iſt!“ ſagte Frau Salander; „es iſt mir aber jedenfalls lieb, wenn Du die Sache nun raſch an die Hand nimmſt und zum Rechten ſiehſt. Ich bin dem Handel nicht gewachſen, es beklemmt mir die Bruſt, mit Töchtern, die keine Kinder mehr ſind, von Dingen zu ſprechen, die nicht ſein ſollten. Wenn nur unſer Arnold hier wäre, ſo wüßte ich ſchon, was ich thäte!“

„Nun, was denn?“

„Er müßte mir als ein flotter Student, der er iſt, die Schreiberlein verjagen und ſeinen Schwestern die tollen Ideen austreiben!“

„Ach, Du gute Frau, da biſt Du nicht auf dem rechten Wege! Tolle Ideen ſind leider ein zäheres Harz, als die heißeste Leidenschaft! Uebrigens kommt er ja nicht mehr als Student, ſondern als doctor juris zurück, und ich fürchte, er würde nicht mehr die frühere Laune dazu haben.“

Die Gelegenheit, einer Schäferſtunde der verrathenen Liebesleute beizuwohnen, ergab ſich nach wenigen Tagen. Martin Salander hatte vor einiger Zeit die Töchter genöthigt, aus ihrer nonnenhaften Haltung herauszutreten und ſich in einen Gefangchor aufnehmen zu laſſen, welcher jeweilig größere Lontwerke einübte und in Verbindung mit einem zahlreichen Orcheſter in einer der Stadtkirchen hören ließ. Sie hatten gute Stimmen und konnten auch ordentlich ſingen. Es ſei barbariſch, ſagte er, ſolcher Uebung aus dem Wege zu gehen, anſtatt durch dieſelbe Andern Freude bereiten zu helfen und ſich ſelbſt für die ſpättern Jahre die Fähigkeit zu erwerben, mit Verſtändniß zu hören und zu genießen, wenn man nicht mehr mitthun könne.

Um die gleiche Zeit traten auch die Brüder Iſidor und Julian in den Chor.

Jetzt hatte Magdalena der Frau Salander die Kunde zugerannt, daß in der morgigen Concertprobe, welche bis ſpät in die Nacht dauern werde, die Salander'schen Fräulein mit ihrer Leiſtung ziemlich früher fertig würden und mit den Liebhabern eine Zuſammenkunft verabredet hätten.

„Rathe, wo sie hingehen!“ sagte Marie zum Manne, als sie ihm die Ankündigung hinterbrachte. „Du erzählst es nicht, und doch sind sie oft dort gewesen: in dem großen Garten, der sich hinter dem Hause Deines Geschäfts-locals weithin erstreckt!“

„Die Wetterhegen! Wie kommen sie hinein? Sie werden mir doch nicht die Haus- und Contorschlüssel ausführen und die fremden Bursche überall durchlassen?“

„Bewahre! Sie haben den alten rostigen Schlüssel gefunden, der die kleine Hintertüre in der Gartenmauer aufschließt, der Mauer, welche das große Grundstück an der entlegenen Seitenstraße eingrenzt. Die Mädchen gehen zuerst hin, zehn Minuten später machen sich die Zwillinge aus der Probe fort.“

An dem betreffenden Tage hielten sich die Töchter still zu Hause bis am Abend, rollten dann ihre Singstimmen zusammen und begaben sich richtig in die Concertprobe. Der Vater hatte sie am Mittagstische beobachtet, etwas verlegen, denn es waren ja stattliche Frauenzimmer von guter Haltung und lang' nicht mehr Kinder. Er hatte auch nichts Besonderes an ihnen gewahrt, als daß sie dem musikalischen Abend mit einiger Spannung entgegensehen, der schwierigen Aufgabe halber.

Das Haus, in welchem er seine Geschäftsräume gemiethet, war im Uebrigen zur Zeit unbewohnt, und Salander ging zuweilen mit dem Gedanken um, das alte Wesen zu kaufen und umzubauen, kam aber immer wieder bescheidenlich davon ab. Inzwischen hatte er einen Buchhalter und den Werberstuecht darin untergebracht; die hausten aber auf einer andern Seite, als wo der Garten lag. Salander begab sich am vorgerückten Abend unbemerkt auf sein Contor, machte bei verschlossenen Läden Licht und verweilte so lange, bis er die Stunde für gekommen hielt. Dann zog er Gummischuhe über die Füße und ging leise über den mond hellen Hof weg bis an das Gitterthor des parkartigen Gartens. Vorsichtig guckte er eine Weile durch das krause Eisenzeug, hörte und sah jedoch weder einen Laut noch eine Bewegung von Menschen. Also öffnete er sachte das Gitter und betrat den Garten, der überall mit schlanken hohen Bäumen besetzt war, wie sie jetzt nicht mehr gepflanzt wurden.

Angefähr in der Mitte stand ein altes in Sandstein gearbeitetes und verwittertes Brunnenwerk mit Delphinen und Tritonen, von einem spärlichen Wassergeträufel umflüstert. Vor dem Brunnen dehnte sich ein geräumiger Rundplatz, von mächtigen Akazien umstanden, und da die Bäume noch unbelaubt waren, schien der Vollmond ungehindert auf den Platz wie auch auf die Meerwege, die in denselben mündeten. Dicht hinter dem Brunnen stand ein neues Gebüsch von Nadelhölzern. Martin Salander schlüpfte hinein; es verbarq ihn vollkommen. Diesen Platz beschloß er besetzt zu halten, da dem Brunnen gegenüber eine halbrunde Steinbank den zu dieser Jahreszeit einzigen Ruheitz darbot.

Es war auch Zeit, daß der lauschende Vater seinen Standort eingenommen. In wenig Minuten hörte er ganz nahe gedämpfte, aber rasche Schritte, und die dunkeln Gestalten seiner Töchter glitten wie Nachtschatten an dem Brunnen vorüber und umwandelten neben einander den runden Platz, ohne ein Wort zu sprechen, zwei- oder dreimal, bis sie plötzlich vor dem Brunnenbecken anhielten.

Salander konnte sie nicht erkennen, sie hatten die Schleier tief über die Gesichter und um Hals und Kinn gezogen. Sie streiften die Handschuh' ab, suchten die hohle Hand unter den Delfinen mit Wasser zu füllen und schlürften es begierig in sich hinein. Zwar webte eine milde Aprilnacht in der Luft, fast wie eine Mainacht so lau, aber doch nicht so warm, den Durst der Jungfrauen zu erklären.

„Himmel, da brennt's, daß sie so löschen!“ dachte Martin Salander hinter seinen Coniferen; „natürlich, trägt doch jede ein Elmsfeuer im Herzen!“

Sie schöpften abermals Wasser und kühlten die Stirnen, nachdem sie die Schleier etwas gelüftet.

„Die armen Würmer!“ dachte der Vater wiederum, „das ist eine schwierige Geschichte!“

Jetzt erkannte er auch die jüngere, Nettchen, an der Stimme, als sie nicht laut, aber vernehmlich sagte:

„O Setti, ich fürchte, unser Glück hat am längsten gedauert!“

„Warum? Wegen der schlechten Madlene?“ erwiderte die ältere Schwester freilich auch nicht ohne einen unfreiwilligen Seufzer.

„Ach, schilt sie deswegen nicht, sie ist unserer Mutter doch auch etwas schuldig! Und einmal mußte es doch kommen, jetzt ist es da!“

„Nun ist es freilich da oder wird bald kommen, ja! Nun heißt es eben kämpfen und ausharren! Oder sollen wir die liebsten Menschen, dies Wundergeschenk des Himmels, leichten Sinnes fahren lassen und verstoßen?“

„Und kannst Du Dich so leichten Kaufes im Unfrieden von den besten Eltern trennen? Wenn nur die Mutter die armen Knaben für brav halten könnte! Aber ich weiß, sie thut es nicht und thut es nicht!“

„Sie hat gut sagen, weil sie Alle mit unserm Vater vergleicht, der freilich ein Ausbund ist, dem nicht Jeder das Wasser reicht! Und doch ist er vielleicht nicht minder ein kleiner Springinsfeld gewesen, so gut, wie unsere blonden Schätze, die Goldköpfe! Und sind sie nicht jetzt schon so fleißig wie die Bienen, ehe sie nur die Nahrungsorgen kennen? Ich verlasse mich auf die nie ganz versiegende Güte der Mutter und hauptsächlich aber auf den freieren Sinn des Vaters! Ich habe neulich ein gewiß wahres Wort gelesen, daß nur ein Mann im vollen Sinne des Wortes human sein könne, human in allen Lagen des Lebens! Ich fühle wenigstens, ich als Weib bin es nicht im Stande, ich will nichts weiter sagen!“

Salander war von solch' ungeheuerlichen Reden seiner Aeltesten so verwundert und zugleich erschüttert, daß er sich unwillkürlich an einer jungen Tanne festhielt und so ein Geräusch in dem Busche verursachte. Die Schwestern schwiegen mäschenstill, voll Schrecken in die Finsterniß hinein starrend. Als nichts weiter erfolgte, sagte Setti: „Es ist der Wind oder ein Vogel gewesen, den wir aus dem Schlafe geweckt haben. Wir wollen uns niedersetzen!“

Sie wendeten sich nach der Steinbank, hatten sie aber noch nicht erreicht, als im Hintergrunde die Mauerpforte knarrte. Die Mädchen standen wie gebannt und sahen die Zwillingsherren auf den Schuhspitzen die mondhele Mlee

einher säufeln. Auf dem Brunnenplatze angelangt, breiteten sie ohne Säumen die Arme nach den Liebhaberinnen aus, wurden jedoch zurückgewiesen.

„Halt, Ihr Herren!“ schallt Setti mit verhaltener, aber entschiedener Stimme, „es ist ausgemacht, daß Ihr bei solcher Gelegenheit ungleiche Hüte tragen sollt, damit jede Dame ihren Ritter erkennen kann! Nun kommt Ihr mit Hüten, die sich so gleich sehen, wie zwei Eier! Welcher ist denn nun der Isidor?“

„Und welcher der Julian?“ fügte Netti bei.

Beide riefen gleichzeitig: „Ich!“ offenbar aus Muthwillen.

„Laßt sehen!“ befahl Setti unwillig, „die Ohrläppchen her!“ Sie ging auf den Einen zu und griff nach seinem rechten Ohre, während Setti das Gleiche mit dem linken Ohre des Andern that.

„Aha!“ sagte Salander bei sich selbst, „das Eiermudelchen und das Zuckerschnecken!“ und wieder mußte er an sich halten, um sich nicht durch lautes Gelächter zu verrathen. „Soll ich diese meine zwei Meisterstücke mit ihren Liebhabern nicht um Geld sehen lassen?“

Inzwischen hatten die Schwestern richtig herausgefunden, was ihnen gehörte, ohne sich von den Schälken länger hängeln zu lassen. Jeder erhielt einen feierlichen Kuß und sodann auf der halbrunden Bank einen Platz angewiesen neben seiner Liebsten, worauf sogleich die Befehlsworte doppelt zu vernehmen waren: „Nicht umfassen, oder wir gehen!“

Zuerst schien die kleine Versammlung sich paartweise zu unterhalten, weshalb Salander nicht ein Wort verstand. Er sah nur, daß die Töchter aufrecht und bewegungslos saßen, wie Steinbilder, während Isidor und Julian, jeder der Seinigen bescheiden zugeneigt, sich begnügen mußten, die nur mondheilen Gesichter mit den Augen zu liebkosen.

Herr Salander wunderte sich aufs Neue über die Mädchen; sie erschienen ihm wie zwei dämonische Verkörperungen einer und derselben fixen Idee, von welcher die Unglücklichen besessen wären. Wenn nun der eine der Zwillinge sterben mußte, oder sonst abhanden käme, würden sie dann vielleicht durch die bloße Halbierung geheilt, oder würden sich am Ende beide an den übrigbleibenden Theil hängen, gleich den salomonischen Müttern, und das Gespenst ihrer eingebildeten Leidenschaft sie aufreiben?

Es schauderte ihm bei dem Gedanken, daß solche Seelenstörungen den so blühenden Mädchen beschieden sein könnten. Und immer saßen sie noch da und flüsternten Unvernünftliches mit den Jünglingen, die jetzt aufsprangen, von irgend einem Worte getroffen.

Setti sprach allein weiter und so laut, daß es der Vater im Busche verstehen konnte:

„Ja, Ihr schönen Brüder! Es ist geschehen, was uns weh thut! Aus gewissen Reben, die Euere Frau Mutter auf offenem Markte hören ließ, müssen wir schließen, daß man uns Schwestern für reiche oder reich werdende Personen hält und somit alle Lieb' und Treue dem vermeintlichen Vermögen unserer Eltern gilt!“

Die Brüder prallten zurück und standen betreten vor den gestrengen Mädchen; denn auch Nettchen wendete sich düster, obgleich mit weicher Stimme, gegen ihren

Zwillingsantheil, zwar schon nicht mehr genau wissend, ob es der rechte sei, wegen des vorgegangenen Platzwechsels. Auch die Schwestern waren nämlich aufgestanden und zwischen die verwirrten Zwillinge getreten, die nach Worten suchend hin- und herschritten.

„Ja, so ist es, wir sind keine Marktwaare!“ sagte Netti und wischte sich die Augen, mit denselben trotzdem den, durch das Hin- und Hergehen der Unterscheidung entschlüpfsten Julian zu haschen suchend. Das beliebte Greifen nach dem Ohrläppchen war durch den Ernst des Augenblicks unmöglich geworden.

Setti befand sich in gleicher Lage, jedoch mit mehr Geistesgegenwart.

„Sprich Du, Zfidor, wenn Ihr etwas zu sagen habt!“ rief sie in leidenschaftlicher Vergessenheit dennoch lauter, als sie wollte. Und sofort sich fassend ergriff er endlich das Wort.

„Was können wir dafür, wenn unsere gute Mama sich freut, daß ihre Söhne reiche Bräute haben? Ist es eine Sünde für sie? Und wäre es selbst für uns eine Sünde, die Geliebte vor allen Nahrungsforgen gesichert zu wissen? Obgleich wir hoffen und vertrauen, sie aus eigener Kraft dagegen zu schützen! Nein, theure Elisabeth! Ich habe nicht nothwendig, Dein Erbe zu lieben; aber Dich zu lieben habe ich nothwendig, das schwöre ich Dir! Lasse Geld und Gut, Eltern, Haus und Heimath und Alles im Stich und komm mit mir! Auch ich verachte nicht, um der Armuth oder um meiner selbst willen einzig und allein geliebt zu werden, auch ich will alle schönen Hoffnungen und was mir von den Eltern zukommen wird, dahinten lassen und mit Dir bis ans Ende der Welt gehen!“

Er hatte sich während dieser Worte dem ältern Fräulein Salander zu Füßen geworfen, was bisher unter den vier Leuten noch nie vorgekommen und auch sonst gerade nicht landesüblich war. Das Gleiche that Julian und hielt eine noch feurigere Rede an Netti, in welcher er aber nicht arm, sondern reich werden zu wollen versprach, um zu beweisen, daß er nicht auf den Reichthum der Braut zu schauen brauche.

Sie hielten die Hände der Schwestern fest umklammert und bedeckten sie, durch die eigenen Worte zu Thränen gerührt, mit Küffen. Da nun Jede wieder ihren Antheil sicher an der Hand fühlte und noch größere Nührung empfand, so endete der prüfungsvolle Augenblick damit, daß die Jünglinge sich empor-schwangen und die schmucken Mädchen ohne Widerstand umarmten, und dies unter so heftigem Küffewechsel, wie es auch noch nie geschehen. Man sah dabei, daß die Zwillinge so kräftig in die Höhe geschossen waren, daß sie die auch nicht kurzen Frauengestalten überragten.

Das bemerkte auch Martin Salander, der unversehens zwischen den zwei Paaren stand und vielleicht noch lang' hätte stehen können. Allein er legte links und rechts eine Hand auf die entsprechende Zwillingschulter und sagte:

„Laßt's für heute genug sein, Ihr jungen Herren! Und Ihr artigen Frauenzimmer seid so gut, Euch von ihnen zu trennen! Hier steht der Vater, wie es scheint für Euch eine überflüssige Person!“

Die vier Liebesleute fuhren weit auseinander, Setti und Netti mit Schreckens-lauten, Zfidor und Julian aber sich bald ermannend.

„Herr Salander, es geht Alles mit rechten Dingen zu, wir sind mit Ihren Fräulein Töchtern verlobt!“

„Wir sind nämlich Alle volljährig, so viel wir wissen!“ sagten die Jünglinge etwas paßig; Salander merkte indessen wohl, daß es mehr aus Unbeholfenheit, denn aus Troß geschah.

„Das freut mich,“ versetzte er, „es überhebt mich einigermaßen der Verantwortunglichkeit, wenn ein dummer Streich geschehen sollte. Einstweilen kann ich den edeln Wettstreit wegen des zu erwartenden Vermögens sogar entgegenkommend schlichten und den Kummer meiner Kinder, es möchte sich um eine schöne Geldheirath handeln, zum Voraus mäßigen, indem ich einfach die Töchter enterbe, wenn sie in der Mißachtung der Eltern und unschicklichem Lebenswandel verharren sollten!“

Das Wort Enterbung lief wie eine gemeinjame sanfte Erschütterung durch die vier Verlobten. Sein harter Klang brachte die Töchter Salander's, die an dergleichen als etwas Mögliches nie gedacht, unmittelbar zum Weinen, ohne daß sich vorläufig der kürzeste Gedankengang damit verband; und die Brüder Weidlich senkten, in der Mondscheindämmerung freilich kaum bemerkbar, auf einen Kuck die Köpfe.

Niemand sprach zunächst ein Wort. Salander benutzte die Stille, die Scene zu schließen.

„Für einmal,“ sagte er in ruhigem Tone, „muß ich im Namen beider Eltern nun wünschen, daß in Zukunft dieser geheime Verkehr unterbleibt; es wird für Jeden das Beste sein. Darf ich die jungen Herren zu dem Hinterpförtchen begleiten, durch welches sie hereingekommen sind, damit ich den Schlüssel an mich nehmen kann? Meine Töchter werden den Garten mit mir auf dem gewohnten Wege verlassen. Nehmt Abschied!“

Die weinenden Mädchen schickten sich an, dem Gebote zu gehorchen; da sie aber über dem Auftritte die Spur der Erkenntniß wieder verloren hatten und die Jünglinge unentschlossen, ja störrisch, sich nicht rührten, reichte Jede dem Unrechten die Hand, ihm mit klopfendem Herzen den Mund zum Kusse bietend. Die wackeren Jungen wollten es nicht hierbei betwenden lassen, sondern änderten rasch die Stellung, wechselten Mädchen und Hände und umarmten Jeder die Seinige, worauf sie, durch die Verwirrung müde geworden, dem Herrn Salander folgten, indessen Setti und Retti trauernd auf die Steinbank sanken.

Nachdem ihr Vater die Zwillinge durch das Mauerpförtchen entlassen, den Schlüssel zweimal umgedreht und zu sich gesteckt hatte, kehrte er auf den Rundplatz zurück.

„So, nun wollen wir zur Mutter gehen,“ rief er den Töchtern zu, „sie grämt sich zu Hause! Es ist zehn Uhr vorbei!“

Er ging ihnen voran in das Haus und das Contor, wo noch das Licht brannte. Während sie sich dort so gut möglich von dem erlebten Schreck erholten, sann Vater Martin über den Zuspruch nach, den er ihnen halten sollte und auch wollte; je länger er aber die so vollkommen ausgereiften Jungfrauen betrachtete, desto schwerer dünkte es ihm, da viel hinein zu reden. Er

beschränkte sich daher auf ein paar anzügliche Brocken, die er hintwarf, um der Mutter den intimen Theil der nöthigen Vorstellungen zuzuschleichen.

„Ist das nun,“ sagte er, vor ihnen still stehend, „die große Karität, die Ihr Euch ausgesucht habt? Denkt Ihr großen Staat damit zu machen? Zwei Männer, die Ihr nicht von einander unterscheiden könnt, wenn es etwas dämmerig ist? Dem ließe sich zwar abhelfen durch eine Bedingung im Ehecontract, daß sie die Härte ungleich tragen sollen, z. B. der eine einen Vollbart, der andere einen Schnurrbart. Allein genauer überlegt, haben sie leider noch gar keine Härte und bekommen am Ende niemals solche, die dicht genug wären, unterschiedliche Charaktere daraus zu schneiden!“

Der Spott brachte nicht die gewünschte Wirkung hervor; er betrübte nur die Mädchen auf das Tiefste, daß sie wieder zu weinen anfangen, nachdem sie schon sorgfältig die Augen getrocknet hatten.

„O lieber Vater,“ schluchzte Setti, „es nützt gar nichts, es hängt nicht von uns ab! So lange sie uns treu bleiben, lassen wir nicht von ihnen!“

„So?“

„Ja, Vater!“ rief jetzt Nettchen, „wie können wir unsere Wahl denn anders rechtfertigen, als durch die Standhaftigkeit, mit welcher wir den armen Menschen die Treue halten?“

„Da haben wir die fixe Idee!“ dachte Salander.

„Und was die größere Jugend unserer Verlobten betrifft,“ fuhr die ältere Tochter nicht ohne Zierlichkeit fort, „so bedürfen sie nicht nur liebevoller, sondern auch mit einem mütterlichen Sinne begabter Frauen, die sie wohlthätig zu lenken verstehen! Ihre eigene Mutter hat nicht diejenigen Eigenschaften, welche zur Bezähmung so kecker Bursche erforderlichlich waren. Wir aber, Netti kann es bezeugen, haben schon einen veredelnden Einfluß über sie gewonnen, sie hören auf uns und lassen sich gefallen, was wir ihnen sagen.“

Nettchen gab ungesäumt ihr Zeugniß ab:

„Es ist wahr, was Setti sagt, sie sind schon viel manierlicher, selbst gesitteter, als da wir sie kennen lernten!“

Das läßt sich bei Gott hören, es mag etwas dran sein! dachte der umhergehende Herr Vater; dann müssen die Gefellen aber ziemlich ungezwungen gewesen sein! Laut sagte er:

„Wir werden heute mit dieser Materie nicht fertig! Kommt, wir wollen gehen!“

Er löschte das Licht und führte die bedrängten Fräulein unbemerkt auf die Straße. Schweigend schritt er neben ihnen her; daß er nicht fröhlich, wie sonst, an jeden Arm eines der Kinder nahm, dagegen zwei oder drei Mal einen Seufzer vernehmen ließ, machte ihnen das Herz auch wieder schwerer, je näher sie der Wohnung kamen. Und als sie in die Stube traten, wo die Mutter ganz allein am Tische saß und strickte, fühlten sie, daß sie trotz ihres schönen und klugen Mädchenalters einen tiefen Fall gethan. Sie suchten jedoch nicht etwa in ihr Schlafzimmer zu entfliehen, sondern setzten sich still an eine Wand und blickten traurig auf den Boden.

„Guten Abend, Frau!“ sagte Salander, „da haben wir die Vögel ein-

gefangen! Sie bitten Dich um Verzeihung und willigen ein, daß alles weitere Ausfliegen einstweilen unterbleibe! Denn sie waren mehr unbesonnen als leichtsinnig und jedenfalls mehr leichtsinnig als böse!"

„Das fehlte noch, daß es mehr böse als leichtsinnig heißen müßte!“ erwiderte Marie Salander ohne aufzublicken.

Die den Gegenstand dieses kurzen Gespräches bildeten, waren solche Worte nicht gewöhnt und hätten nie geglaubt, daß es dergleichen für sie gäbe. Wehrlos verharrten sie im Schweigen.

„Wenn Ihr noch Hunger habt,“ sagte die Mutter, „so könnt Ihr in die Küche gehen; hier hat man längst abgeräumt. Das Bett werdet Ihr auch wohl finden, alt genug seid Ihr!“

Sie standen auf und gingen hinter einander her in die Küche, nahmen dort jedoch nur das nöthige Licht und stiegen ohne zu essen eine Treppe hinauf in ihr Schlafgemach. Ueber ihnen auf dem Estrich lag mäuschenstill in ihrem Bett die Magd, die sich kurz vorher weggeschlichen.

Unten strickte die bekümmerte Frau fort, ohne eine Masche fallen zu lassen.

„Du hast sie also wirklich beisammen getroffen?“ fragte sie den Mann.

„Gewiß, ja! Zuerst kamen die Kinder anmarschirt, im hellen Mondschein, dann die vertrackten Weiblichsjungen; ich steckte in dem Gebüsch hinter dem Brunnen, sah Alles, was vorging, und hörte beinahe Alles, was gesprochen wurde. Ich muß Dir nun zuerst sagen, daß ich, abgesehen von der Heimlichkeit, mit welcher sie uns hintergingen, nichts sah oder hörte, was ehrbaren Liebesleuten nicht erlaubt ist; ich möchte behaupten, ich sah und hörte nicht einmal alles Erlaubte, so viel ich mich wenigstens, mit Deiner Genehmigung zu sagen, aus unserer eigenen Praxis erinnern kann. Die Kinder scheinen eine merkwürdige Gewalt über die Bengel zu haben —“

„Nimm es mir nicht übel, Martin,“ unterbrach ihn Marie, „aber Du sprichst ganz verkehrt und närrisch! Das Gegentheil ist wahr, die Bengel üben ja die unglückliche Gewalt über die Kinder!“

„Nicht so, Marie! Diese Gewalt, die Du meinst, die sitzt auch in den Mädchen selbst, die Jungens würden sie nie haben; es ist die fixe Idee, an der sie leiden! Doch laß Dir erzählen, wie es herging!“

Er beschrieb ihr so genau und anschaulich als möglich den ganzen Hergang, indeß sie bald ungläubig, bald verwundert, aber immer unwillig aufschaute, den Kopf schüttelte und wieder strickte.

Plötzlich warf sie den Strumpf auf den Tisch.

„Ich komme nicht darüber hinweg! Sie haben mich als Mutter beleidigt; ich bin nie gewöhnt gewesen, seit ich die Kinder besaß, und war von Hause aus nicht gewöhnt, von gewissen Dingen zu reden und zu sagen, die nicht sein sollen. Ich glaube auch jetzt noch, daß gut geartete Kinder am besten durchkommen, wenn sie die Leute im Haus, namentlich Vater und Mutter, offen und tadellos wandeln sehen, ohne sie darüber predigen zu hören. Und nun diese jahrelange Verschlagenheit zweier Töchter gerade gegen die Mutter!“

„Das mußt Du nicht von der Seite allein nehmen! Es ist in Gottes Namen einmal gesehen, ein neuer Fall von Menschengeschichten, woher sollen diese her-

kommen, wenn es nicht immer neue Erscheinungen gibt? Vielleicht ein lumpiges Lustspiel, vielleicht ein erbaulich ernsthaftes Schicksal!"

"Und wie steht es nun! Wie soll es werden?"

"Wie ich Dir sagte, sie erklären, von den Zwillingen nicht zu lassen, sie meinen, aus ihnen zu machen, was sie wollen und was gut sei! Daß aber der Verkehr in bisheriger Weise aufhört, dessen bin ich ziemlich sicher. Denn als ich ein Wort von Enterbtwerden fallen ließ, fühlte ich deutlich, daß die Herrschaften mürbe wurden. Ich mußte es thun, weil ihrerseits bereits das Wort Volljährigkeit gefallen war."

Frau Salander wurde in diesem Augenblicke todtenbleich und griff nach der Seite, wo das Herz hängt.

"Enterben!" wiederholte sie mit jammervoller Stimme, "kannst Du denn das wegen einer solchen Sache?"

"Eigentlich wohl nicht leicht," erwiderte Martin möglichst ernsthaft, "ein guter Advocat könnte indessen einen unmordentlichen Lebenswandel, fortgesetztes Mißachten und Hintergehen der Eltern, Kinderundant u. dergl. schon so herausdreheln, daß es durchzusetzen wäre vor nicht allzu scharfsichtigen Richtern."

Marie Salander packte ihr Strickzeug zusammen. Es rannen ihr Thränen über die Wangen, die sie nicht beachtete.

"Soweit ist es schon gekommen," sagte sie, indem sie die Lampe löschte und den Beuchter zum Schlafengehen ergriff, "soweit, daß in diesem Hause ein solches Wort ertönen muß! Zwei Kinder verlieren!"

Martin stützte und führte die schwankende Frau und tröstete sie im Gehen:

"Ei, bedenke doch, ich müßte ja todt sein, wenn das Testament eröffnet und angegriffen würde! Wenn ich unter dem Boden dann den Proceß gewönne, so könntest Du und Dein Sohn Arnold den Mädchen Alles wieder zurückgeben!"

Jsidor und Julian Weidlich waren sehr erschrocken und kleinlaut in der dunklen Straße hinter der Gartenmauer gestanden und dann einig geworden, nach dem Singhause zurückzukehren, ihre Abwesenheit eher zu vertuschen. Sie setzten sich, als sie hörten, daß immer noch geübt wurde, in ein Trinkstübchen, in welchem sich pausirende Sänger erfrischten, und sie thaten, als ob sie die ganze Zeit über im Hause gewesen wären. Dann schlugen sie erst den Weg nach dem Zeisig ein, wo im elterlichen Hause für Jeden ein artiges kleines Studirstübchen gebaut und eingerichtet war.

Nach und nach fanden sie Worte, von dem Ereigniß dieses Abends zu reden, wurden aber nicht recht klug daraus. Für sie ragten vornehmlich zwei Dinge aus dem Abenteuer heraus: die Anfechtung ihrer verlobten Bräute wegen der Liebe aus Habsucht, ehe der Vater kam, und die Drohung des letzteren mit Enterbung der Töchter. Beide Punkte standen in unheimlicher Beziehung zu einander. Die Fräulein wollten nicht des Vermögens wegen geliebt sein und der Vater ihnen dasselbe entziehen, wenn sie sich überhaupt lieben ließen. Aber konnte denn der Alte sie wirklich enterben? Ueber diesen Gegenstand waren sie als angehende Notare schon von einiger Erfahrung, der betreffende Abschnitt des Erbrechtes ihnen geläufig. Das Ergebnis des Rathschlages fiel auch ziemlich verständig aus: sie fanden, es dürfte besser sein, sich den Geboten des Herrn

Salander zu fügen und die Zusammenkünfte mit den Töchtern einzustellen, um die Frage jedenfalls nicht zu verschärfen. Sie hielten dafür, daß die Mädchen auch keine Neigung hätten, die unbestimmte Gefahr herauszufordern, und von der Volljährigkeit allein nicht leben könnten, wenn es zum Bruche mit den Eltern käme; und sie fürchteten die Mutter noch mehr als den Vater.

Dagegen wollten sie einen schriftlichen Verkehr einführen und so die Zeit erwarten, die ihre Aussichten und Hoffnungen krönen würde. Der Treue der beiden Geliebten waren sie ja sicher, wie ihrer eigenen, und indem sie über diese Seite der Angelegenheit ein paar jugendliche Redeb Blumen von leichter Bauart in die Verhandlung streuten, nahm diese den verwunderlichsten Ton von der Welt an. Und doch war es ihnen auch hiermit Ernst, da es ja sonderbar hätte zugehen müssen, wenn so junge Gesellen keines dankbaren Gefühles für die Hingabe eines solchen Schwesternpaares fähig gewesen wären.

Zu Hause wollten sie den Vorfall verschweigen, damit die Mama nicht neue Verwirrung stifte.

XI.

Im Salander'schen Haushalt schien der gute Hausgeist der Unbefangenheit irgendwo krank zu liegen. In Erwartung eines schweren Tages hatten Setti und Retti, die in jener Unglücksnacht nicht geschlafen, einander gelobt, dem Gerichte der tief verletzten Mutter mit kindlicher Bescheidenheit, aber auch mit wandelloser Treue dem erwählten Geschick Stand zu halten.

Als sie am Morgen in der Familienstube erschienen, sagte Niemand ein Wort, und auch als der Vater fortgegangen und sie mit der Mutter allein waren, schwieg diese beharlich von der Sache, gab auch nicht den geringsten Anlaß, den die Töchter zu einer Beichte hätten ergreifen können. So ging es den Tag hindurch, den folgenden Tag und alle anderen Tage. Die Mutter begrub ersichtlich für sich das Unheil in die Nacht des Schweigens, um es so zu vernichten, im Glauben, daß es gelingen müsse. Der Vater that auch, als ob er es rein vergessen hätte, und nur die Magdalene flüsterte ihnen einmal zu, sie dürfe nicht davon sprechen, wenn sie nicht fortgeschickt werden wolle.

Arnold schrieb wie gewohnt nach Hause, bald an die Eltern, bald an die Schwestern. Die Briefe an Vater und Mutter wurden offen herum geboten, kein Wort verrieth darin, daß er etwas von dem Kummer der Mutter wußte, und was er an die Schwestern schrieb, war ebenso ahnungslos und brüderlich ungenirt, wie von jeher.

Wenn sie ausgingen, so bemerkten sie nicht die kleinsten Zeichen einer Ueberwachung; man fragte gar nicht wo sie hin wollten, und noch weniger sah ihnen Jemand nach.kehrten sie zurück, so kümmerte sich Niemand darum, wo sie gewesen seien, wenn sie es nicht selbst sagten.

So wußten diese staltlichen Hochjungfrauen nicht, woran sie waren, und gingen wie Schatten in ihrem durchsichtigen Doppelgeheimniß herum. Sie fühlten sich um so unbehaglicher, je mehr ein ruhiges Einbernehmen sich herzustellen, eine persönliche Ausgleichung in alter Gewohnheit neu zu befestigen begann; denn die Mutter sah bei alledem so aus, wie wenn ein einziges Wort

die Finsterniß wieder verbreiten könnte. Eines Mittags saß Salander mit den Töchtern allein bei Tisch, weil Frau Marie verreist war, dem Leichenbegängniß einer auf dem Lande verstorbenen Verwandten beizuwohnen. Salander zog einige Privatbriefe aus der Tasche, die er vom Bureau mitgebracht, und beschaute sie näher.

„Da ist auch einer von Arnold,“ sagte er, „was schreibt er?“ und legte den geöffneten Brief auf den Tisch. Setti nahm das Papier und las. Arnold berichtete, daß er leidlich doctorirt habe, so und so viel Geld drauf gegangen sei und daß er nun von der Erlaubniß Gebrauch zu machen gesonnen sei, über London und Paris heimzureisen und dazu ein Jahr zu verwenden.

„Das ist mir recht wegen der Sprachen, in denen er noch zurück ist,“ sagte der ehemalige Secundarlehrer, „für das Andere gebe ich ihm nicht so viel. Wenn er von England spricht, wird er Dschury sagen, und Schürri, wenn er von Paris erzählt, mehr kann er in einem halben Jahre kaum erschnappen, was die Rechte betrifft!“

Inzwischen hatte Setti den Brief hingelegt, ohne ihn fertig zu lesen, und hielt das Taschentuch vor den Augen. Gleich darauf auch Netti, die den Brief aufgenommen und ebenfalls hineingeblickt.

„Was gibt es denn? Was habt Ihr?“ fragte der Vater betroffen, „warum lest Ihr nicht zu Ende?“

Er nahm den Brief an sich, suchte den abgebrochenen Schluß und las laut: „Nun grüße ich auch treulichst das holde Geschwisterpaar! Der Kürze halber habe ich, um mir den theueren Zwiebegriff schneller vor die Seele zu führen, die Namen Setti und Netti zusammengezogen und denke nur „Snetti!“ so stehen sie vor mir. Aber wie steht es denn mit ihnen? Ist noch keine Verlobung in der Luft? Sie sind nachgerade keine Hasenbraten mehr! Mir kann es recht sein, wenn ich sie noch hübsch zu Hause treffe; denn bei so wählerischen Stiftdamen weiß der Kuckuck, was sie Einem für Schwäger aussuchen!“

„Ja so!“ brummte der Vater gutmüthig, „hätt' ich gewußt, was da steht, so blieb der Brief in der Tasche. Aber thut die Augentröckner weg und eßt Euere Suppe!“

Seine Art zu reden tröstete die Mädchen ein Wischen; es war doch das Freundlichste, was sie in der ganzen Zeit gehört, und sie aßen mit dem Vater zu Ende.

Als die Magd nichts mehr im Zimmer zu thun hatte und Martin seinen Wein gemächlich austrank, während die Frauzimmer nach bestehender Sitte des Hauses noch so lange ihre Plätze behielten, nahm er in gemüthlichem Tone wieder das Wort.

„Da das leidige Verhältniß, das uns alle beherzt, durch Arnold's arglosen Scherz einmal berührt worden ist, so wollen wir vernünftig ein Wischen weiter davon reden! Ihr haltet Euch sehr achtungswerth; wir glauben, die Mutter und ich, daß Ihr den Umgang mit den jungen Leuten wirklich meidet; hinwieder wissen wir nicht, woran wir mit der Zukunft sind und ob Ihr selbst etwas mehr im Klaren seid! Vielleicht, dachten wir, finden sie sich doch allmählig zurecht und sich selbst wieder, und zwar ohne die zwei seltsamen Beisterne! Da

kommt neulich der Laufstabe von der Post und erzählt, er habe auch die Fräuleins am Schalter gesehen. Haben sie Briefe hingebracht? frag' ich, und er sagt: Nein, sie haben Briefe geholt, die für sie dort lagen. Gut, ich weiß schon, was es ist, gab ich zur Antwort. Verkehrt Ihr also poste restante mit ihnen?"

„Ja!“ entgegneten die Töchter beide zugleich.

„Und in welchem Sinne? Der hoffenden Zubericht oder der entsagenden Freundschaft? Ihr seht, daß ich mich in dem Sprachgeiste auszudrücken weiß, der in der bewußten Correspondenz walten wird!“

„Unsere Freunde entsagen nicht, so lange sie zweier Herzen sicher sind, die es nicht von ihnen verlangen!“

Dies sagte Nettchen und Setti fügte hinzu:

„Wie wollten wir freiwillig die Hoffnung aufgeben, der geliebten Personen verlustig gehen und dagegen für das ganze Leben erst recht eine spottende Nachrede eintauschen?“

„Gut getrumpft!“ sagte der Vater, mit innerer Trauer der Gattin gedenkend, die mit ebenso fest eingewurzelttem Gegenfinne zu derselben Stunde in einem fernem Trauerhause am Tische sitzen und vom Leichenmahle genießen mochte.

„Liebe Kinder!“ fuhr er nach einem kurzen Schweigen fort, „wie lang' wollt Ihr denn eigentlich auf das vermeintliche Glück warten? Wenn ich nur das wüßte! Ja, wenn Ihr zwanzig Jahre alt wäret, wie die Liebhaber, dafür diese von Euerem Alter, das ließe sich hören!“

„Immer das Gleiche!“ riefen die Töchter durcheinander, „habt doch Geduld, in wenig Jahren werden wir mit ihnen gleich alt scheinen, sie so alt wie wir und wir so jung wie sie, wenn wir nur erst verbunden sind! Sie werden Männer sein! Uebrigens bekommen sie schneller die ihnen gebührende Stellung, als Manche glauben, und dann hat das Glend ein Ende!“

„Trumpf!“ rief der Vater lachend, aber voll Verwunderung über die Reden der Töchter; „das tönt ja Alles wie im heroischen Zeitalter, wo Männer und Frauen ewig jung blieben! Wir wollen es abwarten und mögt Ihr nicht eine Zeit erleben, wenn es nach Eurem Willen geht, wo Ihr wirklich heroischer Kräfte bedürftet! Jetzt wollen wir die Sitzung aufheben. Heut' Abend muß ich in eine Versammlung wegen der kommenden Wahlen gehen und kann nicht wegbleiben. Da wäre es artig von Euch, wenn Ihr statt meiner Euch auf den Bahnhof begeben und die Mutter abholen wölltet. Ich weiß, es thut ihr gut, wenn sie Euch unerwartet dort trifft!“

Die Töchter versprachen, es zu thun, und errötheten leise aus geheimer Freude über den erhaltenen Auftrag.

Martin Salander ging an sein Geschäft, arbeitete ein paar Stunden darin und dann noch eine gute Zeit in der Wahlsache, indem er Briefe und andere Papiere durchging und dies oder jenes anmerkte. Es handelte sich um die Ermittlung einer Vorschlagsliste für die Kreiswahlen in den Großen Rath des Standes Münsterburg, die Durchmusterung der bisherigen Inhaber der Stellen, den Ersatz abgehender, den Eintritt neuer Personen. Salander freute sich immer noch seiner

Unabhängigkeit von allen Wahlverlegenheiten in Ansehung seiner eigenen Person, indem er trotz seiner oft in Anspruch genommenen Dienste und mehrfachen Zututhens dem förmlichen Amts- und Titelwesen fern geblieben.

Jetzt wollte es ihm aber heimlich bedünken, daß er Vieles doch am besten in dem gesetzgebenden Rathe vertreten und sagen könnte, wie so mancher Andere auch, als am entscheidenden Orte; denn was half es ihm, wenn er in freien Vereinen und Zusammenkünften eine Meinung durchsetzte gegen irgend einen Gegner, der dann in der Behörde saß und dort allein das Wort hatte.

Er brachte aber nicht über sich, was doch gäng und gebe ist, sich selbst vorzuschlagen, d. h. vertraulich den andern Führern zu eröffnen, daß er Lust verspüre, gewählt zu werden; und um nicht den Anschein davon zu gewinnen, nahm er ausdrücklich an der Leitung der heutigen Zusammenkunft Theil, während Diejenigen wegblieben, die genannt zu werden wünschten oder wußten, daß es geschah. Freilich nicht Alle; denn einige wiederum erschienen freimüthig und setzten sich breit hin.

Im Saale zu den Vier Winden, der den verschiedensten Parteien und Vereinen als Sammelort diente, fand Salander zwei lange Tische von dichteren Gruppen und einzelnen Bürgern ungleich besetzt, während ebenso viele Männer noch an den Wänden herum standen und mit einander sprachen. Unter diesen trieben sich die Einberufer umher, hier und da Rücksprache nehmend oder einen der schwierigeren Kannengießer bearbeitend. Auch Salander gesellte sich zu ihnen. Er war der Haupturheber des Gedankens, in versöhnlichem Sinne beiden Hauptparteien Rechnung zu tragen; er selbst gehörte der demokratischen an, deren Macht seit einiger Zeit im Volke zu wanken begann, und so hielt er es für eben so klug, als billig, den Altliberalen wieder mehr Raum zu gönnen. Namentlich war er ein Verehrer der modernen Liebhaberei der Minderheitenvertretung geworden, der nicht nur politische Philosophen, sondern auch allerlei praktische Leute anhängen, welchen der schöne Grundsatz nächstens selbst nützlich werden konnte, nachdem sie bislang keine anders gesinnte Fliege zugelassen hatten, noch ferner zuzulassen gesonnen waren.

Da die Tische sich allmählig dichter bevölkerten, gab der Vorsitzende das Zeichen des Beginnes. Salander, durch die noch Herbeieilenden schreitend, begegnete einem jungen Manne, der ihm bekannt schien und ihn durch Hutabnehmen ehrerbietig grüßte, was er höflich erwiderte. Er mußte einen der Tische entlang gehen, um seinen Platz am Kopfende desselben unter den Anführern zu finden. Auf diesem Wege stieß er abermals auf den jungen Mann, der die gleiche Höflichkeit wiederholte und den Hut zog, diesmal mit einer Verbeugung. Der scheint seinen Hut gar nicht ablegen zu wollen, dachte er eben, als es ihm wie Schuppen von den Augen fiel; das waren ja die Zwillinge! Ei nun, sie zeigten doch eine wackere Theilnahme an den Landesangelegenheiten; das steht jungen Leuten gut und beweist einen ernstern Sinn! Wenn sie nichts Schlimmeres treiben, so ist es so übel nicht mit ihnen beschaffen!

Durch diese Gedanken und die Erinnerung an das mittägliche Gespräch mit den Töchtern halb zerstreut, nahm er endlich seinen Platz ein, das

Schöppchen Wein bestellend, daß der Ehrbarkeit halber in dieser Gegend des Saales nur ganz langsam, gleichsam unmerklich getrunken werden durfte.

Die Verhandlungen nahmen ihren Anfang mit einer politischen Rede des Vorsitzenden, der Wahl der Stimmenzähler und anderer Functionäre, worauf der Aufruf der Vorschläge eröffnet wurde. Einige gedruckte Zettel, von den bestellten Berichterstattern mündlich erläutert, lagen zu Grunde, und fünf bis sechs unbefristete Namen waren bald erledigt. Aber schon beim siebenten Namen, als der Präsident die Frage stellte, ob ein weiterer Vorschlag gemacht werden wolle, erschallte aus dem Hintergrunde eine kräftige Stimme, die rief:

„Ich schlage vor Herrn Martin Salander, Kaufmann in Münsterburg!“

Und aus einer andern Ecke des Saales her rief Einer ebenso laut:

„Unterstützt!“

„Ah! Gut so! Schon längst verdient“ u. dgl. murmelte es an den Tischen, und Jeder sah sich nach den Rufenden um.

Der Vorsitzende aber klingelte an seinem Glase, und als es still geworden, sprach er:

„Ich möchte die Versammlung anfragen, ob wir jetzt schon auf neue Namnungen eintreten, oder vorerst die noch vorhandenen Vorschläge bereinigen wollen, die voraussichtlich rasch und mit Einmuth abgethan sind!“

„Ich beharre auf meinem Antrag!“ rief die erste Stimme und das laute: „Unterstützt!“ aus der anderen Ecke folgte unmittelbar wieder darauf. Der Präsident verkündigte:

„Es ist vorgeschlagen, Herrn Martin Salander als siebentes Mitglied unseres Kreises im Großen Rathe auf die Wahlliste zu nehmen! Ich bitte den Herrn Antragsteller, sich zu nennen!“

„Notariatssubstitut Sidor Weidelich!“ erschallte es vom alten Orte her noch lauter, und von der Unterstützungsecke her schrie der andere Rufer, offenbar Bruder Julian:

„Bravo! bravo!“

Alles sah sich wieder um.

„Was ist das für ein Weidelich? Welcher ist es? Der junge Mensch dort?“ hieß es.

Der Präsident klingelte wieder und rief:

„Wem es also beliebt, daß auf den Wahlvorschlag des Herrn Sidor Weidelich schon jetzt eingetreten werde, der hebe die Hand auf!“

„Auf!“ schriegen nun eine Anzahl junger Leute, die Hände in der Luft schwenkend, und ihnen folgte eine Hand um die andere etwas zögernd; als es aufhörte, ersuchte der Vorsitzende die Stimmen zu zählen. Es ergaben sich sechsundsünfzig Hände.

„Es scheint dies die Mehrheit zu sein! Oder wird das Gegenmehr verlangt?“

Zwei oder drei erhoben die Hand, ließen sie aber wieder sinken, als sie sahen, daß sie allein blieben.

„Es ist also beschloffen, die Vorschlagswahl des Herrn Martin Salander sofort vorzunehmen. Wer dafür stimmt, daß derselbe an nächstfolgender Stelle

auf die Liste gesetzt und dem Volke im Namen der gegenwärtigen Versammlung zur Wahl empfohlen werde, der beliebe die Hand zu erheben!"

Mit Ausnahme weniger Lücken, die fast nicht bemerklich waren, erhoben sich alle Hände mit einem beifälligen Geräusch, welches bewies, daß Salander's Wahl den anwesenden Bürgern an sich als erwünscht erschien.

Der so gut wie gewählte Mann befand sich in verdrießlicher Aufregung. Den geheimen Wunsch im Herzen, den ihm wohl gebührenden Sitz im Rathe endlich einzunehmen, sah er sich denselben durch das feste und verfrühte Einmischen der Zwillinge zuwendet und zugleich durch die unhöflichen Umständlichkeiten des Vorsitzenden das Abstimmen aufgehalten, ein Zusammentreffen, das ihm nur unwillkommen sein konnte. Erwägend, daß er die Wahlbewerbung unter solchen Umständen nicht übernehmen und die Rathsstelle namentlich nicht den Zwillingen verdanken dürfe, hatte er in der Zerstreuung den rechten Augenblick entschiedener Einsprache versäumt und war so unruhig und verlegen, daß er sein Schöppchen, das unberührt stand, in lauter kleinen Schlücken beinah' ausgetrunken hatte, als der Vorsitzende das günstige Ergebnis mit einer gewissen Feierlichkeit bestätigte und im Geschäfte fortfahren wollte. Erst jetzt erhob sich Martin Salander und verlangte das Wort. Er dankte für das ehrende Zutrauen, erklärte aber, die Candidatur aus Gründen ablehnen zu müssen, die er hier nicht auseinander setzen könne, und bat mit sehr bestimmten Worten um Vornahme einer neuen Wahl. Jetzt erst machten sich zwei ältere Männer geltend, um ihn zur Umkehr zu bewegen. Diesen war er im Herzen wahrhaft dankbar; allein er blieb fest in seinem Entschlusse, und so nahm das Geschäft seinen weiteren Verlauf, bis es mit den üblichen Zwischenfällen und unvorhergesehenen Wendungen zum Ende gerieth.

Auch der Vorsitzende, mit Salander in ähnlicher Lage geheimen Wunsches, wurde beim Aufstellen neuer Candidaturen auf Martin's Vorschlag gewählt, womit dieser seine Bürgerpflicht ruhig erfüllte, weil er jenen als einen tüchtigen Mann kannte.

Auf dem Heimwege hatte er sehr widersprechende Gefühle zu überwinden. Ein, wie er glaubte, ihm zu fernerm Wirken nothwendiges Amt mußte er fahren lassen, weil er es nicht aus den Händen Derjenigen empfangen durfte, die es wie aus dem Aermel geschüttelt ihm schenkten. Was würde Frau Marie dazu gesagt haben, wenn es hieß, die Weiblichen hätten ihn öffentlich ausgerufen! Und doch, so sehr er sich über die Schlingel, wie er sie nannte, ärgerte, empfand er widerwillig einen Schimmer von Wohlwollen für sie und den mißlungenen Streich, den sie ihm gespielt. Dann schämte er sich, das erste Mal, wo er nach mehrjähriger Thätigkeit auf die Schwelle des Rathshauses getreten, in einen so kleinlichen Fallstrick gerathen zu sein und sich zu dem gestehen zu müssen, es gebreche ihm an der gesunden Rücksichtslosigkeit, welche zum rüstigen Vorgehen auf politischer Laufbahn unentbehrlich sei.

Schließlich ward er doch mit seiner Handlungsweise zufrieden, da er die Folgen, alle die weiteren Anforderungen bedachte, wenn der Pfad des amtlichen Lebens einmal beschritten war. Rein, sagte er, das Bewußtsein, von den zwei Bürschchen auf den Schild gehoben zu sein, wäre mir überall nachgelaufen, und

gewiß hätten sie selbst sich sehr unbequem an meine Füße geheftet! Und was heut nicht geschieht, kann ja in glücklicherer Stunde besser geschehen!

Für sein Verhalten erntete er auch den schönsten Lohn, als er das Erlebnis der Frau erzählte und sie ihn höchlich darum belobte. Er hatte sie in zufriedener und weicher Stimmung zu Hause gefunden, weil sie das Entgegenkommen der Töchter als einen Anfang zum Bessern empfand und auslegte, deshalb auch den Abend in freundlichem Vernehmen mit ihnen verlebte, was die Mädchen hintwider zu ihren Gunsten deuteten, als sie zu Bett gingen.

Die Urheber all' dieser Gemüthswirrnisse, Julian und Isidor, steckten nach dem Schluß der Versammlung in einem Bierhause vor Stadt die Köpfe zusammen.

„Das ist uns nun schlecht gelungen mit dem verhofften Schwiegerherren!“ vermeinte der eine von ihnen.

„Was den Alten unserer theuren Schätze betrifft, so glaube ich, er rechnet uns den guten Willen an bei Gelegenheit, und übel genommen hat er es gewiß nicht!“ erwiderte der Andere; „aber sonst ist unser Auftreten ja vollkommen gelungen, er wurde ja so gut wie einmüthig gewählt!“

„Freilich, ja, wer hätte gedacht, daß wir Zwei das erste Mal schon, wo wir in eine politische Versammlung gehen, einen Rathsherrn machen würden?“

„Das sag' ich auch, ein guter Anfang! Anstich, trink! Das müssen wir fortsetzen! Wenn wir mit solchem Erfolg ferner politisiren, so wird uns das sehr förderlich sein! Mein Chef sagt, er wolle dies Jahr noch abgehen; ich muß jetzt schon fast Alles machen!“

„Und meiner wird nicht mehr gewählt, sehr wahrscheinlich, wenn seine Amtsbauer abläuft.“

„Da kannst Du gleich jetzt schon vorarbeiten in Deinem Kreise! Trink' Deinen Rest!“

„Es gilt Deinen Anstich! Hör' einmal, was mir neulich eingefallen ist, ich wollt' es mir nur reiflicher überlegen!“

„Los damit!“

„Ich calculire, es wäre nützlich, wenn wir Zwei nicht zu der nämlichen Partei gehen würden, da könnten wir uns besser in die Hände arbeiten! Es kommt das öfter in Familien vor, daß der eine Bruder grau, der andere schwarz, der dritte roth ist, und Alle stehen sich gut dabei; Einer macht dem Andern Freunde, indem er mit Liebe von ihm spricht und ihn empfiehlt!“

„Das leuchtet mir ein! Wahrhaftig, je deutlicher ich's denke! Du Himmelhund! Aber wie sollen wir den Kuchen theilen? Hast Du eine bestimmte Vorliebe, ein Princip?“

„Ich? Noch nicht, das werden wir später mit der Erfahrung erwerben, wenn es unerläßlich ist! Aber für jetzt ist es mir gleichgiltig, welches Lieb ich pfeife; man braucht überhaupt nicht immer zu schwagen, wenn man nicht bei der Sache ist!“

„'s kommt Dir ein Quart!“

„Trink' und Anstich!“

„Sieh, so denk' ich gerade! Nur einen Haken hat die Sache, den flotten

oder minder flotten Klang des Namens! Jetzt sind die Demokraten oben und gelten für schneidig; die Altliberalen werden schon von ihnen Zöpfe genannt. Conservativ wäre dem Ohr genehmer, aber das Simpelvolk braucht den Ausdrück nicht!"

„Da ist etwas dran! Schon das Wort altliberal oder altfreisinnig gleicht einer Nachtmühe.“

„Und doch, auf der andern Seite fängt der Begriff Demokrat an zu brenzeln! Und ein Notar hat es hauptsächlich mit dem Capital zu thun!“

„Ja wohl, aber Du vergiffest, daß auch die verschuldeten Bauern, die Debitoren und Concurfisten, arme Leute aller Art mit dem Notar zu thun haben, das muß man Dir ja nicht sagen! Und diese haben bei den Notarwahlen die Mehrheit, wie andertwärts!“

„Auch wieder wahr! Hör' jetzt, da Vortheil und Nachtheil sich so gleichmäßig gegenüberstehen, so schlag' ich vor, die Parteien unter uns auszuwürfeln!“

„Kellnerin, den Würfelbecher!“

Als das Geräthe da war, ergriff es Isidor und schüttelte es.

„Wie soll es nun gelten? Ich denke, wir schließen alle Nebenparteien aus und spielen nur um die zwei Hauptlager!“

„Also Demokrat oder Altliberaler! Da reicht ein Wurf hin; wer die meisten Augen wirft, wird das, was vorher bestimmt wurde, der Andere nimmt den andern Namen an.“

„So sagen wir, der Gewinnende wird Demokrat, der Verlierende Altliberaler! Soll es gelten?“

„Fest soll es gelten!“

„Trink' vorher den Rest, a tempo, profit!“

„Drauf los, profit!“

Isidor schüttelte nochmals die drei Würfel und stürzte den Becher auf den Tisch. Es lagen achtzehn Augen, alle drei Sechser.

„Es ist schon fertig!“ rief Julian.

„Nein, Du wirfst auch, Du kannst ja ebenso viel werfen und dann stechen wir!“ sagte der Bruder Isidor.

Der Andere warf, aber nur dreizehn Augen.

„Profit Anstich, Herr Demokrat!“ rief er und der Andere, Isidor, rief: „Profit, Anstich, Herr Altliberaler, vulgo Zopfius!“

(Fortsetzung folgt.)

Raphael's sixtinische Madonna.

Von
H. Brunn.

Als ich kürzlich nach jahrelanger Pause in Dresden wieder einmal vor Raphael's sixtinische Madonna trat, fühlte ich mich durch den übervältigenden Eindruck dieses Werkes geradezu überrascht: ich vermochte nur mich diesem Eindrucke hinzugeben, ohne weiter zu fragen, worauf diese außergewöhnliche Wirkung beruhe. Am folgenden Tage führte mich der Zufall mit einem meiner Zuhörer zusammen, der nicht lange vorher den Versuch gemacht hatte, die auf formaler Analyse beruhende Betrachtung eines Kunstwerkes, wie ich sie mehrfach an griechischen Götteridealen geübt, auch auf Werke der neueren Kunst anzuwenden. Auch er hatte den gleichen Eindruck erhalten, sprach es aber noch ausdrücklich aus, daß ihm gegenüber der hohen Vollendung eines solchen Werkes der Gedanke an eine analytische Prüfung desselben bisher noch gar nicht gekommen sei. Diese Worte ließen, mir selbst unbewußt, einen Stachel in mir zurück. Denn als ich am andern Morgen wiederum vor das Bild trat, betrachtete ich dasselbe plötzlich mit verändertem Auge. Es fiel mir auf, daß der Vorhang rechts vom Beschauer etwas breiter, voller und schwerer behandelt war, als links; daß auf der linken Seite der Mantel des Papstes die unteren Wolken fast ganz bedeckt, während diese rechts unter der hl. Barbara offen liegen; daß die beiden Engel über die untere Brustung in ungleicher Höhe hervorragen; und nachdem einmal das Auge kritisch gestimmt war, wollten ähnliche Beobachtungen kein Ende nehmen¹⁾. Aber merkwürdig! je mehr sie sich häuften, je zahlreicher sich solche Ungleichheiten dem Auge aufdrängten, um so mehr machte sich das Empfinden geltend, daß durch dieselben die Schönheit des Werkes, weit entfernt eine Einbuße zu erleiden, in gesteigertem Glanze hervortrete. Hier lag also ein Wider-

¹⁾ Die folgenden Betrachtungen beruhen durchaus auf Wahrnehmungen dieser Art; und um ihnen im Einzelnen zu folgen, werden selbst diejenigen, welche das Bild Raphael's in lebendiger Erinnerung zu haben glauben, doch beim Lesen einer Abbildung, sei es einer Photographie, eines Stiches, oder sei es auch nur eines guten Umrisses, nicht wohl entbehren können.

spruch vor, sei es ein wirklicher oder ein scheinbarer. Dürfen wir den Versuch wagen, ihn zu lösen? Es wird an warnenden Stimmen nicht fehlen: hüten wir uns, den Zauber höchster Vollendung in unzureichenden Worten schildern, das zarte Gewebe künstlerischer Linien und Formen mit rauher Hand auflösen und zergliedern zu wollen; begnügen wir uns, das zauberhafte Walten des Genius zu bewundern, dem die Gabe verliehen ist, sich über die todte Regel zu erheben und ihre Starrheit mit künstlerischer Freiheit zu mildern! Aber wo ist die Schranke, welche diese Freiheit von Willkür scheidet? was ist die so vielfach besprochene Freiheit des menschlichen Willens überhaupt?

Der Mensch steht nicht außerhalb der Welt, sondern in ihr; er ist in ihr geboren, geschaffen nach den allgemeinen Gesetzen dieser Welt und trägt also dieses Gesetz in sich selbst. Freilich vermag dasselbe in der Welt des Endlichen selten oder fast nie ungetrübt zur Erscheinung zu gelangen; aber das Streben, das ideale Streben des Menschen ist eben darauf gerichtet, in seiner gesammten Existenz das Gesetz in möglichster Vollendung zur Geltung zu bringen; und wahre Freiheit ist also nichts anderes als die möglichste Befreiung von den Hemmnissen und Schranken des Endlichen, ist die Freiheit, das Wahre, Gute und Schöne unbehindert von seinem Gegentheile zu wollen und zu vollbringen. Wie im Leben, so in der Kunst. Auch die künstlerische Freiheit entbindet den Künstler nicht von dem Gesetze; im Gegentheil, je höher der Genius, um so mehr wird sie ihn leiten, das Gesetz zu erfüllen, nicht einem äußeren Zwange folgend, nicht aus kalter Berechnung, sondern ganz überwiegend unbewußt; indem sein Inneres völlig durchdrungen ist von dem Gesetze, wird er volle Befriedigung erst dann empfinden, wenn es in seinem Werke verkörpert vor ihm steht. Ist dies aber der Fall, so muß es auch einer aufmerksamen Betrachtung gelingen, in dem Werke selbst diese Gesetzmäßigkeit im Einzelnen nachzuweisen; und dadurch ist es gerechtfertigt, wenn wir auch bei der sirtinischen Madonna nach den Gründen fragen, auf denen jene Ungleichheiten, jene wirklichen oder scheinbaren Abweichungen von der strengen Regel beruhen.

Um für eine solche Betrachtung eine feste Grundlage zu gewinnen, bedarf es zwar nicht eines Umweges, aber eines Eingehens auf die Grundbedingungen für die Entstehung eines Kunstwerkes überhaupt oder im Hinblick auf den vorliegenden Zweck zunächst in der Beschränkung auf die Malerei. Diese Bedingungen sind keineswegs überall die gleichen; wir haben vielmehr von einer principiellen Scheidung auszugehen, je nachdem eine Malerei entweder an einen gegebenen Raum gebunden ist und diesem Raume inhärent ausgeführt wird, oder der Raum von dem Künstler frei gewählt, gewissermaßen erst mit oder aus der Idee des Werkes heraus geschaffen werden soll. Halten wir uns für beide Arten ausschließlich an die Kunst Raphael's. In den Wandgemälden der vaticanischen Stenzen war der Raum in fester architektonischer Umrahmung gegeben; hier erwuchs, wie ich in einem früheren Vortrage (bei Herman Grimm: Ueber Künstler und Kunstwerke, II) glaube gezeigt zu haben, die Composition aus dem Raume, der bereits fertig da stand, als Raphael noch nicht einmal geboren war, also an seine Ausschmückung nicht einmal denken konnte. In den vollendetsten dieser Compositionen sind es eigentlich nur die architektonischen

Hauptlinien, nach der Höhe, der Breite und der ideell entsprechenden Tiefe des Raumes, welche durch die Anordnung der menschlichen Figuren und Gruppen belebt, so zu sagen lebendig gemacht wurden. Auch ohne den Sinn dieser Figuren, dieser Gruppen zu verstehen, empfinden wir bereits eine künstlerische Befriedigung; und wenn auch hier überall das höchste Verdienst gerade darin liegt, daß Raum und Gedanke, Form und Inhalt in innigster Durchdringung sich decken, so widerspricht das nicht der Behauptung, daß jenes Netz von architektonischen Linien die sichere, unverrückbare Grundlage, das feste Skelett für den gesammten Aufbau der Composition nach der formalen wie nach der geistigen Seite abgibt.

Die florentinische Madonna bildet hierzu den diametralen Gegensatz. Das spricht sich nicht besser aus, als in einer geistreichen Vermuthung Rumohr's (Ital. Forsch. II, 316; III, 129), nach dessen Ansicht das Bild, welches entgegen dem herrschenden Gebrauche der Zeit nicht auf Holz, sondern auf Leinwand gemalt ist, ursprünglich nicht bestimmt gewesen sei, als Altarbild fest aufgestellt zu werden, sondern als Kirchenfahne zu dienen, wie diese, an Querstangen aufgehängt, noch heute in Processionen getragen werden. Ein urkundlicher Beweis für diese Behauptung ist bisher nicht beigebracht worden, und die Schriftgelehrten, denen die schriftliche Urkunde mehr gilt, als das Werk selbst, haben sich daher ablehnend gegen dieselbe verhalten. Doch ist damit die Berechtigung noch nicht gegeben, von einem Irrthume Rumohr's zu sprechen. Das Bild wurde auf denselben Blendrahmen, auf dem es sich in Piacenza befand, nach Dresden übergeführt, und erst in unsern Tagen bemerkte man, daß der oberste Streifen mit der Stange, an welcher der Vorhang aufgehängt ist, nach rückwärts umgeschlagen war. Daß also Raphael das Bild auf diesem Rahmen sicherlich nicht gemalt hat, unterliegt hiernach keinem Zweifel; ob aber auf einem andern oder auf irgend einer andern Unterlage, das bleibt zunächst eine offene Frage. Jedenfalls entspricht es der Gesamtwirkung vortrefflich, wenn Rumohr sagt: „Unter allen Umständen erklärt sich das Visionäre der Darstellung nur aus dieser Bestimmung des Bildes, versteht sich die ganze Gewalt des Eindruckes, den es bewirken mußte, nur indem man daselbe als mit dem Zuge langsam fortschreitend sich vorstellt.“ Und es ist wohl mehr, als ein bloß subjectives Empfinden, wenn es mir widerstrebt, mir das Bild so wie es ist auf eine Holztafel übertragen zu denken.

In der That ist die Erscheinung der Gottesmutter eben eine Erscheinung im weiten Himmelstraume; sie steht nicht einmal fest, sondern sie bewegt sich, frei und ohne Zwang, so frei, daß, um sie in die endlichen Schranken eines Kunstwerkes zurückzuführen, um das Unendliche, Himmlische an einem endlichen Maßstabe künstlerisch messen zu können, es nöthig war, erst eine künstlerische Begrenzung oder Umrahmung durch den nach rechts und links geöffneten Vorhang und die unten nur in ihrem oberen Theile sichtbare Brüstung zu schaffen. Wie wenig aber dabei von einem Zwange des Raumes die Rede sein kann, wie sich hier nicht die Erscheinung dem Raume, sondern der Raum der Erscheinung anbequemt, das läßt sich vielleicht am besten durch den Gegensatz deutlich machen. Denken wir uns einmal den oberen Theil des Bildes nicht durch den Vorhang

begrenzt, sondern, was die Linien der Composition äußerlich betrachtet wohl gestatten würden, ähnlich abgeschlossen, wie ein anderes Bild der Dresdener Gallerie, die Holbein'sche Madonna, nämlich durch eine solide und feste Bogenconstruction, so würde der Contrast, der ungelöste Conflict zwischen der festen Architektur und der besondern Art der freien, halb schwebenden Bewegung der Gestalt sofort in die Augen springen. Wir empfinden bestimmt den Gegensatz zwischen einem, an einen gegebenen Raum gebundenen und einem frei aus der Idee heraus erwachsenen Kunstwerke, für welches der Raum erst geschaffen wird. Allerdings existirt auch dieses schließlich erst im Raume, erkennt die Bedingungen des Raumes an, aber unter durchaus veränderten Voraussetzungen.

Es handelt sich hier um principielle, fundamentale Gegensätze, die sich nicht nur in der Kunst, sondern in der gesammten Schöpfung geltend machen und darum gerade in der Naturforschung der letzten Jahre zu tiefgreifenden Erörterungen Anlaß gegeben haben. In einer berühmten Rede: über die Grenzen des Naturerkennens (1872, S. 14) und einer Ergänzung dazu (in den Monatsberichten der Berliner Akademie 1880, S. 1066) unternimmt es du Bois-Reymond, den Umstand genau zu bezeichnen, in welchem ihm alle die sinnfälligen Unterschiede zu wurzeln scheinen, die jederzeit den Menschen trieben, in der Lebenden und der todtten Natur zwei verschiedene Reiche zu erkennen, obgleich, unserer jetzigen Ueberzeugung nach, in beiden dieselben Kräfte walten. „Was das Lebende vom Todten, die Pflanze und das nur in seinen körperlichen Funktionen betrachtete Thier vom Krystall unterscheidet, ist zuletzt dieses: im Krystall befindet sich die Materie in stabilem Gleichgewichte, während durch das organische Wesen ein Strom von Materie sich ergießt, die Materie darin in mehr oder minder vollkommenem dynamischem Gleichgewichte sich befindet, mit bald positiver, bald der Null gleicher, bald negativer Bilanz. Daher ohne Einwirkung äußerer Massen und Kräfte der Krystall ewig bleibt was er ist, dagegen das organische Wesen in seinem Bestehen von gewissen äußeren Bedingungen, den integrierenden Reizen der älteren Physiologie, abhängt, in sich potentielle Energie in kinetische verwandelt und umgekehrt, und einem bestimmten zeitlichen Verlaufe unterworfen ist.“ — Setzen wir hier einmal an die Stelle der unorganischen Individuen, der Krystalle, die architektonisch gegliederte oder umrahmte Wand, so verlangen wir von dem Kunstwerke, der Malerei, welche auf ihr seine Stelle finden soll, „stabiles“ Gleichgewicht, d. h. wir stellen, wenn auch nicht als einzige, doch als erste Forderung an, daß die Massen, in welche sich die Composition gliedert, in vollkommenem, ruhigem Gleichgewichte gegen einander abgewogen sind, das wir wegen seiner Beziehung zur Architektur als ein architektonisches, oder noch allgemeiner als ein symmetrisches bezeichnen können. In den organischen Individuen, hier also in den frei, der Idee nach unabhängig vom Raume erschaffenen Kunstwerken verlangen wir „dynamisches“ Gleichgewicht, nur daß wir hier nicht Masse gegen Masse einfach nach Maß und Gewicht mechanisch abwägen, sondern gegenüber der Materie auch die Kräfte der Bewegung in Rechnung bringen. Das, gleich dem „bedürfnislos in sich ruhenden Krystall“ unbewegte Metrum erhält ein Gegengewicht durch die in Bewegung umgekehrte

Kraft oder Energie, und jene bald positive, bald negative Bilanz tritt uns entgegen im Flusse der Bewegung, im Rhythmus. In den hervorragendsten der Wandgemälde Raphael's überwiegt durchaus das Metrum; der Zauber der siztinischen Madonna beruht in erster Linie auf der vollendeten Rhythmik.

Diese theoretisch ansagesprochenen Sätze bedürfen natürlich eingehenden Beweises, der nur durch eine Prüfung des Einzelnen geliefert werden kann; und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß dieselbe bei der Hauptfigur, oder richtiger der Hauptgruppe, bei der Gottesmutter mit dem Kinde, beginnen muß.

Es war ein eigenthümlicher Zufall, daß bald nach meinem Besuche in Dresden mein Auge auf eine kleine Photographie fiel, welche nur einen Ausschnitt des Bildes, die obere Hälfte der Madonnengruppe wiedergab. Und gerade an diesem Ausschnitte drängte sich mir die Beobachtung auf, daß man auch an der halben Figur bestimmt erkenne, wie die ganze Gestalt sich in keiner Weise als sitzend oder auch nur auf festem Boden stehend denken lasse. Wie nun tritt uns dieselbe im Wilde selbst entgegen? Nicht wie eine geflügelte Siegesgöttin frei in der Luft schwebend, sondern halb schwebend, halb wandelnd auf einem, keinen festen Grund darbietenden Boden, auf weichen, nicht einmal die Dichtigkeit eines Wasserspiegels erreichenden Wolken: so haben wir in Wirklichkeit nie eine Gestalt wandeln sehen, und nur in einem lebhaften Traume vermag uns unsere Phantasie die Möglichkeit einer solchen Haltung als wirklich vorzuspiegeln. Wenn aber dabei unsere, wenn in entsprechender Weise die künstlerische Phantasie über die Wirklichkeit hinausstreitet, so steht sie hier in ihrem schöpferischen Drange nur um so entschiedener unter dem Zauberbanne höchster Gesetzmäßigkeit. Versuchen wir, uns diese Behauptung durch den Gegensatz klar zu machen! Wie man sagt, daß die Extreme sich berühren, so wenden sich meine Gedanken von der düstigen, rein malerischen Erscheinung des Dresdener Gemäldes unwillkürlich zu der plastisch-architektonischen Bildung griechischer Karyatiden, wie sie uns in musterergültiger Weise an der Korenhalle des Erechtheions entgegentreten. Während der Körper der Madonna frei in die Luft emporragt, frei und nur gebunden durch das Gesetz der eigenen Existenz, bedürfen sie des festesten Standes, weil sie nicht nur sich selbst, sondern außerdem auf dem Haupte noch eine schwere Last zu tragen haben. Der Künstler löste hier seine Aufgabe durch einen Blick auf die Wirklichkeit: die Karyatide trägt ihre Last gleich der Wasserträgerin, deren Function die Erfüllung vollkommen übereinstimmender statischer und rhythmischer Gesetze zur Voraussetzung hat. Das Gefäß auf ihrem Kopfe darf keinem Schwanken unterworfen sein, und darum darf die Scheitelhöhe des Kopfes sich nach keiner Seite hin neigen, sondern muß in strenger Horizontale erhalten werden. Darum steht der Kopf gerade aufrecht auf dem Nacken, und dieser setzt sich wiederum in gleicher Weise auf die streng wagrechten Schultern. Alles ist hier bestimmt und fest gefügt; und wenn auch eine selbständige Drehung des Kopfes allein an sich durchaus möglich wäre, so lehrt doch die Beobachtung der Wirklichkeit, daß, wo der Blick sich etwa nach der einen Seite wenden soll, die Schulter die nothwendige Drehung vollzieht, der Kopf aber völlig unbewegt bleibt. Und doch ruht oder bewegt sich die Gestalt unter ihrer Belastung ohne allen Zwang. Sie ruht sicher auf einem Schenkel, während der andere entlastet

ist; sie ist aber auch nicht an ihre Stelle gebunden; denn indem in der Mitte des Körpers abwechselnd die eine oder die andere Hüfte, dem Drucke von oben nachgebend, nach der Seite ausweicht und in dem entsprechenden Schenkel ihre Stütze sucht, vermag sie sich zwar nicht in festem Schritt, aber in rhythmischem Wandeln vorwärts zu bewegen, ohne daß dadurch der Scheitelpunkt aus seiner horizontalen Lage gerückt zu werden braucht. Alles ist hier im ruhigsten, sicher abgewogenen stabilen, bei der Bewegung wenigstens in indifferentem Gleichgewicht. Dem Gebilde Raphael's fehlt die Belastung von oben; es fehlt ihm aber eben so auch die sichere Stütze des festen Bodens, um das Gewicht des Körpers zu tragen. Und doch befinden sich Kopf, Nacken und Schultern auch hier in einem Zustande, man möchte sagen, abstracter Ruhe, die sich sogar noch auf den mittleren Theil des Körpers erstreckt. Nur unten in den Füßen zeigt sich eine mäßige Bewegung; doch erscheinen diese nicht sowohl bestimmt, den Körper zu tragen, als ihn ohne unsicheres Schwanken in ruhigem Gleichgewicht emporzuhalten. Wir erinnern uns dabei des rein mechanischen Gesetzes, welches uns gestattet, einen Stock sicherer mit dem schweren Knopfe als mit der leichten Spitze nach oben auf dem Finger zu balanciren. Manchem mag freilich ein solcher Vergleich wie ein leeres Spiel erscheinen. Aber bei der Betrachtung eines Kunstwerkes stehen wir weit mehr, als wir uns bewußt zu sein pflegen, unter dem Einbruke solcher mathematischen Gesetze. Der Mensch, bemerkte mir einst ein Freund, ein künstlerisch gebildeter Architekt, ist selbst eine Gleichgewichtsmaschine, und deshalb ist die erste Forderung, welche er an die Außenwelt stellt, daß ihm diese im Gleichgewicht erscheine. Dieser Forderung leistet Raphael Genüge nicht in einer einfachen, sondern in einer auf das feinste abgewogenen Weise, welche principiell jenem leichten Balanciren durchaus entspricht. Die Gestalt erscheint uns nicht in dem stabilen Gleichgewicht, ich sage nicht der starren kristallinischen Bildungen, ja nicht einmal der architektonisch gebundenen Karpatiden, sondern in labilem, gleitendem Gleichgewicht, welches durch Verschiebung der unteren Axe des Schwerpunktes im Flusse der Bewegung aufrecht erhalten wird. Wollen wir aber bei der Betrachtung von Kunstwerken die Strenge des mathematischen Ausdrucks mildern, so dürfen wir auch hier recht wohl von einem rhythmischen Gleichgewichte im Gegensatz zu dem metrischen reden.

Ehe wir diesen Gesichtspunkt an der Gestalt der Madonna weiter verfolgen, werfen wir zunächst einen Blick auf die übrigen Figuren.

Auch die heilige Barbara befindet sich in aufrechter Haltung, jedoch so, daß der untere Theil der Gestalt unseren Blicken durch die Wolken entzogen ist. Eigenthümlich freilich und nicht auf den ersten Blick verständlich erschien mir die Hebung des rechten Schenkels; und das gesammte Motiv wird sich überhaupt nicht auf dem Wege nüchternen realistischer Betrachtung, sondern nur mit Hilfe der Phantasie erklären lassen, welche entweder den Wolken etwas mehr feste Substanz zuerkennt, als diese in Wirklichkeit besitzen, oder umgekehrt sich den Körper der Heiligen von dem Gewichte des Stofflichen mehr oder weniger befreit vorstellt. Genug: die Heilige steigt aus den Wolken empor, nicht auf festen Stufen, wie auf einer Treppe, sondern etwa wie Jemand, der an einem sandigen

Abhänge oder in der lockeren Asche eines vulcanischen Kegels empor klimmt, wobei das etwas zurückleitende linke Bein mehr scheinbar als wirklich den Eindruck des Knieens macht. Sie schwebt oder auch nur sie wandelt nicht leicht auf der Oberfläche; sie steht oder tritt nicht auf harten felsigen Grund: was der Künstler beabsichtigte, liegt gerade in der Mitte zwischen diesen beiden Endpunkten, und da dieser Mittelzustand kaum oder überhaupt gar nicht darstellbar war, so ließ ihn uns der Künstler mehr ahnen, als daß er ihn in allen Einzelheiten sichtbar machte: er entzog den unteren Theil der Gestalt unsern Blicken.

Auch in der Gestalt des Papstes will der Künstler offenbar Manches mehr verhüllen als zeigen. Sicher ist, daß der eine Schenkel nicht gehoben ist, um emporzusteigen, wie bei der heiligen Barbara; vielmehr weist der ausgestreckte Arm mehr auf die Richtung nach unten als nach oben. Die ganze Gestalt des Papstes erscheint schwerer, als die Heilige der andern Seite, und sinkt tiefer in die Wolken ein; und wenn allerdings auch er nicht festen Boden unter den Füßen hat, so fällt doch der schwere Mantel mit dem einen Zipfel bis nahe an die Brüstung herab und deckt die Wolken zum größten Theile zu. Sollen wir es in diesem Zusammenhange für einen Zufall erachten, wenn das Attribut seiner irdischen Macht, die päpstliche Tiara, nicht in den Wolken, sondern auf der festen Grundlage der Brüstung ruht?

Es bleiben die beiden Engel. Unsere Phantasie hat sich gewöhnt, Engel in den Lüften schwebend zu denken, und es fehlen den beiden Vertretern dieser Wesensgattung auch nicht die zu diesem Zwecke dienenden Flügel, wenn auch in etwas auffälliger Weise an dem einen, dem höher aufgerichteten, der eine Flügel nicht sichtbar wird. Bei diesem, der den linken Ellebogen fest aufstützt, um das Kinn auf der Hand ruhen zu lassen, der überhaupt sich mit dem ganzen Oberkörper auf die Brüstung lehnt, könnten wir uns allenfalls noch vorstellen, daß etwa der Unterkörper so in der Schwebelage gehalten werde, daß die Beine nicht nöthig haben, den Boden zu berühren. Bei seinem Genossen, der nur mit dem Kopfe über die beiden horizontal auf die Brüstung gelegten Arme hervorsticht, muß auch diese Vorstellung weichen: trotz der beiden ausgebreiteten Flügel kann er des materiellen Stützpunktes für den unteren Theil seines Körpers nicht entbehren.

Aus dieser zunächst doch rein mechanischen Betrachtung tritt uns sofort eine merkwürdige Stufenleiter entgegen: das kleinste, leichtbeschwingte Wesen ruht fest auf materiellem Boden; schon etwas weniger an denselben gebunden, mehr wie für einen Moment ausruhend erscheint der zweite der beiden Engel. Der Papst ist bereits losgelöst von der Basis des Irdischen; aber noch erscheint sein materielles Gewicht bedeutend genug, um ihn in die Wolken einsinken zu lassen; die heilige Barbara strebt aus den Wolken empor. Die Madonna bewegt sich leicht über dieselben hin, so daß ihre Füße nicht die Spur eines Eindruckes in ihnen hinterlassen. In ihren Armen endlich, erhoben über das Irdische, ruht das Christuskind, in natürlichster, scheinbar unbefangenster Haltung, und doch möchte man auch wieder sagen, in bewußtester Ruhe: nicht die leiseste Bewegung stört das ruhige Gleichgewicht.

So sind wir wieder zur Hauptgruppe zurückgekehrt und fahren nun in ihrer

Betrachtung fort, wo wir sie oben abgebrochen hatten. Wir bezeichneten ihr Gleichgewicht als ein labiles, welches durch Verschiebung der unteren Aze des Schwerpunktes im Flusse der Bewegung aufrecht erhalten wird; und doch sprachen wir zuletzt von ruhigem Gleichgewicht. Liegt darin nicht ein Widerspruch? Befragen wir darüber das Werk selbst, nicht nach trügerischem Augenmaß, sondern mit Maßstab und Zirkel. Wenn wir eine Senkrechte ziehen, welche das Bild in zwei vollkommen gleiche Hälften theilt, so geht diese Linie unten mitten durch das rechte Fußgelenk, den Stützpunkt der ganzen Gestalt, oben aber nicht, wie es das rein mechanische Gleichgewicht erfordern würde, durch die Halsgrube und durch den Nasenrücken, welcher das Gesicht in zwei Hälften theilt, sondern durch das linke Auge, so daß also der Oberkörper ganz leise, aber doch bestimmt meßbar von dieser Senkrechten nach der einen Seite abweicht. Empfinden wir aber diese Abweichung als eine Störung des Gleichgewichts? Im Gegentheil! Es liegt mir eine von der früher erwähnten verschiedene kleine Photographie der Halbfigur vor, in welcher diese nur um eine halbe Augenbreite zu weit rechts von der Mittellinie gerückt ist: das genügt, um die volle künstlerische Harmonie zu stören, den ursprünglichen Gedanken des Künstlers zu verdunkeln, fast möchte man sagen, zu vernichten. Wenn also trotz jener Abweichung das Gleichgewicht nicht aufgehoben erscheint, so kann der Grund nur darin liegen, daß hier ein anderer Factor eintritt, der ausgleichend wirkt. Dieser Factor ist der das organische Individuum durchdringende Strom von Materie, welcher der Umwandlung potentieller in kinetische Energie dient, ist die Kraft, die nicht etwa nur einen mechanischen Anstoß zur Bewegung gibt, sondern den Stoff aus dem Zustande der Ruhe in den der Bewegung überführt und gleichmäßig weiter wirkend in derselben erhält. So werden durch dieses Verharren des Fortschreitens in gleitendem Gleichgewicht Ruhe und Bewegung gewissermaßen zu einer Einheit verbunden, die sich nicht weniger aber auch in der einheitlichen Richtung der Bewegung geltend macht.

Jene lineare Abweichung von der Senkrechten wird für unser Empfinden zunächst dadurch verstärkt, daß nach derselben Seite auch noch das gesammte Gewicht des Kindes fällt. Diese Belastung aber wirkt wieder mit, um uns durch ihren Druck nach vorn die Vorwärtsbewegung überhaupt und in ihrer Stetigkeit empfinden zu lassen, die nun ihren künstlerischen Ausdruck im Ganzen durch die große, einheitlich nach außen gerichtete Bogenlinie des gesammten Umrisses der Gruppe nach links hin findet. Alles folgt hier einem einheitlichen Impuls, und diese Linie wirkt um so eindringlicher, als ihr auf der entgegengesetzten Seite eine gerade in der Mitte stark gebrochene Linie gegenübertritt. Hier bauscht sich zunächst in der oberen Hälfte im Rücken der Gestalt das schleierartig vom Kopfe herabwallende Gewand, und zwar nur nach dieser Seite hin. Sein erster, ich möchte sagen, mehr äußerlicher Zweck scheint der zu sein, in der Fläche des Bildes das Gleichgewicht rechts und links von der Mittellinie möglichst vollständig wieder herzustellen. Doch nicht bloß die Fläche, das lineare Gleichgewicht kommt in Betracht: während der Körper des Christuskindes nach außen hervortritt, weicht das Gewand nach hinten zurück; wohin der Künstler mit unsagbarer Feinheit unsern Blick durch Vermittlung der Linien des über die linke

Schulter geworfenen Tuches überleitet. Hier aber wirkt noch eine andere Kraft, der Druck der Luft, hervorgerufen durch die Bewegung der Gestalt nach vorn. Er ist nicht so stark, um diese Bewegung ernstlich zu hemmen; aber immer bleibt es ein Druck, von dessen Wirkung wir uns eine Vorstellung machen mögen, indem wir einmal den Schleier mit einem Segel vergleichen, welches in ähnlicher Weise nur an der einen Seite des Mastes so angebracht ist, daß es nicht durch den Wind vom Hintertheile des Schiffes aus gebläht wird, sondern in welches sich ein seitlicher Wind verfängt: es wird weniger den Lauf des Schiffes hemmen, als auf den Kurs, auf die Richtung der Bewegung des Schiffes einen leisen Druck ausüben, diese Richtung von der geraden Linie ablenken und eine gelinde Drehung verursachen. Und weiter, wenn wir nun auf die untere Hälfte der Gestalt blicken, ist nicht der wehende Zipfel des Gewandes das vollständige Steuerruder, welches nach der Seite gelegt wird, wohin sich die Spitze des Schiffes richten soll? So wird uns durch diesen Vergleich das ganze Gebilde dieser Gruppe erst verständlich. Nicht starr und unbewegt tritt sie uns entgegen, etwa wie eine Madonna oder ein Christus in älteren Kunstdarstellungen, die innerhalb eines mandelförmigen Nimbus gewissermaßen auf die Fläche festgeheftet sind; auch die Bewegung ist nicht eine strenge, scharf und heftig oder energisch auf einen bestimmten Punkt gerichtet. Die Gruppe gleicht dem Schiffe, das einer günstigen Strömung folgend ruhig dahingleitet, nicht dem Zufall überlassen, sondern der Steuerung willig folgend sich schmiegsam in schöner Bogenlinie fortbewegt, fortbewegt — ich gestehe, daß ich mich selbst betroffen fühlte, als ich an diesem Punkte meiner Darlegungen den Blick wieder auf das Bild zurücklenkte — zwischen den durch zwei Klippen eingeengten Ufern. In der That erscheinen die beiden Heiligen nicht wie zwei aus dem Wasser hervortragende, das breite Fahrwasser verengende Klippen, zwischen denen sich trotzdem die wandelnde Gestalt der Madonna ohne Gefahr eines Anstoßes hindurch bewegt? Schon hat sie die eine Ecke, am linken Ellenbogen des Papstes, überwunden: der Contour seines Mantels liegt hinter dem ihres Gewandes. Der wehende untere Zipfel des letzteren dagegen befindet sich noch hinter dem rechten Schenkel der heiligen Barbara. Aber indem die Gestalt dieser Steuerung folgend mit den nächsten Schritten eine leise Bogenwendung zu machen im Begriffe ist, wird sie auch an diesem Hinderniß ohne Anstoß vorübergleiten. — So beruht die Majestät der ganzen Erscheinung auf ihrer ruhigen, zielbewußten Sicherheit, diese aber wieder auf dem Gleichgewicht von Stoff und Kraft, der harmonischen Ausgleichung von körperlicher Schwere und lebendiger Bewegung.

Die letzten Betrachtungen wiesen uns bereits wieder auf die beiden Nebenfiguren hin, und indem wir uns jetzt an das erinnern, was wir schon früher über das materielle Gewicht derselben bemerkt haben, drängt sich jetzt die Frage auf, wie weit auch in ihnen der Gegensatz des stofflichen Gleichgewichtes und des Rhythmus der Bewegung zu einer Ausgleichung gelangt sind. Zunächst springt in die Augen, wie ein äußerliches Ebenmaß nicht erstrebt, ja, wir müssen vermuthen, sogar absichtlich vermieden worden ist. Dem kräftigen Manne ist eine Jungfrau gegenübergestellt, ersterer außerdem bekleidet mit einem schweren Mantel, der wenigstens auf einer Seite in seiner ganzen Länge

bis unten herab sichtbar ist, die Jungfrau in zwar voller, aber leichterer und mannigfaltiger gegliederter Gewandung, deren Gewicht äußerlich noch dadurch verringert wird, daß der untere Theil der Gestalt durch die Wolken wie weggeschnitten erscheint. Eine theilweise Ausgleichung materieller Art ist hier vom Künstler zunächst dadurch versucht, daß auf dieser Seite des Bildes der Vorhang breiter und schwerer herabhängt und dadurch das Gesamtgewicht einen Zuwachs erhält. Von noch höherer Bedeutung ist dann aber auch hier wieder die Kraft, das Emporsteigen der Gestalt, die, obwohl zarter und kleiner als die des gegenüberstehenden Papstes, doch immer, wenn auch nur um ein Weniges, höher emporragt und weniger nach unten lastet. Hierzu gesellt sich aber noch ein drittes Element rein geistiger Art: die Wendung des Kopfes und die Richtung des Blickes. Die hl. Barbara empfiehlt, wie Rumohr bemerkt, dem Volke die Verehrung der Madonna. Ihr Blick führt aus dem Bilde heraus; er überbrückt die Leere zu ihren Füßen, und zieht den Blick des Beschauers aufwärts zu sich und im weiteren Verfolge noch höher, zur Madonna empor. Sie ladet uns ein, ihr wenigstens im Geiste nach oben zu folgen. Der Papst dagegen richtet seinen eigenen Blick auf die Madonna, aber gerade in der entgegengesetzten Absicht, nämlich um den Blick der Mutter und des göttlichen Kindes herabzulenkten auf die gläubigen Verehrer. Das spricht deutlich die Bewegung der rechten Hand aus, welche nach außen weist; während hier nun wieder das materielle Gewicht dem gleichen Zwecke dient, unseren Blick nach unten und nach dem Vordergrunde zu ziehen. Hier aber bleibt er nicht haften, sondern wird seitwärts gezogen durch die scheinbar ja wieder unsymmetrischen Engel. Aber gerade durch diese Ungleichheit erreicht es der Künstler, daß unser Blick in absteigender Richtung sich nach rechts in das scheinbar Leere lenkt. Um über diese seine Absicht keinen Zweifel zu lassen, läßt er nun hier in durchaus verwandter Weise, wie bei der hl. Barbara, ein weiteres geistiges Moment zur Geltung gelangen. Nicht nur der größere der beiden Engel wendet Kopf und Blick nach dieser Seite; auch der kleinere dreht, trotz der veränderten Stellung des Kopfes, seine Augen sogar mit einer gewissen Anstrengung nach der gleichen Richtung, und zwingt uns dadurch, ihm dorthin zu folgen.

Was will, so dürfen wir fragen, der Künstler durch dieses Motiv erreichen? Von den himmlischen Heerschaaren der Engel, welche den Hintergrund füllen, haben sich zwei getrennt; sie sind der Gottesmutter so weit vorausgeeilt, daß sie sich jetzt Zeit für eine kurze Rast gönnen dürfen. Aber ihre Ruhe ist keine dauernde: sie harren des Augenblickes, der sie abrufen, ihren Weg fortzusetzen dorthin, wohin sich bereits ihr Blick richtet, um als Vorboten der göttlichen Erscheinung den Weg zu bezeichnen, welchen diese selbst wandeln wird.

Diesen Weg aber verfolgen wir jetzt in seinem ganzen Verlaufe: aus dem Hintergrunde, von rechts her, aus den Regionen des reinsten ungetrübtesten Lichtes, hat sich die Gottesmutter in der Richtung auf den Papst zu bewegt, biegt nun in leisem Bogen in den Weg, der zwischen ihm und der hl. Barbara hindurchführt, um nicht etwa durch ein strenges und energisches Vorschreiten in starrer gerader Richtung den gläubigen Beschauer vermöge der Majestät ihrer Erscheinung vor sich auf den Boden niederzuwerfen, sondern um ihn die Gott=

heit in beseligender Nähe schauen zu lassen und sodann, der gleichen Bogenwendung nach rechts folgend, dem erstaunten Auge wieder zu entschwinden.

Obwohl unsere ganze bisherige Betrachtungsweise darauf hinausging, die Wirkung einer der erhabensten Kunstschöpfungen in ihren Grundlagen auf mäß- und wägbare Naturkräfte, auf die Gesetze der Schwere und Bewegung zurückzuführen, so mußte doch zuletzt schon einige Male auf einen Factor hingewiesen werden, den wir mehr vorläufig als in strenger Begriffsbestimmung als einen geistigen bezeichneten: auf die Bedeutung des menschlichen Auges und die Wirkung seines Blickes. Die Wirkung einer Kraft läßt sich nicht leugnen, auch wenn wir dem Blicke eine Kraft im gewöhnlichen Sinne nicht beizulegen vermögen, und der Ursprung dieser Wirkung für uns in geheimnißvollem Dunkel verhüllt bleibt. Fehlt es doch selbst hier nicht an Analogieen auf dem rein physischen Gebiete: wir kennen die Erscheinungen und Wirkungen der Electricität und des Magnetismus, wir beherrschen sie bereits in weitem Umfange, ohne doch in die Geheimnisse ihres Ursprunges und ihres Seins eingedrungen zu sein. Genug, wenn schon der Blick der beiden Heiligen und der Engel für das künstlerische Ebenmaß sehr wesentlich ins Gewicht fiel, so dürfen sicherlich die Augen der Mutter und des Kindes für eine abschließende Beurtheilung noch weit weniger außer Betracht gelassen werden. Das ist bereits auch von anderer Seite empfunden worden. In einer eigenen kleinen Schrift (die Sirtinische Madonna von Raphael etc. Leipzig 1882) hat Gustav Portig das „Geheimniß“ (S. 26) der Sirtinischen Madonna gerade als auf der Bildung der Augen beruhend darzustellen unternommen. S. 33 sagt er von Raphael: „Er that etwas ganz Besonderes: er ließ die Madonna und das Kind die Augen voll und rein aufschlagen, so daß diese Augen die ganze Welt zu durchstrahlen scheinen. Das klingt so einfach, und doch verbirgt sich dahinter eine kunstgeschichtliche That ersten Ranges. In diesem voll aufgeschlagenen Blick liegt nichts Geringeres als die höchste Leistung der religiösen Malerei überhaupt, soweit es sich um die rein technische Ausführung handelt; hier wird der denkbar größte geistige Gehalt — innerhalb der christlichen Kirchenlehre, Christus als das fleischgewordene ewige Wort, Maria als die reinste Blüthe des gläubigen vorchristlichen, weiblichen Geschlechtes — in den denkbar kleinsten Raum, nämlich in die Pupille des Auges, zusammengedrängt.“ Gegen die Richtigkeit der Beobachtung, daß das Geheimniß der sirtinischen Madonna in den Augen, sagen wir, statt in dem aufgeschlagenen Blicke, lieber: in dem weit und ganz gleichmäßig nach oben und unten geöffneten Auge liege, soll durchaus keine Einwendung erhoben werden. Aber ist die Bedeutung dieses Auges durch die angeführten Worte erklärt? oder auch durch die auf S. 35 folgenden? „Fragen wir uns nun, warum denn gerade das Auge der Madonna und des göttlichen Kindes so schwer zu treffen war, so kann die Antwort nur lauten: es galt, die unbeschreiblich zarte Grenzlinie zu treffen zwischen byzantinischer Starreheit und Murillo'scher Verzückung; es galt, das sich selbst gleiche Wesen, die innerste Natur beider Persönlichkeiten sowohl tief als klar, ebenso ruhig wie intensiv lebendig auszudrücken.“ Solche Worte bieten nichts concretes Faßbares. Warum, fragen wir, liegt in dem gleichmäßig geöffneten Auge gerade dieser

geistige Ausdruck? liegt er darin überall oder nur in dem einzelnen, gerade vorliegenden Falle? und warum empfinden wir ihn hier nicht als byzantinische Starrheit? Die bildende Kunst spricht durch sinnlich wahrnehmbare Formen; und so werden wir auch hier zuerst die körperlichen Eigenschaften des Auges nicht außer Acht lassen dürfen. Freilich nicht die des Augapfels allein; denn in diesem für sich betrachtet, ist ein geistiger Ausdruck noch keineswegs gegeben: dieser entwickelt sich erst durch seine Stellung, seine Bewegung, durch das Verhältnis zu seiner gesammten Umgebung. Hier ist indessen ein besonderer Nachdruck darauf zu legen, daß der Augapfel und die Augenlider innerhalb der Grenzen ihrer Bewegungsfähigkeit zu den am leichtesten und schnellsten beweglichen und dabei zu den reizbarsten und gegen jeden Reiz empfindlichsten Theilen am menschlichen Organismus gehören. Bezeichnen wir doch auch in unserer Sprache das kürzeste Zeitmaß mit dem Ausdrucke eines „Augenblicks“. Mit Hilfe dieser Eigenschaft läßt sich „die unbeschreiblich zarte Grenzlinie zwischen byzantinischer Starrheit und Murillo'scher Verzückung“ bereits genauer feststellen. Starrheit ist nicht nur unbewegt, sondern unbeweglich; in der Verzückung ist die Beweglichkeit zum höchsten Maße der Bewegung angespannt; in der Madonna ist das Auge im dargestellten Moment nicht bewegt, aber der feinsten Bewegung fähig. Blicken wir nur auf das Bild selbst: wir sind bei der Betrachtung der Madonna ausgegangen von dem auf das Feinste abgewogenen ruhigen Gleichgewicht der Gestalt, von der Ruhe in der Haltung der Schultern, des Nackens, des Kopfes. Wie verhält sich dazu das Auge? Im praktischen Leben bedienen wir uns für die feinsten Gleichgewichtsbestimmungen der Wasserwaage und lesen dieselben an der in ihr eingeschlossenen, gegen die leichtesten Schwankungen empfindliche Luftblase ab. Dieser Luftblase, dem Auge der Waage, entspricht das menschliche Auge überhaupt, das der Madonna insbesondere: auch an ihm lesen wir das Gleichgewicht ab, welches die ganze Gestalt in vollkommenster Weise beherrscht, zunächst rein körperlich, mechanisch. Aber wenn das Auge der Spiegel der Seele ist, wenn überhaupt die Möglichkeit, geistigen Inhalt in körperlichen Formen darzustellen, darauf beruht, daß Inhalt und Form in geheimnißvoller Tiefe durch ein innerliches Band verbunden sein müssen, so wird aus dem körperlichen Gleichgewicht uns auch das geistige entgegenleuchten, welches durch nichts getrübt, über alles Irdische erhaben dahinschreitet, ruhig in sich selbst ruhend¹⁾. Ruhiger noch in der Mutter als in

¹⁾ Ich glaube meine Betrachtungsweise, die vielleicht für Manche etwas Fremdartiges hat, nicht besser unterstücken zu können, als indem ich ihr eine andere gegenüberstelle, die von ganz verschiedenen Grundlagen ihren Ausgangspunkt nimmt und doch schließlich zu einer durchaus verwandten Auffassung des geistigen Ausdruckes gelangt. In einem schönen Vortrage: „Das Auge und der Blick“ (Rostock 1871, S. 35) weist W. Hente von seinem Standpunkte als Anatom aus darauf hin, daß unsere beiden Augen, wenn sie einen bestimmten Gegenstand fixiren, etwas gegen einander gerichtet sein müssen, in derselben Weise, wie es in verstärktem Grade beim Schielen der Fall ist. „Nur wenn er (der Gegenstand) ganz in unendlicher Ferne liegt, wie beim Blick auf einen weiten Horizont oder in den unendlichen Himmelsraum, dann stehen beide Augen ganz gerade aus und das sieht man ihnen an und sieht daran, daß der Blick über die Gegenstände der nächsten Umgebung weit hinwegschweift. Der Blick kann aber diese Richtung und diesen Ausdruck auch dann annehmen, wenn er . . . , selbst in einer engen Umgebung, doch aufhört, eigent-

dem Kinde, obwohl dieses gewiß ebenso geistig wie körperlich mit der Mutter zu innigster Harmonie vereinigt sich darstellt. Richtig hat Portig (S. 37) auch hier das Thatfächliche beobachtet, das trotz dieser Einheit das Kind von der Mutter scheidet und wodurch, wie er sagt, „Raphael dieses Kind specifisch über die Mutter hinaushebt“. „Zwei weiße Pünktchen trägt er auf an der rechten Stelle in der weit geöffneten Pupille; dadurch allein unterscheidet er das Auge des Kindes von demjenigen der Mutter“. Aber geschah dies, damit aus dem Auge „nicht bloß das Ideal eines frommen, aber sündigen Menschen, sondern die heilige himmlische Lichtnatur selbst herausscheine?“ Ich gestehe, daß mir für eine solche Folgerung die Mittelglieder fehlen. Messe ich dagegen das Auge des Kindes an dem der Mutter, so möchte ich den Unterschied darin finden, daß das erstere eine leise Abweichung von der Ruhe absoluten Gleichgewichts in dem der Mutter zeigt, etwa um so viel, als die Abweichung in der Haltung der gesammten Gruppe von der senkrechten Axe beträgt. In dieser erkannten wir einen fein abgewogenen Uebergang von der Ruhe zur Bewegung, und zugleich auch wieder in der Verbindung mit anderen Factoren der Composition einen wunderbaren Ausdruck des Beharrens in der Bewegung. Das Gleiche gilt von dem Verhältniß der Augen: auch hier derselbe Gegensatz und dieselbe Vereinigung von Ruhe und Bewegung! Die Versuchung liegt nahe, diese Beobachtung aus dem Sinnlichen der Erscheinung sofort in das Geistige zu übersetzen: entspricht doch die stille Ruhe der Mutter der mehr passiven Hingebung der weiblichen Natur, der „unbedingten Empfänglichkeit für das sich ihr mittheilende Heilige, Göttliche“, während durch den lebendigeren Blick sich schon in dem Kinde das activere Princip männlicher Energie ankündigt. Doch überlassen wir das Gebiet des Ueber Sinnlichen dem Empfinden des Einzelnen, welches den Einen mehr in ästhetischer Erhebung, den Andern im gläubigen Ahnen religiöser Erbauung seine Befriedigung suchen läßt. Suchen wir, was unsern Sinnen erreichbar ist, noch schärfer zu fassen. Zu diesem Zwecke mögen wir uns einmal vorstellen, der Blick des Kindes sei um ebenso viel wie jetzt nach außen, im Bilde nach innen, nach der Mitte zu gewendet: wir werden bekennen müssen, daß durch diese kleine Veränderung das rhytmische Gleichgewicht durchaus gestört, die Harmonie des Ganzen gelöst erscheinen würde. Gerade dadurch aber wird es uns zu vollem Bewußtsein kommen, daß es einer an der Peripherie der Bewegung wirkenden centrifugalen Kraft bedurfte, um dieses Gleichgewicht zu erhalten und doch zugleich die Bewegung als eine andauernde, stetige, um nicht zu sagen: ewige, erkennen zu lassen. Wem es aber widerstehen sollte, im Angesicht einer so erhabenen Kunstschöpfung von Gesetzen der Trägheit und

lich irgend einen Gegenstand in derselben bestimmt zu fixiren, wenn die Aufmerksamkeit der Seele von den Augen, dem gewöhnlich nur im Schlafe ruhenden Organe ihrer Wahrnehmungen, sich doch einmal ganz zurückgezogen hat, wenn sie ganz dem Gehör oder auch einer ins Innere versenkten Betrachtung sich hingegeben hat. Dann hört der Blick eigentlich auf, ein Blick zu sein, er drückt die Abschließung gegen die sichtbare Außenwelt sichtbar aus, das Schweißen des Geistes im Gebiete des Unsichtbaren. Die Maler übertreiben wohl ein wenig und lassen die Augen statt gegeneinander ein wenig auseinander gehen, um dies deutlich wiederzugeben. So ist es z. B. bei der firinischen Madonna.“

Bewegung, von Peripherie und Centrifugalkraft reden zu hören, der mag sich erinnern lassen an den ewigen Kreislauf der Gestirne, an die Harmonie der Sphären.

Wie dem auch sei, in den Augen der Mutter und des Kindes gipfelt die Idee des Ganzen und erhebt sich zum Ausdruck des Göttlich-Unendlichen. Wie aber Alles nach dieser Spitze hin und sich in ihr zusammendrängt, so dürfen wir sagen, daß umgekehrt wieder die Idee von hier nach außen wirkt und Alles durchdringt. Indessen vermögen wir das Unendliche nur zu begreifen in der Begrenzung des Endlichen; oder um uns zunächst auf die künstlerische Darstellung zu beschränken: auch das Unendliche verlangt im Kunstwerk eine bestimmte Begrenzung, einen Abschluß im Raume.

Wir blicken in die unendliche Ferne des von Engelschaaren erfüllten Himmelsraumes. Dieser Raum ist von der endlichen Welt nicht abgeschlossen, wohl aber abgegliedert durch einen leichten, nach rechts und links getheilten Vorhang, den wir uns nicht etwa vor dem Bilde aufgehängt zu denken haben, sondern der den Hintergrund von dem Vordergrunde abscheidet und diesen dadurch zu einer Art Bühne gestaltet. Die Bedeutung dieser Gliederung wird uns erst recht zum Bewußtsein gebracht, wenn wir mit dem Steinla'schen Stiche den Müller'schen vergleichen, welcher gefertigt wurde, als der obere Rand des Bildes mit der dünnen Stange, an welcher der Vorhang aufgehängt ist, noch nach rückwärts umgeschlagen und nicht sichtbar war. Damals konnte der Vorhang selbst noch wie an der äußeren Umrahmung haftend erscheinen, während jetzt die hinter den Rand zurückweichenden Enden der Stange ihn von dieser loslösen und frei schwebend erscheinen lassen. Jetzt werden wir auch eher darauf achten, daß seine Enden hinter den Rücken der Heiligen herabfallen, so daß also die Gottesmutter gerade unter ihm zwischen den beiden Flügeln hervortritt. Das sind nicht feste, sondern leicht bewegliche Schranken. Man möchte glauben, daß der Vorhang erst geöffnet sei, um der göttlichen Erscheinung Einlaß zu gewähren. Wie sie aber eintritt, befindet sie sich innerhalb eines nach hinten und seitwärts abgegrenzten Raumes, der seinen letzten und festen Abschluß allerdings erst durch die Brüstung im vordersten Vordergrunde erhält. Hier aber begegnen wir einem durchaus eigenartigen Gedanken, nämlich: diesen Abschluß zu suchen in einem glatten Balken, in einer abstracten geraden Horizontallinie, der einzigen Geraden in dem ganzen Gemälde. Schwer möchte sich eine ähnliche, man möchte fast sagen paradoxe Combination von Linien anderwärts nachweisen lassen; worin für uns nur eine Aufforderung liegen kann, ihrer Veranlassung um so eifriger nachzuspüren.

Achten wir zuerst nochmals auf den Gegensatz der oberen Begrenzung! Da haben wir an der dünnen Stange, die auch ohne Belastung dem eigenen Gewicht nachgebend sich leise nach unten biegen würde, den Vorhang an bewegliche Ringe angereiht und locker herabhängend. Der Gedanke an unbewegte Festigkeit ist hier so bestimmt abgewiesen, daß die stärkere Bauschung des Vorhanges auf der rechten Seite auf die Stange wirkt und diese hier stärker als auf der andern Seite elastisch nachgibt. Alles ist hier locker, biegsam, nachgiebig, nicht schwebend, aber in der Schweben, eine nicht fest metrische, sondern rhythmische Umrahmung

der auf Wolken wandelnden Hauptgestalt. Hierzu bildet die einfach strenge, feste Brüstung den stärksten und, fügen wir hinzu, wenn auch nicht verstandesmäßig, doch künstlerisch bedenklichen Gegensatz. Gerade gegenüber den, wenn auch auf das Feinste abgewogenen, doch in rhythmischem Flusse bewegten „schwankenden Gestalten“, von denen man mit Goethe sagen möchte, „wie ihr aus Dunst und Nebel um mich steigt“, verlangen wir eine sichere Grundlage, ein festes Maß, an dem wir Stoff und Kraft, Raum und Zeit auch in dem schwebenden Gleichgewichte zu messen vermögen. Doch nicht dieses Gleichgewicht allein: denn auch hier macht sich die geheimnißvolle innere Einheit von Form und Gedanke wiederum geltend. Wir blicken in unbegrenzte Fernen, aber nicht in einen leeren, unbegrenzten Himmelsraum: er ist sogar seiner physischen Natur entkleidet, ist angefüllt mit ungezählten, nicht schattenhaften, aber man möchte sagen, körperlosen Engelsköpfchen und dadurch völlig vergeistigt. Aus diesem Raume tritt uns hier eine übernatürliche Erscheinung entgegen, eine Erscheinung aus dem Reiche des Unendlichen. Dieses Unendliche aber berührt sich an der starren geraden Linie der Brüstung mit dem Endlichen, und dennoch befindet es sich nicht in schroffem Gegensatz zu demselben. Die Vorboten der himmlischen Erscheinung, die beiden Engel, sind an die Schranken heraugetreten und haben einen Augenblick der Ruhe benützt, um unbefangen und mit kindlicher Neugier einen Blick in die Welt des Irdischen zu werfen, bald aber nach kurzer Rast ihren himmlischen Pfad weiter zu verfolgen. Damit nicht genug: links steht fast auf irdischem Boden das Attribut der päpstlichen Macht, die dreifache Krone. Ist es nicht wieder eine merkwürdige, in hohem Maße auffällige Incongruenz, daß der dem Irdischen entrückte Papst dieses sein Attribut auf der Erde zurückgelassen? Freilich werden wir uns alsbald erinnern, daß der Papst für den Gläubigen der Statthalter Christi auf Erden ist; und so wird uns dieses Attribut zum sichtbaren Ausdruck der Vermittelung des Irdischen mit dem Himmlischen. Dennoch können wir uns dem Eindrucke nicht entziehen, als ob hier nicht nur das materielle, sondern auch das geistige Gleichgewicht der gesammten Composition gestört sei, gestört dadurch, daß hier nur an einer Seite, an einem Zipfel das Ueberirdische mit dem Irdischen künstlich verknüpft und so zu sagen festgebunden werde, während auf der andern die heil. Barbara ebenso entschieden vom Irdischen sich loszulösen bestrebt erscheint. Indessen sehen wir nur genauer zu! Da entdecken wir hinter ihrer Schulter in der Ferne einen Thurm. Ist das etwa nur ein Wappenbild, um uns über die Person der Heiligen nicht in Zweifel zu lassen, der Pulverturm, der unter ihrem Schutze steht, wie die Pulverkammer auf Kriegsschiffen, die noch jetzt bei den romanischen Völkern ihren Namen Santa Barbara führt. Das mag sein zum Theil, aber keineswegs allein: wo wir dort in der Ferne einen schweren Thurm erblicken, da lassen wir uns nicht läuschen durch Himmel und Wolken; wir verlangen als Grundlage, auf dem er sich erhebt, Land, festen irdischen Boden. Und sollte es da wohl Zufall sein, daß er sich erhebt an einem Punkte, welcher der päpstlichen Tiara diametral gegenübersteht wie ein entgegengesetzter Pol? Hier muß unsere Phantasie ergänzend eintreten, muß das geistige Auge die Nebel durchbringen, die sich zwischen diese beiden Pole gelagert haben. Wir erkennen jetzt, daß unter diesem Nebel, der

Wolkenschicht, welche die ganze göttliche Erscheinung trägt, irdischer Boden sich hinzieht, und damit gewinnen wir eine durchaus veränderte Anschauung von dieser Erscheinung selbst. Sie steht nicht im Gegensatz zum Irdischen. Sie tritt jetzt nicht nur an dasselbe heran, berührt es nicht nur an einer Seite, verknüpft sich mit ihm nicht nur an einem einzelnen Punkte, sondern das Ueberirdische tritt aus der Unendlichkeit herein in den Kreis des Irdischen, Endlichen. Der Himmel senkt sich auf die Erde herab, so daß das Bild auch in seiner Tiefe auf der Weste ruht. Erst so vollendet sich das Gleichmaß auf allen Seiten. Wir schauen das Himmlische nicht mehr im unendlichen, unbegrenzten Raume. Es nahet uns, nicht geleitet von den beiden Heiligen, sondern diese eilen ihm entgegen, wie um es an uns heranzuziehen und sicher unseren Augen entgegenzuführen, nicht nur für einen flüchtigen Augenblick: noch harren die Engel und gönnen uns Zeit, das Bild im Geiste diesmal festzuhalten. Und wenn es dann in beseligender Nähe an unsern Augen vorübergezogen — wir ahnen, nicht für immer, sondern um im ewigen Kreislauf einst wiederzutehren — folgt unsere Phantasie in unabsehbare Weiten,

„Und was verschwand, wird uns zu Wirklichkeiten!“

Aus dem Restaurationszeitalter.

Von R. S.

Der Quäker Grillet in St.-Petersburg.

Der Triumphzug, den Kaiser Alexander I. von Rußland während des Jahres 1814 durch das von dem französischen Joch befreite Europa hielt, hatte den auf der Höhe seiner Popularität stehenden russischen Herrscher unmittelbar nach Abschluß des ersten Pariser Friedens für mehrere Wochen nach London geführt. Von der Bevölkerung der britischen Hauptstadt mit demselben Enthusiasmus aufgenommen, den ihm kurz zuvor die Pariser gezoßt hatten, blieb Alexander an dem Hofe des Prinz-Regenten ebenso fremd wie in den Kreisen der um Lord Castlereagh und den Herzog von Wellington gescharten Tory-Aristokratie. Ungleich lieber als in der Gesellschaft des „ersten Gentleman Europa's“, den er als schlechten Sohn, schlechten Ehemann, treulosen Freund und grundsatzlosen Lebemensch verachtete und von dessen Staatsmännern er sich überdies als Jacobiner bearzwohnt wußte, verkehrte der idealistisch gestimmte kaiserliche Freund der Frau von Krüdener und Adept Franz von Baader's mit den Männern der whiggistischen Opposition, die sich an ihn drängten, und mit Wilberforce, dem Präsidenten der britischen Bibelgesellschaft, mit Lord Townsend und den ihm von dem frommen Fürsten Gallizin empfohlenen Menschenfreunden des Kreises der bekannten Elisabeth Fry. Zur Verwunderung und zum Spott des corruptirtesten und hochmüthigsten Adels der damaligen Zeit zeigte derselbe Fürst, der die ihm dargebrachten officiellen Huldigungen mit studirt erscheinender kühler Artigkeit aufgenommen hatte, erst in seinen Beziehungen zu den belächelten Sitten im Lande die Liebenswürdigkeit, Hingebung und Offenheit, welche nach der Versicherung seiner Freunde sein eigentliches Wesen ausmachen sollten. Besonders Aufsehen erregten die mehrstündigen und wiederholten Audienzen, in denen zwei Mitglieder der Quäker-gemeinde, der zur Revolutionszeit nach Amerika geflüchtete und dort convertirte Franzose Etienne Grillet de Mobilier (gewöhnlich als Bruder Stephan Grillet bezeichnet) und der ehemalige Professor der Chemie, Bruder William Allain, empfangen wurden; man wollte von gemeinsam abgehaltenen Andachtsstunden, von Beratungen über eine im großen Stile vorzunehmende Gefängniß-Reform und von einer Einladung nach Rußland wissen, die den beiden schlechten Männern

der Society of friends von dem sonst so zurückhaltend erschienenen Monarchen zu Theil geworden. Lange nachdem Alexander die britische Hauptstadt verlassen hatte, namentlich in Veranlassung des Empfangs, den der russische Monarch dem Socialreformer Owen zu Theil werden ließ, bildete die hier als Excentricität, dort als Heuchelei bezeichnete Vorliebe des Czaren für philanthropische Wortführer den Gegenstand bissiger Commentare der von ihm mit Mißgunst behandelten torjistischen Aristokratie.

Was den Zeitgenossen unbegreiflich erschien, bedarf für die Nachkommen kaum der Erklärung. In der Seele des Fürsten, der Zeuge und hauptsächlichster Träger der Ereignisse des Jahres 1812 gewesen war, hatte sich in der That eine Wandlung vollzogen, die ihm den Verkehr mit religiös gefinnten, dem Welttreiben abgewandeten Menschen wenigstens zeitweise zum dringenden Bedürfniß werden ließ. Von tiefem, auf das Bewußtsein eigener Schwäche gegründetem Mißtrauen gegen alle Personen und Verhältnisse erfüllt, die zu seiner Regierung und seiner Politik irgend in Beziehung standen, empfand Alexander es als Wohlthat, wenn er dem Welt- und Staatsstreben entrückte Menschen fand, denen er sich ohne Gefährdung seiner Stellung und seiner Interessen hingeben und eröffnen zu dürfen glaubte. Wie er in Petersburg einigen außerhalb der vornehmen Welt lebenden älteren englischen Damen ein Vertrauen bewiesen hatte, wie es seinen intimsten Berathern kaum jemals zu Theil geworden war, so hatte zu London der mit Grillet und Allain gepflogene Verkehr der ihn beherrschenden Gemüthsstimmung in der That entsprochen und zu einer Verbindung geführt, die sich in der Folge fortsetzte und von Hintergedanken völlig frei geblieben zu sein scheint. — Vier Jahre nachdem sie dem Kaiser vorgestellt waren, kamen die beiden Quäker nach St. Petersburg, und die Herzlichkeit des ihnen bereiteten Empfangs bezeugte, daß die Vorliebe Alexander's für diese werththätigen und bescheidenen Männer mehr als eine fruchtlose Laune gewesen war.

Der zur Zeit seiner russischen Reise achtundfünfzigjährige Grillet hat die Erlebnisse und Eindrücke seines mehrmonatlichen St. Petersburger Aufenthalts, dem Geschmade und den Gewohnheiten der Zeit entsprechend, in einem ausführlichen und salbungsvoll rebhellen Tagebuche niedergelegt, das vor einigen Jahren im Druck erschienen ist. Troz der Naivetät und Gutgläubigkeit des, mit russischen Menschen und Eigenthümlichkeiten völlig unbefannten, allenthalben von specifisch-englischen und zwar englisch-pietistischen Voraussetzungen ausgehenden Verfassers berichten diese Aufzeichnungen über eine so bedeutende Zahl historisch merkwürdiger Personen und Thatfachen, daß es einer näheren Bekanntschaft mit denselben wohl der Mühe lohnt. Zum Behufe richtiger Auffassung des Grillet'schen Tagebuches wird indessen nothwendig sein, in Kürze auf die Stimmungen und Verhältnisse einzugehen, welche Bruder Grillet und sein (um zehn Jahre jüngerer) Reisegefährte Allain vorfanden, als sie nach langer und beschwerlicher Seereise am 12. November 1818 in der russischen Hauptstadt eintrafen und von einem in derselben heimisch gewordenen Mitgliebe ihrer Gesellschaft, dem mit der Entwässerung der St. Petersburger Sümpfe betrauten und wegen seiner Frömmigkeit von dem Kaiser besonders geschätzten Engländer Stanfield, empfangen wurden.

Alexander I. war im November 1818 nicht mehr der lebenskräftige, vom

Glauben an sich selbst und die liberalen Zeitideen erfüllte Mann, der er im Juni 1814 gewesen war. Die stimmungsvolle Begeisterung, mit welcher er nach der Niederwerfung Napoleon's an die Neugestaltung Rußlands und Europa's gegangen war, hatte einem Trübsinn Platz gemacht, dessen der glänzendste und gefeierteste Monarch seiner Zeit sich nur mühsam erwehrte; gerade da, wo Alexander sein angeborenes Mißtrauen besiegt und sich hingeeben hatte, war er bitter getäuscht worden. Seine schöne Geliebte, die Gemahlin des Oberhofmeisters Narzschkin, geborene Fürstin Czetwertinskın, hatte er auf schmählicher Untreue erlappt, — sein Jugendfreund und vieljähriger politischer Vertrauter, Fürst Georg Czartoriski, war einer geflüchteten Fälschung der dem Königreiche Polen verliehenen Verfassung überwiesen worden, — die von dem Kaiser verhätschelten Franzosen hatten bereits zur Zeit des Wiener Congresses gegen ihn und das ihm befreundete Preußen ein geheimes Bündniß geschlossen, — die europäischen Liberalen die auf ihre Loyalität und Dankbarkeit gesetzte Hoffnung durch revolutionäre Ausschreitungen getäuscht, welche die schlimmsten Vorherfagungen der Metternich und Castlereagh zu bestätigen schienen. Den schwersten, unheilvollsten Schlag aber hatte der Kaiser wenige Monate, bevor die beiden Quäker in seiner Hauptstadt eintrafen, empfangen. Während der glänzenden Feste, die Alexander zu Ehren seines Freundes, König Friedrich Wilhelm's III., im Sommer 1815 zu Moskau veranstaltete, war ihm die erste Kunde von den geheimen revolutionären Gesellschaften zugegangen, welche sich in seinem Heere und vornehmlich in dem begünstigtesten Theile derselben, der Garde, gebildet hatten. — Die Geschichte dieser damals von tiefem Geheimniß umgebenen, aus ursprünglich harmlosen literarischen Vereinen entstandenen Gesellschaften ist heute in allen Einzelheiten bekannt. Die erregte Stimmung der von den Ereignissen [des vorhergegangenen Krieges] mächtig bewegten Zeit und der Einfluß, den die Bekanntschaft mit der Culturwelt auf die Jahre lang in Frankreich garnisonirt gewesenen Officiere der russischen Garde geübt, hatten das Mittheilungsbedürfniß der russischen gebildeten Gesellschaftskreise über das gewöhnliche Maß hinaus gesteigert und in dem jüngeren Geschlechte das Verlangen hervorgerufen, die Zustände der Heimath denjenigen der fremden nach Möglichkeit angenähert zu sehen. Da man zu wissen glaubte, daß der Kaiser sich mit ähnlichen Gedanken getragen, hatte man in seinem Sinne zu handeln gemeint, als man einer Umgestaltung der in Rußland gegebenen Zustände den Boden bereitete; als der Monarch in der Folge zögerte und anderen Sinnes zu werden begann, hatte die feurige Jugend auch ohne ihn vorgehen zu können geglaubt. An Umsturzpläne im nächsten Sinne des Wortes war bei Begründung der ersten, während der Jahre 1816 und 1817 ins Leben gerufenen politischen Gesellschaften noch nicht gedacht worden; in der Natur der Sache aber lag, daß die reformatorische Tendenz dieser Vereinigungen in demselben Maße zu einer revolutionären wurde, in welchem die Regierung die Zügel schärfer anzog und die Wahrscheinlichkeit einer von ihr ins Werk gerichteten Radicalreform verminderte. — Zu dem in Rede stehenden Zeitpunkte gab es in Rußland drei geheime politische Gesellschaften, deren Mitglieder fast ausnahmslos dem Officiercorps der Garde und der hohen Aristokratie angehörten. Der erste Verein dieser Art war im Jahre 1816 von drei Garde-Officieren, den Obristen

Fürst Trubezkoi und A. N. Murawjow und einem Capitän N. M. Murawjow, — der zweite im folgenden Jahre von dem in der Folge vielgenannten, 1826 als Hochverrätther hingerichteten Obristen Paul Pestel gegründet und „Verein des Heils“ genannt worden. Dem „Vereine des Heils“ traten in der Folge die Begründer der um dieselbe Zeit in der Bildung begriffenen „Gesellschaft der russischen Ritter“, M. Orlow, Graf Maranow und der als Schriftsteller bekannte Staatsrath Nikolai Turgenjow, sammt mehreren ihrer Freunde bei, nachdem sie eine Revision der Statuten und die Ausmerzung verschiedener carbonaristisch-terroristischer Einrichtungen derselben durchgesetzt hatten. Der „Verein des Heils“ nahm den Namen „Verein zur Förderung der öffentlichen Wohlfahrt“ an, verfolgte ausschließlich reformatorische Tendenzen und zerfiel in vier Classen oder Sectionen. Die erste Section sollte die sämmtlichen öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten überwachen, die zweite die sittliche und intellectuelle Erziehung der Jugend durch Wort und Beispiel zu fördern suchen, die dritte den Gang der Rechtspflege beobachten, die vierte auf eine gedeihliche wirtschaftliche Entwicklung hinwirken¹⁾. In der Folge traten die Begründer und Leiter der genannten drei Vereine zu einem Centralverein zusammen, dessen Mitglieder ein Bundeshaupt und einen dirigirenden Centralauschuß wählten und auf die Thätigkeit der einzelnen Vereinigungen entscheidenden Einfluß übten.

Wie weit diese Organisation im Sommer des Jahres 1818 vorgeschritten war und in wie weit die Einzelheiten derselben dem Kaiser bekannt geworden, läßt sich heute nicht mehr mit Sicherheit nachweisen. Als feststehend ist anzusehen, daß die russischen geheimen Gesellschaften sich zu dem erwähnten Zeitpunkt im Zustande einer gewissen Harmlosigkeit befanden und erst die für den revolutionären Charakter derselben entscheidende Krisis geraume Zeit später, und zwar erst nach Auflösung der zahlreichsten der drei genannten Vereinigungen, des Bundes zur Förderung der öffentlichen Wohlfahrt, eintrat. Trotz des großen und tiefgehenden Eindruckes, den die gemachte Entdeckung auf die Seele Alexander's I. geübt, hatte dieser sich nämlich zu einem Einschreiten gegen die geheimen Gesellschaften nicht entschließen können. Wie es in einem von Genz hinterlassenen Berichte heißt, machte der Kaiser sich höchst übertriebene Vorstellungen von dem Umfang und der Bedeutung der entdeckten Verbindungen und „fürchtete er streng sein zu müssen, wenn Alles ans Licht gezogen würde“. Selbst der nächstliegende Schritt, das Verbot der mit den geheimen Gesellschaften in wenigstens mittelbarer Verbindung stehenden Freimaurerlogen und die eidestattliche Verpflichtung der Officiere und Beamten zur Fernhaltung von allen heimlichen Vereinigungen, erfolgte erst mehrere Jahre später, am 13. April 1822. Nichts desto weniger datirt der genaueste und gründlichste Kenner der neueren russischen Geschichte, Theodor von Bernhardi, den Umschlag in der inneren Politik Alexander's I. von dem Zeitpunkt der im Jahre 1818 gemachten Entdeckungen. „Das Wesen der russischen Regierung wurde fortan ein anderes, sie wurde in die Bahnen zurückgeschreckt, aus welcher der Kaiser sie bei seinem Regierungsantritte herausgehoben

¹⁾ Der „Verein zur Förderung der öffentlichen Wohlfahrt“ wurde im Februar 1821 aufgelöst, nachdem die radikalere Elemente desselben bereits früher ausgetreten waren.

hatte. Die Selbstherrschaft wurde wieder ihr eigener Zweck, wie sie das von Peter's des Großen Tode bis auf die Zeit Alexander's herab gewesen war; Erhaltung ihrer selbst wurde ihre eigentliche Aufgabe, von der alles Andere bedingt und abhängig sein mußte . . . Die innere Entwicklung Rußlands wurde aufgehalten und um ein halbes Jahrhundert verzögert, um dann unter sehr viel ungünstigeren und schwierigeren Verhältnissen wieder aufgenommen zu werden Merkwürdig ist dabei, daß Alexander seine Russen fortan mißtrauisch beobachtete, das Vertrauen, welches er in die Polen setzte, erst später und nur durch ihre eigenen Ueberchwänglichkeiten erschüttert werden konnte."

Von der nächsten Umgebung des bereits damals ziemlich zurückgezogenen Monarchen abgesehen, hatte man in der gebildeten Gesellschaft St. Petersburgs weder von dem Vorgefallenen noch von der Wandlung der Stimmungen und politischen Anschauungen des Kaisers die entfernteste Ahnung. In dem Petersburg, das Grillet und Allain während der Jahre 1818 und 1819 kennen lernten, dauerte die siegesfrohe Erregung der Gemüther, die man aus den Freiheitskriegen mitgebracht hatte, unverändert weiter und war der Optimismus, welchem Alexander selbst während der Jahre 1813 bis 1817 gehuldigt hatte, noch mehrere Jahre lang vorherrschend an der Tagesordnung. Nach zwei Richtungen hin hatte Alexander zu den Zeiten des nationalen Krieges und seines Siegeszuges durch Europa Bewegungen ins Rollen gebracht, denen sich nicht ohne Weiteres Stillstand gebieten ließ und die ihr Recht forderten: in einem Theil der russischen Aristokratie hatte des Kaisers ausgesprochene Vorliebe für den durch westeuropäische Lebensformen bedingten politischen Liberalismus, in einem andern Theil derselben die kaiserliche Vorliebe für den Pietismus innerhalb der protestantischen Kirche gezündet und Nachfolgerschaft gefunden.

„Die St. Petersburger Gardeofficiere, welche bei Austerlitz, Eylau und Silsit gewesen waren, Paris in Moskau und Moskau in Paris gesehen hatten,“ waren von denjenigen früherer Generationen durchaus verschieden. Sie waren von einem Bildungs-Enthusiasmus und einem Gefühle für ritterliche Ehre erfüllt, das ihren Vorgängern vollständig unbekannt gewesen war und das sich schließlich selbst ihren älteren, noch während der letzten Zeiten Paul's I. emporgelommenen Kameraden mittheilte. „Kühn, gutmüthig und der Religion der Disciplin und zugeknöpften Uniformen ebenso ergeben, wie der Religion der Ehre,“ nahmen die älteren Combattanten der Freiheitskriege zu dem in Rede stehenden Zeitpunkte nicht nur alle militärischen, sondern außerdem neun Zehntheile der höchsten Civilstellen ein. „Ohne die leiseste Kenntniß der Geschäfte unterschrieben sie alle ihnen vorgelegten Papiere, ohne jemals auch nur eins derselben gelesen zu haben. Sie liebten die Soldaten und schlugen sie dabei mit Stöcken, weil ihnen nicht einfiel, daß ein Soldat lernen könne, ohne geschlagen worden zu sein. Sie gaben entsetzlich viel Geld aus und wenn sie selbst keines hatten, so nahmen sie es aus den öffentlichen Cassen . . . Aber sie waren weder Spione noch Angeber und stets bereit für ihre Untergebenen ins Feuer zu gehen.“ — Die jüngeren Officiere standen sittlich höher. Sie nahmen es mit ihren Pflichten genauer, sie hielten nicht nur auf gute Manieren und ritterliches Auftreten, sondern ebenso auf Redlichkeit, humane

Behandlung des Soldaten und Wahrung der persönlichen Würde den Vorgesetzten gegenüber — sie nahmen an den Bildungsinteressen und philanthropischen Bestrebungen der Zeit Theil, sie wünschten Beseitigung der Corruption und der Willkürlichkeit des Beamtenthums und hatten von ihrem vieljährigen Aufenthalt in Deutschland und Frankreich, außer dem Verständniß für den Werth und die Ehre der Arbeit, eine entschiedene Vorliebe für freiere Formen des Staatslebens mitgebracht. Wie bereits erwähnt, gefiel ein Theil dieser vornehmen jungen Officiere sich in dem Bekenntniß zu radicalen, mitunter revolutionären Ideen; die Grundstimmung war indessen ein aristokratischer Liberalismus, der sich mit einer gewissen Neigung für den mystisch-sentimentalen Formelkram des Freimaurerthums verquickte.

Vielleicht noch stärker und nachhaltiger als Alexander's liberale Velleitäten hatten die religiösen Anregungen geweckt, welche der Kaiser durch Begründung und Förderung der ersten russischen Bibelgesellschaft gegeben.

Catharina II., die eifrige Anhängerin Voltaire's und Freundin Diderot's, hatte ihre Enkel durch den Schweizer César Laharpe, einen ehrlichen, aber oberflächlich gebildeten Jünger der französischen Aufklärungsphilosophie, erziehen lassen; die diesem Mentor beigegebenen Ober- und Unteraufsäher (Graf Saltykov und Geheimrath Muravjov, Vater eines der Delabristenführer und bekannter freisinniger Schriftsteller im Geschmack des 18. Jahrhunderts) waren ohne allen Einfluß auf die Prinzen geblieben. Die vor einigen Jahren veröffentlichten Berichte, welche Laharpe der Kaiserin über die Entwicklung seiner Schüler erstattete, enthielten eine directe Bestätigung von Alexander's, weiter unten ausführlich wiedergegebenen Mittheilungen darüber, daß von religiösen Einwirkungen auf ihn und seinen Bruder niemals die Rede gewesen und daß der von dem Erzpriester Samborski ertheilte Unterricht in dem Katechismus der griechisch-katholischen Kirche sich auf die bloße Abrihtung zu gewissen Ceremonien beschränkt habe. Noch während des ersten Jahres seiner Regierung stand der Kaiser so entschieden unter dem Einfluß des Meisters, der ihn gelehrt hatte: „que Jésus, surnommé le Christ, étai un juif, dont la secte des chrétiens tire le nom,“ daß er gelegentlich die Aeußerung thun konnte: „gläubige Christen pflegten ehrliche, aber wenig brauchbare Leute zu sein.“ Erst in Folge der Ereignisse von 1812 hatte sich in ihm die Wandlung vollzogen, über welche in dem Grillet'schen Tagebuche des Näheren berichtet wird. Damals war der Plan zur Begründung der Bibelgesellschaft gefaßt, noch vor vollständiger Vertreibung der Franzosen aus Rußland (am 6./18. December des Kriegsjahres) der auf dieselbe bezügliche Ukas erlassen und durch denselben der große Eindruck bestätigt worden, den die erste mit dem Buch der Bücher gemachte Bekanntschaft auf die Seele des sechsunddreißigjährigen Monarchen geübt hatte. Die diese Bekanntschaft vermittelnden Umstände sind bekannt. Unter dem ersten Eindruck der Kunde von der Einnahme und Verbrennung Moskau's hatte Alexander auf den Rath seines Freundes Gallizin in der Bibel Trost suchen wollen und an seinem Hofe nur ein Exemplar dieses Buchs, eine seiner Mutter gehörige französische Uebersetzung der Vulgata aufzutreiben können. Ähnlichen Vorkommnissen vorzubeugen und seinem Volke die Bekanntschaft mit der Hauptquelle der christlichen Lehre zu ermöglichen, sah er

hinfort als heilige Pflicht an. Er bestätigte das von einem Agenten der Londoner Bibelgesellschaft, Patterson, ausgearbeitete Statut einer Gesellschaft für St. Petersburg, welcher Fürst Gallizin, verschiedene vornehme Russen weltlichen Standes und einige protestantische Geistliche der Residenz angehörten, und ließ zwei Jahre später die Erweiterung derselben zu einer russischen Bibelgesellschaft anordnen, deren Leitung von einem, aus Kirchenfürsten und Notabeln aller christlichen Confectionen des Reichs gebildeten Comités besorgt werden sollte. Obgleich das Zusammenwirken russischer Prälaten mit andersgläubigen Christlichen, allen griechisch-orthodoxen Traditionen widersprach, obgleich andere als in der slavonischen Kirchensprache veröffentlichte und vom Synod (der Oberkirchenbehörde) bestätigte Bibeln in Rußland unerhört waren und obgleich einzelne altkirchliche Fanatiker aus ihrer Verstimmung über die gefährliche Neuerung bereits damals kein Hehl machten, — nahm die Sache anfänglich einen außerordentlich günstigen Fortgang. Einem Unternehmen, das aus der persönlichen Initiative Sr. Majestät hervorgegangen war und an dessen Spitze der Ober-Procureur des Synod und Minister des Cultus als Präsident stand, glaubten die Prälaten der russischen Kirche keinen Widerstand leisten zu dürfen. Sämmtliche Metropoliten, Erzbischöfe und Bischöfe des Reichs traten auf als Vice-Präsidenten erhaltene Einladung der Bibelgesellschaft bei, welcher der als Jesuitenfeind bekannte römisch-katholische Metropolit Siefrenewicz, der armenische Bischof Johannes, der evangelische Bischof Dr. Chgnäus, sowie der Beichtvater des Kaisers, Trinitzky, die Minister Graf Rajumowski und Kosobonolew, der hochangesehene Graf Kotischebei, der Generallieutenant Graf Lieven, sowie zahlreiche andere hochgestellte Personen geistlichen und weltlichen Standes bereits angehörten. Rußland erlebte das unerhörte, früher und später nicht dagewesene Beispiel, seine Kirchenfürsten mit den Vertretern der verhaßten ausländischen Bekenntnisse zu einem und demselben Zwecke vereinigt und gleichberechtigt an einem wesentlich religiösen Werke theilhaftig zu sehen.

Die Geschichte dieser wunderlichen Vereinigung, ihrer kurzen Blüthezeit und des jähen Untergangs im Einzelnen gehört nicht hierher. Genug, daß die Bibelgesellschaft zur Zeit von Grillet's Anwesenheit in St. Petersburg auf dem Höhepunkt ihrer Bedeutung und ihres Ansehens stand und daß, Dank dem Einflusse derselben, die Gesinnungen der Toleranz, des evangelischen Friedens und der geistlichen Brüderschaft aller wahrhaft Gläubigen förmlich in Mode gekommen und über weite Kreise der vornehmen Gesellschaft ausgebreitet worden waren. Des Kaisers und seines Cultusministers Vorliebe für evangelische Gesinnung und erweckte Gläubigkeit schienen epidemisch gewirkt zu haben. Gallizin's Kanzlei-Director Popow, ein beschränkter, aber ehrlicher Mann, lebte und webte in deutscher mystischer Literatur, der dem Minister befreundete Vice-Präsident der Akademie der Künste, Labzin, hatte als Uebersetzer der Schriften Jung-Stilling's Carrière gemacht und gab den in evangelisch-pietistischem Geiste geleiteten „Zionswächter“ heraus, der treffliche Director des Cultusdepartements, Alexander Turgenjew, war eines der thätigsten Mitglieder der Bibelgesellschaft, der hochangesehene Fürst Meshcherski Verfasser einer größeren Zahl im Stile Eckartshausen's gehaltener russischer Tractätchen. — Frau von Krüdener (die

übrigens erst mehrere Jahre später nach St. Petersburg kam) stand von Paris her in höchstem Ansehen und galt für eine einflußreiche Freundin des Kaisers und die in der Residenz antretenden Agenten der Herrnhutergemeinde und der Londoner Bibelgesellschaft, Mortimer und Pinkerton, zählten in der vornehmen russischen Gesellschaft ihre eifrigsten und ergebensten Anhänger und Anhängerinnen. Ein Theil dieser Gesellschaft machte die evangelisirende Frömmigkeit wie jede andere Mode mit; ein anderer Theil bestand aus wirklich frommen Gemüthern, die in dem öden Formelwesen des officiellen Kirchenthums keine Befriedigung gefunden und sich der neuen Richtung aus innerem Bedürfniß angeschlossen hatten. In gewissem Sinne war es diesen Frommen ebenso gegangen, wie den Weltkindern, die seit dem Jahre 1815 politisch-liberalen Ideen huldigten: den Einen wie den Andern hatte die Verührung mit den höheren und reinen Bildungs- und Culturformen des westlichen Europa's die Bescheidung bei dem nationalen Herkommen unmöglich gemacht, — für die Einen wie für die Andern galt darum der Ausspruch Alexander Herzen's: „daß sich nach der Aufregung des nationalen Krieges und des glorreichen Zuges durch Europa nicht mehr zu der leblosen Gemeinheit des Petersburger Despotismus zurückkehren ließ.“ Demgemäß fanden zwischen den religiös-erweckten und den liberal-politisirenden Kreisen sehr viel lebhaftere Beziehungen statt, als man auf den ersten Blick meinen sollte. Beide Richtungen waren auf Intentionen zurückzuführen, denen Alexander während gewisser Abschnitte seines Lebens gehuldigt hatte; beide standen zu der alten Ueberlieferung im Gegensatz, weil nach russisch-orthodoxem Maßstabe die in Westeuropa verschrieenen Pietisten immer noch für Liberale, für Männer galten, die mit dem abendländischen Keiserthum unter einer Decke steckten, und weil die Grundstimmung des Liberalismus im Zeitalter der großen Kriege und der Vurthsenschafterei eine religiöse war.

Von den dem Kaiser gewordenen Mittheilungen über die geheimen Gesellschaften und von dem Eindruck, den diese Entdeckung auf die Seele des Monarchen geübt hatte, war während der Zeit von Grillet's Anwesenheit in St. Petersburg nicht das Geringste bekannt geworden. Graf Araktschejew, der nächste Vertraute des Kaisers und zugleich das Haupt der den liberalen und evangelischen Bestrebungen feindlichen altrussischen Reactionspartei, mag um die Sache gewußt und die zur Ausnützung derselben bestimmten Maßregeln in der Stille vorbereitet haben, — äußerlich hatte sich nicht das Geringste verändert. Der Strom des St. Petersburger Gesellschaftslebens setzte ungehemmt seinen gewohnten Lauf fort. In den Kreisen der Garde-Officiere wurde weiter politisirt und die Aussicht eines Vorschlages im Sinne der ersuchten Verfassungs- und Verwaltungsreform erörtert; in der um den Fürsten Gallizin und dessen Freunde gescharten Partei mit der Abhaltung von Andachtsversammlungen und Meetings fortgefahren und eben damals ein Unternehmen vorbereitet, welches in der Folge der Sache der Evangelisirung Rußlands den Todesstoß geben sollte: die dem Herkommen zuwiderlaufende Uebersetzung der slavonischen Bibel in die russische Volks- und Umgangssprache. — Daß der Kaiser in Zurückgezogenheit lebte, außerhalb des engen Kreises seiner Vertrauten und Gesinnungsgenossen wenig sichtbar war und Hoffeste nur bei unvermeidlichen Gelegenheiten veranstalten

ließ, konnte kein Aufsehen erregen, da man diese Zurückhaltung des von Jahr zu Jahr stiller und melancholischer gewordenen Herrschers bereits seit Jahren gewohnt war.

So lagen die Verhältnisse, als die beiden Quäker in der Hauptstadt des Nordens eintrafen und ihre Antrittsbesuche machten. Ihr erster Besuch galt dem Generallieutenant Grafen Karl Lieven, an welchen sie durch dessen Bruder, den kaiserlichen Botschafter in London, empfohlen waren und bei dem sie die herzlichste Aufnahme fanden. Das Tagebuch ertheilt dem durch den Tod seiner Gemahlin in tiefe Betrübniß versetzten Grafen die emphatischsten Lobsprüche, — von dem eigentlichen Wesen dieses seiner Zeit vielgenannten Mannes scheint Grillet trotz zahlreicher späteren Berührungen auch nicht die entfernteste Ahnung gewonnen zu haben. „Lieven,“ so urtheilte des Grafen vieljähriger Colleague im evangelischen General-Consistorium, Bischof Cugnäus, „Lieven eifert wirklich um Gott, aber mit Unverstand. Er ist gottesfürchtig, aber die Religion hat weder sein Herz noch seinen Charakter gebessert, sondern zu seinem früheren Hochmuth den unerträglichsten geistlichen Hochmuth gesellt.“ Beschränkt und von einer kleinen Zahl ebenso beschränkter Fanatiker geleitet, war Lieven zu der in Rede stehenden Zeit damit beschäftigt, die von ihm vertretene pietistische Richtung innerhalb der evangelischen Kirche gewaltsam und zwangsweise zur Herrschaft zu bringen, zu diesem Behuf die Selbständigkeit der Provinzialconsistorien zu brechen, verdiente Männer, welche dem hergebrachten Vulgärrationalismus huldigten, aus dem Amte zu verdrängen und dadurch die privilegienmäßige Stellung seiner baltischen Heimath in ihren Grundvesten zu erschüttern. Aus den neuerdings veröffentlichten Aufzeichnungen eines damaligen Beamten¹⁾ des Cultusministeriums ist bekannt geworden, daß der Eiferer für die Sache der evangelischen Kirche drauf und dran war, den von ihm begünstigten Herrnhutern zu Liebe die kirchliche Organisation der Ostseeprovinzen vollständig über den Haufen zu werfen, und daß die Abwendung seiner auf die Privilegirung der Brüdergemeinde abzielenden Pläne nur mit äußerster Mühe und zu elfter Stunde gelang. Grillet und Allain, die Alles nach dem Maßstabe des religiösen Subjectivismus beurtheilten und die als richtige Sectirer von der Bedeutung kirchlicher Organisationen keine Vorstellung besaßen, sahen in dem Grafen lediglich den Wiedergeborenen. — Dieselbe günstige Aufnahme wie bei Lieven fanden die beiden Quäker bei dem Cultus- und Unterrichtsminister, Fürsten Alexander Gallizin, der durch das höchste Vertrauen des Kaisers ausgezeichneten „Excellence grise“, die nach einer stürmisch verlebten Gardeofficier-Jugend von Voltaire und Diderot unvermittelt zu Jung-Stilling und Baader und einem wohlgemeinten, aber unklaren Mysticismus übergegangen war, als Haupt der evangelischen Partei einen weitreichenden Einfluß übte, nichtsdestoweniger aber nicht sowohl schob, sondern geschoben wurde. Grillet weiß den „von wahrhaft christlichem Geiste erfüllten“ Fürsten nicht genug zu rühmen. „Er empfing uns mit offenem

¹⁾ Vgl. „Fürst A. Gallizin und seine Zeit. Aus den Erlebnissen des Geheimraths Peter von Soëye“ (Leipzig, bei Duncker u. Humblot, 1882). — Das wenig bekannte Buch enthält eine Fülle werthvoller Beiträge zur russischen Geschichte unter den Kaisern Alexander I. und Nikolaus.

Herzen und theilte uns einen Brief des augenblicklich von St. Petersburg abwesenden Kaisers mit, der ihm auftrug, uns als alte Freunde aufzunehmen. Unseren Absichten und dem von uns aufgestellten Programm stimmte er vollständig zu und nachdem wir verschiedene religiöse Fragen erörtert hatten, hielt er gemeinsam mit uns ein wortloses innerliches Gebet ab, wie es ihm keineswegs neu war. Von der Liebe Jesu Christi erwärmt, empfanden wir nach dieser stillen Andachtsübung ein besonderes Wehen der Gnade. Beim Abschiede sicherte der Fürst uns freien Zugang zu Gefängnissen, Besserungs- und Wohlthätigkeitsanstalten und zu Allem, was uns sonst interessiren konnte, zu. Ein vortrefflicher junger Mann, Herr Popow, war während dieser gesammten Audienz zugegen gewesen.“ — Denselben Popow, der die wichtige Stellung eines Departementsdirectors im Cultusministerium bekleidete und durch die Maßlosigkeit seines mystischen Eifers wesentlich zum Sturz seines Chefs beitrug, charakterisirt ein vertrauter Mitarbeiter und warmer Anhänger Gallizin's als „charakterlos, ohne moralischen Halt und ohne staatsmännische Erfahrung, — fanatisch, allen pietistischen Einflüsterungen zugänglich, — eine kleine schulternlose Figur mit einfältigem pietistischem Gesichtsausdruck“. Der einst allmächtige und hochangesehene Mann starb 1842 in einem Gefängniß, weil er der Theilnahme an unsittlichen Conventikeln und an gewissen Ausschreitungen der Tatarinow'schen Secte überwießen worden war, an denen sich freilich auch sein hoher Chef zu Zeiten betheiligt haben soll.

Die Namen Gallizin und Popow kehren auf nahezu jeder Seite des Grillet'schen Tagebuchs wieder. Da beide Männer mit besonderer Vorliebe in der erweckten englischen Gesellschaft Petersburgs verkehrten, traf man bei gemeinsamen Andachtsübungen und bei den Diners immer wieder zusammen, welche John Wening, Mistreß Pitt und andere Notable der britischen Colonie zu Ehren der Londoner Gäste veranstalteten. Außerdem empfing Gallizin die beiden Quäker alltäglich in mehrstündigen, stets mit stillem Gebet und erbaulichen Gesprächen ausgefüllten Privataudienzen, an denen Popow regelmäßig Theil nahm. — Die für die evangelische Sache gewonnenen vornehmen Russen verkehrten vornehmlich in den Salons der Fürstin Meshcherski, der Gemahlin des bereits erwähnten Tractatenschreibers und Uebersetzerin zahlreicher englischer und französischer Andachtsbücher. Die Fürstin erzählte Herrn Grillet u. A., sie und der Kaiser hätten einander vor mehreren Jahren das Versprechen gegeben, täglich Morgens und Abends die nämlichen Capitel des Alten und Neuen Testaments zu lesen, um dadurch im Geiste verbunden zu bleiben und die gewonnenen Heilseindrücke brieflich auszutauschen. Täglich erschienen die beiden Quäker im Meshcherski'schen Hause, um mit einer daselbst versammelten, aus Angehörigen der verschiedensten Gesellschaftsclassen zusammengesetzten kleinen Gemeinde Andachtsübungen abzuhalten und das „Wehen des Geistes“ abzuwarten. — Von so einflußreicher Seite empfohlen, wußten Grillet und Allain auch in das Haus des Ministers des Innern, Kosobawlew, Eingang zu finden, nachdem sie diesem unbedeutenden und durchaus weltlich gesinnten Manne ihre beweglichen Klagen über den elenden Zustand der St. Petersburger Gefängnisse vorgetragen hatten. „Bei dem Minister fanden wir eine zahlreiche Gesellschaft vor, in welcher sich u. A. der Fürst

und die Fürstin Schtscherbatow, die Fürstin Meshchtscherski, deren Cousine, die Fürstin Sophie, eine Fürstin Trubezkoi, Herr Popow und der Secretär der Bibelgesellschaft Pattersson befanden. Wir nahmen Gelegenheit, von der Religion zu reden; dem Anschein nach waren die Herzen einzelner Anwesenden bereit und willig, die Zeugnisse der Wahrheit anzunehmen, welche wir in der Liebe Christi ablegten.“

Nach den weltlichen kamen die geistlichen Würdenträger der russischen Hauptstadt an die Reihe. Zunächst ließ Gallizin seine Schüßlinge zweien in der That maßvoll und tolerant gesinnten Kirchenfürsten, dem Metropolit Michael und dem Bischof Philaret, Vicar der Diocese Petersburg, vorstellen. Michael, ein hochbetagter Greis, empfing die beiden Quäker in dem vollen Pomp eines orientalischen Prälaten, in reichgesticktem, mit Gold überfärbtem Messgewande, in weißer von Diamanten strotzender Tiara — das Zeichen seiner Metropolitanwürde in der Hand haltend. Obgleich die schlichtgekleideten Fremden die Bemerkung nicht zurückhalten zu dürfen glaubten, daß ihr neuer Bekannter einem Hohenpriester Israels ähnlich sehe, verlief die Audienz in wohlthuernder Weise. Michael ließ sich über die Einrichtungen und Gottesdienste der Quäkergemeinde berichten, lobte die von Modestram und weltlichen Rücksichten unabhängige äußere Erscheinung seiner Gäste, sprach seine Befriedigung darüber aus, daß dieselben in einer ihm noch niemals vorgekommenen Weise die Vorschriften der heiligen Schrift und die Gebräuche des apostolischen Zeitalters befolgten, und entließ die Fremden an der Thür seiner Gemächer mit der Bitte, seiner in ihrer Fürbitte zu gedenken, indem er das Gleiche versprach. — Nicht minder befriedigend verlief der Besuch bei dem gelehrten Sprachkennner Philaret. „U. A. sagte der Bischof, daß das Studium der alten Sprachen leicht zu fleischlicher Auffassung des Wortes Gottes führen könne und daß allein der Geist dem Menschen das geistliche Verständniß der Heilswahrheiten zu vermitteln vermöge.“ Ueber die sodann zur Sprache gebrachte Auffassung der Abendmahlslehre konnte eine vollständige Verständigung nicht erzielt werden, obgleich Philaret anerkannte, daß die bestehenden Cultuseinrichtungen zugleich eine symbolische Bedeutung, die Aufgabe der Hinweisung auf Christum hätten, der das Wesen und das Ende aller Dinge sei. — Bei einem zweiten, vor der Abreise der beiden Fremden abgestatteten Besuche fand eine noch herzlichere Annäherung statt; Philaret ließ sich mit seinen Gästen zu einem stillen gemeinsamen Gebete nieder, segnete und umarmte dieselben beim Abschiede und gab ihnen Empfehlungsbriefe an mehrere seiner Amtsgenossen im inneren Rußland auf den Weg.

Daß über diesen Besuchen die Hauptzwecke der Reise, die Bekanntschaft mit den Gefängniß- und Wohlthätigkeitsanstalten Petersburgs und der Versuch einer Reform derselben, nicht vernachlässigt wurden, verstand sich bei dem Eifer unseres Tagebuchschreibers und seines Genossen von selbst. Zu diesem Behuf war mit dem obersten Chef dieser Anstalten, dem als tapferen Combattanten der Jahre 1813 und 1814 rühmlich bekannt gewordenen General-Gouverneur Grafen Miloradowitsch, nähere Bekanntschaft geschlossen worden. Miloradowitsch war eine der letzten und glänzendsten russischen Generals-Typen des Zeitalters der Befreiungskriege. „Tapfer, elegant, grundlieberlich, ein herzloser Verschwenker, den

der Kaiser wohl zehn Mal aus den Händen von Gläubigern befreien gemußt hatte, — ebenso leichtsinnig wie großmüthig, ein Schwäger und dennoch der liebenswürdigste Mensch von der Welt, der Liebling der Damen und der Soldaten, verwaltete er Peterssburg mehrere Jahre lang, ohne je ein einziges Gesetz kennen gelernt zu haben.“ — Für den wohlwollenden alten Lebemann, der „vielleicht nur Anstandes halber“ — zwei Maitreffen hielt und zu den unvermeidlichsten Vergnügungsjägern der vornehmen Welt zählte, verstand sich von selbst, daß er die menschenfreundlichen und überdies in der Gunst des Monarchen stehenden Besucher der im entsetzlichsten Zustande befindlichen Gefängnisanstalten seines Verwaltungsbezirktes nicht nur freundlich aufnahm, sondern förmlich bezauberte: ¹⁾ „Der General versprach die uns nothwendig und ausführbar erscheinenden Verbesserungen des Gefängniswesens sofort in Ausführung zu bringen. Wir richteten seine Aufmerksamkeit auf die allenthalben herrschende entsetzliche Unreinlichkeit und auf die Bedenklichkeit der Zusammensperrung von Männern und Frauen, indem wir besondere Gefängnisse für die verschiedenen Geschlechter und außerdem eine Trennung der Gefangenen nach Kategorien vorschlugen, damit schwere Verbrecher nicht mit Urhebern leichter Uebertretungen zusammengebracht würden: der General erklärte das für ausführbar und sagte uns einige Tage darauf: „Alles, was Sie mir neulich gesagt haben, ist bereits geschehen.“ — Ob die beiden Freunde wirklich geglaubt haben mögen, daß Reformen von der Tragweite der in Rede stehenden binnen weniger Tage in Ausführung gebracht worden seien? Dem Anschein nach „Ja“, denn sie berichteten weiter, demselben trefflichen Manne, der die Gefängnisse reformirt, sei bereits früher gelungen, die Zahl der Schankstätten St. Petersburgs erheblich zu vermindern, sämtliche zum Spiel und zu Ausschweifungen verführenden Anstalten dieser Art zu beseitigen und die Aufrechterhaltung dieser heilsamen Maßregel gegen den Willen des Finanzministers siegreich durchzusetzen!

¹⁾ Alexander Herzen erzählt den nachfolgenden charakteristischen Zug aus den letzten Lebenstagen des (bekanntlich während des December-Aufstandes von 1825 tödtlich verwundeten) Generals: „Als der Schwerverwundete in die Kaserne der „Garde zu Pferde“ transportirt worden, erschien der herbeigerufene kaiserliche Leibarzt Dr. Ahrens, untersuchte M.'s Wunde und machte Anstalt, die in derselben steckende Kugel herauszuziehen. „Ma foi.“ sagte M., „ich habe genug Verwundete gesehen, um zu wissen, daß meine Wunde tödtlich ist. Soll die Kugel indessen herausgezogen werden, so muß das durch den Chirurgen geschehen, der mich während meiner Feldzüge begleitet hat. Helfen kann der Alte mir auch nicht, aber es könnte ihn kränken, wenn ein Anderer die Operation macht.“ Der alte Chirurg meines alten Freundes J. Er ist ein prächtiger Bursche, aber ein Socktopf und hat sich in die Geschichte gemischt. Schreiben Sie auf, daß ich den Kaiser sterbend um Gnade für denselben gebeten habe. — Weiteres weiß ich nicht!“

Herzen fährt fort: „Damit starb Miloradowitsch und that sehr wohl daran. Leute, die zum Tode verurtheilt, an einen alten Chirurgen denken und sterbend keine andere Bitt-, als diejenige um die Begnadigung von Söhnen alter Freunde haben, konnte die neue Regierung nicht brauchen.“ — Beiläufig sei bemerkt, daß der alte Chirurg M.'s Patraschewski hieß und daß ein Sohn desselben als Haupt einer im Jahre 1848 entdeckten socialistischen Verschwörung vor wenigen Jahren in Sibirien verstorben ist

Ermuthigt durch diese „Erfolge“ stellten die unermüdblichen Quäker den Versuch an, auch auf die höheren Unterrichtsanstalten einzuwirken. Grillet's Tagebuch berichtet darüber Folgendes:

„Heute (21. Januar 1819) besuchten wir eine Militär-Lehranstalt, welche die Bestimmung hat, das für Rußland ausgearbeitete Unterrichtssystem weiter zu verbreiten. Die wissenschaftlichen Fortschritte der in derselben gebildeten jungen Leute sind außerordentlich rasche und befriedigende; zu unserem tiefen Leidwesen aber gewahrten wir, daß denselben häufig Abhandlungen zur Lecture und Verarbeitung übergeben würden, welche den Schriften Voltaire's entnommen und durchaus geeignet sind, auf das religiöse und sittliche Gefühl schädlich einzuwirken. Wir suchten die Buchhandlung auf, welche diese Sammelchriften herausgab, und fanden bei Durchsicht derselben vielfach gefährliche und religionsfeindliche Tendenzen, welche heidnischen Schriftstellern des Alterthums entnommen waren und unter denen sich der nachstehende Ausspruch Cicero's fand: „Wird dem Menschen das Leben zur Last, so besteht die wahre Seelengröße darin, dasselbe abzukürzen.“ Lebhaft empfanden wir, daß aus der Lecture derartiger Schriften ein schwerer Schaden für die Jugend erwachse, daß das Mögliche gethan werden müsse, um demselben entgegen zu wirken, und daß Zeit nicht verloren werden dürfe. Je gründlicher wir die Sache überlegten, desto nachdrücklicher überzeugten wir uns davon, daß durch Beschaffung gesunder, sittlich-religiöser Lehrstoffe für die hiesigen Lehranstalten lebendiger Glaube und wohlthätige Sittlichkeit dem weiten Reiche zugänglich gemacht werden könnten. Dabei aber mußte das Mißtrauen der Geistlichkeit gefürchtet und Alles vermieden werden, was dasselbe nähren konnte. Wir beschloßen demgemäß, uns auf die Verbreitung des reinen Gotteswortes zu beschränken, und entwarfen einen bezüglichlichen Plan. Am zweckmäßigsten erschien uns, einen Auszug aus der Heiligen Schrift anzufertigen, in denselben alle besonders wichtigen Textstellen aufzunehmen und dieselben zu einem Ganzen zu verschmelzen. Dieser Arbeit sollten alle unsere freien Stunden gewidmet werden; nach erfolgtem Abschluß aber wollten wir unseren Entwurf dem Kaiser vorlegen.“

Die Gelegenheit zu einer persönlichen Berührung mit dem Monarchen sollte sich früher, als erwartet werden konnte, erfüllen. Am Nachmittag des 10. Februar erhielten Grillet und Allain die Einladung, sich an demselben Tage, sechs Uhr Abends, Sr. Majestät vorzustellen. „Zur festgesetzten Stunde wurden wir in die kaiserlichen Privatgemächer geführt. Der Kaiser empfing uns allein und in der gnädigsten Weise, indem er uns seine alten Freunde nannte. Er ließ uns neben sich auf dem Divan Platz nehmen und erinnerte sich mit sichtlicher Bewegung unserer Londoner Begegnung, die unter den damaligen schwierigen Umständen zur Festigung und Beruhigung seines Gemüths wesentlich beigetragen habe. Sodann legte der Monarch uns mehrere auf religiöse Gegenstände bezüglichliche Fragen vor, in welchen sein Eifer für die Aneignung der seligmachenden Wahrheiten deutlich zum Ausdruck kam. Mit der Heiligen Schrift ist er wohlbekannt, von der Wiedergeburt und Erlösung durch den Glauben an unsern Herrn Jesus Christus und von der sühnenden Kraft seines Kreuzestodes hat er richtige Begriffe. Mit besonderer Vorliebe spricht er von der innerlichen Wirkung des hei-

ligen Geistes, welche er als Grundstein der christlichen Religion bezeichnet; denn da göttliche Dinge nur durch den Geist Gottes verstanden werden können, so vermöge auf das ewige Heil nur zu hoffen, wer sich um das Empfangen dieses Geistes eifrig mühe. — Sodann ging der Monarch zu dem über, was wir in Rußland gesehen und gethan hätten. Wir nahmen diese Gelegenheit wahr, um von dem erbärmlichen Zustande der Gefängnißanstalten eingehend zu reden; im Besonderen richteten wir seine Aufmerksamkeit auf die traurige Beschaffenheit des Gefängnisses zu Abo, in welchem wir einen Unglücklichen gefunden hatten, der seit achtzehn Jahren in Ketten liege.

„Der Kaiser war durch diese Erzählung bewegt und sagte: Dergleichen sollte nicht geschehen und wird künftig nicht wieder vorkommen.

„Mit Rücksicht darauf, daß der Monarch mit der neuen Militärschule eifrig beschäftigt ist, brachten wir nunmehr auch die tiefe Betrübniß zur Sprache, mit welcher wir wahrgenommen hätten, daß den Zöglingen der erwähnten Anstalt der Sittlichkeit schädliche Schriften in die Hände gegeben würden; gleichzeitig legten wir Exemplare des von uns ausgearbeiteten und zum Schulgebrauch bestimmten Auszuges aus der Heiligen Schrift vor. Der Kaiser verfiel in Augenblicke in Nachdenken und sagte sodann:

„Sie haben genau das gethan, was ich lebhaft gewünscht hatte. Häufig habe ich den Gedanken gehegt, daß die Schulen wichtige Hilfsmittel zur Ausbreitung des Reiches Gottes werden und dazu beitragen könnten, das Volk zum Verständniß der Erlösung und zu wahrer Frömmigkeit anzuleiten. Senden Sie mir Alles, was Sie ausgearbeitet haben, so schnell wie möglich.

„Mit besonderer Hochachtung sprach der Monarch sodann von Daniel Wheeler, dessen Anwesenheit in Rußland er als Segen für das Volk bezeichnete. „Es sind weder die auszutrocknenden Sümpfe noch andere materielle Stoffe gewesen, die mich dazu bestimmt haben, einige seiner „Freunde“ heranzuziehen, — mich hat vielmehr der Wunsch bestimmt, daß die wahre Frömmigkeit und das vortrefflich sittliche Verhalten dieser Männer meinem Volke zum Muster gereichen solle.“ Dann fügte er hinzu: „Bevor wir für dieses Mal scheiden, wollen wir uns angelegen sein lassen, einige Zeit in gemeinsamem stillen Gebet zuzubringen.“

„Dankbar stimmten wir zu, indem wir empfanden, daß der Herr uns mit seiner gnadenreichen Stärke nahe sei. In stiller innerlicher Betrachtung und Sammlung verging eine Weile; unsere Seelen wurden stille und ich empfand das himmlische Wehen des Geistes des Gebets und der Zerknirschung. Vom Geiste ergriffen, beugte ich meine Knie vor der Größe Gottes, neben mir kniete der Kaiser nieder. Durch eine innere Offenbarung des Geistes empfanden wir, daß der Herr unser Gebet in Gnaden erhöhe. Nachdem wir noch einige Zeit schweigend dagehessen, verabschiedeten wir uns. — Die Audienz hatte zwei Stunden gedauert.“

Einige Tage später wurden die beiden Freunde zur Kaiserin-Mutter (der Wittwe Paul's I.) beschieden, die damals an der Spitze der höheren weiblichen Unterrichtsanstalten stand. Grillet und Allain hatten diese Anstalten kennen gelernt, bei einigen Zöglingen ein wahrhaft evangelisches Heilsbedürfniß wahrzunehmen geglaubt. Sie durften den kaiserlichen Mädcheninstituten demgemäß

ein günstiges Zeugniß ausstellen, verhehlten indessen nicht, daß die gänzlich vernachlässigte Bildung der weiblichen Jugend der ärmeren Classen vor Allem Abhilfe verlange und daß es einen wahrhaft entsetzlichen Eindruck mache, wegen geringer Verschuldungen, Pakunregelmäßigkeiten u. dgl. zu Gefängnißstrafen verurtheilte junge Mädchen mit schweren Verbrechen zusammengesperret und während ihrer Haft von geistlichem Zuspruch und moralischer Beeinflussung vollständig abgeschnitten zu sehen. — Da die Kaiserin sich mit Allem einverstanden erklärte, „sichtlich erschüttert war“ und sich der Fürbitte der beiden Fremden empfahl, durften dieselben auch auf diesen Besuch mit Befriedigung zurücksehen.

Die folgenden Tage vergingen mit Besuchen bei dem Fürsten Gallizin, mit regelmäßig im Meschtscherski'schen Hause abgehaltenen Erbauungsstunden und mit zahlreichen neuen Bekanntschaften. Die einer Allerhöchsten Audienz gewürdigten Quäker waren so in die Mode gekommen, daß alle irgend zur vornehmen Gesellschaft zählenden Personen sich ihnen vorstellen ließen: eine Gräfin Potocki, welche sich besondere Verdienste um das bäuerliche Schulwesen erworben zu haben rühmte, „einige richtige religiöse Vorstellungen“ besaß und während der letzten Jahre gelernt haben wollte, in anderer als der herkömmlich-formalistischen Weise zu beten —, ein Herr von Stackelberg aus Estland, der durch Freilassung seiner leibeigenen Bauern seiner Heimathprovinz das erste gute Beispiel gegeben hatte und mit der Begründung von Volksschulen beschäftigt war, Graf Skotschinski, der durch seine tüchtige religiöse Bildung das besondere Wohlwollen der Freunde erwarb und dieselben bei ihren Besuchen begleitete, Graf Heyden, der greise, in der That wohlverdiente Senator von Hablik und Andere mehr. Am 4. März wurden der Tagebuchschreiber und sein Freund abermals zum Kaiser beschieden: „Abends um acht Uhr empfing der Monarch uns wiederum in seinen Privatgemächern, in welche wir durch einen geheimen Gang geführt wurden, um die Wachen und Hofbedienten zu vermeiden. Niemand wunderte sich, daß wir bedeckten Hauptes eintraten, der Kaiser aber empfing uns mit derselben Liebenswürdigkeit, wie früher. Zunächst theilte er uns mit, daß der von uns erwähnte Gefangene in Abo seiner Ketten entledigt und später freigelassen, sowie daß wegen besserer Behandlung der übrigen Gefangenen Anordnung getroffen worden sei. Dann bat er um offene und rückhaltslose Mittheilung über die von uns in den russischen Gefängnissen gewonnenen Eindrücke. Der St. Petersburger General-Gouverneur habe über die von uns für nothwendig erachteten Reformen berichtet und er, der Kaiser, sei mit denselben vollständig einverstanden. Weiter erwähnte er, daß die Kaiserin-Mutter sich über unsern Besuch höchst befriedigt ausgesprochen habe, daß dieselbe unsere Mittheilungen, betreffend den traurigen Stand der weiblichen Volksbildung, zu Herzen genommen und daß auf schleunige Abhilfe-Maßregeln hingewirkt werden solle. Der Kaiser fügte hinzu, daß er für die Begründung von sechs Volks-Armenschulen in St. Petersburg eine erhebliche Summe angewiesen habe, und daß dieselben in sittlich-religiösem Geiste geleitet werden würden. Die von uns zum Behuf der Jugendlectüre ausgearbeiteten Schriften habe er mit Entzücken gelesen. Wenn wir allein zu diesem Zwecke nach Rußland gekommen wären, würden wir bereits ein wichtiges Werk voll-

bracht haben, da die genannten Schriften in allen Schulen des Reichs eingeführt werden sollten.

Acht Tage später (13. März) fand die letzte und bedeutendste Audienz statt, welche Alexander seinen, bereits mit Abreisevorbereitungen beschäftigten englischen Freunden gewährte. Bei Gelegenheit derselben erzählte der Kaiser das Folgende:

„Die mir in meiner Jugend beigegebenen Erzieher besaßen viele gute Eigenschaften. Da sie indessen nicht gläubige Christen waren, entbehrte meine erste Erziehung aller tiefer gehenden moralischen Eindrücke. Den Vorschriften der griechischen Kirche entsprechend, lehrte man mich Abends und Morgens gewisse auswendig gelernte Gebete herzusagen — diese Übung aber langweilte mich, weil sie die Bedürfnisse meines religiösen Gefühls in keiner Weise befriedigte. Nichtsdestoweniger kam es häufig vor, daß ich Abends beim Schlafengehen meine Sünden und Unvollkommenheiten tief in der Seele empfand, daß mich eine herzliche Reue ergriff und daß ich das Bedürfniß empfand, Nachts aufzustehen, mich auf die Kniee zu werfen und Gott mit Thränen um Vergebung und um Stärke für die Besserung meines Lebenswandels anzusprechen. Dieser Zustand dauerte einige Zeit hindurch fort; da es aber an jedem sittlichen Anhaltspunkte in meiner Umgebung fehlte, wurden diese Regungen immer seltener und gewann inmitten meines weltlichen Lebens die Sünde immer stärkere Herrschaft über mich. Im Jahre 1812 aber zog der Herr mich in seiner Liebe und Erbarmung zu sich; die früheren Regungen kehrten mit größerer Stärke wieder. Um dieselbe Zeit rieth ein wohlgesinnter Mann (es ist der Fürst A. N. Gallizin gemeint) mir zur Lecture der Heiligen Schrift, die ich bis dahin niemals gesehen hatte, und die er mir in die Hand gab. Ich verschlang die Bibel, weil ich gewahr wurde, daß ihre Worte meinem Herzen einen früher niemals gekannten Frieden spendeten und den Durst desselben stillten. Der Herr gab mir in seiner Gnade, daß ich im Geiste verstehen lernte, was ich las. Dieser inneren Erleuchtung verdanke ich all' die geistlichen Güter, deren ich beim Lesen der Heiligen Schrift theilhaft geworden bin, und darum sehe ich die innere Erleuchtung und Belehrung durch den heiligen Geist als festesten Grund der Gotteserkenntniß an.“

Ueber denselben Gegenstand sprach der Monarch noch vieles Andere in großer Bewegung. „Im Laufe des Gesprächs vertieften wir uns immer mehr in die Fragen des Reiches Gottes, welches das Reich des Friedens und der Liebe ist . . . Der Kaiser erzählte uns, wie tief seine Seele von dem Verlangen erfüllt sei, Krieg und Blutvergießen für immer von der Erde verdrängt zu sehen. Viele Nächte habe er schlaflos in Gedanken darüber zugebracht, wie dieser Wunsch seines Herzens in Erfüllung gebracht und den Greueln gesteuert werden könnte, die der Krieg im Gefolge habe. Damals sei in ihm der Gedanke an einen Heiligen Bund aufgetaucht, vor dessen Forum künftig auftauchende Zerwürfnisse entschieden werden sollten, statt durch die Waffen ausgetragen zu werden. Dieser Gedanke habe ihn so lebhaft ergriffen, daß er einstmals Nachts vom Bette aufgestanden sei, seine auf die Sache bezüglichen Wünsche und Absichten niedergeschrieben und das mit solchem Eifer und solcher Wärme gethan habe, daß das Project von mehreren Seiten mit unverdientem Mißtrauen aufgenommen worden sei. Mit einem Seufzer fügte er hinzu: „Und doch waren warme Liebe zu

Gott und zu den Menschen meine einzigen Beweggründe gewesen.“ — Nachdem er noch erwähnt, daß er an die Herstellung eines Heiligen Bundes zuerst in Paris gedacht habe, sagte der Kaiser endlich:

„So nehmen wir denn Abschied für diese Welt. Ich bin überzeugt, daß wir trotz aller uns trennenden räumlichen Entfernungen für immer in der Gnade des Geistes Gottes und durch die Gemeinschaft des Geistes verbunden bleiben werden. Im Reiche Gottes gibt es keine Entfernungen und keine räumlichen Grenzen.“

„Nachdem der Kaiser uns noch gebeten, ihm, als unserem Freunde in Christo, durch die Vermittlung des Fürsten Alexander Gallizin zu schreiben, forderte er uns zu stillem, gemeinsamem Gebet auf. „Wir wollen sehen, ob der Herr uns die Gnade seiner Gegenwart ebenso wird zu Theil werden lassen, wie das letzte Mal.“ — Mit vieler Freude erfüllten wir diesen Wunsch, weil wir empfanden, daß die Flügel der himmlischen Liebe uns beschatteten. Es erfolgte ein feierliches Schweigen einige Zeit darauf aber empfand ich unter dem Einfluß der Liebe Christi das lebhafteste Bedürfniß, dem geliebten Herrscher einige ermutigende Worte zu sagen und ihn zu mahnen, daß er festen Schrittes auf dem Pfade des Herrn weiter wandle und bis zum Ende seiner irdischen Wallfahrt sein ganzes Vertrauen auf die Thätigkeit der göttlichen Gnade setze Die von mir gesprochenen Worte machten dem Kaiser großen Eindruck — er vergoß heiße Thränen. Sodann fiel der theure Alain auf die Kniee, um ein heißes Gebet für den Monarchen und dessen Volk zum Herrn zu senden. Der Kaiser selbst kniete gleichfalls nieder und verharrte mit uns im Gebete vor dem Herrn. Dann nahmen wir gerührt und feierlich Abschied.“

Was Alexander den beiden Quäkern über die Geschichte seiner Erweckung erzählt hatte, bestätigten andere auf denselben Gegenstand bezügliche Angaben und wurde durch die ausführlichen Mittheilungen ergänzt, welche Fürst Gallizin einige Tage später an der Mittagstafel John Wenning's in Gegenwart Popow's und einer der Kaiserin Elisabeth besonders nahestehenden Ministreß Pitt den beiden Freunden machte und über welche Grillet's Tagebuch das Folgende berichtet:

„Als im Jahre 1812 die Nachricht von dem Einzuge Napoleon's nach Moskau in St. Petersburg eingetroffen war, begannen zahlreiche Personen mit dem kostbarsten Theil ihrer Habe in andere, sicherer erscheinende Orte zu flüchten, da man allgemein annahm, die Franzosen würden demnächst auch in St. Petersburg erscheinen. Der Kaiser selbst traf Vorbereitungen, um dem Feinde an der Spitze der Armee entgegenzutreten, — Gallizin aber, der zu jener Zeit sein Haus umbauen ließ, befahl, die begonnenen Arbeiten fortzuführen. Davon unterrichtet, ließ der Kaiser den Fürsten kommen, um ihn zu fragen, warum er mit seinen Bauten fortfahre, während alle Welt zur Flucht rüste. „Der Ort, an welchem ich mich gegenwärtig befinde,“ gab Gallizin zur Antwort, „ist ebenso sicher, wie irgend ein anderer, an welchen ich flüchten könnte. Der Herr ist mein Schutz und auf ihn vertraue ich.“ — „Und seit wann,“ fragte der Kaiser weiter, „haßt Du eine so feste Hoffnung auf Gottes Hilfe, und worauf gründet dieselbe sich?“ — „Mein Herz legt von derselben Zeugniß ab, und hier ist das gottgeweihte Buch, welches die Wahrheit meiner Ueberzeugung bestätigt.“ Mit

diesen Worten wollte Gallizin dem Kaiser eine Bibel überreichen — da der Fürst dabei undorfsichtig war, fiel das Buch indessen auf den Fußboden.

„Erlauben Ew. Majestät.“ sagte Gallizin, „daß ich diejenige Stelle vorlese, an welcher die Bibel aufgeschlagen worden ist.“

Es war der 91. Psalm: „Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzet und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibet.“ Während Gallizin diesen Text vorlas, blieb der Kaiser voller Erstaunen und wie angewurzelt stehen. — Um dieselbe Zeit sollte eine Truppenabtheilung ins Feld rücken; da der Kaiser die Stadt gleichfalls auf längere Zeit zu verlassen beabsichtigte, wurde in seiner Gegenwart in einer der Hauptkirchen der Residenz ein feierlicher Gottesdienst abgehalten: während desselben verlas der celebrirnde Priester den 91. Psalm. — Der Monarch ließ den Geistlichen zu sich kommen und fragte denselben, wer ihn auf den Gedanken gebracht habe, gerade diese Stelle aus der Schrift auszuwählen. „Niemand,“ gab der Priester zur Antwort, „— ich hatte Gott angefleht, mir zu offenbaren, welcher Text meinem Gebieter zum Trost und zur Ermuthigung gereichen könne, und da kam mir vor, als ob der 91. Psalm eine an Ew. Majestät gerichtete göttliche Stimme sei.“

Einige Zeit darauf, während des Feldzugs, wünschte der Kaiser, als er an einem Orte Aufenthalt genommen, daß man ihm aus der Bibel vorlese. Die dazu aufgeforderte Person erschien und begann sogleich mit der Lecture des 91. Psalms. „Wer hat Sie diese Stelle auszusuchen beauftragt?“ fragte der Kaiser. „Ist es nicht Gallizin gewesen?“ — Der Befragte erwiderte, daß er Gallizin gar nicht gesehen habe, und ertheilte sodann dieselbe Antwort, die seiner Zeit der Priester gegeben hatte. — Der Kaiser war sehr verwundert und hörte mit noch größerer Aufmerksamkeit als früher dem zu, was ihm vorgelesen wurde, indem er überzeugt war, was sich begeben, sei auf Gottes ausdrückliches Geheiß geschehen. Seit jener Zeit öffnete sich sein Herz den göttlichen Heilswahrheiten und gewöhnte er sich, Abends und Morgens in der Bibel zu lesen. — Tags nach dem vorstehend berichteten Vorgang kam er in Iwer mit der Fürstin Meischtscherzki zusammen und damals traf er mit derselben das erwähnte Abkommen über gleichzeitig zu lesende Schriften.“

Einige Tage später verließen Grillet und Allain St. Petersburg, um nach Moskau zu reisen; daß ihnen vorher herzliche Abschieds- und Segensbriefe des Bischofs Philaret und des Metropolitens Michael zgingen, mochte mit dem Aufsehen zusammenhängen, welches die den bescheidenen Fremdlingen zu Theil gewordenen kaiserlichen Gnadenweise erregt hatten. — Männern, die mit Empfehlungsbriefen des Kaisers reisten, konnte es auch während der Fahrt in den fernen Osten des russischen Reichs an nichts gebrechen. In Iwer wurden sie von ihrer Freundin, der Fürstin Meischtscherzki, bewillkommet, welche sie zu ihrem Bruder, dem dortigen Gouverneur, führte. Daß dieser den Freunden Sr. Majestät die sämtlichen Gefängnisse des Orts zeigen ließ, daß der Erzbischof Alfanassi und ein bei diesem weilender Prälat sie mit „offenen“ Herzen empfangen und in das Seminar führten, daß der Herr Gouvernements-Procureur sich als Gesinnungsgeossen vorstellte und um Abhaltung einer Andachtsstunde in seinem Hause bat, — das Alles konnte unter den einmal gegebenen Umständen nicht

fehlen. — Einige Tage später (26. April 1819) in Moskau angelangt, erlebten die Freunde die gleichen Auszeichnungen. Sie wurden von dem General-Gouverneur, dem Metropolit, dem Fürsten Sergej Gallizin (vielleicht demselben, der wenige Jahre später Curator der Moskauer Hochschule wurde und den Ruf eines eragierten Bildungsfeindes erwarb), einer Gräfin Orlow, dem Fürsten Obolenski und schließlich von dem alten Ex-Reichskanzler Grafen Rumjanzow (dem bekannten Anhänger Napoleon's), sowie von zahlreichen andern vornehmen Leuten (darunter grusinischen Fürsten) mit Aufmerksamkeiten aller Art, Mittagseinladungen, Aufforderungen zu religiösen Uebungen und Auseinandersetzungen förmlich überschüttet. Eine verwittwete Generalin Tetschtow, der das merkwürdige Loos gefallen war, inmitten des tiefsten Friedens durch einen dreimal wiederholten Traum darüber unterrichtet worden zu sein, daß ihr Gemahl bei Borodino fallen werde, bat Grillet sogar, ihren einzigen Sohn mit sich nach Amerika zu nehmen und daselbst zu erziehen, — ein Ansinnen, das der verständige Mann freundlich, aber entschieden ablehnte. Als am 28. Mai Abschied genommen wurde, war der General-Gouverneur tief bewegt, — zu der letzten Andachtsversammlung hatten sich, als ob es eine officielle Veranstaltung gelte, der Civil-Gouverneur, der Commandant der Stadt, der Ober-Polizeimeister und zahlreiche andere hochgestellte Personen eingefunden, um ihren Dank dafür auszusprechen, daß ihnen „die Wahrheit in ihrer echten und reinen Gestalt“ verkündigt worden: der Ober-Polizeimeister ließ sich sogar angelegen sein, den von Grillet getroffenen Reisevorbereitungen nachspüren und einen von demselben angekauften Wagen auf seine Solidität und Preiswürdigkeit untersuchen zu lassen, — ein Umstand, der den harmlosen Quäker zu Betrachtungen darüber veranlaßte, „daß die Moskauer Polizei trefflich genug organisiert sei, um sofort von den geringfügigsten Vorgängen Kenntniß zu erhalten.“

Hinter dem von den beiden Hauptstädten gegebenen Beispiele durfte die Provinz nicht zurückbleiben. In Serpuchow wurden Grillet und Allain von einem Grafen empfangen, der ihnen zwölf Werste weit entgegengefahren war, — in Tula machte der Bischof die Honneurs, indem er versicherte, „daß er den Besuch der beiden Freunde als göttlichen Gnadenereignis ansehe und diesen Tag nie vergessen werde,“ — in Orel überboten die beiden vornehmsten Personen der Stadt, der Gouverneur und der Commandant (in dessen Hause eine Andachtsübung abgehalten werden mußte), einander an Aufmerksamkeiten; der Bischof Eugenius von Bielgorod empfing die ihm vom Fürsten Gallizin empfohlenen Reisenden feierlich an der Spitze eines ganzen Stabes von Priestern und Mönchen, erging sich in stundenlangen Religionsgesprächen und schloß dieselben mit der Erklärung: „der heutige Tag ist einer der kostbarsten meines Lebens; mein Glaube an unsern Herrn Jesus Christus ist wesentlich gekräftigt worden.“

Eine Aufzeichnung der Namen all' der Gouverneure, Bischöfe, Generale und sonstigen hervorragenden Personen, welche unsere Reisenden während der Weiterreise kennen lernten, würde zu weit führen. Genug, daß sie allenthalben mit Aufmerksamkeiten von der griechisch-orthodoxen Geistlichkeit brüderlich begrüßt, durch den Bischof Makari von Katharinoslaw mit der Sache der Molokanen bekannt gemacht wurden und Anfang August in Odessa eintrafen, um sich von

dort (7. August 1819) zu einer Reise auf die griechischen Inseln einzuschiffen und Rußland in gehobener Stimmung und in gläubigem Vertrauen auf die Evangelisirung des ausgebrehtesten Staates der Welt verlassen.

Soweit das Grillet'sche Tagebuch. Statt auf Werth oder Unwerth der in demselben geschilderten russischen Stimmungen einzugehen, constatiren wir, daß der während der Zeit der Gallizin'schen Verwaltung und der kaiserlichen Vorliebe für evangelische Frömmigkeit gestreute Samen einige Jahre später mit Stumpf und Stil ausgerottet wurde. Jene, im Jahre 1824 von dem altrussischen Fanatiker Archimandrit Pphoti angezettelte und von mehreren der anscheinend für die Sache der Bibelgesellschaft begeistert gewesenem Prälaten unterstützte Intrigue bewirkte die plötzliche Enthebung Gallizin's vom Amte des Kultus- und Unterrichtsministers, die Ernennung eines seiner entschiedensten Gegner zu diesem Posten, die Entlassung Popow's, Turgenjew's und aller übrigen maßgebenden Beamten, die Schließung der Bibelgesellschaft und die Auslieferung des auf zwei Millionen Rubel angewachsenen Capitals derselben an den Synod; Hunderttausende mit großen Kosten hergestellte Bibelübersetzungen vermoderten in den Kellern dieser Oberkirchenbehörde, nachdem Kaiser Nikolaus die von seinem Bruder angeordnete thatsächliche Aufhebung der Bibelgesellschaft durch den Ukas vom 12. April 1826 in ein gesetzliches Verbot verwandelt hatte. Ueber die diesen Umschlag bewirkten Verhältnisse sind wir genau unterrichtet. In denselben Räumen, die Zeugen der von Alexander I. mit Grillet und Main vorgenommenen Andachtsübungen gewesen waren, hatte der gemeine und rohe Abt (Archimandrit) des Nowgorod'schen Jürji-Klosters dem bestimmbaran Monarchen im April 1824 die Gemeingefährlichkeit der von den Kezern des Westens begründeten Bibelgesellschaft und die Nothwendigkeit einer Rückkehr zu dem unveränderten Kirchenthum des Orients so erfolgreich auseinander gesetzt, daß der Kaiser auf die Kniee sank, die Hand des Strafpredigers küßte und um dessen Segen bat. — Nachdem Pphoti zu einer zweiten, in der Nacht abgehaltenen Conferenz geladen und durch den uns bekannten „geheimen Gang“ in die kaiserlichen Privatgemächer geführt worden war, hielt er dem Kaiser eine zweite, noch eindringlichere Bußpredigt, die damit endete, daß Pphoti's gesamntes „Programm“ angenommen und vermiteltst der oben erwähnten Repressionsmaßregeln in Ausführung gebracht wurde. — Gallizin's Nachfolger, Admiral Schischkow, war entschiedener Gegner der Bibelgesellschaft, der „Ausländerei“ und aller nach Liberalismus schmeckenden Tendenzen, — das von ihm unternommene Werk der Vertilgung aller während der vorangegangenen Jahre geförderten Bildungsbestrebungen aber wurde unter der Regierung des Kaisers Nikolaus fortgesetzt und bis in seine letzten Consequenzen durchgeführt. Das Zeitalter der russischen Bibelgesellschaft und der Evangelisationsbestrebungen war und blieb eine Episode in der wechselvollen Regierungsgeschichte Alexander's I., die lediglich zu einer Verschärfung der Ausschließlichkeit und des Einflusses der orthodoxen Kirche geführt hat. Keiner der, der russischen Prälatur angehörigen ehemaligen Vice-Präsidenten der Bibelgesellschaft machte auch nur den Versuch, an die Traditionen eines Systems anzuknüpfen, welches zehn Jahre lang (1814 und 1824) maßgebend gewesen war und dem Rußland einen unterfennbaren moralischen Aufschwung zu danken gehabt hatte. Das Interdict, das im Jahre

1824 auf die evangelischen, ein Jahr später auf die liberalen Anläufe des Zeitalters der Befreiungskriege gelegt worden war, blieb dreißig Jahre lang in Geltung, um durch eine zweite liberale Periode für kurze Zeit unterbrochen, um dann erneuert zu werden. Was vor einigen Jahren mit dem britischen Erweckungsprediger St. Petersburgs, Lord Radstock, dem Obristen Paschkow und dessen Anhängern¹⁾ geschehen, erinnert in mehr als einer Beziehung an Anfang und Ende der Evangelisationsbestrebungen unter Alexander I. Als Beitrag zur Geschichte dieser merkwürdigen und widerspruchsvollen Zeit darf das Grillet'sche Tagebuch aus den Jahren 1818 und 1819 eine bleibende Bedeutung in Anspruch nehmen.

Grillet und Allain haben den Umschlag, der sich alsbald nach ihrer so erfolgreich begonnenen russischen Reise vollzog und während der folgenden Decennien fortsetzte, erlebt und um viele Jahre überlebt. Der Erstere starb im Jahre 1855 als fünfundneunzigjähriger Greis, der Letztere 1843, nachdem er sein, ausschließlich Werken der Menschenliebe gewidmetes Leben auf dreiundsechzig Jahre gebracht hatte. — An Versuchen, den von der „Gesellschaft der Freunde“ in Rußland gewonnenen Boden zu behaupten, scheint es übrigens nicht ganz gefehlt zu haben. Unmittelbar nach der Katastrophe vom April 1824 kam ein dem Kaiser von London her bekannter Quäker Shellitoe nach St. Petersburg. Wie das mehr erwähnte Goeze'sche Memoirentwerk berichtet, wurde derselbe von dem Monarchen wiederholt empfangen. „Sie besprachen ihre religiösen Erfahrungen und beteten gemeinsam. Auch den Fürsten Gallizin besuchte der Quäker und betete mit ihm um die Erleuchtung durch den heiligen Geist.“ Bei den einmal gefaßten Entschliessungen behielt es indessen sein Betenden. Seiner Stellungen als Kultusminister und als Präsident der anfänglich noch nicht förmlich aufgehobenen Bibelgesellschaft entkleidet, mußte Fürst Alexander Gallizin sich für den Rest seines Lebens mit den unwichtigen Aemtern eines Postministers und Ordenskanzlers begnügen. Im Jahre 1842 legte er auch diese nieder, um sich in die Einsamkeit seines in der Prim belegenen Landgutes Gaspra-Alexandra zurückzuziehen und bald darauf (22. November 1844) an der Brustwasserfucht zu sterben.

¹⁾ Man vergl. über diese Bewegung, „Deutsche Rundschau“, 1883, Bd. XXXIV. § 115 ff.: „Die evangelisch-religiöse Bewegung in Rußland“, von Freiherrn von der Brüggen.

Das Sittliche in der Sprache.

~~~~~  
Von  
Wilhelm Wundt.

## I.

Der Gedanke, daß der geistige Charakter eines Volkes in seiner Sprache sich spiegelt, ist uns heute, unter dem Einflusse sprachgeschichtlicher und völkerpsychologischer Studien, ein längst geläufiger geworden. Die Sprache gilt uns nicht mehr, wie einer früheren Zeit, als ein äußeres Werkzeug, das, so verschieden es sein mag, überall den nämlichen Zwecken dient, sondern sie ist uns die lebendige Form des Gedankens selbst, die von dem Geistesinhalt, den sie birgt, ebenso abhängt wie die äußere Form eines organisirten Wesens von dessen Lebensvorgängen. In den Unterschieden des sprachlichen Ausdrucks sehen wir daher immer zugleich Unterschiede des Gedankens, hinter denen sich abweichende Gefühlsrichtungen und Lebensanschauungen verbergen. Wir wissen, daß ein Wort der einen Sprache in ein solches der andern selten treu übersehbar ist, ja daß innerhalb des nämlichen Sprachgebiets von Provinz zu Provinz und noch mehr von einer Zeitperiode zur folgenden die Wörter ihren Bedeutungsinhalt verändern können.

Doch so geläufig uns diese Ueberzeugung von den Wechselbeziehungen zwischen Form und Inhalt des sprachlichen Denkens im Allgemeinen geworden ist, und so manche einzelne zerstreute Beispiele des räumlichen und des zeitlichen Bedeutungswandels der Wörter namentlich in sprachwissenschaftlichen Werken gesammelt wurden, so fehlt es doch noch beinahe ganz an Arbeiten, die diese Erscheinungen planmäßig und für bestimmte Lebens- und Vorstellungsgebiete gesondert verfolgen. Vor Allen ist es das Gebiet der Sitte und der sittlichen Vorstellungen, welches in dieser Beziehung manche für Sprachgeschichte und Völkerpsychologie bemerkenswerthe Ergebnisse zu Tage fördern dürfte.

Ich betrachte es als ein großes Verdienst, daß Rudolph von Jhering in seinem geistreichen Buche über den „Zweck im Recht“ auf die große culturgeschichtliche Bedeutung so mancher Züge der Sitte und der alltäglichen Lebensgewohnheiten hingewiesen hat, an denen die Wissenschaft zumeist mit vornehmer Nichtachtung vorübergegangen war. Gewiß ist er im Rechte, wenn er ausführt,

daß hier auch das Kleinste bedeutsam sei, und daß hinter den scheinbar geringfügigen Formen des Verkehrs, der Tracht oder der Mode eine Fülle werthvoller Beziehungen verborgen sei, die für die Geschichte des sittlichen Lebens ebenso wichtig sein können wie die Zeugnisse der Literatur, der Kunst oder der allgemeinen Culturgeschichte. Dieses Verdienst, den wissenschaftlichen Werth eines wenig beachteten Gebietes von Erscheinungen ans Licht gestellt zu haben, bleibt ungeschmälert, auch wenn, wie ich es in der That glaube, im Einzelnen manche der Ansichten Ihering's als unhaltbar sich erweisen sollten. Aus solchen Irrthümern über einzelne Fragen kann dem Forscher, der zum ersten Mal sich auf diese wenig betretenen Pfade wagt, um so weniger ein Vorwurf gemacht werden, als gerade die mechanisch gewordenen Ausdrucksmittel der Sprache, die aus einer Jahrtausende langen Uebung stammenden und ihrem Ursprung meist völlig entfremdeten Lebens- und Umgangsformen in Bezug auf ihre Entstehung und ihre allmäligen Umwandlungen, gewiß zu den schwierigsten Objecten wissenschaftlicher Forschung gehören.

Die günstigsten Bedingungen bieten hier zweifellos immer noch die Erscheinungen der Sprache dar. In bleibenden Denkmälern aus den verschiedensten Zeitperioden sind uns in ihr die Zeugnisse für die Geschichte der Vorstellungen aufbewahrt, und über alle erhaltenen Zeugnisse hinaus schließt die Sprachwissenschaft aus den der Beobachtung zugänglichen Entwicklungen auf solche zurück, die, unserer directen Nachweisung sich für immer entziehend, bis in die Anfänge des menschlichen Denkens hinaufreichen. Diese Zeugnisse der Sprache sind um so werthvoller, als sie es zugleich sind, die einen großen Theil des Materials uns zuführen, auf das wir in allen Gebieten primitiver Culturgeschichte unsere Schlüsse bauen müssen. Denn indem die Geschichte der Sprache uns den Wandel der Vorstellungen und des geistigen Lebens eines Volkes überhaupt erzählt, bildet einen der wichtigsten Bestandtheile dieses Berichtes die Geschichte der sittlichen Vorstellungen.

Aber obgleich uns diese Geschichte um Vieles zugänglicher ist als die Entstehung jener alltäglichen Lebensgewohnheiten, die selbst in der Sprache nur schwache Spuren zurückgelassen hat, so sind doch auch die Bezeichnungen der sittlichen Begriffe nur zu leicht einer Interpretation ausgesetzt, die den Gedanktenkreis unseres heutigen Bewußtseins auf beliebige frühere Geisteszustände überträgt, oder die, falls sie sich von diesem Irrthum frei hält, wenigstens genug gethan glaubt, wenn sie die uns heute möglich und einigermaßen einleuchtend erscheinenden Motive einer Gewohnheit ohne Weiteres für die wirklichen Motive nimmt. Ich glaube, daß auch Ihering in seinen schönen Untersuchungen über den Ursprung der Sitten diesen Fehler — wenn ein so begreiflicher und innerhalb gewisser Grenzen mentbehrlicher Schluß von den Beweggründen, die uns bestimmen, auf diejenigen, die für andere Menschen und Zeiten maßgebend waren, überhaupt ein Fehler ist — nicht ganz vermieden hat.

Ein Beispiel, welches nur theilweise und indirect das Gebiet der Sprache berührt, wird vielleicht am besten meine Meinung verdeutlichen. Die Größformen betrachtet Ihering als die uns unverständlich gewordenen Reste einstiger



Friedensbezeugungen. In einem wilden Zeitalter, in welchem der Wanderer in dem begegnenden Fremdling einen sein Leben bedrohenden Feind fürchten mußte, habe die zweckmäßige Gewohnheit sich ausgebildet, daß die sich Begegnenden durch Geberden ihre friedliche Absicht bekundeten. So bezeichne der Handschlag die Wehrlosmachung der Rechten; das Entblößen des Hauptes weise darauf hin, daß der Grüßende selbst schutzlos und also in friedlicher Absicht dem Andern entgegenkomme. Alle sonst noch vorkommenden Grußformen, wie die chinesische der Emporhebung der Hände, die dem Bekenner des Islam eigene Kreuzung der Arme über der Brust, endlich die in primitiven Culturländern verbreitete Sitte, daß sich der Geringere vor dem Vornehmen zur Erde niedertwirft, — alle diese äußeren Zeichen, so verschieden sie unter sich sein mögen, kommen darin überein, daß sie die Ausführung einer feindlichen Absicht unmöglich machen. Aber muß der thatsächliche Effect einer Handlung immer und nothwendig auch ihr wirklicher Zweck sein? Und wenn selbst das Letztere der Fall sein sollte, muß er darum ihr ursprüngliches Motiv sein?

Ich glaube, gerade die Sittengeschichte bietet der Beispiele so zahlreiche dar, wo Zwecke und Motive bestimmter Lebensgewohnheiten völlig andere geworden sind, daß man vielleicht, ohne eine Widerlegung fürchten zu müssen, behaupten könnte: der heutige Zweck einer Sitte ist selten ihr ursprünglicher, und, wenn er es einmal sein sollte, dann ist, was uns heute als der Hauptzweck erscheint, einst nur ein Nebenzweck gewesen; das Motiv einer Sitte aber ist, vorausgesetzt, daß ein solches überhaupt noch erkennbar ist, wahrscheinlich niemals mit dem ursprünglichen Motive identisch. Denn eben dies ist einer der wesentlichsten Charakterzüge der Sittengeschichte, daß gewisse Normen des Handelns erhalten bleiben, nachdem die Beweggründe, aus denen die Handlungen entsprungen sind, längst ihre Bedeutung verloren haben. Nur der historische Nachweis vermag daher den wirklichen Ursprung einer Sitte sicherzustellen. Wo er, wie leider so oft, unmöglich ist, da kann allenfalls noch aus gewissen verbliebenen Bestandtheilen, die zu anderwärts erhaltenen ursprünglicheren Stufen der nämlichen Sitte Beziehungen darbieten, mit Vorsicht zurückgeschlossen werden. Niemals aber dürfen wir uns verführen lassen, die Motive, aus denen etwa der heutige Culturmensch auf eine bestimmte Lebensgewohnheit verfallen könnte, für diejenigen zu halten, durch welche diese Gewohnheit dereinst thatsächlich ins Leben gerufen wurde. Den Gruß würden wir heute wahrscheinlich überhaupt nicht mehr erfinden, wie ihn denn der praktische und auch im Punkte der Sitte von historischen Traditionen wenig geplagte Amerikaner wenigstens zwischen Männern wieder abgeschafft hat.

Auf den wahren Ursprung der Grußformen dürften aber jene Grußworte uns hinweisen, die hier so oft — und in einem früheren Stadium wahrscheinlich immer — die Geberde begleiten. Die Grußworte sind, wie auch Thering bemerkt, Gebetsformeln, die freilich häufig nur in rudimentärer Gestalt erhalten geblieben sind. Wie sollen nun Friedensbezeugungen dazu kommen, überall in dieser Weise mit Gebeten für den Begegnenden verwebt zu werden? Von der Versicherung: „ich bin dir friedlich gesinnt“ ist doch noch ein weiterer Schritt zu der andern: „ich bete für dich“ oder vollends zu dem symbolischen

Ausdruck des Gedankens: „ich bezeuge dir meine Verehrung, indem ich zugleich für dich bete“. Denn es ist ja zweifellos, daß der Gruß in seinen heutigen Formen ungleich häufiger Ehrfurchtsbezeugung als Friedensversicherung bedeutet, und daß selbst da, wo wir vermuthen dürfen, ihn auf einer seiner einstigen Bedeutung näheren Stufe anzutreffen, wie etwa bei den Eingeborenen Inner-Afrika's, dieser symbolische Ausdruck der Ehrfurcht und Hingebung mindestens die weitaus vorwiegende Rolle spielt. Sind diese Dinge nicht bedeutsame Hinweise darauf, daß hier überhaupt nicht ein äußerer Zweck, sondern eine religiöse Anschauung ursprünglich zu Grunde liegt? Sind doch auch sonst unsere alltäglichen Lebensgewohnheiten von Resten jenes religiösen Cultus der Vorzeit durchsetzt, welcher der Sitte gleichzeitig ihren Ursprung gab und ihren Bestand sicherte, indem er sie unter die unmittelbare Obhut der Götter stellte. Hat nun der Gruß selbst einen religiösen Ursprung, so wird damit offenbar die Gebetsform der Grußworte zu einer innerlich nothwendigen Thatsache, während sie vom Standpunkte der Theorie der Friedensbezeugung aus eine zufällige äußere Zugabe ist, deren Regelmäßigkeit in Erstaunen setzt.

Es gibt eine Form des Grußes, bei welcher diese Verbindung mit dem Gebet uns heute noch als eine selbstverständliche erscheint: es ist dies die religiöse Demüthigung, bei der wir nur in der Regel das Gebet als die Hauptsache und die grüßende Verneigung als eine bloß begleitende Geberde ansehen, im Gegensatz zum gewöhnlichen Gruß, wo die Geberde zur Hauptsache geworden ist, der die Gebetsformel nur noch als ein überlebtes Rudiment anhaftet. Dies aber ist eine Regel, die sich in der Geschichte menschlicher Gewohnheiten überall bestätigt findet: wo Lebensäußerungen von verschiedentlich abgestufter Intensität uns entgegentreten, da ist die intensivere Form, diejenige, welcher der stärkere Gefühlswert innewohnt, durchgängig auch die ursprünglichere. Die Entwicklungsgeschichte der Sitte empfängt daher ihr charakteristisches Gepräge vorzugsweise durch die Thatsache, daß bestimmte Handlungen Anwendungen finden, die von ihren ursprünglichen Entstehungsbedingungen verschieden sind oder höchstens durch einigermaßen analoge Gefühlszustände mit ihnen zusammenhängen, und daß bei dieser Uebertragung die Gefühle selbst ebenso wie ihr Ausdruck in Geberden, Worten und sonstigen Handlungen eine fortwährende, schließlich bis zur Unerkennbarkeit führende Abschwächung erfahren.

Wenden wir diese Regel auf den vorliegenden Fall an, so wird diejenige Grußform muthmaßlich als die ursprünglichste voranzuziehen sein, welche direct an Gegenstände religiöser Verehrung, an Götter oder Götterbilder, sich wendet, und bei der vermöge einer natürlichen Verwandtschaft der Gefühle unmittelbar mit den Geberden der Verehrung und Demüthigung das gesprochene Gebet sich verbindet. Am nächsten kommt dieser ursprünglichen Form diejenige, wo der Mensch vor dem Menschen sich demüthigt, und die noch heute gelegentlich in Geberden sich äußert, die für den Zuschauer von dem Ausdruck religiöser Verehrung kaum zu unterscheiden sind. In der That, der Schritt vom Gruße zur Anbetung ist hier nicht mehr groß, und er ist, wie die Vergötterung römischer Cäsaren und orientalischer Despoten lehrt, mehr als einmal wirklich zurückgelegt worden. Von hier aus führt eine Stufenfolge allmäliger Abschwächungen

zunächst zu dem Gruß des Untergebenen vor seinem Vorgesetzten, dann zu dem des Gleichgestellten, des Freundes, bis zu dem huldvollen Neigen des Hauptes, mit dem der König den tiefen Büdning seines Kammerdieners erwidert. Mögen auch in den letzteren Fällen Wohlwollen und Herablassung schließlich die einzigen Gefühlsfactoren des Grußes geworden sein, in der äußeren Form desselben, in dem Neigen des Hauptes oder, wenn selbst dieses hinwegfällt, in dem supplementär dafür eingetretenen Winken der Hand, ist der letzte schwache Rest jener Demüthigung des Menschen vor seinem Gotte, mit welcher diese ganze Entwicklung beginnt, erhalten geblieben. In gleichem Sinne haben sich dann die begleitenden Grußworte verändert: aus Gebeten an den Begrüßten sind sie zuerst in solche für denselben und endlich in bloße Wunschformeln umgewandelt worden, die ihre im sprachlichen Ausdruck noch leise anklingende religiöse Bedeutung in der Wirklichkeit völlig verloren haben.

Wie in diesem einzelnen Beispiel, so bewährt nun überall die Sprache, im Gegensatz zu dem wandelbaren Inhalt an Vorstellungen und Begriffen, den sie zum Ausdruck bringt, ihre erhaltende Tendenz. Ihering vergleicht sie mit Recht einem Gefäß, das den verschiedensten Inhalt in sich aufnehmen kann. Doch muß hinzugefügt werden, daß dieser Wechsel des Inhalts nach bestimmten Gesetzen vor sich geht, die sich namentlich darin bekunden, daß den sich ablösenden Vorstellungen analoge Gefühle entsprechen. Hat sich auf diese Weise der Vorstellungswechsel erst mehrmals vollzogen, so kann dann freilich der Inhalt ein so völlig anderer geworden sein, daß selbst die begleitenden Gefühle ihre übereinstimmende Färbung verloren haben; dennoch wird man, wenn es gelingt die Entwicklung von Stufe zu Stufe zurückzuverfolgen, den Zusammenhang niemals vermissen.

Auch für das Gebiet der sittlichen Vorstellungen gilt ein Gesetz der Stetigkeit, das, wie schon Leibniz erkannte, alle geistige Entwicklung beherrscht. Gerade aus diesem Grunde ist es aber nicht unbedenklich, einzelne Stufen dieser Entwicklung herauszugreifen, um an dieselben Folgerungen über Ursprung und Bedeutung bestimmter sittlicher Begriffe zu knüpfen, oder aus den Vorstellungen, die wir heute mit gewissen sprachlichen Bezeichnungen verbinden, auf den ursprünglichen Inhalt des sittlichen Bewußtseins zurückzuschließen.

Es sei mir vergönnt, dies an einigen Beispielen zu erläutern, die, wie hier sogleich bemerkt sei, mehr zufälligen als planmäßigen Beobachtungen entnommen sind. Die Absicht einer irgendwie erschöpfenden Untersuchung der inhaltsreichen und schwierigen Frage der Entwicklungsgeschichte sittlicher Bezeichnungen in der Sprache liegt den folgenden aphoristischen Bemerkungen ferne. Indem ich diese wieder an einige der Ausführungen Ihering's anknüpfte, geschieht das in schuldiger Anerkennung der mannigfachen Anregungen, die ich denselben verdanke. Wenn ich aber auch hier seinen Ansichten nicht überall beipflichten kann, so gedenke ich dabei des Rathes, den Lessing dem kritischen Schriftsteller gibt: „Er suche sich nur erst Jemanden, mit dem er streiten kann, so kommt er nach und nach in die Materie, und das Uebrige findet sich.“ Und kann man in Befolgung dieses Rathes etwas Besseres thun, als sich den Gegner so zu wählen, daß man

unter allen Umständen gewinnen muß, weil man schlimmsten Falls immer noch den Vortheil genießt, Vieles von ihm lernen zu können?

## II.

Wer heute die Werke der Moralphilosophen aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, die Schriften eines Mendelssohn, Engel, Garve, in die Hand nimmt, der fühlt sich in eine etwas fremdartige Welt versetzt. Zwar die Gedanken dieser Männer weichen von dem, was wir in heutigen Behandlungen der Ethik vorfinden, nicht allzu weit ab. Aber die Sprache, die sie reden, ist eine theilweise von der unseren verschiedene. Eine uns seltsam anmuthende Eigenthümlichkeit bildet schon der uns gar zu verschwenderisch erscheinende Gebrauch des Wortes „Tugend“. Wir glauben heute vielleicht nicht weniger tugendhaft zu sein, ohne daß wir doch das Wort fortwährend im Munde führen. Ja im Gegentheil, dieses hat unverkennbar ein wenig an jener Umwandlung in eine geringschätzbare Bedeutung theilgenommen, welche in dem gleichen Zeitraum beispielweise dem Wort „Empfindsamkeit“ in Folge des Mißcredits, in den die sogenannte Empfindsamkeitsperiode unserer Poesie gerieth, widerfahren ist. So hat sich auch die Tugend zu einem durch allzu vielen Gebrauch einigermaßen schadhast gewordenen Begriff umgewandelt; und von der Schuld an diesem Geschieh werden wir jene Moralschriiftsteller schwerlich ganz freisprechen können. Sie haben damit leider der deutschen Sprache einen kaum wieder gut zu machenden Verlust zugefügt: die „Empfindsamkeit“ war eine neue Wortschöpfung, welche mit dem Zeitalter, das ihrer bedurfte, wieder verschwinden mochte; die Tugend ist ein altes Sprachgut, dessen bleibender Verlust nicht zu ersetzen wäre. Ein Zeitalter, das von einem tugendhaften Manne fast nur noch in ironischem Sinne zu sprechen vermag, läßt daher den Verdacht auf sich, daß ihm mit dem Wort auch die Sache werthlos geworden sei.

Es gibt eine Anzahl anderer ethischer Ausdrücke, deren Sinn sich in entgegengekehrter Richtung verschoben hat. Merkwürdiger Weise sind das zumeist Wörter, die bestimmte Gegensätze der Tugend bezeichnen. So spielt in der Moralphilosophie der Aufklärungszeit namentlich die „Selbstliebe“ eine hervorragende Rolle: sie bezeichnet jede Art und Gradabstufung eines interessirten, eigennütigen Verhaltens. Während wir nun heute die Ausdrücke „Egoismus“ und „Selbstsucht“ für diese Eigenschaften anwenden, ist uns die Selbstliebe zu einem Begriff geworden, mit dem wir an und für sich kaum mehr den Nebengedanken der Mißbilligung verbinden.

Daß ein Wort wie „Selbstsucht“ eine verhältnißmäßig moderne Schöpfung sei, erscheint uns auf den ersten Blick kaum möglich. Der Begriff ist uns hier so innig an das Wort gebunden, daß wir es nicht verstehen, wie eine Zeit, die der unseren so nahe liegt, ohne dasselbe auskommen konnte. Ebenso verhält es sich mit dem „Egoismus“, dem doch in der barbarischen Wortbildung der verhältnißmäßig moderne Ursprung an die Stirn geschrieben steht. Auch Thering bemerkt, dieses Wort sei neueren Ursprungs. Aber er scheint es trotzdem für eine ähnliche Schöpfung des Volksgeistes zu halten, wie die Bezeichnungen für Gut und Böse, Tugend und Laster. Denn er klagt die Philosophen an, weil von

ihnen der Bedeutung, welche die Sprache dem Wort angewiesen, Gewalt angethan sei; und er meint, indem er den von Auguste Comte geschaffenen Ausdruck „Altruismus“ mit dem Egoismus vergleicht, dieser verrathe sich unserem Gefühl ohne Weiteres als eine natürliche, jener als eine künstliche Schöpfung, welche eben von der Sprache selbst nicht gewollt werde. Indem diese die Abkehrung des Willens von dem eigenen Ich nur mit negativen Ausdrücken bezeichne, wie „Selbstlosigkeit“, „Selbstverleugnung“ und dergleichen, deute sie an, daß die Beziehung des Willens zum Ich die ursprüngliche sei.

So anziehend diese Betrachtungen auch sind, so fürchte ich doch, daß bei ihnen sprachliche Thatfachen von möglicher Weise beschränkter und transitorischer Natur zu allzu weittragenden Schlüssen benützt wurden. Ich habe schon bemerkt, daß die Moralphilosophie des vorigen Jahrhunderts die Wörter Selbstsucht und Egoismus kaum kennt. Dafür pflegt sie um so häufiger die Selbstliebe und die Nächstenliebe einander als correlate Begriffe gegenüberzustellen. Welches von diesen Wörtern das frühere sei, wird sich schwer ermitteln lassen. Jedenfalls aber sind sie beide positive Ausdrücke und, wie alle zusammengelegte Wortbildungen von ähnlicher Beschaffenheit, verhältnißmäßig modernen Ursprungs; ja ich möchte sagen, sie tragen das Gepräge der specifisch wissenschaftlichen Entstehung ebenso gut wie der Egoismus an sich. Der Franzose drückte, ehe das Wort „égoïsme“ Eingang in seine Sprache gefunden hatte, die Selbstliebe durch „amour-propre“, die Nächstenliebe durch das einfache „amour“ oder „charité“ aus. Könnte man nun nicht daraus, daß das Wort Liebe jedenfalls älter ist als die Zusammensetzung Selbstliebe, amour älter als amour-propre, ebenso gut schließen, die Liebe sei in der Entwicklung der menschlichen Leidenschaften dem Egoismus vorangegangen? Ja würde sich diese Folgerung nicht vielleicht mit noch etwas besseren Gründen als die entgegengesetzte vertheidigen lassen, da die Bezeichnungen der Liebe sicherlich bei allen Völkern bis in die Urzeiten der Sprache zurückreichen? Für die Rückbeziehung dieses Affectes auf das eigene Selbst dagegen ist mir nirgends ein ähnlich ursprüngliches Wort bekannt, und ich finde das auch psychologisch wohl verständlich. Der Mensch wird viel früher veranlaßt, denjenigen Gemüthsbewegungen Namen zu geben, die sich auf äußere Gegenstände beziehen, als jenen, die sein eigenes Selbst zum Gegenstand haben, ebenso wie er die Objecte der Außenwelt früher benennt, als seine eigenen Gefühle. Ich möchte daraus wahrlich nicht schließen, daß die ersteren früher seinem Bewußtsein gegenwärtig gewesen seien, als die letzteren. Wohl aber müssen uns, wie ich meine, diese Thatfachen bedenklich machen, die in diesem Falle überdies zweifelhafte Aufeinanderfolge der sprachlichen Bezeichnungen ohne Weiteres auf die Aufeinanderfolge der entsprechenden Vorstellungen und Gefühle zurückzubeziehen. Und vor Allem da wird man mit solchen Rückschlüssen vom Wort auf den Begriff behutsam sein müssen, wo es sich keineswegs um ein ursprüngliches Sprachgut, sondern um Bezeichnungen handelt, die erst unter dem Einflusse der wissenschaftlichen Reflexion entstanden sind. Die Sprache hat der Liebe, dem Haß, dem Neid ihre Namen gegeben; aber daß Selbstlosigkeit die Quelle der Liebe, Selbstsucht die Wurzel des Neides sei, dies sind Ueberzeugungen, zu denen die ethische Reflexion erst geführt hat.

Alle die Ausdrücke, die hierher gehören, Egoismus, Selbstliebe, Selbstlosigkeit, Selbstverleugnung u. s. w., sind daher nicht nur späten, sondern spezifisch wissenschaftlichen Ursprungs, und sie sind nur allmählig aus diesem engeren in den allgemeineren Sprachgebrauch übergegangen.

Solche Wortbildungen, mit denen erst die Wissenschaft das Leben bereichert hat — und auf ethischem Gebiete ist deren Zahl vermuthlich weit größer als das ursprüngliche Sprachgut — sind aber stets zugleich individuellen Ursprungs. Sie sind von einer einzelnen, nicht selten bestimmt nachweisbaren Persönlichkeit geschaffen worden, und wenn sie auch volles Bürgerrecht in der Sprache erworben haben, so bleiben sie doch zumeist auf einen engeren Kreis beschränkt, und sie scheinen überdies ein etwas wandelbarer Besitz zu sein. Wie ungeheuer würden jene von den Ethikern erfundenen Wortbildungen zurückstehen, wenn es möglich wäre, Diejenigen zu zählen, die sie im Munde führen! Und wer sich eine Vorstellung davon machen will, wie sich die ethische Terminologie im Laufe eines Jahrhunderts verändert hat, der vergleiche etwa Jhering's „Zweck im Recht“ mit Moses Mendelssohn's „Briefen über die Empfindungen“ oder mit Gellert's „Moralischen Vorlesungen“. Er wird namentlich einen großen Reichthum neu entstandener oder doch in häufigeren Gebrauch gekommener Wortzusammensetzungen bemerken, während einige ältere Ausdrücke seltener geworden sind oder eine leise Verschiebung der Bedeutung erfahren haben.

Eine der merkwürdigsten jener Neubildungen ist das schon angeführte Wort **Egoismus**. In den meisten Wörterbüchern aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts sucht man es, ebenso wie das Wort Selbstsucht, vergebens. Das letztere scheint sogar das spätere zu sein: vielleicht ist es erst gebildet worden, um das Fremdwort Egoismus ins Deutsche zu übertragen. Obgleich nun die moderne Form „Egoismus“ eine latinisirte ist, so daß man möglicher Weise in dem mittelalterlichen Latein seine Quelle vermuthen könnte, so weist doch schon die im vorigen Jahrhundert auch in Deutschland vorherrschende Form „Egoism“ auf eine französische Erfindung hin. In der That finde ich es zum ersten Mal im „Dictionn. de l'Acad.“ von 1762 in unmittelbarer Anlehnung an ein mittlerweile wieder selten gewordenes Zeitwort „égoiser“. Weitere Quellen (vergl. z. B. Girard, Synonymes franç. I, p. 402) belehren uns, daß égoisme nicht nur ein sehr modernes Wort ist, sondern daß es sogar der willkürlichen Erfindung eines einzelnen Philosophen seinen Ursprung verdankt. Als seine Urheber werden nämlich die Gelehrten vom „Port Royal“ bezeichnet. Der Port Royal, 1626 gestiftet und 1709 wieder aufgehoben, war bekanntlich der Hauptsitz des antijesuitischen Jansenismus. Die beiden Arnauld, Nicole, Pascal, Boileau, Racine gehörten ihm theils als Mitglieder an, theils standen sie mit ihm in nahen Beziehungen. Die Logik des Port Royal ist noch heute ein in Frankreich und England geschätztes Lehrgebäude, welches von dieser, die Traditionen des Cartesianismus pflegenden Weltbrüderschaft ausging. Vielleicht ist Pierre Nicole, der fruchtbarste philosophische Schriftsteller dieses Kreises, der eigentliche Erfinder des „Egoismus“; in Pascal's „Pensées“ kommt das Wort noch nicht ein einziges Mal, amour-propre dagegen sehr häufig vor. Hiernach dürfte es nicht lange vor dem Jahre 1700 entstanden sein. Aber es hatte noch manche

Wandlungen durchzumachen, ehe es sich seine heutige Stellung eroberte. Die Philosophen des Port Royal bedienten sich des „egoisme“ zunächst nur, um damit das bis dahin übliche „pyrrhonisme“ zu ersetzen. „Pyrrhonist“ ist noch in der philosophischen Sprache des vorigen Jahrhunderts ein geläufiger Ausdruck. Von dem alten Skeptiker Pyrrho hergenommen, bezeichnet es einen subjectivistischen Skeptiker oder Idealisten, der die Realität einer außerhalb unserer Vorstellungen existirenden Außenwelt bezweifelt. In dieser Bedeutung, in der es jetzt ganz ausgestorben ist, erhielt sich das Wort Egoist namentlich auch in Deutschland noch lange Zeit. Christian Wolff z. B. braucht es ausschließlich in derselben, und noch Kant unterscheidet in seiner Anthropologie den theoretischen und den praktischen Egoisten: der erste ist der Pyrrhonist, der zweite der Egoist in unserem Sinne. In der ersteren Bedeutung wurde z. B. der Idealist Berkeley, einer der edelsten und selbstlosesten Menschen, die je gelebt, gelegentlich mit dem Namen eines Egoisten beehrt. Ein halbes Jahrhundert später nannte Heinrich Jacobi den nämlichen Denker aus demselben Grunde einen „Nihilisten“. Auch hier hat sich also ein Uebergang aus dem Theoretischen ins Praktische vollzogen, der dem vorigen ganz analog ist.

Ehe aber der neue Begriff des Egoismus sich fixirte, war ihm noch eine seltsame Zwischenmetamorphose beschieden. Das dem egoisme nachgebildete Zeitwort egoiser empfahl sich als ein kurzer Ausdruck für die langweilige Eigenschaft eines Menschen, zu viel von sich selber zu reden, und daraus entpuppte sich der Egoist in der Bedeutung des Kenommiisten. Der „egoiste“ und der „homme personnel“ sind nach dem Synonymwörterbuch Theaterfiguren von sich ergänzenden Eigenschaften: der egoiste spricht nur von sich selbst, der homme personnel handelt nur für sich selbst, er verfolgt bloß sein persönliches Interesse.

Daß nun nach allen diesen Wandlungen das Wort Egoismus endlich in seiner heutigen Bedeutung sich fixirt hat und von allen modernen Sprachen aufgenommen worden ist, das wäre freilich nicht möglich gewesen, hätte nicht ein gewisses Bedürfniß nach einem diesen Begriff bezeichnenden Ausdruck existirt. Gar manches Wort von ähnlich zufälliger Entstehung mag wieder vergessen werden, ehe eines den Platz behauptet. Aber der persönliche Ursprung an sich bildet keinen Grund gegen jene Aneignung. Wo es uns, wie in dem vorliegenden Falle, je einmal gelingt, ein Wort bis zu seiner Quelle zurückzuverfolgen, da stellt sich seine Bedeutung immer als ein Act persönlicher Willkür dar. Wie alles geistige Leben, so besteht eben auch das der Sprache in den unaufhörlichen Wechselwirkungen des Einzelnen mit der Gesamtheit, und innerhalb dieser Wechselwirkungen kommt stets die schöpferische Rolle dem Einzelnen, die aneignende der Gesamtheit zu. Streng genommen gibt es ebenso wenig ein sprachschaffendes Volk, wie es ein dichtendes Volk gibt. Das Wort, dies ursprünglichste Erzeugniß des menschlichen Geistes, kann so wenig wie irgend ein anderes ohne unmittelbare persönliche Einwirkung entstehen und ohne die assimilirende Kraft der Gesamtheit bestehen bleiben. Ein Wort wie Altruismus muthet uns nicht deshalb fremdartig an, weil es künstlich gemacht, sondern weil es uns ungewohnt ist. Ob der Erfindung Auguste Comte's das Schicksal ebenso günstig ist, wie derjenigen der Philosophen des Port Royal, darüber

wird das kommende Jahrhundert entscheiden. Unmöglich ist es nicht, daß ein Ethiker der Zukunft den Altruismus für ein ebenso natürliches Erzeugniß der Sprache hält, wie wir es heute mit dem Egoismus zu thun geneigt sind.

Es versteht sich von selbst, daß wir an solchen verhältnißmäßig neuen Bestandtheilen des ethischen Sprachschazes vorzugsweise leicht im Stande sind, diesen Einfluß Einzelner nachzuweisen. Aber es fehlt doch nicht an Anzeichen, aus denen sich schließen läßt, daß derartige Wechselwirkungen in eine noch weit frühere Zeit zurückreichen, und daß gar manche Ausdrücke, welche ziemlich unbestritten als ursprüngliche Sprachschöpfungen betrachtet werden, in die nämliche Classe künstlicher, auf individuellen Anschauungen und Einflüssen beruhender Erzeugnisse gehören. Ich rechne zu diesen Ausdrücken namentlich die Sittlichkeit selbst, die ihrer Natur nach ein weit späteres Erzeugniß der Sprache ist als der Gesamtbegriff der Tugend, der seinerseits wieder der Benennung der Einzeltugenden spät erst nachgefolgt ist. Wenn schon das Wort „Tugend“ seine allgemeinere, von nationalen Anschauungen unabhängigere Bedeutung sicherlich erst unter dem Einflusse der philosophischen Ethik angenommen hat, so ist von vornherein zu erwarten, daß auch der noch allgemeinere Gesamtbegriff des Sittlichen kein ursprünglicher sein werde.

Man pflegt es für ein bedeutungsvolles Zeichen zu halten, welches auf den Ursprung der sittlichen Vorstellungen ein helles Licht werfe, daß schon die Sprache das Sittliche mit der Sitte in nächste Beziehung bringe. Thering fügt zu dieser Betrachtung noch die Bemerkung hinzu, die Sprache lege für diesen Zusammenhang der Sittlichkeit mit der Sitte ein besonderes werthvolles Zeugniß dadurch ab, daß sich diese Anlehnung in ihr mindestens dreimal unabhängig vollzogen habe: im Griechischen, Lateinischen und Deutschen. Unsere deutsche Sprache bewähre sich aber zugleich als diejenige, in welcher diese Entwicklung der Begriffe am weitesten geführt sei, weil sich in ihr am schärfsten die Gebiete der Sittlichkeit, des Rechts und der Sitte geschieden haben, die in den beiden classischen Sprachen zum Theil in einander fließen. Bezeichne doch selbst der im Gebiete der Rechtsbegriffe zu einer so ausgebildeten Terminologie gelangte Römer die Sitte, die Sittlichkeit und das Gewohnheitsrecht noch mit dem einen Worte mores.

So ansprechend ich nun die letztere Bemerkung auch finde, so kann ich doch nicht umhin zu bezweifeln, ob jene dreimalige Anlehnung der Sittlichkeit an die Sitte wirklich so unabhängig entstanden ist, wie Thering annimmt. Wörter wie „sittlich“ und „Sittlichkeit“ sind niemals Erzeugnisse des populären Denkens, sondern des wissenschaftlichen Sprachgebrauchs, der nicht bloß die in dem allgemeinen Bewußtsein erst in schwachen Anfängen vorhandene Reflexion weiterführt und vollendet, sondern gelegentlich auch Anschauungen und Theorien von ursprünglich durchaus individueller Beschaffenheit in der Sprache verewigt. Der wissenschaftliche Sprachgebrauch ist aber, auch wo er sich der Anwendung der Fremdwörter enthält, ein internationaler. Wie schon die Römer ihre philosophische Terminologie durch Uebersetzungen aus dem Griechischen bereichert haben, so hat unsere ganze moderne Kultur unablässig aus dem Sprachgut der Griechen und Römer geschöpft, und unter den wissenschaftlichen und namentlich den phi-



losofphifchen Ausdrücken, deren wir uns heute bedienen, gibt es sehr wenige selbst unter denen, die aus deutschem Material zusammengefügt sind, welche von jenem Einflusse frei blieben. Unsere größten Dichter und Denker haben auf diesem Wege freier Uebersetzung der deutschen Sprache unermessliche Schätze zugeführt. Auf dem Gebiete der philosophischen Terminologie hat namentlich Leibnizens erfinderischer Geist auch in dieser Beziehung überall seine Spuren zurückgelassen. Doch die Anfänge derartiger Uebersetzungen reichen in eine noch weit frühere Zeit zurück, und schwer wird es möglich sein, in solchen Fällen den ersten Urheber einer Bezeichnung mit Sicherheit nachzuweisen. Man wird sich häufig begnügen müssen, festzustellen, daß Wörter oder Wortbedeutungen in einem bestimmten Zeitraume nicht existiren, und daß sie in einem darauf folgenden mehr und mehr in allgemeine Aufnahme kommen. Dennoch verräth sich dieses von der Wissenschaft dem allgemeinen Sprachschaz zugeführte Gut darin noch lange als ein theilweise fremdartiges, daß sein Gebrauch oft noch lange Zeit ein so zu sagen esoterischer bleibt. Noch heute mag in der Sprache des gemeinen Mannes zwar gelegentlich das Wort Sitte vorkommen, aber das Sittliche kennt auch er kaum anders als in seinen einzelnen Gestaltungen.

Ich glaube aber, daß der Name des Sittlichen nicht nur einen specifisch wissenschaftlichen, sondern daß er nachweisbar einen individuellen Ursprung hat. Auch hier ist der Name der Sache nachgefolgt. Noch Plato hat keine Gesamtbezeichnung, die sich mit unserm Begriff des Sittlichen deckt. Erst der große realistische Ethiker der Griechen, Aristoteles, führt jenen Begriff des „Ethischen“ ein, welchem unser heutiger Begriff des Sittlichen nicht nur entspricht, sondern aus welchem er augenscheinlich direct hervorgegangen ist. Bei Aristoteles steht aber jener Ausdruck in unmittelbarem Zusammenhang mit der ethischen Theorie des Philosophen. Er unterscheidet Tugenden des Charakters und des Verstandes. Die ersteren nennt er die ethischen, die zweiten die dianoetischen Tugenden: bei jenen ist die Uebung, bei diesen das Nachdenken und die Unterweisung das hauptsächlichste Hilfsmittel der Entwicklung und Vervollkommnung. Die ethischen Tugenden führen ihren Namen vom Ethos ( $\epsilon\theta\omicron\varsigma$ ), welches Charakter, Gemüth bedeutet, bei Homer aber noch in der primitiveren Bedeutung der Wohnstätte von Menschen und Thieren vorkommt. Bei dem Uebergang dieser früheren in die spätere Bedeutung folgt die Sprache einem oft von ihr eingehaltenen Gesetze: sie überträgt die Bezeichnung von dem äußeren Gegenstand auf die durch ihn veranlaßte Gemüthsbewegung, analog wie im Deutschen Wonne und Wohnen wahrscheinlich mit einander zusammenhängen. Es mögen theils Wortbeziehungen dieser Art, theils die Grundgedanken seiner eigenen Moraltheorie gewesen sein, welche schon dem Aristoteles eine für die Geschichte der ethischen Bezeichnungen äußerst folgenreich gewordene Etymologie nahe legten: das Ethos ( $\epsilon\theta\omicron\varsigma$ , der Charakter) habe, so meint er im Eingang des zweiten Buchs der Nikomachischen Ethik, von dem Ethos ( $\epsilon\theta\omicron\varsigma$ , der Gewohnheit) seinen Namen. Die neuere Sprachwissenschaft hat diesem etymologischen Versuch des alten Philosophen ihre Zustimmung nicht versagt. Aber so nahe derselbe auch durch den ähnlichen Klang der beiden Wörter gelegt scheint, so werden wir doch annehmen dürfen, daß diese für das allgemeine Sprachbewußtsein nicht weniger verschieden waren, als etwa im

modernen Deutsch die Wörter Beet, im Sinne von Blumenbeet, und Bett. Im allgemeinen Sprachbewußtsein trägt stets die Differenzirung der Bedeutung über den Gleichklang den Sieg davon. Den sprechenden Beleg hierfür bilden gerade jene leisen Nuancirungen des Lautes, wie sie sich in den obigen Beispielen ausgebildet haben. Sie sind aus dem Bewußtsein der Verschiedenheit hervorgegangen. Dem gegenüber ist die Wiedererkennung der ursprünglichen Einheit immer eine Handlung der wissenschaftlichen Reflexion und als solche eine persönliche That, die erst nachträglich, etwa durch daran anknüpfende neue Wortbildungen, auf das allgemeine Sprachbewußtsein einen Einfluß gewinnen kann. So ist es denn auch mit jener Beziehung des Ethos zum *ἦθος*, des Charakters zur Gewohnheit und Sitte, ergangen. Bei Aristoteles ein neuer, mit den eigenthümlichen Voraussetzungen seiner Moraltheorie zusammenhängender Gedanke ist für uns die Beziehung des Sittlichen zur Sitte eine durch die Sprache selbst functionirte Verbindung der Vorstellungen geworden.

Von dem Weg, den die Wortbildung in diesem Falle genommen, sind uns noch deutliche Spuren erhalten geblieben. Nach dem Muster des Griechischen bildete Cicero das lateinische Adjectivum „*moralis*“. Im Eingange des Fragmentes „*De Fato*“ (Ueber das Schicksal) bekennt er sich ausdrücklich als den Erfinder. Der Satz, in welchem dies geschieht, ist selbst nur als Bruchstück erhalten geblieben. Es hat noch Jahrhunderte gedauert, bis aus „*moralis*“ das Substantivum „*moralitas*“ geworden ist. Die Lexika nennen den Macrobius, einen spätlateinischen Grammatiker, als den Urheber desselben. Aber an der einzigen Stelle, wo es nach dem Index zu seinen Werken bei ihm vorkommt, hat es nicht einmal die Bedeutung unseres Begriffs der „Moralität“, sondern es ist da von der „*moralitas stili*“, von dem Charakter des schriftstellerischen Stils, die Rede, ein Wortgebrauch, bei welchem dem an Gracismen überreichen Grammatiker wahrscheinlich mehr das griechische „*ἦθος*“ als das lateinische „*mos*“ vorgehwebt hat. Erst der ungefähr um die nämliche Zeit (Ende des 4. Jahrh. n. Chr.) lebende Kirchenvater Ambrosius gebraucht, wie Ducange's Lexikon des mittelalterlichen Latein bezeugt, *moralitas* im Sinne von „*morum probitas*“ (Rechtchaffenheit der Sitten). Damit war dem Wort die Aufnahme in die Gelehrtensprache des Mittelalters gesichert.

Woher haben nun aber die deutschen Wörter „sittlich“ und „Sittlichkeit“ ihren Ursprung genommen? Natürlich ist hier, wie im Lateinischen, das Substantiv dem Adjectiv nachgefolgt; und daß das letztere unabhängig von dem ihm entsprechenden lateinischen Wort in der deutschen Sprache existirt hat, ist wohl anzunehmen. Aber ob es auch im Sinne unseres modernen Begriffs „sittlich“ existirt hat? Ich glaube, das läßt sich mit Grund bezweifeln. Für das Mittelhochdeutsche verzeichnet Lexer in seinem Wörterbuch „sittlich“ in der Bedeutung von „dem Brauche gemäß, ruhig, milde, bescheiden, anständig“, also im Wesentlichen zusammenfallend mit unserem „sittig“, „sittsam“, „gesittet“. Wann es die allgemeinere moralische Bedeutung angenommen, dürfte schwer zu entscheiden sein; denn kaum wird dieser Schritt, ähnlich etwa der Schaffung des Wortes „*moralis*“ im Lateinischen, auf ein persönliches Zeugniß eines hervorragenden Schriftstellers zurückgeführt werden können. Bei der Verwandtschaft, die den

Begriffen des Sittsamen und Sittlichen an und für sich schon zukommt, ist der hier zurückgelegte Schritt zu klein, um in einer deutlichen Spur sich verrathen zu müssen. Aber wenn wir bedenken, daß der Begriff des Sittlichen in der neueren Bedeutung des Wortes überall erst aus dem Bedürfniß wissenschaftlicher Verallgemeinerung hervorgegangen ist, und daß das Lateinische, als die Sprache der gelehrten Welt, auf die später entstandene Terminologie der sämmtlichen modernen Sprachen einen ungeheuren Einfluß ausgeübt hat, so erscheint es wahrscheinlich genug, daß auch jener Bedeutungswandel des Wortes „sittlich“ in unmittelbarer Anlehnung an das Vorbild des Lateinischen entstanden ist. Noch mehr ist das natürlich mit dem Substantivum Sittlichkeit, das überhaupt erst im neuhochdeutschen Sprachgebrauch nachzuweisen ist, der Fall, und nicht minder mit Zusammensetzungen, wie sittenlos, Sittenverderbniß u. dergl., in denen der Begriff des Sittlichen auf das Wort Sitte zurückübertragen wurde. In der im vorigen Jahrhundert vielgebrauchten Redensart „Ein Mann von guten Sitten“ sind die „boni mores“ der Römer nicht zu verkennen.

Nach allem dem kann, wie ich glaube, die Ansicht von der dreimaligen unabhängigen Anlehnung des Sittlichen an die Sitte ebenso wenig aufrecht erhalten werden, wie die Meinung, daß die Ableitung jener Wörter, welche in der Sprache für die Sittlichkeitsbegriffe entstanden sind, Schöpfungen der Volkssprache seien. Innerlich freilich ist der Zusammenhang des Sittlichen mit der Sitte überall vorhanden, und nur deshalb wird jene Anlehnung der Bezeichnungen, nachdem sie einmal entstanden ist, auch von der Volkssprache schließlich bereitwillig angenommen. Unter den drei hier in Rede stehenden Sprachen ist es vorzugsweise die lateinische, die durch den bereits seit alter Zeit feststehenden Gebrauch der Pluralformen „mores“ und „boni mores“ im Sinne der „morum probitas“ für die Aufnahme der neuen Ableitung vorbereitet war. Den Griechen und Deutschen hat zwar das Bewußtsein von dem Werth der Sitte und eines innerhalb der Normen derselben sich bewegenden Handelns sicherlich nicht gefehlt; aber jener unmittelbar mit dem Begriff des Sittlichen sich deckende Gebrauch des Wortes ist ihnen doch nicht in gleicher Weise eigen. Hier ist es also der römische Volksgeist allein, welcher der auch sonst allgemein verbreiteten Anschauung ihren scharfen Ausdruck in der Sprache gegeben hat, — freilich nicht, indem er Bezeichnungen des Sittlichen schuf, die an das Wort für Sitte sich anlehnten, sondern indem er dieses Wort selbst hierzu verwendete.

Durch jene aus der Sitte abgeleiteten Wörter erst ist die Sprache über die bloße Zusammenfassung der Tugenden in einen Gesamtbegriff ebenso wie über die unmittelbare Verschmelzung des Sittlichen mit den Thatfachen der Sitte hinausgegangen. Sie aber sind individuelle Schöpfungen, die allmählig von der Sprache assimilirt und schließlich aus einer Sprache in die andere übersezt wurden. Selbst so allgemeine Bezeichnungen wie die des Sittlichen und der Sittlichkeit sammt den mannigfachen Zusammensetzungen, die aus ihnen entstanden sind, haben also den nämlichen persönlichen Ursprung wie der „Egoismus“ und ähnliche Wortbildungen modernster Zeit. Sie sind nur älter und erscheinen uns daher mehr noch als diese so verwachsen mit dem Geist der Sprache, daß wir geneigt sind, sie für natürliche und unveräußerliche Bestandtheile derselben

zu halten. In der That, wenn heute noch die ganze moderne Menschheit in ihrer Wortbezeichnung des Sittlichen unbewußt unter dem Banne der aristotelischen Theorie von dem Einfluß der Uebung auf das sittliche Handeln steht, so ist das vielleicht eines der stärksten Zeugnisse für die Wirkung des persönlichen Willens auf die Gesamtheit, die uns die Geschichte des Denkens aufbewahrt hat.

### III.

Was ist früher, das Gute oder das Schlechte? Haben sich die sittlichen Gesetze zuerst dem menschlichen Bewußtsein eingeprägt, und sind die Abweichungen von denselben durch den Verfall einer ursprünglich reinen Sitte entstanden? Oder hat sich etwa umgekehrt der Mensch aus einem Zustande der Rohheit und des Lasters zu einem sittlichen Leben hindurchkämpfen müssen? Jedermann erkennt die Wichtigkeit dieser Frage, aber auch die Schwierigkeit ihrer Beantwortung. Die religiöse Ueberlieferung gibt bekanntlich der Priorität des Guten den Vorzug; die Wissenschaft hat häufig die entgegengesetzte Annahme versucht. Von einem paradiesischen Urzustande will sie nichts wissen; statt dessen ist sie geneigt, in einem von selbstjüchtigen Trieben entflammten Kampfe ums Dasein den Anfang aller menschlichen Entwicklung zu sehen. Ihering scheint in diesem Streite der religiösen Ueberlieferung, gegenüber ihren Darwinistischen und sonstigen Widersachern, Recht zu geben. „Die Sprache,“ so führt er aus, „kennt zwei Formen zum Ausdruck von Gegensätzen: eine positive und eine negative. Bei der ersteren bezeichnet sie beide Glieder des Gegensatzes durch zwei verschiedene Namen, wie reich und arm, jung und alt u. s. w. Bei der zweiten behilft sie sich mit einem einzigen Ausdruck, dem sie durch Negation den zweiten entnimmt, wie verständig und unverständlich, muthig und unmuthig u. dergl.“ Ihering hält es nun für eine höchst beachtenswerthe Thatsache, „daß sämtliche Gegensätze auf dem sittlichen Gebiete das Gewand der negativen Ausdrucksform an sich tragen, und daß die Sprache von den Tugenden Negationen bildet, nicht aber von den Lastern und Vergehen.“ So setzt sie der Tugend die Untugend, der Ehre die Ehrlosigkeit, der Dankbarkeit die Undankbarkeit, der Treue die Untreue, der Gerechtigkeit die Ungerechtigkeit gegenüber, von Rachsucht, Haß, Grausamkeit, Stolz u. s. w. bildet sie aber keine Negationen. „Der Sprache,“ so folgert er demnach, „erscheint das Laster als Negation der Tugend, das Unfittliche als Negation des Sittlichen, das Sittliche aber nicht als bloße Negation des Unfittlichen. Diese Gegensätze verhalten sich der Sprache zufolge wie der beleuchtete Gegenstand und sein Schatten, letzterer ist das Nachbild des ersteren, ersterer aber nicht das des letzteren.“

Hiermit ist nun zwar noch nicht ausdrücklich behauptet, daß das Sittliche dem Unfittlichen auch der Zeit nach vorausgehe. Aber insofern nach Ihering's eigener Auffassung der sittliche Sprachschatz ein treues Abbild der Entwicklung der sittlichen Vorstellungen sein muß, läßt sich seinen Worten kaum eine andere Deutung geben. Und in der That, sollten die behaupteten Thatsachen richtig sein, so würde dadurch unzweifelhaft, gegenüber der pessimistischen Ansicht Schopenhauer's und der Darwinisten, jener Optimismus, welcher in den Sagen

vom Paradies und vom goldenen Zeitalter anklingt, eine nicht zu unterschätzende wissenschaftliche Stütze empfangen.

Aber leider kann ich nicht verhehlen, daß mir vor allen Dingen die behaupteten Thatfachen bestreitbar scheinen. Abgesehen davon, daß gerade die fundamentalsten sittlichen Gegensätze, wie Gut und Böse, Tugend und Laster, auch in der Sprache in positiver Form sich ausgeprägt haben, lassen sich den Beispielen, in denen die sittlich lobenswerthe Eigenschaft durch eine Negation aufgehoben wird, zahlreiche andere gegenüberstellen, wo das Gegentheil stattfindet. Ihering selbst führt eine Ausnahme von seiner Regel an: Es ist die Sünde, aus der die Sprache durch bloße Negation sogar die höchste sittliche Eigenschaft, die der Sündlosigkeit, gebildet habe. Aber er meint, diese Ausnahme bestätige so zu sagen die Regel: sie sei der sprachliche Ausdruck für die specifisch christliche Lehre von der Erbsünde, und so weise auch hier die Sprache darauf hin, daß, während auf dem Gebiet des profan Sittlichen die Norm das Frühere und die Abweichung davon das Spätere sei, für das religiös Sittliche die umgekehrte Folge gelte: der christliche Weg zur Gerechtigkeit führe durch den Umweg der Sünde. Doch so sinreich diese Deutung auch scheint, so ist ihr doch entgegenzuhalten, daß die Sünde keineswegs der einzige Begriff ist, aus dem die Sprache durch bloße Negation andere Begriffe von positivem ethischem Inhalt bildet. So stellt sie der Schuld die Schuldblosigkeit, der Furcht die Furchtlosigkeit, der Bescholtenheit die Unbescholtenheit, der Bestechlichkeit die Unbestechlichkeit, dem Neidischen den Neidlosen, dem Argen den Arglosen gegenüber. Auch auf dem Gebiete des profan Sittlichen scheint also häufig genug jener umgekehrte Weg vom Laster zur Tugend der Sprache nicht fremd zu bleiben. Dennoch hat der feine Sinn für die äußeren Erscheinungsformen des sittlichen Lebens, der den Verfasser des „Zwecks im Recht“ in so hohem Maß auszeichnet, ihn auch hier nicht ganz irregeführt. Zwar die Behauptung, daß die Sprache überall aus dem sittlich Correcten das Incorrecte durch Negation ableitet, bestätigt sich nicht einmal annähernd. Aber eine gewisse Wahrheit kommt ihr trotzdem zu, insofern nämlich, als in der That ein Uebergewicht negativer sprachlicher Bildungen in dem angegebenen Sinne stattfindet. Ich habe versucht, auf statistischem Wege das Verhältniß derjenigen negativ geformten Begriffe, die eine sittliche Mißbilligung ausdrücken, zu denen zu ermitteln, die eine sittlich lobenswerthe Eigenschaft in der nämlichen Form enthalten. Beschränkte ich mich hierbei der Einfachheit halber auf solche Wörter, die im Deutschen mit einem privativen „Un“ anfangen, so ergaben die zu Rathe gezogenen Wörterbücher auf 44 negativ bezeichnete Tugenden 62 Laster in derselben Form, also ungefähr ein Verhältniß von 2:3. Noch größer ist der Unterschied im Lateinischen, wo sich das Verhältniß auf 23:61, also nahezu auf 1:3 stellte.

Mögen nun auch die numerischen Resultate dieser Statistik als ziemlich unsicher angesehen werden, so dürften sie doch hinreichend beweisen, daß wir eine überwiegende Neigung besitzen, die Gegenstände unserer sittlichen Mißbilligung durch Ausdrücke zu bezeichnen, die mittelst der Negation lobenswerther Eigenschaften gebildet sind, während die umgekehrte Tendenz, das Gute durch die Negation des Schlechten auszudrücken, offenbar eine geringere ist. Vielleicht würde sich der Unterschied zwischen beiden Neigungen noch als ein größerer herausstellen,

wenn es möglich wäre, die Wörter nicht bloß zu zählen, sondern zu wägen; denn es scheint, daß unter den negativ bezeichneten Tugenden der Procentsatz seltener Wortbildungen ein größerer ist als unter den negativ bezeichneten Lastern.

Lassen diese Thatsachen kaum zweifeln, daß die Behauptung Ihering's in einem gewissen Grade richtig ist, so vermag ich mich dagegen seiner Erklärung der Erscheinung, so annehmbar sie auch auf den ersten Blick auszu sehen mag, nicht anzuschließen. Zunächst scheint mir ins Gewicht zu fallen, daß es sich hier keineswegs um eine isolirte, bloß für das Gebiet der ethischen Terminologie gültige Thatsache handelt, sondern um ein allgemeines Gesetz, dessen Herrschaft sich über die Gesammtheit unserer Gefühle und Gemüthsbewegungen erstreckt. Wo immer ein Object unsere Unlust oder Mißbilligung erregt, da sind wir geneigt, den Ausdruck der Negation anzuwenden, indem wir bei der sprachlichen Bezeichnung von dem gegenüberstehenden Gefühl der Lust oder des Wohlgefallens ausgehen. Dürfen wir nun hieraus etwa allgemein schließen, daß die Lust früher gewesen sei als der Schmerz, das Wohlgefallen früher als das Mißfallen? Man mag der Auffassung Schopenhauer's, der den Schmerz so zu sagen für den normalen Seelenzustand hält, so fern wie möglich stehen, so wird man darum doch einem derartigen Optimismus, der in seiner Auffassung der Entwicklung der Menschheit nur ein um so schlimmerer Pessimismus wäre, kaum zustimmen können. In der That, wie sollte der Mensch im Besitz der Sprache, also Mensch gewesen sein, und dennoch der Eigenschaft gleichzeitig Lust und Schmerz zu empfinden entbehrt haben? Sind doch sichtlich schon bei den Thieren bis herab zu den niedersten Stufen des Lebens diese Gegensätze der Gemüthsbewegung innig an einander gebunden. Wenn dereinst Jacob Böhme sich zu der Behauptung verweig, selbst in dem unendlichen Wesen Gottes müsse der Schmerz mit der Lust, der Zorn mit der Liebe, eine schlimme Qualität mit der guten vereinigt sein so mögen wir dahin gestellt lassen, ob der tiefsinuige Mystiker mit dieser kühnen Behauptung wirklich, wie noch Schelling meinte, dem Wesen der Gottheit näher gekommen ist als irgend ein Sterblicher vor ihm, — unzweifelhaft aber hat er für die menschliche Natur eine tiefe psychologische Wahrheit ausgesprochen. Einem Wesen, das Lust ohne Schmerz oder Schmerz ohne Lust empfände, würden die Eigenschaften unseres eigenen Bewußtseins fehlen, und selbst der Begriff eines solchen Wesens bleibt daher für uns unersaßbar.

Sicherlich also sind jene Gegensätze der Gefühle, welche jetzt wie immer das menschliche Gemüth bewegen, älter als die Formen der Sprache. Daß aber von zwei contrastirenden Gefühlen das eine durch die Negation seines Gegentheils ausgedrückt wurde, dies war gerade durch die innige Beziehung derselben zu einander nahe gelegt. Und nicht vergessen dürfen wir dabei, daß die sprachliche Bezeichnung niemals den ganzen Inhalt eines Begriffes erschöpft, sondern daß sie selbst von den im Bewußtsein unmittelbar gegenwärtigen Elementen desselben immer nur einen kleinen Theil zum wirklichen Ausdruck bringt. So kann denn auch in einem gegebenen Fall der Gegensatz gegen ein anderes Gefühl das zunächst wirksame Motiv der Bezeichnung sein, ohne daß darum im Geiste des Sprechenden der negativ benannte Begriff selbst nur einen negativen Inhalt hätte. Die Tugend ist mehr als eine Negation des Lasters, aber auch das Laster

ist keine bloße Negation der Tugend, ebenso wenig wie der Schmerz nur Negation der Lust ist. Er wird dazu auch dann nicht, wenn die zufällige Rücksicht auf das erstrebte, aber nicht erreichte Lustgefühl gelegentlich veranlassen sollte, ihn als „Unlust“ zu bezeichnen.

Warum aber, wenn allein die Existenz contrastirender Gefühle den Grund der negativen Benennungen enthält, drücken wir nicht ebenso oft die Lust, das Lobenswerthe und Kühnliche wie die Unlust, die Gegenstände, die unsern Tadel und unsere Verachtung verdienen, mittelst der Verneinung ihres Gegentheils aus? Die Antwort auf diese Frage ergibt sich, wie ich glaube, wenn wir erwägen, daß die Verneinung, ebenso wenig wie irgend ein anderer Act unseres Denkens, ein bloß logischer Vorgang ist, sondern daß derselben, wie allen unseren Vorstellungen, ein bestimmter Gefühlswert zukommt. Dieser ist es nun, der eine unverkennbare Verwandtschaft der Unlustaffecte und der logischen Function der Verneinung zu Stande bringt. Wie der Unlustaffect sich abwendet von dem schmerzzerregenden Gegenstand, so weist die Verneinung eine Vorstellung zurück als unvereinbar mit dem Gedankenzusammenhang. Hier wie dort besteht der innere Vorgang in einer abwehrenden Willensregung. Auch die rein logische Negation ist daher, namentlich bei energischen Urtheilsacten, von einem Gefühl begleitet, das durchaus den Charakter eines Unlustgefühls an sich trägt. Erstreckt sich diese Verwandtschaft sogar auf die einfachen sinnlichen Gefühle, so ist sie um so mehr bei den höheren, den ethischen und ästhetischen, zu erkennen. Denn diese Gefühle treten an und für sich schon in innigere Beziehungen zu den intellectuellen Processen, wie dies vor allem aus dem ungeheuren Einflusse erhellt, den das sittliche und das ästhetische Urtheil auf dieselben ausüben.

Wenn Mephistopheles sich einführt mit den Worten: „Ich bin der Geist, der stets verneint“, so ist er so weit entfernt, das Böse für eine bloße Negation des Guten auszugeben, daß er vielmehr zwar diesem den endlichen Sieg, aber dafür jenem den Vorrang der Ursprünglichkeit zuschreibt: „Ich bin ein Theil des Theils, der anfangs Alles war, ein Theil der Finsterniß, die sich das Licht gebar“, und eben darum „ein Theil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft“.

Was kann der Dichter mit diesen Worten Anderes sagen wollen, als was auch sonst noch mannigfach als ein Grundgedanke des Faustdramas durchschimmert: daß der Irrthum und die Schuld nicht bloß, wie es sich die vulgäre Weltanschauung denkt, als verderbliche Mächte der Verwirklichung des Guten im Wege stehen, sondern daß sie es zugleich sind, die durch den sittlichen Kampf, den sie erwecken, das Gute in menschlicher Form überhaupt erst möglich machen? In diesem Gedanken aber spiegelt sich der andere unausgesprochene, daß es für den Menschen kein Gut gibt ohne ein Uebel, an dem es gemessen wird.

#### IV.

Daß die sittlichen Vorstellungen sich in Gegensätzen ausgeprägt haben, beruht unbeftritten auf einer Anlage des menschlichen Bewußtseins, welche ebenso allgemein ist wie die Fähigkeit Lust und Schmerz zu empfinden. Aber ob jene Vorstellungen überall auch den nämlichen Inhalt bergen, ob die Motive für den

Gegenſatz des Eittlichen und Unſittlichen immer übereinkommende ſind, bleibt dabei eine offene Frage. Ihering entſcheidet ſich rückhaltlos für die Allgemeingültigkeit des Inhalts ſittlicher Normen, und ich will im Voraus bemerken, daß ich durchaus geneigt bin, mit einigen Vorbehalten dieſer Anſicht beizutreten. Wenn aber auch hier wieder, bei dem Verſuch der Abgrenzung des Eittlichen von verwandten Lebensgebieten, der Sprache ein guter Theil der Beweislaſt aufgebürdet wird, ſo geſtehe ich, daß mir das mehr ſcheint, als ſie zu tragen im Stande iſt.<sup>1</sup>

Zunächſt ſoll die Sprache, wie Ihering ausführt, das Eittliche abgrenzen von dem Zweckmäßigen. Indem ſie dieſes als das dem Zweck „Angemeſſene“ hinſtelle, weiſe ſie ihm lediglich die Erwägung der Mittel zu, während das Eittliche auf die Zwecke ſelbſt ſich beziehe. Die Ethik wird demnach als die Lehre von den menſchlichen Zwecken, die Politik als die von den Mitteln bezeichnet. Ich meine, bei dieſer Theilung der Gebiete kommen beide zu kurz. Wenn die Ethik zunächſt und vor Allem die ſittlichen Zwecke feſtzuſtellen hat, ſo liegt der ſelbſtverſtändliche Grund hiervon darin, daß überall nach dem Zweck das Mittel ſich richten muß, nicht umgekehrt. Aber ſie würde ihr Geſchäft nur halb thun, wollte ſie von der Erwägung der Mittel, die zur Erlangung der ſittlichen Güter führen, gänzlich Umgang nehmen. Sie gleiche in dieſem Fall einer Naturlehre, in der man ſich nur mit den Urſachen der Naturerſcheinungen, nicht aber mit den Wirkungen der Urſachen beſchäftigen wollte. Auch glaube ich, daß kein Ethiker jemals dieſe Grenze eingehalten hat. Am allerwenigſten iſt dieſes auf dem von Ihering bevorzugten Standpunkte des ſocialen Utilitarismus denkbar. Denn wie ließe ſich die hier verlangte Unterſcheidung des dauernd von dem bloß vorübergehend Nützlichen, des das Geſammtwohl Fördernden von dem bloß für Einzelne Vortheilhaften ausführen, ohne eine ſorgfältige Abwägung der Mittel mit Bezug auf ihre Zwecke? Sieht doch Ihering ſelbſt, und gewiß mit Recht, einen Hauptwerth gewiſſer äußerer Formen der Sitte wie der Umgangſformen, gerade darin, daß ſie Hilfsmittel ſind für die Entwicklung der wirklichen Eittlichkeit. Was ferner die Politik betrifft, ſo meine ich, auch ſie habe es doch zu allererſt mit den Staatszwecken und erſt in zweiter Linie mit den Mitteln zu thun, durch welche dieſe Zwecke erreicht werden. So wüßte ich denn überhaupt nicht, wie es irgendwo möglich ſein ſollte, Zweck und Mittel derart von einander zu trennen, daß einem beſtimmten Wiſſensgebiet die Erwägung der einen und einem zweiten die der andern zuzutheilen wäre. Denn Zweck und Mittel ſind Begriffe, die in einer unlöslichen Correlation ſtehen. Das Eittliche bildet aber nicht das eine Glied dieſes Wechſelverhältniſſes, das Politische das andere, ſondern der Zweck iſt der allgemeinere Begriff, dem jene beiden Gebiete ſich unterordnen. Zwar ſetzt der politiſche Zweck den ethiſchen vielfach voraus, ohne daß jedoch deshalb die Politik der ſelbſtändigen Zweckmotive entbehrte.

Nicht bloß ſoll aber nach den Andeutungen der Sprache das Eittliche auf die Seite des Zwecks, nicht des Mittels zu ſtehen kommen, ſondern auch den Inhalt der ſittlichen Zwecke glaubt Ihering auf dieſem Wege beſtimmen zu können. Das Ich kann nach ihm nicht Zweckſubject des Eittlichen ſein, weil die Sprache mit Wörtern wie Selbſtſucht, Eigennutz, Egoismus den Begriff



sittlich tadelnswerther Eigenschaften verbindet. Zugleich wenden wir diese Ausdrücke nur auf den Menschen an, nicht auf das Thier, — „der Mensch ist der einzige Egoist in der Schöpfung, denn zum Egoismus gehört neben dem Willen, der sich auf das Ich richtet, auch das Bewußtsein des Ichs. Egoismus ist die Einheit von Selbstbehauptung und Selbstbewußtsein, er bezeichnet für den Willen dasselbe Phänomen wie das Selbstbewußtsein für den Geist, letzterer ist das Ich, das sich denkt, jener das Ich, das sich will.“ Zudem nun die Sprache nicht in dem Egoismus, sondern in den entgegengesetzten Eigenschaften der Selbstverleugnung, Selbstlosigkeit, Uneigennützigkeit sittliche Qualitäten anerkenne, ertheile sie Antwort auf die gestellte Frage: das Ich sei ihr nicht das Zwecksubject des Sittlichen, und demnach könne als dasselbe nur die Gesellschaft gelten. Aber die Sprache habe zugleich der Selbstlosigkeit das „Muttermal des Egoismus“ mit auf den Weg gegeben, indem sie für alle jene unegoistischen Eigenschaften die negative Form wähle und damit dem Egoismus die Priorität einräume.

Ich habe schon früher meine Bedenken gegen derartige Schlüsse aus verhältnißmäßig sehr neuen und veränderlichen Wortbildungen, wie Egoismus, Selbstsucht und dergl., ausgesprochen. Aelter als alle diese Bestandtheile des ethischen Wortschatzes, die schon der zusammengesetzte Aufbau als ein neueres Sprachgut erkennen läßt, sind sicherlich Wörter wie Liebe und Haß. Wer aber möchte hier sich unterfangen zu entscheiden, welches von beiden das Aeltere sei? Ich will nicht betonen, daß außerdem die Bemerkung, die Sprache habe die sittlichen Eigenschaften, die in der Abwendung vom eigenen Ich ihre Quelle haben, nur negativ bezeichnet, zu der früher erwähnten allgemeinen Behauptung, die Sprache habe überall das Sittliche positiv und das Un sittliche nur negativ benannt, in einem merkwürdigen Widerspruche steht. Ich glaube, dieser Widerspruch hebt sich eben dadurch, daß beide Behauptungen nicht zutreffen.

Wenn ich derartige Schlüsse aus theils bestreitbaren, theils der modernsten Sprachgeschichte angehörigen Thatsachen bedenklich finde, so möchte ich aber nicht im Mindesten leugnen, daß die Sprache wirklich manche werthvolle Andeutungen auch in Bezug auf die Beschaffenheit der sittlichen Vorstellungen enthalte. Doch wie die Sprache selbst in einem unaufhörlichen Flusse der Entwicklung sich befindet, so läßt sich aus ihr auch in Bezug auf das sittliche Leben nicht sowohl ein fester Inhalt von Anschauungen und Begriffen, als eine Reihe von Hinweisen auf die Entwicklung der letzteren entnehmen.

Schon Ihering führt die Angaben einiger Sprachforscher an, nach denen verschiedene Sprachen zwar einzelne Tugenden zu benennen im Stande seien, aber kein Wort für die Tugend überhaupt besitzen. Ich möchte glauben, daß dies überall der Anfang der Entwicklung ist. Aber noch mehr, auch unter den einzelnen Tugenden stehen zunächst keineswegs diejenigen am höchsten, die eine spätere Zeit vorzugsweise schätzen gelernt hat. Tapferkeit, Treue, Standhaftigkeit weiß schon der Naturmensch zu ehren, und die entgegengesetzten Eigenschaften erscheinen ihm vielleicht in höherem Grade schimpflich, als dies auf einer vorgeschrittenen Kulturstufe der Fall ist. Dagegen gelten ihm Zorn, Rache, Grausamkeit, ja dem Feinde oder Stammesfremden gegenüber selbst List und Betrug als er-

laubt und in einem gewissen Grade sogar als rühmlich. Ein Odysseus und ein Hagen von Tronje erscheinen in dem Volksepos als hehre Heldengestalten neben einem Achill und Siegfried, und selbst diese Lieblinge der Sage, auf die dereinst die dichterische Phantasie Alles häufte, was ihr edel und erstrebenswerth schien, wie unendlich weit sind sie entfernt von dem sittlichen Ideal des stoischen Weisen, des frommen Brahmanen oder des gläubigen Christen! Bei allen nationalen Besonderheiten scheint dieser Wandel der sittlichen Anschauungen doch ein allgemeingültiger zu sein. Denn im Wesentlichen die nämlichen Züge des ethischen Volkscharakters, die wir bei den Vorfahren unserer heutigen Kulturvölker erblicken, sie sind, nur zumeist in einer roheren und uns darum fremdartiger anmuthenden Gestalt, noch heute bei den wilden Naturvölkern Australiens und Amerika's anzutreffen. Ueberall gelten unter den individuellen Tugenden diejenigen als die lobenswerthesten, als deren Träger die Kraft und Tüchtigkeit des Körpers erscheinen, unter den socialen diejenigen, die dem Kreise der nächsten Stammesgenossen zu Statten kommen.

Auch der Sprache sind die unvertilgbaren Spuren dieser fernen Vergangenheit des sittlichen Lebens eingeprägt. Wie das deutsche Wort Tugend noch deutlich anklingt an das Zeitwort „taugen“, mit dem es in der That unmittelbar zusammenhängt, so weisen fast in allen Sprachen die Wortbedeutungen der verwandten Begriffe auf die Tüchtigkeit oder Tapferkeit zurück. Selbst unser deutsches Wort gut hängt wahrscheinlich mit der nämlichen Wortstamme zusammen, dem auch das Wort „Gatte“ entstammt. Gut ist auf dieser Stufe der Anschauungen das was sich paßt, das der Sitte Gemäße, und vor Allem das dem Handelnden selbst und seinen Genossen Nützliche. Was zuerst den Menschen diese Stufe des Egoismus und des niedersten socialen Utilitarismus hat überwinden lehren, waren nicht Nützlichkeitsbeträgungen höherer Art, wie uns heute gelegentlich philosophische Utilitarier, die nach ihrer eigenen Logik die Weltgeschichte einrichten möchten, versichern. Für den Naturmenschen ist die Religion die Schule der Selbstlosigkeit. In der religiösen Demüthigung lernt er zum ersten Mal sein eigenes Selbst rückhaltlos hingeben. Wohl sucht auch hier der angeborene Eigennuß an die Leistung die Erwartung einer Gegenleistung zu knüpfen. Aber indem diese weder erzwungen noch ertrotzt werden kann, verbinden sich selbst mit solchen egoistischen Hoffnungen jene Gefühle der Ergebung und der Entsagung, die der Mensch im Verkehr mit seinesgleichen vielleicht niemals gewinnen würde, und die doch die mächtigsten Hebel aller socialen Tugenden sind.

Gegenüber jener Uebereinstimmung, die der sittliche Charakter des menschlichen Bewußtseins in den Anfängen seiner Entwicklung darbietet, erscheint nun diejenige Periode, die allmählig unter dem Einflusse des religiösen Kultus und der von ihm getragenen Künste beginnt, als die Zeit der nationalen Sonderung der Anschauungen. Und wiederum ist es die Sprache, in der auch diese Vorgänge der Trennung und Differenzirung der Begriffe ihre bleibenden Spuren zurücklassen. Nirgends kommt vielleicht so sehr wie auf ethischem Gebiet die Wahrheit der Bemerkung zur Geltung, daß die Wörter einer Sprache fast niemals vollkommen treu in die einer andern übersezt werden können.

Unvermeidlich büßen sie etwas ein von jener besonderen Färbung nationalen Empfindens, mit welcher der sprachschaffende Volksgeist sie ausgestattet hat. Dies gilt schon von den allgemeinen Bezeichnungen des Guten und Schlechten. Keiner Sprache fehlen sie, aber in keiner haben sie ursprünglich ganz die nämliche Bedeutung. Während der Indier das Gute mit dem Wahren, das Böse mit dem Falschen zusammenfließen läßt, hat der Grieche vor Allem die Tapferkeit und andere glänzende oder rühmendwerthe Eigenschaften im Auge. Daher hier jene dem griechischen Geiste eigenthümliche Verbindung des Guten mit dem Schönen nahe liegt, eine Verbindung, die dem indischen Volksbewußtsein völlig fremd erscheinen würde. Während ferner der Deutsche bei dem nämlichen Wort, wie oben schon angedeutet, vor Allem die gemeinnützige Tüchtigkeit im Auge zu haben scheint, ist es die Segnung mit äußeren Glücksgütern und die damit zusammenhängende Vornehmheit der Geburt, die der Römer in den Vordergrund stellt. Nur darin waltet wieder bei aller Verschiedenheit eine Uebereinstimmung der Anschauungen, die auf gemeinsame Entwicklung zurückweist, daß gerade die Bezeichnungen des Guten und Bösen fast überall in mehrfachen Bedeutungen sich erhalten haben, indem neben der ethischen eine sinnliche dauernd fortexistirt. So reden wir noch heute ebenso wohl von einer guten Mahlzeit wie von einer guten Handlung, von einem bösen Finger wie von einem bösen Gewissen. Ueberall aber, wo eine sinnliche und eine geistige Wortbedeutung neben einander bestehen, ist die sinnliche die frühere. Es ist möglich, daß gerade die Frühzeitigkeit der Uebertragung, neben der häufig geübten Anwendung des Wortes, bei jenen ethischen Begriffen die Erhaltung der sinnlichen Bedeutung gesichert hat. Denn es ist merkwürdig, daß die Bezeichnungen Gut und Böse in dieser Beziehung eine Ausnahme bilden von fast allen andern Bestandtheilen des ethischen Wortschatzes, wo, einem zumeist befolgten Gesetz des Bedeutungswandels entsprechend, durch die später entstandene Bedeutung die ursprüngliche verdrängt worden ist.

Ähnlich verschiedene nationale Färbungen wie bei den Gegensätzen des Guten und Schlechten haben in denjenigen Wörtern sich ausgeprägt, welche die Gesamtheit der lobenswerthen Eigenschaften in einem abstracten Gegenstandsbegriffe zusammenfassen. Während hier z. B. in der griechischen „Arete“ vor allem die Nebenbeziehung auf den äußeren Glanz der Tugend, den Ruhm vor Göttern und Menschen hervortritt, ist in der römischen „virtus“, die ja unmittelbar von dem Manne (vir) ihren Namen trägt, sichtlich auf die Mannhaftigkeit und Charakterfestigkeit der Hauptwerth gelegt. Daß endlich das deutsche Wort „Tugend“ in einer unserm heutigen Sprachbewußtsein noch deutlich fühlbaren Weise jenen Hinweis auf das Taugliche und Passende enthält, der wahrscheinlich dereinst auch dem Adjectivum „gut“ anhaftete, ist schon oben bemerkt worden.

Sicherlich würde es falsch sein, wenn man aus diesen Unterschieden der sprachlichen Ausdrucksformen des Sittlichen schließen wollte, in der Zeit dieser nationalen Sonderungen der Anschauungen habe überhaupt keinerlei Uebereinstimmung über das, was sittlich lobenswerth und tadelnswerth sei, geherrscht. Gewiß hat dem Indier die Charakterfestigkeit ebenso gut als eine Tugend gegolten wie dem Römer oder Germanen die Wahrhaftigkeit. Nur die relative

Werthschätzung der verschiedenen sittlichen Eigenschaften ist eine abweichende. Aber auch dieser Unterschied hat sich schon im natürlichen Entwicklungsgang des Völkerbewußtseins sichtlich allmählig vermindert. Dies geschah dadurch, daß die Wortbedeutungen, einer allgemeinen Tendenz der Begriffsbildung folgend, sich erweiterten. So geschah es, daß die vornehmste unter den lobenswerthen Eigenschaften allmählig zur Bezeichnung des Lobenswerthen überhaupt diente. Jene Einheit der sittlichen Persönlichkeit, welche stets verschiedene Vorzüge gleichzeitig in sich vereinigt, mußte schon zu einer solchen Erweiterung herausfordern, indem sie es nahe legte, den Namen des Guten wie ein äußeres Zeichen zu gebrauchen, welches die Verbindung aller persönlichen Vorzüge andeuten sollte.

Den ersten Schritt auf der Stufenleiter dieser Entwicklungen hat die Kunst, den zweiten hat die Philosophie gethan. Wie die sittliche Vorstellungswelt der attischen Tragiker um Vieles reicher geworden ist gegenüber der des Homer, so kommt diesem wachsenden Umfang des sittlichen Bewußtseins auch die Erweiterung und Vertiefung der Wortbedeutungen zu Hilfe. Nicht nur wird die ethische Terminologie eine reichere, sondern es nehmen auch die nämlichen Wörter eine andere Bedeutung an. Die „Arete“ des Sophokles ist geradezu ein anderer Begriff geworden als die des Epos. Und ein ähnlicher, wenn auch vielleicht kleinerer Zwischenraum trennt diese späteren Darstellungen des ethischen Volksideals der Griechen von den Anschauungen eines Plato und Aristoteles. Der Tugendbegriff des Homer, in dem die körperliche Tüchtigkeit des Helden noch den ersten Platz behauptet, muthet uns fremdartig an. Verwandter fühlen wir uns schon dem Pflichtgefühl einer Antigone. Bei den Philosophen vollends befinden wir uns inmitten von Anschauungen, die wir in den wesentlichsten Stücken heute noch als die unsern erkennen.

So scheint sich nach den Zeugnissen der sprachlichen Ueberlieferungen die Entwicklung der sittlichen Vorstellungen in drei Stadien zu trennen. In dem ersten derselben sind diese Vorstellungen roh und unvollkommen, fast ganz der Werthschätzung äußerer sinnenfälliger Eigenschaften zugewandt, und es finden sich zwischen ihnen bei verschiedenen Völkern kaum erhebliche Unterschiede. Das zweite Stadium ist das der nationalen Sonderungen: zwar fehlt es auch hier nicht an einer gewissen Gemeinschaft der Anschauungen, aber sie wird verhüllt durch die stark hervortretenden Züge des sittlichen Volkscharakters, der namentlich für die relative Schätzung der einzelnen Tugenden eine maßgebende Bedeutung besitzt. Das letzte Stadium endlich ist das der Wiederaufhebung der nationalen Sonderungen: in dem allgemeinen Volksbewußtsein vorbereitet, gelangt es zur Verwirklichung hauptsächlich erst durch den Einfluß einzelner machtvoller Persönlichkeiten, die das sittliche Bewußtsein der Menschheit entweder durch religiöse Vertiefung oder durch philosophische Erleuchtung über die Schranken nationaler Vorurtheile emporheben.

Auch die Frage nach der Einheit und Allgemeingültigkeit der sittlichen Anschauungen erlebigt sich, wie ich meine, durch diese Anwendung des Entwicklungsgedankens, den die Erscheinungen des Wechsels der ethischen Wortbedeutungen uns nahe legen. Es gibt eine Einheit der sittlichen Vorstellungen, aber diese Einheit ist keine ewige und unabänderliche, die etwa in einem Schatz angebotener

Ideen jedem Menschen von Anfang an zur Verfügung stünde, sondern sie besteht in der Einheit der Entwicklung. Die sittlichen Lebensanschauungen entspringen, ähnlich den organischen Lebensformen, aus Keimen von übereinstimmender Beschaffenheit, die sich zu verschiedenen, wenn auch innerlich verwandten Gestaltungen entwickeln. Aber, verschieden von den organischen Lebensformen, gelangen die sittlichen Vorstellungen nicht zu immer wachsender Divergenz, sondern sie beginnen im Gegentheil von einem bestimmten Punkte an sich der Einheit wieder zu nähern. Diese letzte Einheit, in welcher die Verwandtschaft der ursprünglichen Anlage zur Entfaltung gelangt ist, wird vielleicht immer nur annähernd erreichbar sein, und ihr Endziel ist, wie das einer jeden geistigen Entwicklung, ein ideales. Aber auch hier bewährt die Sprache ihre glückliche und für das menschliche Denken so überaus wichtige Eigenschaft, daß sie nicht nur den fertigen Begriffen angemessene Symbole zur Verfügung stellt, sondern daß sie selbst den noch im Schoße der Zukunft ruhenden Entwicklungen vorausseilt, indem sie Begriffe, deren volle Bedeutung das Denken erst ahnend als eine Aufgabe erfaßt hat, einstweilen die äußere Gestalt gibt, mittelst deren sie für zukünftige Zwecke festgehalten werden können. Je unbestimmter die Symbole der Sprache sind, oder je mehr sie die ihnen einst anhaftenden Spuren ihres individuellen Ursprungs eingebüßt haben, um so leichter sind sie nun allen den Einflüssen zugänglich, von denen die Entwicklung des menschlichen Bewußtseins bestimmt wird. So kann es geschehen, daß ursprünglich gleiche Begriffe sich in verschiedene, und ursprünglich verschiedene in gleiche umwandeln. Namentlich aber bildet der Zeichenvorrath der Sprache einen Stoff, der den Einflüssen des individuellen Denkens willig sich fügt, indem er die Aufnahme der von einzelnen Denkern ausgebildeten Begriffe in das allgemeine Bewußtsein ermöglicht.

Wie der allgemeine Begriff des Sittlichen ursprünglich eine persönliche Schöpfung ist, die allmählig von dem Gesamtbewußtsein der Kulturvölker assimiliert wurde, so verdankt auch die erstrebte Einheit der sittlichen Lebensanschauungen dem schöpferischen Einflusse einzelner Dichter und Denker ihre langsam aber sicher herannahende Verwirklichung. Den Philosophen insbesondere mag man es daher immerhin zu Gute halten, daß sie es zu irgend einer theoretischen Übereinstimmung über die sittlichen Grundprobleme noch nicht gebracht haben. Ist es doch nicht zum wenigsten die Philosophie gewesen, die an der Erringung einer sittlichen Lebensauffassung von übereinstimmendem Inhalt für die ganze Menschheit mitgearbeitet hat. Dieses praktische Verdienst mag, weil es hinter unzähligen andern Factoren gemeinsamer Culturarbeit sich verbirgt, ein weniger augenfälliges sein, als das einer glücklichen Theorie, die ein ganzes Wissensgebiet unter ihre unbestrittene Herrschaft zwingt. Aber das Heil der Welt hängt schließlich überall nicht von Theorien ab, sondern von der Praxis des Lebens. Und von welchem Lebensgebiet könnte dies mehr gelten, als von dem Praktischen im eminenten Sinne des Wortes, dem Sittlichen?

# Ueber die amerikanische Romandichtung der Gegenwart.

Von

Anton C. Schönbach.

## IV.

Als ich vor zehn Jahren das erste Mal über amerikanische Literatur schrieb, schienen mir Bret Harte und Mark Twain die bedeutendsten Schriftsteller, und ich reihte ihnen als dritten Thomas Bailey Aldrich an. Das kann ich heute nicht länger aufrecht erhalten, denn die Humoristen stehen jetzt nicht mehr im Vordergrund, auch wird man Aldrich nicht in erster Reihe nennen. Sein Ruf gründet sich auf zwei Erzählungen, die vortreffliche „Geschichte eines bösen Buben“ und „Prudence Palfrey“, beide spielen in Rivermouth, einer kleinen alten Hafenstadt Neu-Englands, womit Aldrich wohl Erinnerungen an seinen eigenen Geburtsort (Portsmouth in New-Hampshire) festhält. Die Knabenstreiche, über welche Aldrich mit solcher Genugthuung berichtet, unterscheiden sich merklich von denen Tom Sawyer's, sie sind gewiß meistens erlebt und weniger phantastisch ausgeschmückt, in harmloser Weise lustig; man könnte sie unjungen Jungen viel eher zutrauen, als die Unternehmungen jenes Wildlings aus Missouri. Auch steht das Wischen Sentimentalität nicht übel, welches zwischen die Scherze eingeflochten wird. So ist „Prudence Palfrey“ eine Familiengeschichte von weichem Gewebe in milden Farben, Prue, die Heldin warmen Herzens und von lieblicher Schalkhaftigkeit — unwillkürlich erinnert man sich an die reizende Skizze Prue and I aus George W. Curtis' Jugendtagen. Die Gesellschaft in Rivermouth hat einen gut bürgerlichen Zuschnitt und amüsiert sich in ruhiger Behäbigkeit, fast abseits vom Wege. Das Leben einer kleinen Stadt verfließt auch im alten Europa, in England oder Deutschland nicht anders, und man würde die amerikanische Localfarbe fast ganz vermissen, wenn nicht das Goldfieber in die Erzählung eingriffe. Da werden wir nun freilich aufgeschreckt und hart auf den Boden des amerikanischen Realismus niedergesetzt, wenn der Mann, welcher den braven Durchschnittsheros John Dent bei Prue

ausstechen will, sich als ganz gemeiner Betrüger, Dieb und Mörder offenbart. In den Kreisen Europa's, wo Heirathsschwindler aus solchem Stoff ihre Ernten halten, pflegen unsere Novellisten nicht zu verkehren, und ein junges Mädchen, welches der Erzähler uns lieb gemacht hat, scheint uns entwürdigt, büßt unsere Theilnahme ein, wenn sie auch nur zeitweise etwas von ihrer reinen Empfindung an einen Gauner vergibt. In einigen kleinen Skizzen und Erzählungen hat Aldrich mit Bret Harte gewetteifert, und da sind ihm ein paar Typen gutmüthiger oder poetischer Lumpen hübsch gelungen, sogar ein ergreifendes Blatt: *All right*. Dagegen bezeichnet die *Stillwater Tragedy* eher einen Rückschritt. Obgleich auch diese Geschichte in *Margareth Slocum* einen liebenswürdigen Frauencharakter enthält und die plaudernde Wirthshausgesellschaft lebensvoll abgebildet ist, so bleibt das Ganze doch zu sehr im Rahmen der Criminalgeschichte nach bekannten Mustern; keine der Hauptfiguren ist vertieft genug, um vom gewöhnlichen Schema sich zu entfernen, und so fein die Schilderung ist, das Buch macht den Eindruck einer leichten Arbeit. Beim *Strike der Steinmehnen* z. B. hat Aldrich gewiß eigene Beobachtungen verworther; aber wie ganz anders, mit welch energischer, fatter Farbe schildert der anonyme Verfasser der *Breadwinners* ein solches Ereigniß. Seither (1880) ist von Aldrich nichts Größeres erschienen, und er pflegt, wie es scheint, neuerdings die Dichtung mehr, mit welcher er vor dreißig Jahren (1854) begonnen hatte. Wisweilen bringen die vornehmeren Magazine (das *Atlantic* redigirt er selbst) reizende kleine Poesieen von ihm, grazios in der Form, und dann werden diese Stücke bei Gelegenheit zu einem zierlichen, farbenbunten, in Seide gewickelten Bändchen vereinigt. Die Gedichte von Aldrich gehören zu den *vers de société*, welche Gattung gegenwärtig in England beliebt ist, wo *Dobson*, *Loxer*, *Gosse*, *Andrew Lang* u. A. die Beete, welche Praed angesteckt hat, mit vielfarbigen, eleganten Blümchen bepflanzen. Aldrich besitzt in gebundener und freier Rede eine wohlklingende, reine Sprache, seine Darstellung dämpft die Töne, ist weich und discret. Darum liebt sich auch Alles von ihm so vergänglich; allerdings hinterläßt es keine bleibende Wirkung.

Von den vielen anderen Arbeitern auf dem Felde humoristischer Prosa möchte ich noch *Charles Dudley Warner* und *Max Abeler* erwähnen. Der erstere ist besonders durch „*My Summer in a Garden*“, das an den verschollenen *N. P. Willis* erinnert, bekannt geworden und wird auch sonst als gewandter Essayist über sehr verschiedene sociale und literarische Themen geschätzt. Abeler hat sich in hübschen Skizzen versucht, die nur nicht aneinander gereiht und durch einen dünnen Faden zusammengehalten werden sollten; diese Wasserfarbenblätter, welche jedes für sich recht gefallen, erheben zu große Ansprüche, wenn sie zum Bilderverk vereinigt dargeboten werden.

Wir finden von diesen Männern, die unter dem sichtlichem Einflusse der feineren Kultur Neu-Englands schreiben, den besten Uebergang zu einer Gruppe von Schriftstellern, welche während der letzten Jahre bedeutungsvoll hervorgetreten sind, eine Reihe vorzüglicher Werke in rascher Folge geschaffen haben, so daß das große Publicum der Gegenwart ihre Namen besonders im Sinne hat, wenn es von dem „amerikanischen Roman“ spricht. Diese Erzähler stammen fast alle

aus dem Osten der Vereinigten Staaten oder sind dort erzogen worden oder haben wenigstens ihr vollstes und reifstes Schaffen unter den Zeichen der vielverspotteten Bostonbildung begonnen.

## V.

Hierher gehört William Dean Howells, eine der sympathischsten Erscheinungen der modernen Literatur Amerika's. Er ist im Staate Ohio geboren, also im Westen, wie man das in Nachwirkung gewesener Verhältnisse noch nennt, und ist auch gelegentlich in einer Anthologie den Dichtern des Westens zugerechnet worden. Vielleicht darf man aus dieser Abstammung einen Grundzug in Howells' Wesen ableiten. Er selbst bezeichnet einmal (in Dr. Breen's Practice) als einen Cardinalsatz im Glauben des Western man einen zuversichtlichen Optimismus, der unter zwei möglichen Ausgängen einer Sache immer dem besseren die Chance zugesteht. Dadurch wird freilich das Streben nicht gelähmt, dem Schicksale möglichst nachzuhelfen; vielleicht erhöht das Vertrauen noch die Kraft; jedenfalls aber wird das Urtheil dahin beeinflusst, daß es auch ein ungünstiges Ergebnis leicht von der besten Seite nimmt und sich damit zufrieden gibt. Von dieser Stimmung sind alle Werke Howells' gesättigt. Er ist im Wesentlichen mit der Organisation der Welt zufrieden, ohne abzuleugnen, daß sie vielfach schadhast ist und die Räder bisweilen in Unordnung kommen, dann wird das Menschen-schicksal bei dem Zusammenstoß zermalmt. Howells theilt diese gutmüthige Auffassung des Lebens auch seinen Lesern mit und veranlaßt sie, den Gestalten seiner Erzählung das Wohlwollen entgegenzubringen, welches der Freude entspricht, womit er selbst sie geschaffen hat.

Der Sohn eines Buch- und Zeitungsdruckers, ergriff Howells zunächst ebenfalls dieses Gewerbe, womit er freilich den Nebenberuf verband, als Reporter Stoff für die Presse heran zu karren. Es hat manches Jahr gewährt, bis er von den untersten Sprossen der Leiter einer journalistischen Laufbahn empor-kam. Auch als Redacteur und Herausgeber von Zeitungen blieb er fürs Erste im Westen. Ließ er sich in allen Departements der Blätter vermöge seiner Gewandtheit gut gebrauchen, so hat er doch eine Zeit lang sich hauptsächlich der Politik hingegeben — einem Berufe, der in America von sehr zweifelhafter Sauberkeit ist — und sogar zweimal (1863 und 1875) sogenannte Campaign-Biographies verfaßt, das sind Lebensbeschreibungen der Präsidentschafts-candidaten, welche die Wähler begeistern sollen. Es liegt in der Natur dieser ephemeren Schriften, daß sie in klarer, eindringlicher Sprache ihren Helden nur von der besten Seite schildern, die Erzählung, so oft es angeht, effectvoll zuspitzen und mit lauter, den Massen zugänglicher Rhetorik rühmen und preisen. Diese etwas grobe Gattung Literatur genießt keiner großen Achtung und verdient sie auch nicht, wie schon daraus hervorgeht, daß darin seit neunzig Jahren kein Stück von bleibendem Werthe abgefaßt worden ist. Von Howells kann man wenigstens sagen, daß er sich in der Wahl seiner Heroen (Lincoln und Hayes) nicht vergiffen hat und daß diese Arbeiten jene günstige Wendung seines Schicksals herbeigeführt haben, durch welche er für die erzählende Dichtung gewonnen wurde. Die republikanische Partei nämlich belohnte seine Verdienste, indem sie



ihm das amerikanische Consulat in Venedig verlieh. Diese Stellung befreite Howells für längere Zeit von der Noth täglicher Arbeit, eröffnete ihm die Kunst und Literatur der alten Welt, verschaffte ihm ausgedehnte gesellschaftliche Beziehungen und damit ein treffliches Material zur Beobachtung, das die reiche Muße seines Amtes ihm alsbald auszubenten gestattete. Es beziehen sich denn auch die ersten Schriften von Howells, durch die er sich in gebildeten Kreisen bekannt machte, auf Italien und sind Früchte seiner Diplomatenzeit. So hängt mit den Skizzen aus dem venetianischen Leben und den italienischen Reisebildern die größere Erzählung *A Foregone Conclusion* zusammen. Außer dem amerikanischen Consul Ferris, einem älteren originellen Priester und einem jungen, leidenschaftlichen macht eine Gruppe internationaler Amerikaner, vor Allem Miß Florida Vervain und ihre Mutter, das Personal der Geschichte aus. Die Gesellschaft gehört somit demselben Gebiete an, auf welchem Henry James seine Triumphe feiert; sieht man etwas näher zu, so wird schon hier der Unterschied im Wesen der beiden Schriftsteller bemerkbar. Neben den feinen Leuten, in deren Zirkel die Bewegung der Gemüther vor sich geht — Handlung kann man das nicht nennen — stellt uns Howells auch echt italienische Typen vor. er läßt sich auf die Schilderung von Landschaft, Luftstimmung, Lichteffekten ein, die keineswegs als zufälliger Hintergrund gebraucht werden, sondern wie notwendige Fäden dem Gewebe eingeschlagen sind. An sich ist die Geschichte nicht bedeutend, das Geschehnde verläuft langsam und theilt sich in kleine Portionchen, der Schluß ist etwas melodramatisch und nicht ganz zu rechtfertigen. Sie enthält jedoch schon ganz vortreffliche Zeichnungen, z. B. Florida's Mutter, Mrs. Vervain, eine Vorgängerin der verschiedenen meisterhaften Porträts älterer amerikanischer Frauen, welche Howells später dargestellt hat. Reizend ist die Geschichte *Tonelly's Marriage*, welche ein bekanntes Motiv verwerthet, indem für einen berechnenden, habfüchtigen, jungen Heirathscandidaten ein bescheidener, braver Herr mittleren Alters die Liebesbriefe schreibt; die Correspondenz läßt die Braut die Unehrlichkeit des Einen, das stille Verdienst des Anderen erkennen, welches sie dann mit einer, kaum dem Leben abgelauchten Generosität durch ihre Hand belohnt. Ich vermag die Folge nicht festzustellen, in welcher Howells' ältere Arbeiten erschienen, jedenfalls gehören aber der nächsten Zeit die *Suburban Sketches* und *Their Wedding Journey* an. Jene sind kleine Bilder, wie sie in Wien von Schlögl, in Berlin von Kossak und Stinde geschrieben werden, sichtlich durch Bret Harte beeinflusst; diese gibt eine ganz wunderhübsche Beschreibung einer Hochzeitsreise an den Niagara, nach Montreal und Quebec, die aus eigener Erfahrung aufgesprossen und darum mit besonders glücklichem Humor ausgestattet ist. Das Gegenstück bildet eine unlängst veröffentlichte Geschichte, worin dasselbe Ehepaar, manches Jahr später, dieselbe Tour noch einmal macht, um für das profaische Eheleben die schönen Eindrücke von damals zu erneuern. Natürlich führt das zu Enttäuschungen, und die Resignation des zweiten Theiles ergänzt in realistischer Weise den leichten Schwung des ersten. Howells' Einsicht in Welt und Leben hat sich vertieft, indem seine Bildung sich erweiterte; davon gibt auch die Sammlung wohlgewählter berühmter Autobiographien Zeugniß, welche er in trefflicher Uebersetzung herausgegeben

hat. Eine schickliche Folge davon mag es sein, daß Howells im Juli 1870 die Leitung des *Atlantic Monthly* übernahm und lange Jahre behielt, das eines der besten Organe seiner Art, ein rechter Repräsentant der Bostonbildung ist, und dem der neue Redacteur einen weiteren Stoffkreis und dadurch gesteigertes Interesse für die Leser verlieh. Um das Ende der siebziger Jahre beginnen dann die großen Arbeiten von Howells, welche ihm das europäische Publicum eröffneten, mit jedem Jahre stärkern Erfolg gewannen, was nur wieder die spannende Erwartung des nächsten Buches erhöhte.

In *The Lady of the Aroostook* (1879) hat Howells die Gesellschaft amerikanischer Touristen von Beruf noch nicht ganz verlassen. Staniford und Dunham, die beiden jungen Herren, welche auf dem Segelschiff „Aroostook“ von Boston nach Triest fahren, gehören dahin und die englische Colonie in Venedig, unter deren Zierden auch Mrs. Erwin sich befindet, eine Geistesverwandte von Mrs. Wervain. Sie ist die Tante Lily Blood's, der hübschen jungen Lehrerin aus einem Dorfe in Massachusetts, die auf ihren Wunsch nach Europa kommt und zwar, unerhörter Weise, als einziger weiblicher Passagier des Aroostook, der nicht einmal eine Stewardess besitzt. Lily ist so weltfremd in der Puritanergemeinde erzogen worden, daß sie das Waagniß gar nicht merkt, welches in dieser Reise liegt; erst der Schrecken der Tante bei der Ankunft in Venedig belehrt sie und zeigt ihr, wie die Genossen der Fahrt von ihr gedacht haben mögen. Aber sie ist nicht umsonst so liebenswürdig harmlos, so voll einfacher und richtiger Empfindung, hingebend und doch stolz, sie hat sich den eleganten, etwas ironisch angehauchten Staniford zum Gatten gewonnen, und indem er sie heimführt, werden die Schwierigkeiten jener Reise der schwachhaften Welt entrückt. Vielleicht ist die Erzählung nicht ohne Seitenblick auf Henry James' berühmte „*Daisy Miller*“ geschrieben worden, um neben die schimmernde Extravaganz und Formlosigkeit dieses amerikanischen Mädchens einen Typus von der gleichen Unbefangenheit, aber werthvolleren Gehaltes zu stellen. Am liebsten wird sich wohl die Erinnerung der Leser auf den Eingang der Erzählung zurückwenden, der das ärmliche Heim von Lily's Großvater, ihn selbst und die gute eckige Alte, den runden und munteren Capitän Jenneß abschildert und sich mit dem Ende, worin das junge Ehepaar nach Massachusetts geführt wird, zu einem schlichten Rahmen zusammenschließt.

Einem kühneren Ziele strebt der nächste Roman zu: *The Undiscovered Country* (1880), und mit ihm beginnt eine Reihe von Erzählungen, in denen Howells eigenthümliche sociale Erscheinungen beleuchtet und praktische Fragen streift, wenn auch nur mit der leichten Hand des Dichters. Ein Arzt, Dr. Boynton, ist, ausgehend vom Materialismus, zu spiritistischen Ansichten gelangt. Er ist voll ungeordneten Speculationstriebes, phantastisch, verworren, ein Schwarmgeist, wie wir sagen würden. Von der Ueberzeugung durchdrungen, daß seine nervöse Tochter ein Medium sei, und ihr die Kraft innewohne, sich mit einer stets paraten Geisterwelt in Verbindung zu setzen, gibt er eine behagliche Heimstätte in Unfrieden auf und reist mit Egeria nach Boston. Er arrangirt dort spiritistische Sitzungen, geräth aber in eine sehr peinliche Situation, als er für einen Schwindler gehalten wird und selbst erkennt, wie eine

berufsmäßige Spiritistin seine Besucher getäuscht hat. Er ist ehrlich und will mit seiner Tochter, an die er weiter glaubt, heimkehren. Da trifft er Shaker, Mitglieder jener eigenthümlichen cölibatären Secte, über deren alttestamentliche Weise der Gottesverehrung wir hinlänglich, zum mindesten durch Hephworth Dixon unterrichtet sind. Er und seine Tochter werden in elender Lage von den Shakern gefunden, freundlich aufgenommen, die kranke Egeria gepflegt. Boynton wünscht die Shaker von der Realität der Geisterwelt zu überzeugen; als er aber Egeria zu den Experimenten zwingen will, zeigt es sich, daß mit der kommenden Genesung die nervöse Reizbarkeit verschwunden ist, welche ihr früher die Eigenschaften eines Mediums zu verleihen schien. Den spiritistischen Anschauungen des Doctors ist dadurch der Boden entzogen; sein Glaube, der ihn bisher aufrecht erhielt, verläßt ihn, sobald er entdeckt, alle ihm wunderbaren Phänomene könnten natürlich erklärt werden, der Schwärmer bricht zusammen. Nun sieht er klar: Spiritismus ist nur eine eigene Art Materialismus; nicht darauf kommt es an, daß ein zweites Leben, ein Leben nach dem Tode überhaupt existire, sondern darauf, daß es eins sei, welches der Mühe lohnt, nicht bloß der Abkatsch einer nächsternen Gegenwart. So schwankt Boynton dem un-  
 'discovered country entgegen, von dessen Grenzen kein Wanderer zurückkehrt. — Niemandem wird das wahrhaft Tragische des Stoffes entgehen, Howells beleuchtet es von ganz verschiedenen Seiten. Er hat sich in dieser Erzählung mit einem überaus schwierigen Problem befaßt. Das ist die Gestalt Boyntons, den man unter spiritistischen Betrüggern, dann wieder unter unschändlichen Phantasten der Shakergemeinde trifft, ohne daß der Leser sich der Achtung und Theilnahme zu entschlagen braucht; beides verdankt Boynton seiner Wahrheitsliebe und dem ehrlichen Forschereifer, die ihn des eigenen Wohles gänzlich vergessen lassen und dadurch ihre Echtheit darlegen. Auf Boynton concentrirt sich das Licht, die übrigen Figuren sind verschieden abgetönt. So der farbtautische Ford, der kleinliche Bostoner Kreis, die Shaker, in ihrer weltverlorenen Schwärmerci doch von menschlichen Impulsen bewegt. Howells' Rede wird immer lebhaft, wenn es sich um den Doctor handelt; von seinem Ende berichtet er in gedämpften, aber ergreifenden Worten. Der Dichter hat sich in dieser Geschichte von den europäisirten Amerikanern ganz los gemacht, und so gestaltet sich auch Alles viel mannigfaltiger, farbiger, lebensvoller.

Dr. Breen's Practico erzählt das kurze Geschick einer jungen Dame, welche Medicin — natürlich Homöopathie — studirt hat und in der Pflege einer lungenkranken, leichtsinnigen und koketten Freundin ihre erste ärztliche Probe bestehen soll. Diese fällt ziemlich schlecht aus, ein grober Allopath der Nachbarschaft muß zu Rathe gezogen werden, es gibt Heirathsanträge für das hübsche Doctorfräulein, und sie verliebt sich denn auch wirklich in einen recht gewöhnlichen jungen Herrn. Damit sind die hochfliegenden Reformpläne von Dr. Breen zu Ende, und sie wird eine Frau wie andere mehr. Man sieht deutlich, daß Howells in dieser Erzählung die Frauenfrage, insoweit die medicinische Praxis von Damen dafür ein Symbol abgibt, nicht sehr ernst nimmt, und daß es ihn viel stärker anzieht, die Verwicklungen im gesellschaftlichen Verkehr humoristisch und leichten Tones zu schildern, welche die Ausnahmstellung

des weiblichen Arztes im Gefolge hat. Diese schätzenswerthe Persönlichkeit will sich im amerikanischen Roman offenbar fest ansiedeln. Einmal hat Mrs. E. St. Phelps fast gleichzeitig mit Howells in ihrem Dr. Zay sich eine medicinische Frau zur Helbin gewählt und sie mit ihrem tief religiösen Sinn, jedoch auch ganz idealistisch mit so übernatürlicher Vollkommenheit ausgerüstet, daß diese „Arztin“ des Beifalls der Leser leicht entrieth. Die liebenswürdige Sarah Orne Jewett präsentirt in *A Country Doctor* ein Mädchen als Hauptperson, und selbst Henry James opfert dem Zeitgeschmack dadurch, daß er neuestens in seinen endlosen Bostonians die scharfe Silhouette des weiblichen Dr. France gibt.

Das Jahr 1882 brachte Howells' Roman *A Modern Instance*, zur Stunde noch sein bedeutendstes Werk. In *Equity*, einem Orte des Staates Maine, ist eine Zeitung gegründet und Bartley Hubbard als Drucker und Redacteur angestellt worden. Die schöne Tochter von Judge Gaylord liebt ihn leidenschaftlich, er ist ihr zugethan. Aber er ist ein Mann ohne Grundfähe voll übermüthigen Vertrauens in seine Fähigkeiten. Zwar besitzt er wirklich Talente, doch fehlt ihm aller moralische Halt; er ist ohne Scrupel und hat einen lebhaften Hang nach bequemem Genuß. Die hochgesinnte Marcia steht über ihm, aber sie ist von einer anderen Art Egoismus erfüllt, sie ist leidenschaftlich eifersüchtig. Der augenblicklichen Regung gibt sie dann schrankenlos nach. Die folgenden Reueausbrüche können nicht Alles wieder gut machen, üble Wirkung bleibt immer. Nachdem sie einmal so den frivolen Verlobten fortgestoßen hat, sucht sie ihn wieder selbst auf, sie vermählen sich und gehen nach Boston. Dort wird Hubbard Reporter, dann Hauptmitarbeiter, zuletzt Editor. Außerlich gedeiht er, das Hauswesen scheint wohl gefestigt, mancher Stürme ungeachtet; das ist aber auf Sand gebaut: er gilt seinen Genossen nicht für anständig, denn er verübt allerlei kleine, einträgliche Spitzübereien. Er lebt über seine Einkünfte, und da es ihm einmal in den Sinn kommt, daß er ebenso behaglich genießen könnte ohne Weib und Kind, welche ihm Rückfichten auferlegen, so ist er rasch entschlossen und will die nächste Gelegenheit benutzen, wenn Marcia's Jähzorn eine Scene herbeiführt, sich der Unbequemem zu entledigen. Das geschieht denn auch, Bartley Hubbard aber ist nach dem Westen durchgegangen und hat einiges Geld seines Schulfreundes Halleck mitgenommen. Erst nachdem Marcia's Schmerz ruhiger geworden ist, nach geraumer Zeit, erfährt man, daß Hubbard bei einem Gerichte Indiana's eine Scheidungsklage eingereicht habe. Die Verhandlung findet statt, Marcia und ihr Vater erscheinen, Hubbard's Schlechtigkeit wird klar, man läßt ihn aber nach Arizona entkommen, wo ihn bald ein Mitbürger, einer Zeitungsnotiz wegen, in der dort üblichen Weise auf der Straße niederschleift. — Träger des Problems ist eigentlich Halleck. Dieser lahme und häßliche, aber tugendhafte und edelgesinnte Bostonian liebt Marcia lange im Stillen und bekämpft vergeblich seine Neigung. Als die Schwierigkeiten in Hubbard's Ehe sich häufen, liegt es ihm nahe, davon Gewinn zu ziehen, die Verlassene an sich zu reißen. In den Gewissensnöthen unterstützt ihn sein Freund Atherton, der mit Strenge den conservativen Standpunkt vertritt, den der Erzähler aber uns gegenüber in eine ungünstige Stellung ge-

bracht hat: er ist reich, hat immer nur den geraden Weg vor sich, glücklich verheirathet und so ruhigen Blutes, daß er von Versuchungen frei bleibt. So nehmen wir uns, unverzöhnt mit seiner Kälte, des schwächeren, aber warmeren Hälck an. — Bartley und Marcia sind sogenannte „gemischte Charaktere“, ein technischer Ausdruck, welcher gegenüber der realistischen Erzählung unserer Tage bald außer Gebrauch kommen wird, da diese immer weniger „ungemischte“ oder mindestens durch ein starkes Uebergewicht guter oder schlechter Qualitäten bestimmte Charaktere kennt. Wie Bartley allmählig heruntersinkt, ist zwar in Sprüngen, aber völlig begreiflich und wahrhaft geschildert, wenn auch nicht mit solch einschneidender Wirkung, als sie Otto Ludwig seinem Fritz Nettenmair („Zwischen Himmel und Erde“) verleiht und nicht so subtil, als Weir Mitchell das Sinken des unpünktlichen Arztes (In War Time) beschrieben hat. Andererseits wird es uns widerwärtig klar, wie tief die maßlose Leidenschaftlichkeit in Marcia's Wesen eingedrungen ist und wie viel sie davon bereits zerstört hat. Selbst in der Gerichtsscene mag der Leser zweifeln, ob Schwäche oder Großmuth den Einspruch Marcia's hervorruft, durch welchen sie den Tod ihres Vaters veranlaßt, dessen glühendem Haß sie das endlich erreichte Opfer entreißt. Die Frage der Ehescheidung an sich wird theoretisch gar nicht behandelt und dies zum Vortheil des Werkes; denn daß der Schaden einleuchte, welchen der Mangel einer einheitlichen Gesetzgebung betreffs dieser Sache in den Vereinigten Staaten erzeugt, dazu bedarf es des praktischen Beispiels nicht. Nur die Gespräche, an denen Atherton theilnimmt, sind etwas akademisch abstract und fallen aus dem Tone des Ganzen. Dafür entschädigt die Fülle prächtiger Nebenfiguren. Darunter nimmt Kinney den ersten Platz ein, der abenteuernde, vielgewanderte Philosoph, der seine Weisheit aus den belehrenden Aufsätzen der Zeitungen und einer sehr realen Erfahrung schöpft, als Koch bei den Holzfällern functionirt, dabei für Old Emerson und Old Darwin sich begeistert und trotz alles Umherzählendens auf einer für ihn besonders rauhen Welt ein nobler Mensch bleibt. Die kleine winterliche Stadt in Maine leitet sehr gut ein; das Gedränge in Boston, die Zeitungsschreiber, sind wirkliche Episoden, der Gerichtshof in dem sorglos gutmüthigen Westen schließt effectvoll ab. Am wenigsten befriedigt das Eckchen seiner Gesellschaft, welches wir zu sehen bekommen.

Davon wird uns mehr eröffnet in *A Woman's Reason* (1883), einer Erzählung, die im Allgemeinen gegen die vorhergehende etwas abfällt. Das Problem der Frauennarbeit wird darin mit weichem Stift sachte umrissen. Mehr negativ als positiv ist das Ergebnis, welches aus der Ueberlegung des Autors sich gestaltet. Die gebildeten und graziösen Zeitvertreibe, welche heute von der guten Gesellschaft in die Mädchenjahre eingeschaltet werden, erweisen sich als unnützes Spielwerk, sobald damit einer Forderung des wirklichen, strengen Lebens genügt werden soll; sie taugen dazu so wenig, als die vergoldeten Flügel aus Papiermache, die man einem rothbackigen Geburtstagsengel an die Schultern heftet, diesen auch nur ein wenig über die Erde zu erheben vermöchten. Das wird nun von Howells freilich sehr schonend erörtert. Wenn Helen Harkness nach dem Tode ihres Vaters und dem Verluste ihres Vermögens durch Kenntnisse und Fähigkeiten, welche ihr den

Auf eines „ungetöblich begabten“ Mädchens eingetragen haben, sich ihren Unterhalt erwerben will, so zeigt sich, daß die freigebig von der Gesellschaft ausgeheilten Lobesprädicat nichts bedeuten, sobald sie zur Grundlage der Existenz gemacht werden sollen. Helen bemalt Vasen, schreibt Kritiken, versucht sich, da man ihren Geschmack rühmt, in Putzmacherei und schent sich auch nicht, weil sie ernst und stolz ist, Sonntagsküte für irische Dienstmädchen anzufertigen; findet jedoch zuletzt dauernde Beschäftigung erst in dem Empfangsalon eines Photographen der Vorstadt, wo sie dem etwas gemischten Publicum zu einem Urtheil über Wahl der Toilette, Pose, Hintergrund verhilft, und die Vorzüge der Retouche vertheidigt. Dazu reichen ihre ästhetischen Errungenschaften gerade noch aus. Die Wirkung dieser vortrefflichen Schilderung wird dadurch etwas beeinträchtigt, daß man nicht recht an den Ernst von Helen's Unglück glaubt. Der verschmähte Liebhaber, Lieutenant Fenton, wird gewiß zurückkehren, alle Abenteuer zu Wasser und zu Land, in Seestürmen und auf Korallenfelsen werden ihn nicht abhalten, rettend zu erscheinen, sobald die Noth am größten ist. Ueberdies gibt es ja noch einen zweiten Bewerber, keinen Geringeren als einen englischen Lord, welcher mehrmals bei ungünstigen Schicksalswendungen vortritt und dessen schließliche Abweisung, nicht ohne einigen Kampf (wie in „Prudence Palfrey“ von Aldrich), die Rückkunft Fenton's um so sicherer verbürgt. Schädigt dieses Vertrauen auf den günstigen Ausgang, welches der Autor erweckt, das Pathos der Erzählung von Helen's Leiden, so wird die künstlerische Wirkung des Ganzen durch den zerpfückten Vortrag behindert. Die Geschichte zerfällt in mehrere Episoden, die für sich sehr hübsch ausgeführt sind; wie rührt z. B. der Tod des alten Hartneß, Helen's Trauer, die Oede des Hauses, was Alles ohne Trivialität zu schildern schwer war. An der Beschaffenheit des Beiwerks merkt man die erhöhte Fertigkeit des Erzählers. Man kennt diese mittleren Kreise der Bostoner Rentiers in der Stadt und im Sommerhaus an der Seeküste vollkommen, wenn man Howells liest; ja, um den Ausdruck eines amerikanischen Kritikers zu entlehnen, erst, wenn man sie lebend studirt hat, würdigt man recht die Kunst des Darsellers. Demselben gesellschaftlichen Bezirke entnimmt Howells den Stoff seines neuesten Romans *The Rise of Silas Lapham*, von dem erst einige Abschnitte in den Hefen des *Century* vorliegen. Allem Anscheine nach handelt es sich diesmal um den Gegensatz zwischen der wohlhabenden, erbgeessenen, mit Bildung gefättigten Gesellschaft Alt-Bostons und den reich gewordenen, aus der Obscurität emporgekommenen Industriellen und Speculanten, zwischen denen ein gutes Vernehmen ebenso schwer herzustellen ist, wie zwischen dem Faubourg St. Germain und den Größen der Republik.

Howells hat sonst noch mancherlei geschrieben, ein paar dramatische Späße z. B., in denen moderne Hauseinrichtungen, wie der Heizapparat und der Elevator, zu komischen Situationen ausgenutzt wurden. Auch Gedichte, die ich aber nicht rühmen kann. Außer dem Wohlklang der Sprache und dem leichten Fluß der Verse besitzen sie nicht viel Anziehendes; sie sind etwas schwächlich, die Seiten werden stets gedämpft und die melancholische Stimmung, wenn sie auch nicht tief geht, läßt doch keinen Schwingen aufkommen. Am besten gelingen kleine Stücke mit scherzhafter Pointe.

Die Arbeiten von Howells sind zahlreich genug und führen schon so hoch aufwärts, daß man Entwicklung und Beschaffenheit ihres Schöpfers überblicken und deuten kann. Es ist sehr wesentlich, daß sein ursprüngliches Talent zunächst und durch so lange Zeit in der Beschäftigung des Zeitungsschreibers, des Reporters im engeren Sinne, festgehalten wurde. Der amerikanische Reporter ist bekanntermaßen ein anderes Geschöpf als die mühseligen Penny-a-liners, welche in deutschen Städten vegetiren. Er ist eine Macht; er ist die lebende, tausendzüngige Fama, welche die ungeheuren Scharen bedruckter Vögel allmorgendlich über das Land schneien läßt. Er begnügt sich nicht mit Auszügen des mageren Polizeirapports, er streicht nicht bloß durch die Straßen nach einem Auslauf, einer Feuerzbrunst, besucht nicht allein Hochzeiten, Leichenbegängnisse und Bälle. Er gestaltet die Summarien der Gerichtsverhandlungen zu dramatischen Szenen um, läßt weg, ergänzt, ändert, mit einer Freiheit, welche bei uns durch das Gesetz, drüben nur durch den Geschmack des Zeitungslesers begrenzt wird. Jedes sensationelle Ereigniß ruft ihn auf die Bahn; er stürmt die Häuser der Beteiligten, Alles forscht er aus, rücksichtslos, bisweilen unverschämt, combinirt es und servirt es nächsten Morgen seinen Käufern. Berühmten Verbrechern reist er nach, oft besitzt er reichere Mittel und schärferen Verstand als die Detectives und nicht selten verdankt man dem Reporter eine schwierige Verhaftung; Vorgänge, welche bei uns sowohl der schwerfällige Ordnungssinn der Behörden als die erprobte Ungeschicklichkeit der Berichterstatter unmöglich machen. Wie sich von selbst versteht, sind pikante Familien-scandale dem Reporter die liebste Beute. Man braucht nur die Spalten des „New York Herald“ oder die Wochenausgaben der großen Journale durchzublütern — von den Localzeitungen kleinerer Städte abgesehen, welche sich für jede Entführung, jeden Scheidungsproceß um so lebhafter interessieren, je unbedeutender der Ort ist — und man sieht, wie lohnend und lockend diese Artikel für den fündigen Reporter sind, da sich um sie stets das begierigste Publicum versammelt. Nicht immer ist es eine lautere Quelle, aus welcher der amerikanische Reporter seine Inspiration schöpft. Eins hat er aber dabei jedenfalls vor unseren Chronisten voraus: er versteht es, seinen Stoff anziehend zu machen — davon lebt er ja — er gruppirt, er arbeitet auf Effecte, eine dichterische Aber ist ihm unentbehrlich.

Diese Qualität des Reporters ist es naturgemäß, wo er in den freien Erzähler übergeht. Und solcher Ursprung ist in der Technik von Howells nicht zu verkennen. Er sieht seine Gestalten auch als Dichter immer zuerst von Außen, wie er sie als Reporter gesehen hat, sie gewinnen daher sofort die Bestimmtheit einer realen Existenz im Geiste des Lesenden. Ungemein leicht stellt er seine Figuren vor, mühelos vollzieht er die Exposition. So gewandt schildert Howells, daß man oft anfangs gar nicht merkt, welche Person wichtig ist, welche nicht, plastisch gibt sich jede beim ersten Anblick. Howells greift alle seine Gestalten aus dem wirklichen Leben, daher die Wärme, die Farbe, der Athem. Aber er waltet über ihnen als Künstler. Wer einmal dem Bronzearbeiter in seiner Werkstatt zugehört hat, wird wissen, wie aus der erkalteten Form die zierliche Statuette gehoben wird, dann wendet man die Raspel an, man übergeht, polirt das Stück, firnißt es und retouchirt vorsichtig. Das gewährt ein treffendes

Bild von Howells' Thätigkeit. Den Guß liefert die Natur, das Leben; wie die Gestalt aber vor das Auge des Lesers tritt, ist sie unter der achtsamen Hand des Autors gewesen, die von künstlerischem Instinct geleitet ist. Der Schriftsteller hantirt gewiß freier als der Bronzearbeiter, er ändert auch oft die Haltung der Figur, wie das Verhältniß zum Ganzen es erfordert. Jedenfalls ist Howells als Künstler ein Realist, aber in Grenzen. Leere Reflexion ist ihm widerwärtig, fast ausnahmslos sprechen seine Gestalten, was zu ihrer Situation in der Geschichte paßt. Auch bauen sich die Charaktere aus Handlung und Rede auf, der Autor tritt nicht mit Zusätzen fördernd dazwischen. Es steht im richtigen Bezug zu alle dem, wenn Howells sich um die socialen Probleme der Gegenwart bekümmert und hie und da aus ihnen die Grundirung seines Bildes herstellt, in welche die aufgetragenen persönlichen Farben stimmen müssen. Das setzt voraus, daß Howells componirt, und das thut er wirklich. Er rückt seine Gestalten in ein bestimmtes Verhältniß zu einander, gruppirt sie um eine Aufgabe, stellt eine erquickende Ueberschneidung her, wo die glatte Linie der Natur einformig wäre und setzt bunte Episoden und Genrefiguren ein, damit den Haupt-Charakteren eine Mannigfaltigkeit anscheinend verliehen werde, welche nicht in ihnen selbst liegt. — Sicherlich bezeichnet die realistische Auffassung, verbunden mit der Technik des Künstlers und den Themen aus der Bewegung des Lebens, wie Howells sie zusammen übt, den Weg, welcher zu dem repräsentirenden Roman Amerika's führen wird. Auch wächst Howells noch immer, handhabt seine Mittel geschickter, wird umfassender, weiter im Urtheil.

Seine Gaben sind freilich nicht ohne Schranken. Es ist bezeichnend, daß er auf Frauen sich so gut versteht; ihre kleinen Einfälle, ihre Launen, die Tändelei, doch auch die heroische Geduld, die leidenschaftliche Hingebung — nur nicht zu leidenschaftlich — schildert er vortrefflich. Besonders glücken ihm complicirte und wechselnde Stimmungen, Capricen, Sprünge in der Logik. Dabei darf man nicht verschweigen, daß er auch oft Männer vom frauenhaften Standpunkte aus nimmt und darstellt. Haben seine Helden die Fülle und Rundung des Lebens, so gibt er ihnen doch zu viel Weichheit und nie mehr als ein gewisses mittleres Maß an Kraft. Von jener rauhen Robustheit der Californier Bret Harte's haben selbst die unternehmendsten Wagehälfe bei Howells nichts. Die jungen, hübschen Mädchen, welche er gerne in die Mitte rückt und an denen er sich freut, besitzen einige Familienähnlichkeit mit einander. Der Effect seines Kunstwerkes liegt oft stärker in den Nebenfiguren als man sich bei oberflächlichem Lesen gestehen mag. Eine gewisse Abneigung gegen die gute Gesellschaft verzeiht man ihm leichter, als daß es ihm unmöglich scheint, das Parfüm seiner Bildung auch über jene Theile seiner Erzählungen zu verbreiten, die dessen ihrem Schauplatz nach bedürfen. Ob Howells diese Mängel wird in seiner weiteren Entwicklung überwinden können? Ob er in seine wohlkieselirten Figuren das heiße Blut, den hochschlagenden Puls des Südens und Westens der Union wird schaffen können? Es steht dahin; ich glaube kaum. Aber, wie es damit auch sei, Howells' Erzählungen bilden eine der anziehendsten Gruppen der modernen Romanbildung Amerika's, im Schmucke einer reinen, zierlichen, von Ueberladung freien Sprache gewähren sie einen Genuß, welcher auf jedes neue Werk gespannt macht.



## VI.

Ein Schriftsteller ganz anderer Art, persönlich mit Howells befreundet, ist Henry James, dessen Namen man jetzt nach dem Tode seines verdienten Vaters das „junior“ nicht mehr anzufügen braucht. Die transatlantische Kritik ist geneigt, ihm den ersten Rang unter den Erzählern Amerika's, ja vielleicht unter den Lebenden englischer Zunge überhaupt zuzusprechen. Mag das vielleicht Einschränkungen unterliegen, so wird man James doch eine sehr hervorragende Stellung zuerkennen müssen. Seine Laufbahn als Autor umfaßt schon zwanzig Jahre. Er stammt aus New-York, wo er 1843 in behaglichen Verhältnissen geboren ist und brachte seine Zeit vom zwölften Lebensjahre ab in Europa zu, vornehmlich in England, Frankreich, Italien, mit Ausnahme der Rechtsstudien an der Harvard-Universität und mehrerer Besuche in der Heimath. Schon daraus ist zu schließen, daß seine amerikanische Eigenart, sofern sie je stark war, durch den abschleifenden Verkehr in der Fremde an Kraft und Bestimmtheit viel eingebüßt haben wird. Die ersten Erzählungen von James sind kaum zugänglich, sie liegen in den Jahrgängen älterer Magazine vergraben und haben es nicht zur Sonderexistenz als Bücher gebracht. Aber sie sind zweifellos unter dem Einflusse Hawthorne's geschrieben gewesen, man kann in den nächsten Novellen-Sammlungen noch die deutlichen Spuren davon wahrnehmen. James versucht sich zuerst darin, nicht neue Motive zu erfinden oder zusammen zu stellen, sondern bekannte in seiner Art zu wenden und zu behandeln; es sind so zu sagen Vorarbeiten, Uebungen. Wenn z. B. in der Geschichte „Von gewissen alten Kleidern“ die Eifersucht der todtten Schwester sich an der lebenden rächt, welche den verbotenen Schatz von hinterlassenen Prachtgewändern angreift, so ist das durchaus eine Aufgabe, welche in Hawthorne's eigentlichem Bezirk liegt und für die Dämmerung sich eignet, bei der Natürliches und Uebernatürliches in einander gehen. So sehr das Stück aber in Hawthorne's Manier gearbeitet ist, man findet den Unterschied bald aus. Es fehlt James an der Kühnheit seines Vorbildes; er faßt die Katastrophe in einem einzigen Satze zusammen, auf der Hawthorne verweilt hätte, und rückt seine Erzählung in die Vergangenheit der Colonialzeit, vermeidet also die Bestimmtheit moderner Contouren, durch deren Gegensatz zu der dunkeln Macht des Irrealen Hawthorne eben seine größte Wirkung erzielt. Ganz in Hawthorne's Banntkreis gehört „Der Letzte der Valerier“. Das ist ein römisches Edelmann, dem noch echtes, altes Valerierblut in den Adern rollt, der zwar eine reiche schöne Amerikanerin heirathet, aber durch die Ausgrabung einer herrlichen Junostatue in seinem Garten so unter die Gewalt der in ihm lebendigen heidnisch-alt-römischen Anschauung geräth, daß er förmlich aus der Gegenwart hinaus fällt und erst durch die Entfernung des alten Marmorbildes wieder zurückgeführt wird. Das Uebergreifen der antiken in die moderne Welt, in einen wirklichen Vorgang als poetisches Bild gefaßt, ist schon vielfach behandelt worden, von Niemandem freier und schöner, als von Heise im „Letzten Kentaurer“. James aber ist sichtlich von Hawthorne's „Marmorfaun“ angeregt, sogar das Aeußere seines römischen Grafen stimmt mit dem Donatello's. Noch gehört hierher die rührende „Madonna der Zukunft“. Dem unglücklichen Maler ist es zwar gegeben, mit den Augen des Künstlers das Schöne zu schauen, aber

nicht mit der Hand des Künstlers es darzustellen; so bildet sich in ihm ein ursprünglich reiner und vornehmer Idealismus zur Verfliegenheit und Beschränktheit aus, denn die Kunstübung selbst geht nicht mäßigend und beschränkend zur Seite. Die Kunst zwischen Einbildung und Wahrheit wird endlich unüberbrückbar; sobald sie der Arme erkennt, ist auch sein Leben verloren. Das ist eine feinsinnige Umgestaltung von Hawthorne's *The Artist of the Beautiful*, auf derselben elegischen Stimmung beruhend. James ist später zu dem Thema, das in Gottfried Keller's „Grünem Heinrich“ wohl seine glücklichste Bearbeitung gefunden hat, wieder zurückgekehrt. Die Aufgabe, an welcher sich Hawthorne während der letzten Jahre seines Lebens umsonst abgemüht hatte, beschäftigt James im engeren Rahmen des „Leidenschaftlichen Pilgers“. Searle, ein verarmter Amerikaner, lungenüchtig, der in unfruchtbarem Zusehen sein Leben aufzehrt, da die Schwäche des Willens nicht über die geringe Begabung hinauskommt, reist ein letztes Mal nach England, der Heimath seiner Väter, dem Lande seiner Sehnsucht. Das gesicherte Behagen der Existenz eines englischen Grundherrn, das in einer weiten Vergangenheit durch die Ueberlieferung fest verankert ist, gilt dem Schwankenden, Haltlosen als Ideal und er wünscht, seine Erbanprüche nur in so weit geltend zu machen, als genügen würde, ihm ein bescheidenes Theilchen davon zuzumessen. Er wird rauh zurückgestoßen von seinem Better, dem Inhaber des Gutes, die Theilnahme seiner verblühten braven Base kann nichts helfen und er stirbt. Im letzten Augenblick wird ihm die Nachricht von dem plötzlichen Tode des feindseligen Verwandten. Es ist ein hübscher Gegensatz, daß Searle mit seinen Juwelen einen heruntergekommenen, vertrunkenen Engländer von vornehmer Geburt nach Amerika schickt, damit er dort, von den Forderungen der Tradition unbelastet, ein frisches Leben beginne. Das Verhältniß von Amerika und England, Neubruch und uraltem Kulturboden, ist nun freilich hier zu einer kleinen psychologischen Studie verdünnt. Solche Beschränkung legt sich James noch einige Male bei den späteren Skizzen auf, so in Eugene Pickering und Madame de Mauves. Beide sind nur Studienblätter. Das erste schildert einen Jüngling, welcher durch einen menschenfeinen und eigentwilligen Vater ganz ohne Kenntniß der Welt aufgezogen, nun plötzlich in Europa der Fülle von Eindrücken einer kosmopolitischen Gesellschaft preisgegeben ist. Natürlich fällt er in die Reize einer Kokette, die James als deutschen Blaustrumpf darstellt. Pickering kommt zwar los und vermählt sich mit dem ihm testamentarisch zugewiesenen kleinen Mädchen, aber die Geschichte endigt unbefriedigend. In Madame de Mauves vernachlässigt ein läderlicher Ehemann seine Frau; als er ihre Reize und ihren Werth in spät entflammter Leidenschaft würdigt, hat er sie bereits verloren, sie weist ihn zurück, er tödtet sich. In diesen beiden Novellen ist die Handlung schon ganz von der Charakteristik aufgezehrt; es werden nur Situationen dargestellt, die wiederum bloß wegen der Gespräche da sind, welchen sie zum Hintergrunde dienen. Mit diesen Stücken betritt James den Boden, auf welchem sich alle seine weiteren, großen und kleinen Arbeiten fast bis auf die Gegenwart bewegen. Das ist das internationale Terrain der Vergnügungsplätze Europa's: London, Paris, einige große Seebäder, ein Streifen von Süddeutschland, die Schweiz, Italien. Die

Menschen, welche James an diesen, für die Geschichten selbst ganz gleichgültigen Orten auftreten läßt, sind natürlich in der Hauptsache Amerikaner, mehr oder minder mit fremden Zusätzen geprenkelt. Kaufleute, Advocaten, Industrielle, Speculanten, welche drüben von der nervenzersärenden Arbeit halb aufgegeben sind und nun den Rest ihres Lebens hindurch sich in Europa herumdrücken, ohne Ziel, aber auch ohne Freude; junge Leute, welche die „Tour“ machen, Clergyman und flügge gewordene Studenten, dann wieder Mütter mit heirathsfähigen Töchtern verschiedenen Alters; Bummler von Beruf, die sich bei unabhängigem Vermögen frühzeitig das zwecklose Herumlungern angeeignet haben und nicht mehr los werden, mit eleganten kleinen Talenten; Sammler und Kenner, deren Bedeutung für die schaffenden Künstler in ihrem Checkbuch liegt; bisweilen schon Amerikaner zweiter Generation, die Eltern sind bereits in Europa ergraut; und endlich jene kleinen Rentiers und Rentières, deren Vermögen nicht groß genug ist, um in Amerika davon „genteel“ leben zu können, die sich aber in der alten Welt mit einiger Sparsamkeit anständig durchbringen. Diese verschiedenen Gruppen schließen sich mit gleichartigen europäischen Landsfahrern, besonders Engländern, zu einer weltbürgerlichen Sippchaft zusammen, welche in dem kleinen Weither den schleimigen Bodensatz ausmacht; der leise Zug obenhin streichender Luft berührt ihn nicht, er ist zwar infusorienhaft beständig in Bewegung, kommt aber nicht von der Stelle und erhebt sich nicht mehr als nöthig ist, das Wasser zu trüben. Diese Menschen sind zu einem großen Freimaurerthum verbunden — mag ihr Erkennungszeichen auch nur die Gewandtheit sein, sich respectabel zu langweilen; die Reisenden, welche in kurzen, raschen Touren Erholung für die kommende Arbeit suchen, sind deutlich von ihnen zu unterscheiden, die Habitués sehen jene mit einer gewissen Geringschätzung vorübergleiten.

Man hat wohl gemeint, James habe in dieser Gesellschaft die Personen seiner Romane gesucht, weil er jenes große Problem von verschiedenen Seiten aus anfassen, europäische und amerikanische Civilisation vergleichen, gegen einander abmessen, ihre Wirkung auf einander klar stellen wollte. Das glaube ich nicht. Ich halte James für viel zu kunstverständig, als daß ich ihm einen solchen Mißgriff zutraute. Er wird sehr wohl wissen, daß man die rechten Repräsentanten eines Volkes nicht in jener kleinen Gruppe theils abgenutzter, theils nicht thätig gewesener Leute finden kann, welche an der stets gedeckten Tafel der großen europäischen Fremdenhotels speisen; sondern daß man sich mit der Arbeit des eigenen Volkes vertraut machen, auch die anderen Nationen an den Stätten ihres besten Schaffens studiren, in ihre Besonderheit mit historischem Blick eindringen muß, um die richtigen Gesichtspunkte für eine vergleichende Würdigung zu gewinnen. Das hat James nie auch nur versucht, zuvörderst nicht in seiner Heimath selbst, wo er nichts als die feine Gesellschaft von Boston und New-York kennt, somit einen außerordentlich geringen und zwar eben den am wenigsten charakteristischen Bruchtheil. James bemüht sich nicht sehr um die Erkenntniß der großen Eigenschaften des amerikanischen Volksthum, er urtheilt als Aesthetiker äußerst einseitig, das geht aus jener vielcitirten Stelle in seinem Essay über Hawthorne hervor, worin er die Abwesenheit aller der technischen Mittel der Poesie in Amerika beklagt, welche die alte Kultur, die romantische Ueber-

lieferung, die geschichtliche Voraussetzung dem europäischen Dichter bereit gelegt haben. James ist auch anderen Völkern um nichts näher gekommen, gerade nur von den Engländern weiß er etwas mehr und das höchstens von einem Ausschnitt der Aristokratie oder Halbbaristokratie. Mit den Franzosen hat er sich trotz geistreicher Reisebriefe und kritischer Aufsätze über französische Literatur kaum eingehender befaßt; doch wendet er ihnen seine Sympathien zu, welche er für die Italiener in geringerem Maße hegt, für die Deutschen gar nicht. Von unserem Volk macht er sich geradezu komische Vorstellungen, und Offenbach's „Großherzogin von Gerolstein“ hat auf seine Ansicht wohl größeren Einfluß ausgeübt als alle unsere classische Poesie, von deren Kenntniß sich nirgends eine Spur zeigt. — Es ist überhaupt nicht James' Art, sich mit der breiten producirenden Masse eines Volkes abzugeben; dazu müßte er seine Studien unter Bedingungen anstellen, welche die hochgespannten Saiten seiner Seele nur verstimmen und unfähig machen würden, einen reinen Ton wiederklingen zu lassen. Ein Mann, der wie James durch seine Nervosität der Schrecken der Nachbarschaft wird, dem zu Liebe alles Geräusch verhindert oder möglichst abgedämpft werden muß, weil sein überreizter Organismus es nicht erträgt, der ist schwerlich geeignet, in den mächtigen Strom des Lebens zu tauchen, dessen Wogen mit starkem Arm zu theilen. James gibt seine Kraft gewiß nicht für Aufgaben aus, denen er nicht gewachsen ist; er hat für alle Dinge, welche mit seiner Kunst zusammenhängen, eine genaue Schätzung. Verstehe ich ihn recht, so hat er diese kosmopolitische Badegesellschaft schon deshalb zum Stoffkreise seiner Erzählungen gewählt, weil er mit ihr von den Knabenjahren auf am genauesten vertraut ist. Dieses Material bot sich ihm am leichtesten dar, in angenehmer Fülle, in erwünschter Bequemlichkeit für den Beobachtenden. Aber noch ein höherer Gesichtspunkt war für ihn maßgebend. Im vorigen Jahrhunderte haben Franzosen, Engländer und Deutsche, wenn sie eine ideale Welt gesellschaftlicher Zustände aufbauen wollten, dieselbe in einer Gegend und unter Umständen vorhanden geschildert, welche von den Voraussetzungen ihrer eigenen Zeit und Verhältnisse möglichst frei waren. Es war gleichgültig, wo man eine solche Erzählung localisirte, wenn es nur recht weit entfernt lag. Man zog mit Swift nach Lilliput und Brobdignag, begleitete Voltaire nach irgend einem undeutlichen Kalibhat, machte sich auf der Insel Felsenburg heimisch und fand sich mit Albrecht von Haller in China zurecht. Auch James wünscht, natürlich aus anderen Gründen, seine Figuren einer Menschenklasse zu entnehmen, welche thunlichst wenig mit bestimmten Voraussetzungen belastet ist. Für ihn ist bei seiner Arbeit nicht der stoffliche Gehalt, die Handlung und ihre Construction wesentlich, ja mehrmals trachtet er gar nicht einmal darnach, ein abgeschlossenes psychologisches Problem zu gestalten: die Phänomene der einzelnen Menschen, Wurzel und Entwicklung ihrer Charaktere beanspruchen sein gesamtes künstlerisches Interesse. Das Spiel der Seelenkräfte zu beobachten, es fast experimentell verschiedenen Einflüssen nacheinander ausgesetzt darzustellen in der Wechselrede, oder sich forschend darin zu vertiefen und die Analyse dann wie eine wissenschaftliche Deduction vorzutragen — in dieser Thätigkeit geht James auf. Seine Menschen sind alle mehr oder weniger wohlhabend, sind meistens berufslos, werden nirgend

hin durch eine Pflicht abgezogen, können sich ganz dem Studium des eigenen Selbst oder der sie zunächst angehenden Personen widmen. Die Zeit hat für sie keinen Werth, Entfernungen gibt es nicht mehr. Alle äußeren Umstände des Lebens fallen für den nicht ins Gewicht, der, ob in Scheveningen, Genf oder Florenz, jedenfalls im Hôtel oder in der Pension wohnt, höchstens einen eingerichteten Palazzo mietet. So kann James die Charaktere reinlich und abgetrieben auf die präparirte Glastafel legen und studiren. Oder er denkt wenigstens so. Genau befehen, sind auch die Figuren seiner Erzählungen keineswegs frei. Liegt auf ihnen nicht der Zwang zu irgend einer äußeren Leistung, so drückt dagegen die Verantwortlichkeit für ihr Selbst um so härter auf sie, das Bedürfniß nach Ausfüllung, nach Verdichtung der um sie herum abnorm dünnen Luft. Das Wenige, was der Tag schon deshalb von ihnen begehrt, damit sie seiner los werden, ist eben für sie kein Weniges mehr, es schwillt zu einem lästigen Viel heran. Der Aufwand von geistiger Anstrengung, mit welchem alle die nichts sagenden Bedenken und Scrupel überwunden werden müssen, ist für den gelangweilten Nichtsthuer kaum geringer als der, dessen der starke, thätige Mensch in seinen Handlungen bedarf, nur ist hier das Ziel groß, dort unendlich klein; hier dreht es sich um eine materielle oder geistige Schöpfung, dort um einen ganz bedeutungslosen Ortswechsel, um eine Spazierfahrt, um irgend welche Bibelots; hier ein sturmbevegter, dann aber auch in ruhiger Größe ausgedehnter Ocean, dort eine stagnirende Wasserfläche, deren Dasein darin aufgeht, langsam, unmerklich zu verdunsten. Es ist eine Selbsttäuschung, wenn James glaubt, in seinen Geschichten die Abgezogenheit erreicht zu haben, in welcher die durchsichtigen Charaktere auf und nieder tauchen wie die künstlich ausgebreiteten Mollusken im Weingeist ihres Glaskübels. Von der Welt und der Gegenwart können sie doch nicht völlig gelöst werden, und was James erreicht, ist wohl etwas Anderes, als er sich vorgekehrt hat: bei aller Feinheit und Schärfe doch eine Art Unnatürlichkeit, welche allerdings dem oberflächlichen Leser entgeht, der über die außerordentliche Kunst des Autors staunt und durch die Bewunderung sein Urtheil verliert. Jede Erzählung von James hat doch ihre eigene Atmosphäre. Jede von James' Figuren hat für sich ihr Federchen im Leibe, das sie treibt, meistens wohl nur eins. Nur ein Impuls ist da, ein Ziel, eine Bewegung, von der Mannigfaltigkeit des realen Lebens ganz verschieden. Auf alle diese Federchen wirkt eine einzige Kraft, die sich von einem centralen Motor aus auf sie überträgt: der Egoismus. Und zwar in einer ziemlich gemeinen Gestalt. Da ein unabhängiges Vermögen, dessen Zinsen man arbeitslos einstreicht und um dessen Sicherheit man sich nicht zu kümmern braucht, eine Lebensbedingung für die Figuren in James' Romanen ist, so bewegt sich auch meistens, was überhaupt geschieht und gethan wird, um eine möglichst bequeme Vermehrung der vorhandenen Rente zu ihrer nothwendigen Größe. Durch eine feine Speculation macht sich's am besten und die Form, welche James überaus häufig dafür findet, ist die reiche Heirath. Ich weiß kein bedeutendes Werk dieses Schriftstellers, wo die reiche Heirath nicht sehr wesentlich ist, wenn sie nicht überhaupt, wie bei mehreren, geradezu im Mittelpunkte steht. Man kann die Probe davon leicht machen. In Roderick Hudson wird eine Künstlernatur geschildert, welche

an dem Widerspruch zu Grunde geht, der zwischen ihrem rohen Egoismus, voll leidenschaftlichen Ausdrucks, und zwischen der selbstlosen Hingebung besteht, die der Veruf nicht entbehren kann. Christina Light greift tief in das Leben des Unglücklichen ein, und ihr Schicksal wird durch die nothwendige Vermählung mit dem Prinzen Casamassima bestimmt. In *The American*, einem der vorzüglichsten Romane von James, entfaltet sich die groß angelegte Natur des Helden, der übrigens mit Millionen schon ausgestattet ist, frei und schwingvoll, aber dafür ist er Object. Peripetie und Katastrophe beruhen darauf, daß die altaristokratische Familie der Bellegardes statt des widerwillig acceptirten amerikanischen Krösus einen englischen Lord in Aussicht nimmt. In dem Gegenstück *The Europeans* jagt das abenteuernde Geschwisterpaar aus Deutschland nach ein paar reichen Partien in den verwandten Kaufmannsfamilien Neu-Englands. In *Confidence* bildet dieses Motiv den Knoten der handlungslosen Conversationen. In *Washington Square* bewirbt sich ein junger Mann von angezweifelter Ehrenhaftigkeit um ein wenig begabtes, unschönes, aber reiches Mädchen. Und wenn auch James in *The Portrait of a Lady*, seinem besten Werk, eine Isabel Archer, eine ideale Gestalt, wie früher Christopher Newman vorführt, so scheidet doch eben sie an der heimlichen Klippe von Osmond's Egoismus, der in ihr die ersehnte reiche Erbin findet. Selbst in den jüngsten feinen Stücken, wie *The Impressions of a Cousin*, *Lady Barberina* bringt dieses Motiv die Spannung hervor, welche das Thema bildet. Wie es in James' unvollendetem Werke *The Bostonians* damit stehen wird, ist noch nicht abzusehen; in der *Princess Casamassima* scheint der Erzähler wirklich einen neuen Anlauf genommen zu haben.

Man wird nicht leugnen dürfen, daß in dem Allen eine große Einseitigkeit zu Tage tritt. Dazu erschwert sich James noch die Arbeit, indem er auf gewisse Hilfsmittel ganz verzichtet. Nie spielt die „Bildung“ an sich eine Rolle in seinen Romanen. So gewiß auch die Gespräche, welche der Autor berichtet und wie er sie berichtet, Bildung voraussetzen, so bleibt sie doch selbst thümlichst latent, sie ist kein Gegenstand des Interesses. Am meisten kommen noch Gemälde und Statuen in den Gesichtskreis der Unterhaltung, aber das geht über Gell-Fels und die Eindrücke nicht hinaus, welche man beim Durchlaufen eines Ruhend Galerien und Sammlungen erhält; auch in Roderick Hudson führt der Erzähler nur bis zu den Thüren der römischen Künstlercolonie. Dies liegt zweifellos in der Absicht des Autors, denn daß James selbst eine feine und ausgeglichene Bildung besitzt, weiß man; es gehört die Astele in der Conversation zu den Hindernissen, welche James freiwillig vor sich aufthürmt. Darnach mag man ungefähr ermessen, wie groß die Kunst des Schriftstellers sein muß, der alle diese selbstgewählten Schwierigkeiten und Beschränkungen so weit überwindet, daß ihm der Leser mit hocherregtem Interesse überallhin folgt und kaum hie und da eines leisen Mißbehagens sich bewußt wird. Man würde irren, wenn man das außerordentliche Geschick, die vom wahrhaften Tacte des Künstlers geleitete technische Fertigkeit mit in das vielumsfassende Schlagwort „Realismus“ einbegreifen wollte. Es ist wahr, Chervuliez und Daudet haben James beeinflusst — der Daudet wenigstens, dessen Werke vor „Sappho“ sich

durch poetische Bestandtheile von denen Zola's vortheilhaft unterschieden — aber Balzac ist für ihn noch bestimmender gewesen; Turgenjew, so sehr James ihn studirt hat, steht ihm ferne, indeß George Eliot, welche den von Miß Austen begründeten, von Thackeray gepflegten psychologischen Roman noch mehr verfeinerte, auf ihn nachhaltig gewirkt hat. James kann zu den Realisten irgend welches Bekenntnisses nicht im Ernste gezählt werden. Schon seiner Methode wegen. Nach einer gewöhnlich ganz flüchtig einleitenden Skizze, die sich oft auf ein paar Vorbemerkungen reducirt, geht James sofort an seine Aufgabe, setzt an einem Hauptpunkte im Charakter der Figuren ein und treibt allmählig das Gefüge auseinander, welches sich mit jedem Ruck klarer und verständlicher vor dem Leser aufthut. Dabei geht er von innen nach außen, was allein schon ihn z. B. von Howells unterscheidet. Obzwar ihm eine unendliche Fülle der schärfsten, sichersten Beobachtungen zu Gebote steht, baut er nicht in üblicher Weise die Gestalten auf, er kostümiert sie vielmehr mit seinem Materiale. Während die Personen bei Howells immer den bestätigenden Vergleich mit der Erfahrung des Lesers herausfordern, an diese und jene Begegnung erinnern, bekommt man in James' Romanen nur die Essenz des geschilberten Lebens. In ihrer Art sind die Figuren dieses Autors nicht minder wahr als jene; aber ihre Wahrheit ist ideal, sie sind freie Gebilde, in den Umrissen von der sorgfältig controlirten Phantasie ihres Schöpfers entworfen, mit der belebenden Farbe der Menschenkenntniß und Erfahrung ausgefüllt. Diese Weise der Construction bei James ist gewiß ein überkommenes Erbtheil; James senior befaßte sich beinahe ausschließlich mit sehr feinen Discussionen theologischer, besonders moralischer Begriffe, ergänzte jedoch seine merkwürdige analytische Fähigkeit durch eine bildkräftige Phantasie, wie sie einem Bekenner und Vertheidiger Swedenborg's unentbehrlich ist. Ein rechtes Beispiel seiner grübelnden und dabei doch productiven Art ist das hinterlassene, neulich publicirte Fragment von 'Stephen Dewhurst's Autobiography'. Die Charakterstudie allein interessiert James jr. an seiner Arbeit, daher bringt er auch sie allein vor. Die äußere Erscheinung ist ihm ganz unwichtig; Landschaft, Scenerie werden mit dürftigen Worten abgethan und bisweilen so flüchtig behandelt, daß sich sonderbare Incongruenzen und Unmöglichkeiten ergeben. Ich möchte wohl wissen, wer von James' Lesern sich nach der fragmentarischen Andeutung irgend Helden oder Heldin in einem bestimmten Aeußern hat vorstellen können. Die Conversation dagegen ist mit allen Feinheiten, Biegungen, Nuancen, Finten und Spitzen überaus echt und wahr gegeben. Und in ihr besteht auch wirklich Alles, was James' Romane an Bewegung enthalten. Denn außerdem gibt er nur noch Situationen, und auch diese werden nicht beschrieben, sondern bloß in Gespräch oder Analyse reflektirt. Niemals verdicthet sich die Activität der Figuren zu einer Handlung, die über den Entschluß hinaus ginge, mit dem nächsten Expreßtrain zu fahren. Durch ein ganzes Buch finden wir dieselben Personen in derselben Stellung zu einander, nur die mehrseitigen Conliffen Säulen, welche auf jeder Fläche mit dem Theil einer andern Scene bemalt sind, werden von Zeit zu Zeit um etwas gedreht. Muß es Ereignisse geben, und manchmal sind sie doch unerläßlich, dann sind es Zufälle, die wie ein Stein ins Wasser fallen und die

stille Fläche für eine Weile in zitterrige Bewegung versetzen. Mit dieser Geringschätzung aller Thätigkeit, des „Stoffes“ im engeren Sinne, verbindet sich völlige Gleichgültigkeit gegen den Ausgang der Erzählung. Meistens stellt James einfach ein Fragezeichen hin. Ist die Studie abgeschlossen, sind die Charaktere reich genug entwickelt und beleuchtet, dann ist eben das Werk zu Ende; was braucht's mehr? James gibt Auschnitte, einzelne Blätter aus dem Lebensbuche seiner Gestalten; was davor und darnach steht, interessiert ihn nicht. Welche Folgen die berichteten inneren Vorgänge für die Romanfiguren haben, dünkt ihn ganz irrelevant und ein Bedürfnis des Lesers, dies zu vernehmen, erkennt er nicht an. George Eliot hatte im Anfange auch nur Charakterfzissen geliefert, sich aber allmählig zu geschlossenen Erzählungen voll Leben und Bewegung erhoben, und ist erst bei sinkender Kraft durch den loseren Zusammenhang von Middlemarch und Daniel Deronda zu den bloßen Essays an sich zurückgekehrt, welche schon in dem Titel Impressions of Theophrastus Such ausreißend gekennzeichnet sind. Die Werke von James treten als Romane im gewöhnlichen Sinne auf, aber sie sind es nicht; sie sind psychologische Studien, welche der hergebrachten Meinung nicht einmal den Gefallen erweisen, sich auch nur für den Schein zu einer Geschichte in einander zu fügen. Ist das eine neue Gattung oder bloß eine im Vergehen begriffene alte? Was wir gewohnt sind, von einer Erzählung zu verlangen, Aufbau, Interesse des Stoffes, eindrucksvolle Scenen, Steigerung, Abschluß, das Alles finden wir nicht und doch, kein Zweifel, James' Schöpfungen sind Kunstwerke. Niemand hat Daisy Miller gelesen und den Urheber dieser reizenden Gestalt voll bunten Schimmers nicht ob des Werkes bewundert.

Wie sich James selbst zu den Figuren seiner Erzählungen stellt, ist nur eine Consequenz seiner allgemeinen künstlerischen Grundzüge. Er hält seine Person von seiner Arbeit möglichst ferne. Er stellt die Menschen uns nicht billigend oder mißbilligend, mit Lob oder mit Tadel vor wie Dickens, er ergeht sich nicht in Auseinandersetzungen über ihre guten und schlechten Qualitäten, wie Thackeray sie einschaltet; selbst den gemäßigten Ausdruck von Wohlwollen oder Geringschätzung, den man George Eliot abmerkt, versagt er sich. Er verhält sich scheinbar theilnahmslos, er tritt ganz hinter seine Darstellung zurück. Bringt er Abschnitte, in denen seine Personen nicht reden oder schreiben, so sind es nur solche, in welchen der Leser über die elementare Zusammensetzung der Charaktere sich orientirt: die unheimliche und dem gesprochenen Wort unzugängliche Tiefe der Seele wird durch den eingesenkten Glasballon elektrisch erleuchtet. Diese Objectivität ist ein großer Vorzug der Arbeiten von James. Sie ist nicht die Aeußerung innerlicher Kälte und einer ganz unpoetischen Indifferenz. Denn indem wir den Erzähler der Gleichgültigkeit gegen seine Geschöpfe bezichtigen, legen wir nur Zeugniß davon ab, wie sehr er es verstanden hat, uns für oder wider sie zu erwärmen, uns ihr Schicksal nahe zu bringen. Es scheint mir eine ganz unberechtigte Forderung, daß der Autor in jedem Capitel seine Visitenkarte bei dem Leser abgebe. Eines allerdings muß zugestanden werden: an hinreißendem Temperament gebricht es James' Büchern vollständig; alle Leidenschaft ist herabgeschraubt, ein schönes klares Licht ist überall vorhanden, das aber nur wenig



Wärme ausstrahlt. Dafür jedoch darf man James nicht verantwortlich machen; die Ursache davon liegt zu tief, als daß man sich wider den amerikanischen Romancier darüber beschweren könnte.

Nicht den kleinsten Theil der Wirkung verdanken die Werke von James der Sprache. Sie ist ein zur Vollkommenheit ausgebildetes Instrument, das die feinsten Abtönungen des Empfindens wiedergibt; unendlich biegsam und beweglich, gewährt sie für jede Stimmung das gemäße Wort und bleibt immer leicht und melodisch, klar und durchsichtig, scharf und bezeichnend, knapp und einfach. Auch damit ist James als würdiger Nachfolger in die Fußtapfen Nathaniel Hawthorne's getreten. Nach dem Tode von George Eliot steht er unter den englischen Prosaisten der Gegenwart in vorderster Reihe; ich halte es nicht für zu verwegen, wenn seine Landsleute ihn den ersten nennen.

(Schluß des Artikels im nächsten Heft.)

# Freiwillig-gemeinnützige Thätigkeit in Deutschland.

~~~~~  
Von
August Lammers.
~~~~~

Im Zeitalter beschleunigter Raumüberwindung für allen menschlichen Verkehr hat auch der gesellschaftliche Fortschritt, indem er davon Nutzen zieht, eine früher unerhörte Raschheit im Ausbreiten angenommen. Das berühmte Halle'sche Waisenhaus ist bald zweihundert Jahre alt, und heute noch glaubt man mit einem gewaltigen Aufwand von Sammelthätigkeit „Reichs-Waisenhäuser“ errichten zu müssen; die Sparcassen haben auch schon mehr als hundert Jahre hinter sich, aber noch lange nicht alle Landestheile sind hinlänglich mit ihnen versehen; die Anstalten zur Rettung verwahrloster Kinder führen sich auf Johannes Falk zurück, den Zeit- und Ortsgenossen Goethe's, ohne für das Bedürftig, wie man es gegenwärtig kennt und fühlt, von ferne auszureichen. Dagegen haben neun, ja eigentlich nur sieben Jahre ausgereicht, die sogenannten Feriencolonien in mehr als fünfzig deutschen Städten einzuführen; die noch jüngeren Pfennig-Sparcassen zählen, wenn man die gleichwerthige Ausgabe von Sparmarken mit darunter begreift, nach Hunderten; und wie im Fluge hat Pastor v. Bodelschwing ganz Deutschland für seine Arbeiter-Colonien erwärmt, so genannt, weil bettelnde Wanderer, die Plage jüngster Vergangenheit, in ihnen wieder Arbeiter werden sollen.

Das sind nun Alles Schöpfungen, deren Ursprung diesseits unseres letzten großen Krieges liegt. Die seitdem eingetretene Befriedung der Weltgegend, in welcher wir leben, hat ihren Theil an dem damit ausgesprochenen gesellschaftlichen Fortschritt. Wieviel schöne Keime socialer Reform sind in den Kriegen untergegangen, welche der unerfättliche Ehrgeiz Napoleon's des Ersten entzündete! Die Armenpfleger waren damals schon auf der Spur der durchgreifenden Verbesserungen, welche ihr Vetreib in unseren Tagen erfahren hat, aber als unter dem ewigen Morden, Rauben und Verwüsten der französischen Heere selbst Könige und ganze Länder verarmten, ward die Spur verschüttet und der Trieb ging unter für geraume Zeit. In abseits liegenden, verhältnißmäßig geschützten und durch ihre alte Verfassungsfreiheit begünstigten Ländern, wie Holland und die Schweiz, entstanden schon im vorigen Jahrhundert gemeinnützige Gesell-

schaften, die nun auf eine endlose Reihe werthvoller Anstalten und Einrichtungen zurückzublicken vermögen: in Deutschland bildet sich in diesem Augenblick erst die 1871 entstandene Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung thatsächlich in eine solche um, nachdem sie bei ihrer Gründung den Gedanken abgewiesen hatte, dem gemeinen Nutzen statt der Fortbildung der Massen zu leben, und nur erst in einigen mitteldeutschen Städten wie Gotha, Leipzig und Dresden ist man ihr mit einem örtlich begrenzten guten Beispiel voraufgegangen. Jener Vorsprung der abgeplitterten Theile des alten Reichs vor seinem beisammengebliebenen Hauptkörper ist für die schweren Hemmungen unserer nationalen Laufbahn bezeichnend. Noch zu guter Letzt, als der lange Kampf um Staatseinheit endlich zum glücklichen Ende kam, konnten wir feinetwegen nicht gleich mit eintreten in die neue europäische Epoche gemeinnütziger Schöpfungthätigkeit. Im Jahre 1860 gab Gladstone England die Post-Sparcassen: zu uns sind sie erst im vorigen Jahre gekommen, und zunächst auch nur, um spröde zurückgewiesen zu werden. Die Schul-Sparcassen machte Professor Laurent in Gent gerade in demselben Jahre populär, wo Preußen sich kriegerisch mit Oesterreich und den Mittelstaaten auseinandersetzen hatte, und sie haben heute noch bei uns unter unserer damaligen Unfähigkeit des Wahrnehmens und Mitthuns zu leiden, etwa wie ein Kind brüchige Zähne bekommt, wenn sie durchbrechen zur Zeit einer hitzigen Krankheit. Auch die Verbreitung des Handarbeits-Unterrichts für Knaben in Schweden, die Wiederbelebung des erstorbenen ländlichen Hausfleißes in Dänemark haben wir lange Zeit gar nicht gewahrt. In welchem andern Lande als Deutschland wäre die einmal angefangene gemeinsame Thätigkeit zur Einschränkung des mörderischen Alkoholgenußes wieder für Jahrzehnte unterbrochen worden, wie es hier zwischen 1848 und 1881 geschah? Auch dies lediglich aus Gründen unserer eigenthümlichen politischen Entwicklung, die keinen vollen Frieden im Innern aufkommen ließ, so lange nach Außen keine genügende Sicherheit bestand.

Das große Werk der Jahre 1863—1871 ist also die Grundlage, auf welcher die neuen gemeinnützigen Bauten hoch und nieder in Deutschland sich erheben.

Dann aber kam unendlich befördernd hinzu, was der gesteigerte äußere Verkehr an Hilfsmitteln bietet. Vor Allem dadurch, daß die Gleichbestrebten rasch, wohlfeil und regelmäßig in Person zusammenkommen können. Schon den Vorbereitungen zur Krönung unseres neuen Reichsgebäudes ist dies ausnehmend zu Statten gekommen, denn ohne das leidlich durchgeführte deutsche Eisenbahnnetz, welches der Nationalverein bei seiner Entstehung im Jahre 1859 vorfand, hätte er nicht die sieghaften Ideen überallhin ausbreiten und unter einer Summe politischer Führer fortlaufende praktische Verständigungen herbeiführen können. Nun sorgen die jährlichen Versammlungen der Armenpfleger, der Sparcassen-Reformer und der Mäßigkeitsfreunde dafür, daß das, was sie betreiben, unmittelbar ansteckend wirkt von Mann zu Mann. In der Zwischenzeit der Versammlungen aber erfreuen ihre Zwecke sich der wohlfeilen Beförderung von Briefen und Druckfachen. Die große englische Agitation gegen den Kornzoll vergaß nicht unter den Ursachen ihres schnellen und vollständigen Erfolges den Umstand mitanzuführen, daß bald nach ihrem Beginn das Penny-Porto eingetreten war.

Die Groschen- und Dreipfennig-Marken der Post dienen auch in Deutschland kräftig allen gemeinnützigen Bewegungen, und verdankt die periodische Presse ihnen wie den modernen Verkehrsvereinfachungen überhaupt ihren riesigen Aufschwung, so wird ihre Allverbreitetheit nun wiederum ein höchst wirksames Beförderungsmittel für Gedanken und Pläne, die dem Wohle der Allgemeinheit gewidmet sind, denn sie kann gar nicht anders als gemeinnützig aufgelegt sein, das frei entweder nehmende oder ablehnende Publicum ist ihr Brotherr.

Eine dritte große Hilfe leistet die zunehmende Umbildung der Heilkunst in Gesundheitspflege. Ein ganz gleichartiger Proceß wie in der Medicin hat sich, zum Theil unter dem Einfluß ihrer Erneuerung, auch in der praktischen Nächsthilfe vollzogen. Zuerst fing man wie sie zu individualisiren an. Was man in der Armenpflege das Elberfelder System zu nennen übereingekommen ist — es datirt von 1850 —, bedeutet nichts Anderes als die Ermöglichung gründlichen Eingehens auf jeden speciellen Fall statt der alten Abfütterung mit Almosen in Bausch und Bogen, herbeigeführt durch entsprechend starke Vermehrung der Zahl der unbesoldet dienenden Pfleger und periodische Untersuchung aller nicht ganz hoffnungslosen Fälle von Hilfsbedürftigkeit in den kürzesten Fristen. Hat dieser große Fortschritt indessen auch schon ein Menschenalter hinter sich, so zeigt sich an ihm doch wieder die Wichtigkeit von Gunst und Ungunst der Zeiten, denn erst die jüngsten Jahre machen sein Verständniß und die Geneigtheit zu seiner Annahme einigermaßen allgemein. Aber sobald man nun die einzelnen Fälle ins Auge faßte, traten auch gewisse durchgehende Unterschiede hervor. Auf das Individualisiren folgte das Classificiren. Aehnlich wie die Patienten für bestimmte Leiden sich Specialärzte suchen, wird nicht mehr jede Art von Armen durch dieselben Behörden gleichförmig versorgt. Ueberhaupt aber ist die Armenpflege, principiell zu sprechen, dazu übergegangen, daß sie ihr Augenmerk und ihre Anstrengungen vor Allem auf die Verhütung anhaltender oder unheilbarer Hilfsbedürftigkeit richtet, gerade wie die Medicin auf die Verhütung des Ausbruchs schwerer Erkrankungen. Pflege und Erziehung der Armenkinder drängen sich immer mehr in den Vordergrund. Die Krippen und Kindergärten, die Sorge für die Rettung Verwahrloster, die Feriencolonien, die Kinderheilstätten in Seebädern und Seeluft sind mehr oder minder zeitgenössische Ausflüsse dieses mächtig und bewußt erwachten Strebens.

Zwischen Socialpolitik und Medicin ist hier nicht allein eine augenfällige Parallele zu ziehen, diese tritt dabei auch unmittelbar in jener Dienst. Und ebenso sind nächst den Verwaltungsmännern in Staat, Provinz, Gemeinde und den Dienern der Kirche die Aerzte jetzt durchschnittlich am willigsten, sich den gemeinnützigen Aufgaben der Zeit zu widmen. Ihre veränderte Stellung tritt besonders deutlich bei den wieder aufgenommenen Mäßigkeitsbestrebungen hervor. Die von früher her im Gedächtniß der Menschen gebliebenen Namen ihrer Vertreter gehören fast ausschließlich der Geistlichkeit und dem Beamtenstande an. An der Spitze des Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke dagegen stehen jetzt unter den drei Präsidenten zwei Aerzte. Sprach man früher gewöhnlich von dem „Branntweinteufel“, so ist nun der gangbarste Ausdruck für das anzugreifende Uebel dieser Wandlung entsprechend „Branntweinpest“ geworden.

Alein die Geistlichen bleiben doch im allgemeinen immer noch, sowohl der Zahl wie den Leistungen nach, die Hauptpersonen. Der Sieg der Innern Mission über ihre Gegner und Verächter, die ihr anfangs auf der Rechten fast noch erbitterter entgegentraten als auf der Linken — Claus Harms in Kiel zum Beispiel und Petri in Hannover während der vierziger Jahre —, ihre eigene zunehmende Befreiung von falscher Einseitigkeit und Voreingenommenheit ist gleichbedeutend mit dem Masseneintritt der evangelischen Geistlichkeit in den unmittelbaren Dienst gesellschaftlicher Nothe. Die katholische Geistlichkeit bleibt nicht zurück. Jene trefflich redenden und schreibenden Capläne, die sich in dem von Gladbach aus geleiteten Verein „Arbeiterwohl“ zusammenfinden, vollbringen eine durchaus selbständige fruchtbare Geistesarbeit in der Fürsorge für industrielle Arbeiterschaft. Von ihnen stammen die weit verbreiteten Schriften „Das häusliche Glück“ und „Der Schnaps“; sie berathen den menschenfreundlichen klugen Fabrikanten, der für die Sittlichkeit wie für das Wohlergehen von Mann und Weib dort allseitig sorgt, zum Vorbilde Solcher selbst, die weit entfernt von seinem kirchlichen Standpunkt sind.

Der verstorbene große Urheber der Innern Mission, J. G. Wichern, hat in unserer Zeit einen ebenbürtigen Nachfolger und Fortsetzer in Friedrich von Vodelschwingh gefunden. Sohn eines vormärzlichen preußischen Ministers, lernte er als Prediger einer deutschen Gemeinde in Paris dort das Elend der hessischen Straßengelehrten und anderer armer Fremdlinge auf dem Boden der glänzenden Weltstadt kennen. In die Heimath zurückgekehrt, wurde er bald Vorsteher einer großen Heil- und Pflege-Anstalt für Fallstüchtige (Epileptische) zu Viefefeld. Die Sammlung in Anstalten ist heutzutage in erkennbarem Zurückweichen gegen die Zerstreung in Familien für nicht wenige Gruppen öffentlicher Pfleglinge, namentlich für Waisen, verwahrloste Kinder, gewisse Classen von Geisteskranken: aber für fallstüchtige Arme bedeutet die Anstalt im Gegentheil ungefähr so viel wie Heim und Beruf, die sie außerhalb ihrer kaum zu finden vermögen. Mit glücklichem Instinct daher, wenn nicht schon mit genialem socialpolitischen Blick wandte Pastor v. Vodelschwingh sich diesen Unglücklichen zu. Er fügte die Ausbildung von Pflegern und Pflegerinnen, Diakonen und Diakonissen hinzu. Dann stützte er auf die so gewonnene feste Grundlage von Einrichtungen und Erfahrungen in allmählig aufbäumendem Entschluß sein berühmtestes Werk, Wilhelmshorst unweit Viefefeld, eine Urbarmachungs-Anlage für beschäftigungslose Wanderbettler.

Zahl und Zudringlichkeit dieser guten Leute waren gegen das Ende der siebziger Jahre in Deutschland unseidlich groß geworden. Man schätzte sie auf nicht weniger als rund zweimalhunderttausend. geraume Zeit stand man rathlos vor der Landplage, die sie waren. Sollte man es machen wie Graf Rumpfolt, der im Dienste des Kurfürsten von Bayern am Neujahrstage 1790 sämmtliche Bettler in München und rings herum im Lande mit Aufgebot der ganzen kurfürstlichen Keiterei ergreifen ließ und in große Anstalten sperrte, wo sie zwar mit Zwang zur Arbeit angehalten wurden, sonst aber herrlich und in Freuden lebten? Der Gedanke ist Niemand wieder eingefallen, ein Zeichen, daß er nicht mehr zeitgemäß und durchführbar war. Napoleon der Erste befahl im Früh-

jahr 1810 seinem Minister des Innern Graf Cretet, bis zum Sommer die Bettelei abzuschaffen, damit, fügte er hinzu, von seinem (des Kaisers) Erdenwandel doch eine Spur hienieden zurückbleibe, — ein merkwürdiger Ausdruck von dem gewaltigen Kriegführer und Eroberer, der der Dauerhaftigkeit des auf seinen Schlachtfeldern erworbenen Ruhmes also doch wohl nicht immer ganz traute? Indessen die Bettelei widerstand dem Weltüberwinder, und so hat auch dieser Vorgang keinen nachfolgenden Machthaber jemals angezogen. Die deutschen Staatsgewalten überließen dem Publicum, sich mit der Bettelplage, als sie unverhofft wiederkam, abzufinden wie es konnte. Diese glückliche Enthaltfamkeit hat sich besser bewährt, als der leere Machtsspruch des allmächtigen und blind an seine Allmacht glaubenden ersten Franzosenkaisers, und nachhaltigere Früchte getragen, als Graf Rumford's menschenfreundlicher Gewaltstreich. Das deutsche Publicum ist im Begriff, der Bettelplage Herr zu werden.

Damals, wie sie ihm den Kopf zuerst warm machte, fing es weislich mit seiner eigenen Erziehung für die Aufgabe an. Es that sich zusammen in Vereinen gegen die Bettelei, deren Hauptwerth eben in der allmäligen Entwöhnung von allem directen Almofengeben an Unbekannte bestand, welche sie ihren Mitgliedern durch Verabreichung von Vereins-Almosen ermöglichten. Diese Einrichtung beschwichtigte das Mitleid, das in weniger erfahrenen und abgehärteten Seelen die Jammermienen, der zerlumpte Anzug und die bald rührend bewegliche, bald ermüdend beharrliche Bitte des Bettelnden erwecken. Viel weiter aber reichte die Wirkung zerstreuter, unabhängig von einander handelnder Vereine auch nicht. Das Bettlerheer blieb unvermindert. Es nährte sich mitunter noch besser als bisher aus den Ortscassen, in deren Eröffnung es nicht mit Unrecht eine Art von Anerkennung seiner wirklichen Hilfsbedürftigkeit sah, und die ihm die Erhebung seiner dem Publicum abzunehmenden Steuern vereinfachte.

Etwas weiter versprach die bald vor sich gehende Herstellung von Vereinen über ganze Landschaften hin zu tragen. Ans Ziel indessen gleichfalls nicht. Im November 1880 schob deshalb eine Zusammenkunft von Vertretern württembergischer Vereine den Gemeinden des Landes, nicht dem Staate, die Aufgabe zu, und diese zeigten sich nicht allein geneigt, sondern erhielten auch durch den Oberamtmann Huzel in Blaubeuren (jetzt in Hall) eine entsprechende wirksame Organisation. Man beschränkte die Gaben an wandernde Bettler geographisch auf bestimmte Stationen in angemessenen Zwischenräumen, der Substanz nach aber auf Naturalgaben, damit das gespendete Geld sich nicht alsbald in Schnaps verwandle. Die „schwäbischen Wasserjuppen“ kamen seitdem bei der Vagabundenzunft in bittere Verachtung, und ihr allgegenwärtiges Angebot ließ sie Land Württemberg sorgsam meiden. Es ließ sich also mit einigem Schein von dort aus sagen: „richtet euch überall so ein wie wir, so werdet ihr nirgends mehr schlimm heimgesucht werden!“

Aber wo sollten die Unglücklichen schließlich bleiben? Man konnte sie sich wohl vom Leibe halten, aber dann gingen sie anderstwohin; und wenn nach und nach alle Theile unseres Landes sich so gegen sie zu schützen gesucht hätten, so wären sie über die Grenzen gefrömt, bis die Nachbarvölker sich ihrer ebenfalls mit Gewalt erwehrten, und hätten sich dann entweder auf die wässerige Nahrung

wohl oder übel einlassen müssen oder im Publicum eine neue Wallung allmächtigen Mitleids hervorgerufen und den wohlbedachten Frugalitätsgewang über den Haufen gestoßen.

In dem System fehlte eben noch ein Glied. Zu der Verurtheilung auf Wasser und Brot mußte ein ernstlicher Versuch treten, die der Arbeit entwöhnten Wandersleute ihr wieder zurückzugewinnen und ihnen für diese Erziehungsfrist Unterkommen, Beschäftigung und Lohn zu gewähren, damit sie frisch ausgestattet wieder in die sich selbst erhaltende Erwerbsgesellschaft eintreten könnten.

Wie dies anzufangen sei, zeigte Pastor v. Bodelschwingh.

Er erwarb in der Senne, einem öden Landstrich westlich von Bielefeld, ein steinigtes Stück Land, ließ ein paar einfache Gebäude aufführen, setzte einen tüchtigen Hausvater hinein, und bot dann solchen „armen Reisenden“, die lieber arbeiten als betteln wollten, lohnende Beschäftigung bei dem Urbarmachen des steinigten Bodens an. Früh erworbene landwirthschaftliche Kenntnisse und Einsichten kamen ihm hierbei zu Gute. Aber die Hauptsache war doch seine Persönlichkeit: die völlige Hingebung an den Dienst des hilfs- und heilbedürftigen Nächsten, die Fähigkeit sich lebendig in die Lage der armen Schelme zu versetzen, welche im Strudel bewegten Lebens auf die Sandbank der Erwerbslosigkeit gerathen sind, und die Verbindung religiöser Inbrunst mit praktischem Sinne. Er geht in seiner mannigfaltigen Liebesthätigkeit ganz auf. Die Sympathie mit den Gegenständen seiner unermüdblichen Sorge ist so lebhaft, daß sie ihn zuweilen ungerecht macht gegen Andre, die denselben gefährlich werden. Den Schenkwirthen zum Beispiel, die in allerdings unerhörter Zahl, durchschnittlich einer auf jede Minute Weges zwischen Wilhelmsdorf und Bielefeld auf dem bewohnten Theil der Strecke wohnen, und nun wettkämpfen die aus der Colonie entlassenen geheilten Müßiggänger hinterm Schnapsglase in das alte Luderleben zurückzulocken, entzöge der Gründer Wilhelmsdorfs, wenn er nur könnte, gewiß gern sämmtlichen auf einmal die Gewerbserlaubnis. Er hat auch einmal alles Ernstes vorgeschlagen, es möge jedem Schenkwirthe gesetzlich die Pflicht auferlegt werden, neben seinen berausenden Getränken stets warmen Kaffee tassenweise billig in Vorrath zu halten. Die Reichsgesetzgeber, die sich bisher noch an viel glimpflichere Eingriffe in das freie Schankgewerbe nicht gewagt haben, werden einen so kühnen Gedanken wohl so bald nicht fassen. Man kann jedenfalls eher ganz verbieten ein schädliches und gefährliches Getränk zu halten, als diese Erlaubniß an die gleichzeitige Darbietung eines guten Getränks binden. Aber die Einschränkungen des glühenden Eifers für Menschentwohl, dem solche Vorschläge und Wünsche ebenso wie die gelungenen, weithintwirkenden Thaten des Pastors v. Bodelschwingh entspringen, ergeben sich aus dem „Widerstand der stumpfen Welt“ von selbst. Seine socialpolitische Kühnheit wirkt nach den abgelegten Proben von Schöpferkraft erfrischend, auch wenn sie sich einmal übernimmt.

Er selbst fogar mag aber trotz solcher Zuversicht kaum erwartet und vorausgesehen haben, wie sein Vorgang zünden werde. Am 22. März 1882 eröffnete er die erste Arbeitercolonie zu Wilhelmsdorf, und nun, vier Jahre später, sind damit bereits versorgt die Provinzen Westfalen, Kurhessen, Hannover, Schleswig-Holstein, Brandenburg, Sachsen, Niederschlesien, Pommern und Ost-

preußen, ferner Württemberg, Baden, Hessen, Oldenburg, die Hansestädte und die Lippe'schen Fürstenthümer, insofern aus ihnen Leute in den vorhandenen Anstalten Unterkunft finden und ihre Erwerbskraft wiederherstellen können. Durch Wilhelmshorst allein waren bis Ende vorigen Jahres 3259 arbeitslose Wanderer in Behandlung genommen worden; durch alle zwölf Colonien zusammen 11 007. Der Bestand betrug damals insgemein 1519, so daß neunzehntausend schon in die Welt hatten zurückkehren können, vorläufig sicher geheilt und gehoben, die meisten auch wohl dauernd. Zu gleicher Zeit hatten wohl zweitausend Leute in den zwölf Colonien Platz.

Ein großartiger Plan, und so noch nie vorher auch nur entworfen, die beschwerlichen und sich selbst geschwind ruinirenden Bettelwanderer von der Landstraße zurück in selbstigen Erwerb zurückzuführen! Das ist das Mittel, welches Napoleon's Despoteneinfall seinem Minister Crétéz vergebens zu entdecken befohl. Es ist die weise und menschliche Wiederaufnahme der Idee des Grafen Rumford, und wenn es eine äußerliche Aehnlichkeit mit den holländischen Armencolonien des genialen General von dem Bosch besitzt, der später auf Java das gefeierte „Cultursystem“ (culturstelsel) zur Quelle von so viel Reichthum, Ruhm und offenbar auch Glück machte, so überbietet es doch diese interessante Schöpfung durch Absehen von allem Zwange.

Auf dem Congreß für Innere Mission zu Karlsruhe im J. 1884 hat Pastor v. Bodelschwingh noch einmal scharf hervorgehoben, daß die Arbeitercolonien durch freie Gaben erhalten werden müßten, nicht durch Zuschüsse, die von den Steuerzahlern des Staats oder den Gemeinden aufgebracht würden. Ebenso machte Graf Zieten-Schwerin, der Vorsitzende des Verbandes deutscher Arbeitercolonien, es zur Bedingung seiner Annahme dieses Postens, daß man das Werk unabhängig erhalte von der Staatsgewalt. Es bleibt also ein freiwillig-gemeinnütziges Werk; ein Charakter, den auch die Bethheiligung kirchlicher Vereine, ja selbst Behörden ihm nicht nimmt, denn diese schließt keine andere Mitarbeit aus und zwingt zu nichts. Was die Colonien dennoch ihren Gästen bieten, können diese nicht fordern, sondern nur erbitten. Es wird ihnen auch in freier selbstempfundener Liebe geboten, nicht kraft einer Anordnung, die auf dem kalten Papier eines Zwangsgesetzes stände. Anders ist es ja mit den Verpflegungsstationen. Diese sind aus der Vereinsphäre in die der Communen und Communalverbände übergegangen, nachdem die Vereine vorerst Stimmung gemacht, die Geister aufgerüttelt und geklärt hatten, weil so allein die durchgreifende, keine Lücken lassende Organisation der Almosen für arme Reisende zu gewinnen war. Auch wird das Publicum sich des directen Gebens an Unbekannte noch etwas eher entschlagen, wenn die von Allen ihre Steuern erhebende Commune statt eines jungen Vereins wirklicher Noth abhilft. Ihr trant ja am Ende Jeder zu, daß sie das Elend von seiner Erheuschelung zu unterscheiden wissen und ihm gehörig beizuspringen auch Willens sein werde. Spart so das Publicum eine Menge jezt noch schädlicher als nur nutzlos vergeudetes Geld, das ihm die Bettler entrißen, nun so wird es auch aufgelegt sein, für die Arbeitercolonien herzugeben, was sie neben ihren eigenen Einkünften aus der Colonistenarbeit etwa noch erfordern.



Als eine letzte Ergänzung treten gute Herbergen hinzu, in denen kein Schnaps gereicht wird. Wir verdanken ihr Modell dem Sohne eines Patrioten aus der schweren Zeit der Fremdherrschaft und des Befreiungskrieges, dem Professor Clemens Perthes in Bonn, der für einen akademischen Gelehrten ausnehmend viel Sinn und Fähigkeit zum Umgang mit allerlei Leuten besaß. In Tyrol hatten ihm die Wirthe imponirt, welche dort in den dünnbesiedelten Thälern fast wie Häuptlinge in ihrem Volke stehen. War doch Andreas Hofer einer! Sie halten unter ihren Besuchern gute Mannszucht, dulden weder Lugebühr noch Geschimpfe auf den Kaiser und die katholische Kirche, und geben nicht so viel geistiges Getränk wie Einer verlangt, sondern wie er allenfalls vertragen kann. Vergleicht man damit unsere einander dicht auf dem Halse sitzenden überzahlreichen Schankinhaber, die sich gegenseitig die Gäste abjagen und den Gästen auf alle Art das Trinken erleichtern müssen, um nur ihr eigenes armseliges Leben zu erhalten, so ist es freilich zum Götterbarm'. Professor Perthes schuf daher in seinem schönen Wohnort eine Musterherberge, „Herberge zur Heimath“ genannt. Sie blieb nicht unbeachtet, weil die Zeit der Innern Mission schon angebrochen war. Aber recht massenhaft ist dies Samenkorn doch auch in der Sonne der praktisch-humanen Gegenwart erst aufgegangen. Ihre Unternehmung beschränkt sich nicht mehr wie anfangs auf Gläubige einer bestimmten Farbe, ebenso wie an den Arbeitercolonien, von den Verpflegungsstationen als communalen Schöpfungen gar nicht zu reden, Männer aus allen Parteilagern mitwirken, ohne daß Einer nur daran denkt, den Andern nach seinem Gesinnungspasse zu fragen.

Am 1. Mai 1884 wurden in Deutschland über zweihundert Herbergen zur Heimath gezählt, die meisten schon in voller Wirksamkeit, die übrigen der Eröffnung nahe oder in Vorbereitung. Westfalen ist dafür die Musterprovinz, wie für die Behandlung der Bettelplage überhaupt; wie in mancherlei Hinsicht auch für den neu aufgenommenen Kampf gegen die Verheerungen der Trunksucht. Theilt sich dadurch etwa den dort besonders ernstlich und thatkräftig angenommenen Bestrebungen etwas von dem conservativen Geiste der Bevölkerung mit, so hindert nichts die liberalen Provinzen, dies durch gleich eifrigen Antheil soweit wie nöthig auszugleichen.

Es gibt aber auch Schöpfungen freisinniger Männer genug auf dem neu bearbeiteten dankbaren Felde gesellschaftlicher Wirksamkeit, die sich neben den Herbergen zur Heimath und den Arbeitercolonien sehen lassen können. Die jährliche Wanderversammlung deutscher Armenpfleger unter dem ständigen Vorsth des allzu früh verstorbenen ausgezeichneten früheren Stadtverordnetenvorstehers von Berlin Dr. W. Straßmann ist eine solche; und der Leiter der Viesfelder Anstalten hat nicht verschmäht, diesem Congreß sowohl über seine Behandlung Epileptischer wie über seine Wiedererziehung mittelloser Wanderer zur Arbeit Bericht zu erstatten. Die Arbeit des Congresses rückt alljährlich mit einer Reihe inhaltreicher Referate und Debatten in die Bibliotheken ein. Aber das tritt zurück hinter ihre praktische Wirkung. Mehr als hundert unserer größeren Städte sind ihm beigetreten, und entsenden auf ihn von Jahr zu Jahr die Leiter ihrer Armenverwaltung, daß sie mit frischen Anregungen und berich-

tigten Urtheilen ihr täglich Thun befruchten. Das ist ein still fließender Verbesserungsquell, welchem die anderen Nationen nichts an die Seite zu setzen haben. Schon das Elberfelder Pflegeverfahren hat in England große Aufmerksamkeit erregt: als Mr. Goschen Präsident der Landesbehörde für das Armenwesen war, sandte er einen seiner Inspectoren zum Studium herüber, und Miß Octavia Hill, die berühmte Londoner Hauswirthin aus gemeinnützigen Motiven, hat versucht ihre eigene schöpferische That mit der Leistung der deutschen Stadt in inneren Zusammenhang zu setzen. Aber mit der fortlaufenden gegenseitigen Erhöhung des Betriebes öffentlicher Armenpflege auf den Wanderversammlungen und mit den Einrichtungen zur Zähmung der wilden Bagabundage ist Deutschland auf diesem Felde vollends an die Spitze des Fortschritts getreten.

Wie den Wilhelmsbörsern nach F. v. Bodelschwingh's Vorbild, so hat auch den Sommerfrischen für schwächliche Armentschulkinder die damals noch ganz unbefriedigte Sehnsucht der Nation nach „Colonien“ ihren Namen gegeben. Sie hießen bis heute allgemein Feriencolonien. Bezeichnend ist der Ausdruck noch weniger, denn man unterscheidet innerhalb derselben nun schon wieder echte, eigentliche Colonien von nur sehr willkürlich so zu benennenden Veranstaltungen. Der eine wie der andere Zweig aber ist von einem evangelischen Geistlichen moderntheologischer Richtung gepflanzt: jener von Pfarrer Bion in Zürich, dieser von Pastor Schoofst in Hamburg; beide in dem nämlichen Jahre 1878. Da letzteres Pflänzchen aber, die Unterbringung von Pfleglingen des Hamburger Wohlthätigen Schulvereins während der Sommerferien in ländlichen Familien der Gegend von Oldesloe, ganz im Verborgenen und Stillen dufete, so drang der Geruch der schweizerischen Blüthe noch früher im weiteren Deutschland ein, Dank der Uebertragung nach Frankfurt am Main durch einen alten Wortführer wissenschaftsmäßiger Gesundheitspflege und Nächstenhilfe, Dr. Georg Varrentrapp. Anfänglich erhob der Ehrgeiz der Unternehmer solcher Feriencolonien sich wohl kaum über die Hoffnung, einer kleinen Zahl der allerschwächsten, blutärmsten Kinder aus unbemittelten Häusern dieselbe Wohlthat zu verschaffen, welche bessergestellte Eltern den ihrigen ohne Weiteres während der warmen Jahreszeit gewähren können: wochenlangen Aufenthalt im Freien, wo die Luft besonders stärkend ist, mit zuträglichlicher Wohnung und Nahrung. Aber das Werk wuchs unter ihren Händen und beflügelte ihr Streben, während es das Gefühl der übernommenen Verantwortung verschärfte. Der Statistiker, welchen der Armenpflögertag den Feriencolonien gestellt hat, Stadtrath Köstel in Landsberg a. d. W., bedenk't sich nicht mehr es auszusprechen: diese Wohlthat muß allgemein werden, sonst bleibt sie den gewählten und zurückbleibenden Kindern gegenüber willkürlich, bei den Comités aber nimmt sie in Wirklichkeit den dilettantischen, spielerischen Charakter an, welchen unlustige Stadtoberhäupter solchen neuen Zumuthungen an ihre Beachtung und Theilnahme gern nachsagen.

Der neuen statistischen Uebersicht zu Folge fingen die Ferienreisen, welche das wohlthätige Publicum veranstaltet, im Jahre 1876 mit 7 Hamburger Kindern an; 1878 sandten drei deutsche Städte zusammen 151 Kinder aus, und 1884 waren es, soweit die gesammelten Angaben reichten, 7857 Kinder aus 49 Städten. Dazu kommen die eigentlich kranken, einer specifischen Cur bedürftigen in Kin-

berheilstätten, welche wir ebenfalls erst seit Kurzem theils in Soolbädern, theils an der See besizen. 22 Anstalten der ersteren Artnahmen im vorletzten Sommer 4234 Kinder auf; 6 der letzteren 556 Kinder. Diese sind bekanntlich zu Stande gebracht von einem nationalen Verein, welchen der verstorbene Professor Beneke in Marburg mit Hilfe einer großen Zuwendung des Kaisers ins Leben gerufen und in Gang gesetzt hat. Beneke hielt auf Grund von Erfahrungen und Forschungen in unsern westlichen Nachbarländern besonders viel von der Heilkraft der ewig bewegten Nordseeluft; er hat sie an dafür ausgestatteten Stellen, z. B. auf der Insel Norderney, selbst zum Winteraufenthalt Schwächlicher empfohlen, und die Langeweile eines dort zugebrachten Winters auf sich genommen, um sicher urtheilen zu können. Seinem Vorschlage gemäß wird nun auch auf Norderney eine große Musterheilstätte für scrophelkrante arme Kinder erbaut. Rechnet man diese allerdings beträchtliche Ausgabe, und eine kleine gleichartige für Zoppot bei Danzig mit, so kommen fast neunmalhunderttausend Mark heraus, welche im Sommer 1884 an diese zehn Jahre früher so gut wie unbekannte Fürsorgehätigkeit gewendet wurden. Ein Stillstand jedoch steht da noch lange nicht in Aussicht, vielmehr ein starkes stetiges Wachsen in Breite und Tiefe. Hinter dem etwas mythischen Namen Feriencolonien insbesondere steckt eine gar vielgestaltige Bemühung, die von Sommer zu Sommer wiederkehrt und die man jetzt auch übereingekommen ist einfach und schlechthin als „Sommerpflege“ zu bezeichnen.

Zuerst läßt das Comité die Kinder anmelden, welche man mit hinausgeführt sehen möchte. Dann geben die zuständigen Schulvorsteher ihr Gutachten ab, die Aerzte des Comité's oder Vereins urtheilen über den Grad des Bedürfnisses nach Heiluft, und die Damen — wo das Comité klug genug ist sich solche beizugesellen — gehen in die Wohnungen, um nach dem dort gewonnenen Eindruck ihre Bemerkungen hinzuzufügen. Wenn hiernach die verfügbaren Mittel ihr entscheidendes Wort über die Zahl der mitzunehmenden Kinder sprechen sollen, so kommt gar wesentlich in Betracht, was man mit ihnen anfangen will. Ein entlegenes Sool- oder Seebad ist verhältnißmäßig theuer. Beinahe doppelt so wohlfeil wie die „Colonisirung“ in einem Gebirgswirthshaus, unter der Leitung eines Lehrers oder einer Lehrerin, ist erfahrungsmäßig die Unterbringung in Familien; aber erfordert dafür mehr Arbeit. Nicht ohne den Beistand ländlicher Vertrauensmänner ermittelt das Stadtkomité die rechten Familien. Ein paar Male besucht werden während der Ferien draußen die Kinder auch in diesen. Andere, die nicht nothwendig hinaus müssen oder für die es sich allzu geringer Mittel wegen noch nicht bewirken läßt, können auch dadurch eine fühlbare Verbesserung ihres Gesundheitsstandes erfahren, daß man sie Tags über versammelt in sogenannten „Stadtkolonien“ (da bekam die Anwendung des Lieblingsbegriffes der Zeit schon etwas groteskes), d. h. zum Milchtrinken, Spielen und Spazierengehen.

Wis hierher ließe sich Alles in das Reich der Wohlthätigkeit einrechnen. Aber in Leipzig wenigstens hat die junge Institution der Feriencolonien sich noch nach einer anderen Seite hin entfaltet, wo höchstens von Gemeinnützigkeit die Rede sein könnte. Das Comité sammelt dort auch bezahlende Schüler zu Scha-

ren, die unter eines Turnlehrers Führung ihre Ferien im Freien verbringen, und legt anderen, die bei Verwandten oder Freunden auswärts unterkommen können, nichts als das Reisegeld zu.

Ein kräftiger unger Trieb von unberechenbarer Ausdehnbarkeit hat offenbar Platz genommen unter unseren Pflege- und Erziehungs-Einrichtungen. Ihm jezt schon eine feste Begrenzung anzudeuten wäre verfrüht; wird er sich auch gar nicht gefallen lassen. Was ist untwiderstehlicher, als der gute Wille sich opfernder Menschenfreunde, die einem klar erkannten Bedürfniß der Bedrängten in immer vollercm Umfang abzuhelpfen entschlossen sind? Untwidersprechlich zeugen für ihn die Früchte, welche er trägt: die nachhaltige, nicht schnell vorübergehende Kräftigung der Kinder, die dankbare Freude ihrer Eltern und Angehörigen, das frohe Bewußtsein aller Mitarbeiter. Zudem das Physische dieser unglücklichen kleinen Wesen eine durchgreifende Hebung erfährt, jagt ihre Seele zugleich einen Sinn und Geschmac für nichtskostende schuldlöse Freuden ein, der für jedes Leben, vor allem das der Armen, die köstlichste Mitgift ist. So mögen sie im Buche der Gesellschaft unvermerkt und mit vergleichsweise sehr geringen Kosten von der Belastungsseite auf die Seite der helpenden und Ueberschuß liefernden Kräfte verpflanzt werden. Alle Armenkinberpflege hat hierin ihren hohen gesellschaftlichen Werth. Sie verwandelt Abzüge von dem verfügbaren gemeinsamen Fond in Zuschläge, Feinde oder Nullen in Mithelfer an dem allgemeinen Tagewerth.

Das thun denn auch die sich vielerwärts an die Feriencolonien schließenden Knabenhorte, in Bremen minder romantisch Knabenheime genannt. Ihre kurze Geschichte bestätigt wiederum den entscheidenden Werth der allgemeinen Lage und Stimmung der Nation für die Aufnahme gemeinnütziger Ideen. Schon gegen Ende der zwanziger Jahre entstand in Darmstadt, was heute unter dem Namen der Knabenhorte begriffen wird: eine sogenannte Knabenbeschäftigungsanstalt, bestimmt um Söhne ärmerer Familien, denen die unentbehrliche häusliche Obhut fehlt, während der schulfreien Nachmittagsstunden mit Gartenbau und Handwerksarbeit förderlich zu beschäftigen. Ein halbes Jahrhundert danach verstrich, während dessen nur ein paar vereinzelte Nachbildungen in Heilbronn und Weimar folgten. Dann aber ging die Saat plötzlich überall auf. Einerseits gab der philosophische Pädagoge Schmid-Schwarzenberg in Erlangen und ein paar anderen bayerischen Orten einen gleichartigen Anstoß, andererseits wurde durch einen aus Darmstadt stammenden Feuerwehr-Leiter der Gedanke nach München verpflanzt, wo sich ein sonst in Süddeutschland noch ziemlich seltener Trieb gemeinnütziger Propaganda seiner bemächtigte. Der preußische Minister des Innern fühlte sich durch ein von dort ergangenes Fürwort veranlaßt, den größeren Städten der Monarchie die Nachahmung der Münchener Anstalt zu empfehlen, während an verschiedenen Orten schon selbständig der Plan gereift war, sich die so lange im Verborgenen blühende Darmstädter Pflanze anzueignen. Dabei ergab sich zwischen zwei einander so nahe gelegenen Städten wie Bremen und Hannover eine sehr verschiedene Wendung des Grundbegriffs, welche im Frühling 1884 auf dem nordwestdeutschen Gemeinnützigkeitstage in letzterer Stadt sehr lehrreich ausgefochten ward. Der Begründer der Bremer Feriencolonien, Realschullehrer Rebberßen, schuf in wesentlichem Einklang mit den meisten anderen

Unternehmern dort ein Knabenheim, dessen Ziel sich etwa bezeichnen ließ: keine Straßenjungen mehr! — das also die zu bewahrenden Jungen so lange wie möglich jeden Wochentag aufnimmt und theils bildend, theils unschuldig unterhaltend beschäftigt. Dagegen hat ein ebenso eifriger und gedankenreicher praktischer Socialreformer, Professor Julius Post in Hannover aus dem dortigen Knabenhort eine Verbindung von Lehrwerkstätte und Schulgarten gemacht, die mehr nur die Anregung zu einer ersprießlichen Ausfüllung von Mußestunden ins Haus hinein tragen als die Kinder ihrer Häuslichkeit entführen will. Offenbar wird da für eine etwas andere, noch günstiger situirte Bevölkerungsschicht gesorgt als in Bremen. Man will um keinen Preis den so werthvollen Familienverband durch eine neue wenn an sich auch noch so nützliche Veranstaltung lockern. Die Voraussetzung der Nothwendigkeit des Bremer Knabenheims ist hingegen, daß den Tag über wenigstens gar kein Familienschutz besteht. So konnte es zu keinem Siege des einen Verfahrens über das andere kommen, sondern nur zu der Verständigung, daß beide ihr eigenthümliches Verdict hätten, in welchem keins das andere ersetzen könne. So mannigfach ist die Anwendbarkeit!

Für die Säuglinge und kleinsten Kinder in solcher Lage, wie Redderjen's Knabenheim sie voraussetzt, also daß neben dem Vater auch die Mutter zum Behuf des Erwerbes das Haus verlassen muß, gab es schon länger Krippen und Kinderbewahranstalten, von denen die letzteren jetzt anfangen sich auf stadtnahe größere Dörfer hinaus zu verpflanzen. Es gibt ebenso in dem rauhen Hause bei Hamburg und seinesgleichen einerseits, in der staatlich geordneten Fürsorge für strafwürdig werdende verwahrloste Kinder andererseits rettende Einrichtungen, die sich seit dem preußischen Gesetz von 1878 mächtig ausdehnen. Aber zwischen diesen Hilfstätigkeiten war bisher eine grausame Lücke. Die Kinderbewahranstalten entließen ihre Pflegbefohlenen lange bevor sie sich ohne Vater und Mutter außerhalb der Schulzeit selbst zu behelfen im Stande waren, und erst wenn sie dann den Versuchungen unbeaufsichtigten Umhertreibens erlegen waren, nahm man sich ihrer mit scharfer Besserungszucht wieder an, wobei jedoch die meisten noch ent schlüpften und zu gemeingefährlichem Wandel aufwuchsen. In diese Lücke treten nun die Knabenhorte. Sie schneiden die Versuchungen der Straße ab; sie gewöhnen an eine heilsame Ausfüllung der Mußestunden, an Ordnung und Reinlichkeit in jedem Sinne; die Arbeitslust wird geweckt im Zimmer wie im Garten, dazu die Lust am Lesen, an gemeinsamem fröhlichen Gesang und an Spielen, die keine gefährvollen Triebe aufregen. Daß das Leben im Knabenheim nicht ausarte zu einer Verlängerung der zwischen die engen Bänke bannenden Schulzeit, die den jugendlichen Regungen nothgedrungen Gewalt anthäte, darüber wachen die Stifter dieser Anstalten, die man ja durchschnittlich als echte berufene Volkserzieher ansehen darf, mit besonderer Sorgfalt.

Sie haben in der Regel auch Handwerks-Arbeit ihrem Plane einverleibt, nicht nur Gartenbau, — und damit sich einer Bewegung angeschlossen, welche noch auf starken Widerspruch stößt statt nur auf die anfangs immer herrschende Gleichgültigkeit, die natürliche Tochter der Unkenntniß: das ist die Bewegung für Handfertigkeits-Unterricht der Knaben, welche seit 1880 von einem deutschen Centralcomité agitatorisch geleitet wird und alljährliche Congresse

abhält, den letzten gleich nach Pfingsten vorigen Jahres in Görlik. Dort befinden sich Wohnsitz und Versuchsstätte ihres eifrigsten Betreibers, Emil von Schenkendorf, Großneffen des unvergeßlichen Dichters der Befreiungskriege. Wie Max von Schenkendorf für das auferstehende verjüngte Vaterland, nicht viel weniger glüht sein Namenserbe für das in gutgewählter Handarbeit steckende neue pädagogische Princip. Es läßt sich freilich schon auf den alten Amos Comenius zurückführen, der nur das Unglück hatte, mit seinen trefflichen Schul- und Erziehungs-Ideen in keiner günstigeren Zeit zu leben, als der des Dreißigjährigen Krieges; es hat auch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts an den damaligen reformirenden Pädagogen thatkräftige Befürworter genug gefunden, aber die zunehmende Erstarrung unseres Schulwesens in einer von oben her vorgeschriebenen Einförmigkeit widersehte sich jeder nachhaltigen allgemeineren Aufnahme. So geschah es, daß der Gedanke erziehlich verwendeter Handwerksthatigkeit uns um die Mitte der siebziger Jahre wie ein ganz fremder von außen her zurückkam. Dänemark wollte sich mit diesem Geistesgeschenk für die ihm zehn oder zwölf Jahre früher leider nicht zu ersparende diplomatisch-militärische Niederlage edel an uns rächen. Ein halb dänisch halb deutsch gebildeter Officier, wie es ihrer sonst in Kopenhagen so viele gab, und der wie viele seiner Kameraden nach der Ablösung der Elb-Herzogthümer in dem beträchtlich verkleinerten Heere seinen Dienst verlor, Rittmeister a. D. von Clauson-Kaas, hatte sich zunächst persönlich solcher Handbeschäftigung zugewendet, dann darin eine Grundlage für die Wiederbelebung des erloschenen Hausfleißes auf dem Lande erkannt und zugleich, etwas unbestimmter, ein Element der allgemeinen Bildung für Knaben. Mit diesen Einsichten und Fertigkeiten kam er in eine Reihe deutscher Städte, wo man ihn nicht unempfindlich vernahm und auch wohl Schulen oder besser gesagt Schulwerkstätten nach seinen Angaben ins Leben rief; aber Bedeutung erlangte die Sache erst, als man ihn im Herbst 1879 auf den Verbandstag nordwestdeutscher Bildungsvereine nach Hamburg berief und dann ein pädagogisch interessirter Theologe, Superintendent Kaydt in Lingen, daran eine kurze aber durchschlagende Agitation für praktische Aufnahme knüpfte. Mit dem Beistande der Provinz Hannover wurde ein Jahr später in Emden eine Schar von sechzig bis siebzig lernenden Lehrern um den dänischen Officier versammelt, dessen außerordentliche Hingabe an seine Aufgabe eine Begeisterung weckte, wie sie die Geschichte unseres seiner Befreiung noch harrenden öffentlichen Schulwesens nur selten zu verzeichnen weiß. Die Theilnehmer des sechswoöchigen fliegenden Lehrerseminars von Emden haben den Samen der Idee emsig durch ganz Deutschland verbreitet bis an die Grenzen Rußlands, Böhmens und der Schweiz.

Enthusiasmus pflegt nicht fern von Ueberchwang zu liegen. Eine gewisse Blindgläubigkeit an das Verfahren war vorerst auf jeden Fall besser als überstrenge Zweifelsucht, denn sonst wäre es nicht zu so vielen thatsächlichen Ansängen gekommen, und in diesen trugen ihre Urheber bloß ihre eigene Haut oder die ihrer willigen Gönner zu Markte. Aber wenn Einige sofort die Volksschule im Sturm erobert wissen wollten, vielleicht Gymnasium und Realschule obendrein, als könnte eines Ministers Machtspruch so tief einschneidende Neuerungen ebenso rasch erzwingen wie allerdings lange, lange zurückhalten, so täuschten sie sich. Indessen

die Zusammenfassung der treibenden Kräfte in einem lockeren Verein, Centralcomité genannt, mit periodischen Congressen, half beiden Irrthümern ab. Man beschied sich sehr bald, in freigeschaffenen Versuchsstätten vorerst die Anwendbarkeit der Sache auf unsere deutschen Verhältnisse zu erproben und den Schulverwaltungen die Benutzung der Ergebnisse gelassen anheimzustellen. Man machte sich gleichzeitig frei von der puren Nachahmung des von außen her überlieferten Verfahrens.

Hierzu half am kräftigsten just ein anderes Ausland mit. Ueber der propagandistischen Wirksamkeit eines dänischen Autodidakten war eine Weile ganz unbeachtet geblieben, daß jenseits der Ostsee, in Schweden und Finnland weit kunstgerechter durchdachte und durchgebildete Lehrweisen für den Handfertigkeitunterricht schon seit geraumer Zeit bestanden. Ein Nachfolger Pestalozzi's und Friedrich Fröbel's auf gerader Bahn, der finnische Schul-Reformator Uno Cygnaeus, hat in seinem Lande diesen neuen Unterrichtszweig dem allgemein verbindlichen Unterricht der Volksschulen eingereicht. Ein Jünger und Gesinnungsgenosse von ihm, der Schwede Otto Salomon, steht gegenwärtig an der Spitze dieser Bewegung in der ganzen Welt. Ja wohl, in der Welt: denn bis nach Japan und Neuseeland hin reichen die Bestrebungen, für die Schulbildung der Knaben gewissen Handwerken zu entlehnen, was wahrhaft Bildendes in ihnen steckt, und Nääs unweit Gothenburg, wo der frühere Kaufmann August Abrahamson seinem Neffen Salomon mitten in einem herrlichen Gutspark ein Seminar zur Unterweisung von Handarbeits-Lehrern erbaut hat, ist das Mekka dieser neuen Verkündigung geworden, wohin zwei, drei Mal im Jahre aus immer mehr Ländern zu sechswochentlich angestrenzter, aber auch ungemein anziehender Arbeit die Lehrer wallfahrten, denen der Glaube an die Neuerung aufgegangen ist. Dieses Seminar von Nääs sah in seinen Anfängen eine Reise-Commission, welche der preussische Kultusminister gleich nach dem Emdener Curfus November 1880 in den Norden entsendet hatte, und eines ihrer Mitglieder, der Schulrath Brandt in Ösnabrück, gründete auf die dort vorgesehene einfach-strenge Methode eine geschickte Nachbildung. Als der damalige preussische Kultusminister diese sah, entschloß er sich die beiden dortigen Lehrer-Seminare zu einem Versuch mit dem neuen Unterrichtszweige zu öffnen und soweit dem Drängen E. v. Schenckendorff's im Abgeordnetenhanse nachzugeben. Doch war sein sächsischer Colleague ihm damit unterdeß bereits zuvorgekommen. In Sachsen hatten die beiden gemeinnützigen Vereine von Leipzig und Dresden Ansehen wie Mittel für die Sache eingeseht; und in ersterer Stadt, wo der vielverdiente liberale Veteran Karl Wiebermann die „Erziehung zur Handarbeit“ schon ein Menschenalter früher schriftstellerisch gefordert hatte, warfen sich tüchtige Lehrer auf selbständige fachgemäße Durchbildung des Gedankens, Allen voran als Führer Dr. Woldemar Göze. Da zugleich Rittmeister v. Clauson-Kaas in Dresden eine Stätte dauernder und halbamtlicher Wirksamkeit fand, erst für Handfertigkeitunterricht, dann für gewerblichen Hausfleiß, so thaten bald auch verschiedene Seminare dem nordischen Fremdling ihre Pforten auf und halfen ihn in Deutschland wieder einbürgern. Auf dem Görlicher Congreß sind über die Ergebnisse dieser Anfänge von Seminarunterweisung recht günstige Berichte erstattet worden. Zugleich wächst ersichtlich die Zahl der Stadtbehörden, welche ihre Schulknaben auch mit der Hand arbeiten

sehen möchten. Der Widerspruch im Lehrerstande aber, zuerst anscheinend allgemein und jedenfalls sehr nachdrücklich, läßt langsam nach. Ganze städtische Lehrerschaften zeigen sich gewonnen oder im Uebergang begriffen. Es wird in Deutschland wie in Schweden gehen, wo die nähere Vertrautheit mit der Sache die Vorurtheile zerstreut und die herrschende Meinung der Lehrer ihr gewonnen hat. Deshalb braucht man doch lange keinen baldigen Fortschritt der Art wie in Finnland oder in Frankreich, wo der Schulzwang auf die Handarbeit erstreckt worden ist, zu wünschen oder zu betreiben. Widerwillige oder abgeneigte Lehrer mühen nichts; es bedarf auch der nur allmählig zu bekommenden dafür vorgebildeten Lehrer, denn Handwerksmeister sind in der Schulwerkstätte nur ein Nothbehelf; und wenn ein großer Theil der Schulknaben heute schon der Ueberbürdung ausgesetzt ist, obwohl keineswegs allein durch die Last der Schule, so mag die Abwechslung einer mehr körperlichen Arbeit, die Uebung von Hand und Auge statt des armen müden Gehirns noch so günstig entgegenwirken, es wird doch immer nur freier individueller Behandlung der Sache gelingen, den Einschuß in so dicht besetzte Wochenstunden ohne Gewaltthatigkeit zu vollziehen. Im Schulwesen ist heute überhaupt so leidig geringe Freiheit. Soll immer noch neuer Zwang zum alten kommen?

Auch den Schul-Sparcassen widersetzt sich vorerst der Lehrerstand. Ein geschäftstüchtiger evangelischer Geistlicher, Pfarrer Sendel in Hohenwalde bei Müllrose, quält sich ziemlich fruchtlos mit ihrer allgemeinen Einbürgerung ab. Er kann den Grafen Moltke als Mitglied seines nicht sehr mitgliederreichen Vereins und ein günstiges Zeugniß vom Fürsten Bismarck aufweisen; er hat auch den einen oder anderen Schulrath auf seiner Seite, der vielleicht sogar noch zu denen gehört, die der Aufnahme der Knaben-Handarbeit in den öffentlichen Unterricht widerstreben; aber was hilft ihm das Alles, wenn die Lehrer nicht wollen? Zwingen kann man sie doch nicht, von ihren Schulkindern Nickel- oder Silber-Münzen anzunehmen, zu verrechnen, aufzubewahren und von Zeit zu Zeit der nächsten Sparcasse zuzuführen, daß sie da sicher liegen und Zinsen tragen. So bleibt es in Deutschland bei einigen hundert Schul-Sparcassen, während sie in Frankreich und selbst in Ungarn — wo Franz Deak sie durch sein entscheidendes Fürwort populär gemacht zu haben scheint — in die Tausende gehen.

Den Einwendungen, welche von den Wortführern des widerstrebenden Lehrstandes gemacht zu werden pflegen, wird dieser Stillstand nicht allein, wohl nicht einmal hauptsächlich beizumessen sein. Sie sind so abstracter Art wie unsere ganze deutsche Geistesrichtung im Vergleich mit anderen Völkern. Sie setzen sich aus Befürchtungen und Vorheraburtheilungen zusammen, die noch niemals eingetroffen sind, wo Gelegenheit zu Beobachtungen an der Wirklichkeit gegeben war; und trotzdem, daß diese Gelegenheit hundert- und tausendfach in Deutschland wie in der übrigen Welt besteht, bleibt man doch bei seinen leeren Vermuthungen aus der Phantasie heraus, oder wie man sich das hübscher zu tausend pflegt, bei den Schlussfolgerungen wissenschaftlicher Pädagogik. Ein Naturforscher würde in seiner Wissenschaft ein solches Verfahren gar nicht verstehen, ebenso wenig auf seinem Gebiet ein praktischer Geschäftsmann. Sehr lebhaft und innig überzeugt können heute nach so häufigen öffentlichen Erörterungen am Ende auch die Gegner von der Tristigkeit solcher Einwände nicht mehr sein.



Das Haupthinderniß liegt wohl anderstwo, — auf der guten Seite, möchte ich sagen. Der eifrige Vertreter der Schul-Sparcassen hatte davon eine Ahnung, als er bei der ersten Zusammenkunft thätiger Freunde der Sparcassen-Reform im Allgemeinen im November 1881 dem mitanwesenden Urheber der Pfennig-Sparcassen in Deutschland den gemüthlichen Vorschlag machte, seine Sache bis auf Weiteres ruhen zu lassen und sich mit ihm für die Schul-Sparcassen zu verbünden, denn mit der Jugend müsse doch begonnen werden. Herr Wilhelm Schwab wollte das nicht einsehen, und die dabei stehenden Neutralen, die sich keiner Erfindung oder Urheberschaft bewußt waren, auch nicht. Sie Alle meinten, man dürfe über der vielleicht noch folgenreicheren Erziehung der aufwachsenden Menschen zur Sparsamkeit die Lockung und Gewöhnung der Erwachsenen zum Sparen nicht vernachlässigen, sonst werde die Gegenwart ohne alle Noth der Zukunft geopfert. Aber allerdings hat die Ausbreitung der allgemeinen Sparcassen-Reform dem Werke des Pastor Senckel wahrscheinlich manche Zuflüsse abgegraben, auf welche es sonst hätte rechnen können.

Schwab's Schöpfung ist die Pfennig-Sparcasse seiner Vaterstadt Darmstadt, einer Stadt von sehr lebendigem und fruchtbarem Gemeinfinn, wie die schon von 1828 stammende erste aller Knabenbeschäftigungsanstalten, aus neuerer Zeit namentlich die dem weiblichen Geschlecht emporhelfenden Schöpfungen der Prinzessin, späteren Großherzogin Alice und Luise Büchner's belegen. Es ist eigen, wie stark sich in diesem Stück oft selbst Nachbarstädte unterscheiden. Dresden stand geraume Zeit im Punkte der Gemeinnützigkeit hinter Leipzig auffallend zurück, um es dann freilich rasch einzuholen; ähnlich Hannover hinter Bremen, bis die Versekung eines begeisterten Mannes dorthin genügte, um das Zurückbleiben in erfolgreichen Wettstreit umzuwandeln; und so heute noch Mainz hinter Darmstadt. Der Urheber der deutschen Pfennig-Sparcassen trat auch nicht etwa erst mit diesen in die Reihe der öffentlichen Wohlthäter. Ihm hauptsächlich war vorher schon die Verjüngung der städtischen Armenpflege zu danken gewesen, und danach die Heranziehung der Frauen zu einem zweifach nützlichen Antheil an derselben, der sie abhielt mit verwöhnenden Almosen um sich zu werfen. Auch an der Spitze eines Gartenbauvereins stand und steht er, der den glücklichen Einfall gehabt hat, Blumenpflege in die Wohnungen der Unbemittelten zu bringen durch ihre Kinder, denen von Zeit zu Zeit kleine Pflänzchen geliefert werden, damit sie demnächst die aufgewachsenen als Zeugnisse ihrer Sorgfalt zu einer Prämien-Schau darbieten. Am 1. October 1880 eröffnete Schwab sein neues gemeinnütziges Geschäft, das er als vormaliger Kaufmann nach allen Richtungen hin wohl fundirt und berechnet hatte: Annahme von Sparpfennigen und Ueberführung derselben in zinstagende Anlage. Um die bestehende Sparcasse legte er gleichsam ein vielfältigtes Röhrennetz, damit jedes Groschen- oder Halbgroschen-Stück, das Lust hätte Ersparniß zu werden, den großen sicheren Behälter auch finde und erreiche, welcher derartige Verwandlungen von Geld in Capital vornimmt. Es aus sich selbst zu thun, waren unsere deutschen Sparcassen damals noch zu vornehm-schwerfällig. Sie waren mehr Banken geworden, als echte Sparcassen geblieben, und glaubten das Ihrige vollauf gethan zu haben, wenn die Millionen ihrer Einlage-Summen stetig stiegen, während die Zahl der Ein-

leger ihnen fast gleichgültig erschien. Aber die Darmstädter Pfennig-Sparcasse zeigte vom ersten Tage an, daß das allgemeine Volksparen durch Entgegenkommen außerordentlich belebt und gesteigert werden kann. Sie widerlegte zuerst wieder thatsächlich den weitverbreiteten Aberglauben, als hätte „der Arbeiter nichts zu sparen“.

Der Vorgang der Stadt Darmstadt hat besonders schnell und umfassend in dem Lande gezündet, dessen Residenz sie ist. Im Sommer 1888 konnte der freiwillig-gemeinnützige Statistiker der Bewegung, Heinrich Klein in Siegen, schon hundert hessische Pfennig-Sparcassen mustern neben etwa dreißig anderen. Das nächste Jahr ließen sich aus ganz Deutschland zweihundert mehr zusammenstellen, 336 im Ganzen, mit einer Gesamteinlage von rund dreizehnhunderttausend Mark, bei Groschen- und Fünfpfennig-Stücken zurückgelegt, und hier in diesen Hilfszubringern der großen Sparcassen natürlich nur auf ganz vorübergehender Station, was bei der Würdigung des Ergebnisses zu berücksichtigen ist. Zwei Millionen einzelner Einlegungen von ein paar mal hunderttausend neuen Sparern herrührend: so stellt es sich etwas deutlicher dar. Die Geldsumme sagt in diesem Falle wenig, verglichen mit den stumm in ihr sich ausdrückenden Acten von Einsicht und Selbstübertwindung auf Lebensstufen, wo diese noch nicht sonderlich tiefgedrungen und erstarkt sein können.

Auch aus einer Kleinstadt kommt mitunter eine gute, allgemein benutzbare Anregung. Wie Delitzsch über eine enge Nachbarschaft hinaus erst durch seinen großen Sohn Schulze-Delitzsch bekannt geworden ist, so verdankt das königlich sächsische Städtchen Burgstädt seinen ganzen Ruf der Erfindung des Bürgermeisters Bauer — die freilich auch bloße Nachahmung eines in Dänemark gegebenen Beispiels sein könnte —, Sparmarken in Verkehr zu bringen. Das nahm auf einmal der Pfennigsparcassen-Einrichtung ihre Umständlichkeit. Nun konnten die alten Sparcassen selbst gleichsam Pfennig-Sparcassen werden. Sie lassen Marken drucken, den Postwerthzeichen ähnlich, und je nach ihrer Beurtheilung des Ortsbedürfnisses über 5, 10, auch wohl 50 Pfennig lautend, geben sie an Ladeninhaber, Fabrikbesitzer und — Schulvorsteher ab, und nehmen sie wieder an, sobald die gleichzeitig ausgegebene Karte (im ungefähren Format der Correspondenz-Karte der Post) auf ihren sämtlichen Feldern mit Marken besetzt ist, um dann dagegen dem glücklichen Ueberbringer eines ihrer gewöhnlichen Sparcassen-Büchlein einzuhändigen. Diese Vereinfachung der Reform und nähere Verschmelzung mit dem bestehenden großen Sparcassenwesen hat ihr einen bedeutenden Schwung mitgetheilt. Der freiwillig-gemeinnützigen Sphäre ist sie damit allerdings auch größtentheils entwachsen, denn die Mehrzahl unserer Sparcassen sind Communalinstitute. Nur in Schleswig-Holstein und den Hansestädten sind sie fast durchweg Vereins-Unternehmungen. Da sind sie so rein gemeinnützig, daß beispielsweise in Bremen die „Actionisten“ der 1826 gegründeten älteren Sparcasse von ihren Actien nichts als das Vergnügen haben, je vierhundert Mark jinslos in das bürgende Capital einzuschließen und unentgeltliche Verwaltungsarbeit hinzuzuthun. Eben diese Sparcasse aber ist dem Widerstande der Lehrer gegen Jugend-Sparcassen dadurch mit Glück begegnet, daß sie ihn durch eine sehr nachahmenswerthe kleine Kriegslist umging.

Sie stellte den Freischulvorstehern nicht etwa ihre Marken zum Verkauf an, sondern ihre Marken zur Verfügung, für unentgeltliche Abgabe an die Schulkinder. Das führte von selbst dazu, daß die Schulprediger ihre Ankündigung mit einer passenden kleinen Mahnung zum Sparen begleiteten, und so in Wirklichkeit Alles leisteten, was von der Schule gewünscht werden muß. Die nöthigen Marken konnten die Kinder sich im nächsten besten Laden kaufen.

Seit der Verbreitung der Sparmarken fängt es Brauch zu werden an, kleine Baargeschenke wie Trinkgelder u. dgl. in der Form ganz oder theilweis beklebter Markenkarten zu spenden. Auch das beugt sicher nicht selten leichtfertigen Wiederausgeben von Geldern, auf die nicht gerechnet werden konnte, vor. So wandelt eine gemeinnützige Erfindung nachtheilige Sitten!

Der Vater der heftigen Pfenning-Sparcassen aber, obgleich längst kein Jüngling mehr, ruht nicht auf den erworbenen Verdiensten. Er hat denselben vielmehr ein neues hinzugefügt, das vielleicht das interessanteste und originellste von allen ist. Eine muthige und nachdenkliche Engländerin, Miß Octavia Hill, hat bekanntlich gezeigt, wie die schlechtesten großstädtischen Wohnverhältnisse sich bessern und von da aus selbst die allgemeinen Zustände der Armuth sich wirksam heben lassen, wenn die Macht, welche Hauseigenthum gibt, im wahren wohlüberlegten Interesse der Miether verwendet wird. Sie verschaffte sich von reichen und vornehmen Gönnerinnen das Geld, um in einem der verrufensten Stadttheile Londons ein paar hochgetürmte vernachlässigte Häuser zu kaufen, deren Verwaltung sie dann in der angedeuteten Richtung persönlich führte. Die Schrift, in welcher sie davon Rechenschaft ablegte, ließ die verstorbene Großherzogin Alice von Hessen in deutscher Uebersetzung erscheinen. So mag Wilhelm Schwab auf seine jüngste Reform-Idee gekommen sein. Aber er gab ihr eine allgemein nachahmbare Gestalt. Er entkleidete sie ihres specifisch persönlichen, patriarchalischen Charakters. In Darmstadt's älteren Gassen kaufte er ein Haus, das sieben Miethwohnungen enthielt, und setzte es mit Hilfe eines gleich ihm menschenfreundlich gefinnten Baumeisters aus seinem verfallenen Stande in einen haltbaren, sauberen, völlig wohnlichen Stand um, ohne daß die Miether unterdeß ausziehen brauchten. Vielmehr versicherte er sich vorher ihrer thätigen Mitwirkung. Das machte den Umbau nicht bloß billiger, es sicherte seiner schonen Erhaltung auch den guten Willen der Inassen. Ohne daß er ihnen ferner nachher die Miethen steigerte, reichte der Ertrag aus, neben dem Kaufgelde auch die Umbaukosten landesüblich zu verzinsen. Das vollendete Werk übergab Schwab dem von ihm früher gestifteten und mit Körperschaftsrechten versehenen Verein gegen Verarmung und Bettel, daß dieser es fortsetze. Denn darauf war es abgesehen. Es sollte dargethan werden, wie vermögende Vereine, Stiftungen und Privatpersonen die Verhältnisse der Armen von ihrem Grunde, d. h. der Wohnung aus höchst folgenreich aufzubessern vermöchten, ohne dabei Geld zu verlieren. In der That ist der genannte Verein alsbald auf Schwab's Gedanken aus seinen eigenen Mitteln thätig eingegangen, und ein Verstorbener hat ihm seitdem noch zu gleichem Zwecke 25,000 Mark vermacht, womit sich schon etwa für zwanzig Miethwohnungen der fraglichen Art Sorge tragen läßt.

Wird so das noch bestehende Elend an seinem schwersten Ende, der Bedrängtheit aus dem Schmutz der Armen-Wohnung emporgehoben, so kann es auch nicht mehr mißverstanden werden oder ungünstig wirken, daß gleichzeitig ein überall erwachtes Streben an die Stelle der heute vorherrschenden schlechten Schenken gute zu setzen sucht, — Volkskaffeehäuser nach englischem Vorbild an die Stelle der Schnapskeipen. In England ist diese gemeinnützige Hervorbringung von Wirthshäusern im Großen (ein früher nie gefaßter Gedanke) etwa zehn Jahre alt. Die Sache kam dort von Liverpool aus unter dem mithelfenden Eindruck der Reden zweier berühmter amerikanischer Methodisten-Apostel, Moody und Sankey, zu der nämlichen Zeit in Schwung, da ein katholischer Volksfreund in Holland, Namens Philippsona, die dortige zweite Mäßigkeits-Gesellschaft ins Leben rief, welche neben dem ein Menschenalter vorher entstandenen Enthaltjamkeitsverein vor Allem die socialpolitischen Lehren des Erlasses und der Umwege verkündigte. Das heißt, man wollte der Mäßigkeit der Menschen in die Hände arbeiten, indem man ihren Spartrieb und ihre Freude an der Arbeit kräftig anregte; man wollte ihnen den Schnaps nicht nehmen, ohne ihnen in harmloseren Getränken, die gleichfalls erfrischen und die Nerven behaglich erregen, einen Ersatz zu bieten. Man sieht, wie genau dieser holländischen Predigt die gleichzeitig um sich greifende englische Schöpfung entspricht, welche binnen zehn Jahren alle größeren Städte des Inselkönigreichs und manche kleinere mit Schenken ohne Alkohol erfüllt hat, — Liverpool allein mit ihrer sechzig. Man sieht aber auch, daß es nicht zufällig oder vereinzelt ist, wenn in Deutschland neben den wiederaufgenommenen unmittelbaren Mäßigkeits-Bestrebungen der Spartrieb durch neue Einrichtungen in den Massen des Volks und schon in der Jugend belebt wird, die Freude an rasch und sichtbar fruchtender Arbeit geweckt durch planmäßige Verbreitung der Handfertigkeit bei Knaben und Männern. Die Errichtung von Volkskaffeehäusern geht Hand in Hand mit der allgemeinen Arbeit zur Beschränkung des Alkohol-Genusses. Sie verbindet sich vielfach auch mit einer älteren gemeinnützigen Schöpfung, den Volkstüchen, denen ebenfalls jetzt erst die rechte Blüthe zu bevorstehen scheint. Wir überzeugen uns im nördlichen Europa immer mehr, daß es nicht angeht, das Geselligkeits- und Erholungs-Bedürfniß der Völker lediglich denen zu überlassen, die von seiner Befriedigung leben wollen. Das führt zur Ausbeutung der Leidenschaften durch eine Art üppig wuchernder socialer Schmarozkepflanzen, bei welcher beide Theile verkümmern und verderben, Wirth wie Gäste. In Schweden und Norwegen, zwei Musterländern demokratischer Freiheit, ist bereits der Braantwein-Schank und wird allmählig der Bier-Schank dazu dem localen Monopol gemeinnütziger Gesellschaften unterworfen. In England entstehen unausgesetzt auf demselben Wege gemeinnützig gedachter, aber geschäftsmäßig verfahrender Unternehmung alkohollose Schenken, feinere Kaffeehäuser nach Wiener Form und Mäßigkeits-Gasthöfe, was wir in Deutschland nun begonnen haben nachzuahmen, während unsere Bildungsvereine schon lange nicht ohne Erfolg daran arbeiten, das gesellige Leben des Volks durch Vereins-Bergnügungen noch unmittelbarer zu veredeln. Dagegen im Namen der Häuslichkeit und des ungestörten Familienlebens Verwahrung

einulegen hat geringen Sinn. Auf welches Familienleben will man denn die jungen Leute antreiben, die der Lehrherr schon längst nicht mehr bei sich im Hause behält? Und was ist so manche Häuslichkeit des armen Mannes werth, daß man ihn um jeden Preis auf sie beschränken sollte? Er läßt sich ja auch garnicht so beschränken. Er läuft in die überall nahe, ihm mit billigem Getränk aufwartende, stets offene, gewärmte und beleuchtete Schnapschenke oder Bierhalle, wo er gleichgestimmte Gesellschaft findet und für ein paar Stunden Alles, was ihn plagt, vergißt, falls ihm nicht im Verein oder Club oder Volkskaffeehause eine noch bessere Zerstreuung angeboten wird, die ihn kräftigt statt zu schwächen. Der Protest gegen Kaffeeshenken und Bildungsvereine im Namen einer nur zu oft bloß in der Phantasie existirenden guten und angenehmen Häuslichkeit gehört zu den malerischen Hüllen, in welche unsere deutsche Thatenscheu sich gegen Zumuthungen social-politischen Handelns zu drapiren liebt. Genau so klagt man, wenn ein Kinderhort entsteht, über die Verdrängung der Eltern an ihren geheiligten Rechten. Als ob die Unternehmer aus Leichtfinn oder Ueppigkeit sich mit den Rangen anderer Leute belüben! Man spottet über die „Spielerei“ mit Pfennig-Sparcassen, deren Jahresergebniß in ganz Deutschland freilich noch nicht hinanreicht an den Umschlag der letzten unserer Banken. Die Feriencolonien, versichert man mit dem Ueberlegenheitsbewußtsein geschulter Volkserzieher, würden die Kinder nur verwöhnen, daß ihnen hinterdrein Kost und Häuslichkeit ihrer armen Eltern nicht mehr schmecke; die Jugend-Sparcassen „Geiz und Neid und böse Lust“ in allen denen wecken, die in ihren giftigen Dunstkreis geriethen. Mit genau voranzuberechnender Regelmäßigkeit wiederholen sich diese Aeußerungen der Besorgniß oder des Hohnes überall da, wo die gemeinnützigen Schöpfungen der Zeit sich einem noch unberührten Orte nahen. Aber es sind nur Anfangs-Einwände. Sie halten der vorsichtigehenden Verwirklichung des Gedankens nicht lange Stich.

Offenbar ist mit dem Beginn des letzten Drittels des Jahrhunderts ungefähr in den vollgefitzten Nationen Europa's etwas wie ein neuer Sinn erwacht und eine neue Kunst tritt zu Tage. Kamte man schon hundert Jahre früher die Gemeinnützigkeit, so ward doch das Wort gewöhnlich in einem anderen Verstande gebraucht, nämlich als das was Jeder für sich gebrauchen könne umfassend; oder wofern darunter der Nutzen der Gesamtheit, vor allem also der Bedrängten, Hilfsbedürftigen gemeint war, wurde es noch vereinzelt, zerstreut, seiner selbst kaum recht bewußt betrieben ohne Genie und Ansteckungskraft. Ein großer Zug ist jetzt in die Sache gefahren, und Macht geht von ihr aus, sich die Geister wie die Herzen zu unterwerfen. Wo dies am willigsten geschieht, da sichert ein Volk sich seine Zukunft. Denn wenn die Gaben und Mittel der Geistesstarken und Reichen sich aus freier freudiger Entschließung vor Allem in den Dienst der Armen und Schwachen stellen, dann wird der Boden entsumpft, in welchem die Wurzeln der Gesamtheit haften, und gesund wachsen die Stämme zum Himmel auf. Der thätige Friede eines solchen Volkes ist für äußere Feinde ebenso wie für die Mißvergünstigten im Innern unüberwindlich.

# Frau Kath Goethe<sup>1)</sup>.

~~~~~  
Von
Erich Schmidt.
~~~~~

Im Eingang von „Dichtung und Wahrheit“ hat Goethe als weiser Horoskopsteller die Gestirne bezeichnet, die bei seiner Geburt leuchteten. Eine glückverheißende Constellation: die Sonne stand im Zeichen der Jungfrau wie zur Vorbedeutung, daß das Weibliche eine weihende Macht über sein Leben und Dichten üben sollte; Juppiter strahlte im Glanze des Herrschers; auch der Gott des Gewinns und der Reisen erwies sich freundlich, und während der Oger Saturn und der verheerende Mars verborgen blieben, spendete die Liebesgöttin holden Schein. So hatte schon der Straßburger Student aus einem alten astronomischen Werke den Spruch gezogen „Wer unter dem Zeichen der Venus geboren ist, der wird auch ein behender Schriftsteller werden“.

Goethe selbst hat sich in seiner freikünstlerisch gestalteten Lebensbeschreibung genetiisch dargestellt. Was ihm der historische Boden der Vaterstadt, was ihm die politischen, socialen, wissenschaftlichen und künstlerischen Tendenzen seiner Jugendzeit, was ihm Lehre, Freundschaft und Liebe an mannigfachen Bildungselementen zuführten, ist darin zu lesen. Und erheben wir die erste Frage, welche die Entwicklungsgeschichte eines bedeutenden Menschen nahe legt, die Frage, was für ein Erbe die Eltern ihm auf den Weg mitgegeben, so stellt sich das wegen seiner erschöpfenden Bündigkeit unabweisbare, nie abgenutzte Sprüchlein zur Antwort ein:

Vom Vater hab' ich die Statur,  
Des Lebens ernstes Führen,  
Vom Mütterchen die Frohnatur  
Und Lust zu fabuliren.

Geistreichere und gebildetere Frauen hat es so manche gegeben, liebenswürdigere kaum eine, als die Frau Kath. Was wir von ihr und über sie lesen, erzeugt ohne Ausnahme sogleich ein höchst behagliches Wohlgefühl. Noch so viele Jahre nach ihrem Tod übt sie die Kraft eines lebendigen Sorgenbrechers und zwingt uns bei der ersten Verührung zu dem freundschaftlichen Wunsch: in der Nähe dieser Frau hätte ich leben mögen! Sie fühlte sich wie ihr Sohn vom Schicksal begnadet:

Doch ist Frau Aja auserkoren  
In einem guten Zeichen geboren,  
Kent brave Leut, deß ist sie froh  
Und singt in dulci júbilo.

---

<sup>1)</sup> Die erste Schrift der Goethegesellschaft, „Briefe von Goethe's Mutter an die Herzogin Anna Amalia“, von Burthardt aus dem Großherzoglichen Hausarchiv herausgegeben, und Reil's Sammlung „Frau Kath“ werden durch manche zerstreute Veröffentlichungen ergänzt. Eine Fülle von Briefen an den Sohn, die Schwiegertochter, den Enkel im Goethe Archiv harret noch der Mittheilung.

Katharina Elisabeth Tector gehört zu den am Rhein und Main gern ge-  
deihenden Menschenkindern, denen freundliche Feen das Talent zum Glück in die  
Wiege legen. Aber solchen Frohnaturen droht die Gefahr, daß eine Unholdin  
rasch die schlimme Gabe oberflächlichen Leichtsinns unter die Decke schiebt. Davor  
war Goethe's Mutter durch das zweite Geschenk behütet, das ihr Vaterstadt  
und Familie verliehen, das innige Gottvertrauen. Denn in Frankfurt sprudelte  
nicht nur bei Kaiserkrönungen ein würziger Brunnen, da entfesselte nicht nur  
heurriger Aepfelwein eine brausende und lärmende Lustigkeit, sondern mit leiserem  
Murmeln lud ein reiner bescheidener Quell durstige Seelen zur Erquickung; hatte  
doch hier der fromme Spener die Stillen im Lande in die ersten Collegia pietatis  
gerufen. Die Mischung von fränkischer Lebenslust und pietistischer, eben durch  
das starke erste Element gegen jedes Sauerwerden und Verkümmern geschützter  
Ergebenheit leiht dieser Frau ihren eigenthümlichen Charakter. Sie war weder  
eine Martha, noch eine Maria. Als Mädchen stoh sie die häuslichen Arbeiten,  
und die Schwester Prinzess unter den Kindern des Patriciers hatte sowohl am  
Putz wie an Büchern ihre Lust. Das in Pietistenfamilien häufige, auch den  
Tectors nachgesagte zweite Gesicht und die Gabe des Traumdeutens war nicht  
auf diese wache Natur übergegangen, wohl aber neben dem patricischen Selbst-  
gefühl und der Frömmigkeit eine reiche Phantasie, die im Märchenland herrlich  
Bescheid wußte. Sie war blutjung, noch in ihrem ganzen Wesen unfertig, als sie  
dem kaiserlichen Rath Johann Caspar Goethe die Hand reichte, und die Ehe wurde  
für sie mehr als für andere eine Schule. Die Lectionen waren nicht leicht. Diesen  
Bund hatte mindestens ihrerseits keine Herzenswahl geschlossen, denn ihr Freier  
mochte einem jungen Mädchen wohl Respect, kaum Liebe einflößen. Geboren  
1731, zählte sie nur achtzehn Jahre mehr als Wolfgang, während ihr Gatte,  
den sie gern den „Vater“ oder den „Papa“ nennt, vor seiner Frau einundzwanzig,  
vor dem Sohn neununddreißig voraus hatte. Darin, die schwere Natur des  
Raths hinzugerechnet, lag von Anbeginn ein Mißverhältniß. Er aber und die  
wenig beachtete Cornelia mögen hier eine ungefuchte Folie für die helle Gestalt  
der Frau Rath bilden.

Goethe's Vater kommt gegen die liebenswürdige Mutter fast überall zu  
kurz. Er schwebt trotz „Dichtung und Wahrheit“, wo Licht und Schatten ge-  
recht vertheilt sind, den Meisten nur als ein pedantischer Haustyran vor, der  
alle freieren Regungen bei Sohn und Tochter so streng unterdrückte, wie das  
Prinz Friedrich und Prinzess Wilhelmine vom König-Corporal erfuhren. Darsteller,  
die ihre Unfähigkeit hinter geschmackloses Gepolter stecken, verachten seine „rauch-  
fleischtrockene“ Art. Allerdings war der Rath Goethe kein bequemer Mann für  
seine Familie. Die Goethe hatten sich mit angestrengter Mühe emporgearbeitet,  
und solchen Leuten haftet auch in späterem Wohlstand leicht etwas Herrschlich-  
tiges, Schwerfälliges, Unfrohes an. Er war durch die Verbindung mit der  
Schultheißtochter von öffentlichen Aemtern ausgeschlossen und durch seine geringe  
Schmiegsamkeit ziemlich vereinsamt. So warf sich seine ganze nach Thätigkeit  
dürftende Energie in das Haus. Er „that nicht gern etwas halb“, und Goethe  
erzählt uns vom Vorlesen über Geschichtswerke, die im Familientkreis aus bloßer  
Hartnäckigkeit vom ersten bis zum letzten Buchstaben hinuntergewürgt werden

mußten. Denn er war „überaus lehrhafter Natur“ und voll von jenem pädagogischen Dilettantismus, den das achtzehnte Jahrhundert neben seinen großen Reformen im erziehenden Unterricht allenthalben ausbreitete: er erzog sich einen Bedienten, er hielt die junge Frau zur italienischen Sprache und zur Musik an, er unterrichtete die Kinder nach einem starren Plan. Seine üble Laune und häufige Anfälle von Jähzorn mußten den Seinen viele bittere Stunden bereiten. Bei Unregelmäßigkeiten der Kinder gab dann die Mutter, über deren Ehekreuz wir nichts Näheres wissen, gern die beschönigende und vertuschende Mittlerin ab. Aber man vergesse die Lichtseiten nicht. Vater Goethe war ein durchaus ehrenfester Charakter und mannigfach gebildet: 1740 hatte er Italien bereist, von wo er eine saubere weitgeschweifige Beschreibung (im Goethe-Archiv verwahrt) mitbrachte; sonst sehr lakonisch, wurde der trockene Mann beredt, wenn diese Erinnerung erwachte, und nach des Vaters Wunsch wäre Goethe nicht erst 1786 über die Alpen gereist. Römische Beduten zierten den Vorfaal des bequemen Wohnhauses mit der nach italienischer Art breit ansteigenden Treppe. Im Uebrigen, zumal in kleinen Vergnügungen, sparsam, setzte der Rath gern einen tüchtigen Maler in Nahrung, dilettirte selbst, trieb den Sohn ernstlich zum Zeichnen und freute sich über die heimgebrachten Aufnahmen. Er interessirte sich für die Naturwissenschaften; sein Sohn wurde ein Naturforscher. Er legte allerlei Sammlungen an; sein Sohn desgleichen. Er besaß sogar eine ansehnliche Bibliothek von Dichtwerken. Der Ausschluß Klopstock's bezeichnet uns den Reimfreund alten Schlags, der von den neumodischen Hexametern und vertrackten Odenmaßen nichts wissen will und eine lehrhafte Rede, keine Flügel einer ausschweifenden Phantasie, keine seraphischen Gefühlsschwelgereien verlangt, während Frau und Kinder sich gern von diesem wogenden Strome fortreißen lassen. Die Lücke bezeichnet nicht minder den religiösen Aufklärer. Er vertritt im Hause den Rationalismus, seine Frau den Pietismus. Als Aufklärer schon war er während des siebenjährigen Kriegs preußisch, oder nach Goethe's glücklichem Wort „frikisch“ gesinnt und er hätte dem Grafen Thorane sammt den übrigen Franzosen gewiß gern frikisch den Marsch geblajen.

Unendlich strenger als heute galt im achtzehnten Jahrhundert von dem Hausvater der Spruch: „Er soll Dein Herr sein“. Wir begreifen auch, daß der mementwette pflichtstrenge Mann den in Leipzig übel zugerichteten Studio hart anließ, oder daß er keine „Staatsdame“ als Schwiegertochter in seinem bürgerlichen Hause begrüßen wollte. Der unbändige Wolfgang hatte heftige Auftritte mit dem Alten. Als Wieland's Teutscher Merkur seiner oft maßlosen Poesie überlegen ein „mit der Zeit, mit der Zeit!“ zurief, brauste er im Gespräch darüber gegen eine Freundin auf: „Ja, das ist's, das ist's! Just, just so spricht mein Vater; die nehmliche Händel, die ich mit diesem in politischen Sachen habe, hab' ich mit W. in diesen Punkten. Der Vater-Lon, der ist's just, der mich ausgebracht hat.“ Aber er lernte allgemach, den Sans und Braus des verschwenderischen Genietums ablegend, vom Vater strenger Pflichten tägliche Bewahrung. Er nahm sich zusammen, hielt weise Rath mit seinen Gaben und konnte in Weimar eine bewundernswerth vielseitige Arbeit sicher durchführen. Auch ein pädagogischer Sinn trat, nur ohne Gewaltthätigkeit,



balb mannigfach zu Tage, von Kindern bis zum jungen Herzog reichend. Im Alter kam von der Art des Vaters, der selbst nie recht jung gewesen war, mehr hervor. Es fehlt nicht an Zeichen des Eigensinns und umständlicher Genauigkeit. Hatte der Vater ihn mit den Seidenwürmern gequält, so konnte er nun zweifelsohne manche Leute mit seinen jeweiligen naturwissenschaftlichen Liebhabereien, vor Allem der Optik, ermüden. War seine Haltung immer schön aufrecht gewesen, so konnte nun die straffe „Statur“ in Stunden der Convenienz ein bißchen steif sein, und viele kanzeihafte Billets der letzten Jahrzehnte verrathen mehr väterliche als mütterliche Stillerbjschaft. Auch möchte man sagen, daß von Goethe's beiden Vornamen uns der schlichte Johann den Vater, der erlebte poetische Wolfgang die Mutter vor Augen ruft; und wir denken oft an Wolfgang Goethe, selten an Johann Wolfgang von Goethe.

Wie rührend aber, wenn Rath Goethe, „ein gründlicher, ja eleganter Jurist“, dem jungen Rechtsanwält Alles sorglich vorarbeitet, so daß der Sohn nur die Formgebung zu besorgen braucht. Wie die Feder fliegt! Und der Vater be-theuert, halb ernst, halb scherzend, er würde mit Wolfgang's Anlagen sich ganz anders benommen und nicht so läuderlich gewirthschaftet haben; oder: wäre Wolfgang ihm fremd, er müßte ihn beneiden. So spricht kein steifleinener Pedant. Damit lieber Werther und Clavigo schneller reisefertig werden, spielt er willig den Secretär. Das Dichtergenie seines Sohnes würdigend und nach rühmlicher Verehrung des Namens Goethe trachtend, drängt er zum Druck, hört die Ansänge des Egmont begierig an, bewirthe vagabundirende Stürmer und Dränger, tritt mit fremdartigen Naturen in Briefwechsel, sonnt sich im Lichte des Poeten und Geheimeraths, und weiß bei der Einkehr Karl August's gar nicht, wo ihm der Kopf steht. Das kränkelnde Alter scheint sein knorriges Wesen geglättet zu haben. Gleichwohl gratulirte nach J. G. Goethe's Tod (1782) der Herzog in Gedanken seiner Freundin Frau Rath, daß der Alte nun „abgestrichen“ sei, und Goethe schreibt ein Jahr vorher über die seinem Jugendstreben durch Vaterhaus und Vaterstadt gezogenen Schranken an die Mutter: „Sie erinnern sich der letzten Jahre, die ich bei Ihnen, eh' ich hierher ging, zubrachte; unter solchen fortwährenden Umständen würde ich gewiß zu Grunde gegangen sein. Das Unverhältniß des engen und langsam bewegten Kreises zu der Weite und Geschwindigkeit meines Wesens hätte mich rasend gemacht.“ Da greine man noch über die Verpflanzung aus der „freien“ Reichsstadt in die kleine Residenz!

Naturgemäß leidet eine Tochter unter strenger väterlicher Zucht viel mehr als ein Sohn. In Wirklichkeit handelte Wolfgang doch ganz nach Wunsch, und seit der Rückkehr von Straßburg war ihm Alles erlaubt. Ausflüge, Reisen, Besuche, Liebeshändel erheiterten das einförmige häusliche Leben, das er sich verschwenderisch mit Poesie übergoldete. Cornelia dagegen ist durch den Druck daheim früh verbittert worden. Die andern Kinder starben im zartesten Alter, aber das innigste Band umschlang Bruder und Schwester, die einander an Jahren so nah, durch gemeinsamen Unterricht, gemeinsame Neigungen, gemeinsame stille und offene Auslehnung verkettet waren. Weilte Wolfgang in der Ferne, so fühlte sich Cornelia, die ein Gegenjaß des Temperaments und der Weltanschauung auch von der Lebens-

frohen Mutter schied, ganz verlassen; denn ein zur Uebung im Französischen und Englischen geführter und vom Vater schulmeisterlich überwachter Briefwechsel bot den kümmerlichsten Erfaß. Unendlich lang schienen ihrer einsamen Sehnsucht die Leipziger Studienjahre, jeden Augenblick wünschte sie die Rückkehr des schmerzlichen Entbehrten heran. Was der Vater heischte, that sie widerwillig, trotzig, unhold, und die starre Erziehung brachte sie in einen unüberwindlichen Zwiespalt mit ihrer nächsten Umgebung. Diese eigenartige, seltene, zarte Mädchennatur brauchte vor Allem Liebe. Auszüge aus ihren französischen Briefen und Tagebuchbekenntnissen an die Busenfreundin Katharine Fabricius gewähren zwar keinen vollen Eindruck ihres Seelenlebens, aber doch intime Einblicke in ihr Inneres; so intim, daß eine Veröffentlichung dieser Herzenserleichterungen fast eine Sünde gegen die jungfräuliche Schreiberin scheint. Wir haben eine Zeichnung von ihr, eine recht ungünstige offenbar, die bei entfernter Ähnlichkeit mit dem Bruder, keine gewinnenden Reize zeigt; das hagere Gesicht wird durch die steile Modestricur noch mehr in die Länge gezogen; auch möchte man auf einen überflanken Wuchs schließen. Vielleicht war es die gerühmte Schönheit ihrer tiefblickenden Augen, die ihr einmal von Merck das Lob einer jolie personne eintrug. Sie selbst aber bestärkte sich täglich in der traurigen Gewißheit reizlos zu sein und nur einen Erfaß zu haben, die Pflege der charmes de l'âme. Nimmt man hinzu, was Goethe erzählt, daß gerade vor Vällen und anderen heiter zur Sinnlichkeit sprechenden Vergnügungen der Jugend eine ausgefuchte Tüde ihre hohe Stirn durch leichten Ausschlag entstellte, so klingen Geständnisse wie das folgende doppelt resignirt: „Ich verdiente Tadel, wünschte ich eine große Schönheit zu sein; nur ein Bißchen Feinheit der Züge, einen reinen Teint und dazu die holde Anmuth, die beim ersten Anblick entzückt“ und die ihr Wolfgang den Leipzigerinnen nachrühmte; „mehr nicht. Indessen das ist nicht und wird nimmer sein, was ich auch thun und wünschen möge; so ist's denn besser, den Geist zu pflegen und zu versuchen, wenigstens von dieser Seite erträglich zu sein.“ Enthusiastisch warf sie sich auf die Jugendromane Richardson's, welche die jeeliche Schönheit feierten: ihr Mädchenideal heißt Miß Byron, ihr Männerideal Sir Charles Grandison. Sie schwärmte für diese correcten Gliederpuppen — ihr Bruder lachte über solche „Meerwunder“. Er tummelte sich in der Welt und las lieber die graciös sinnliche „Musarion“ Wieland's, als das Keuschheitsmartyrium einer Miß Clarissa — Cornelia lebte in solchen Romanen. Aber ein scharfer Verstand, den wir schon in jener unerbittlichen Selbstbeobachtung thätig sahen, hielt ihrer empfindsamen Schwärmerei die Wage. Reise des Urtheils, Klarheit des Blickes und hilfreiche Zuverlässigkeit machten sie zur Vertrauten in kritischen Tagen; dazu werden ja wohl von jungen Mädchen gern die Freundinnen erkoren, die keine Rivalinnen sind. Aber sie konnte als Frau auch einem zerstörten Gemüth, dem Dichter Lenz, Helferin, Trösterin, Weichtigerin sein, so wie sie vormalis den Bruder treulich berathen hatte. Zerschmettert klagte Lenz an ihrer Vahre:

Mein Schutzgeist ist dahin, die Gottheit, die mich führte  
Am Rande jeglicher Gefahr,  
Und wenn mein Herz erstorben war,  
Die Gottheit, die es wieder rührte.

Ihr zart Gefühl, das jeden Mißlaut spürte,  
Litt auch kein Wort, auch keinen Blick,  
Der nicht der Wahrheit Stempel führte.

So hat er sie in einer uns handschriftlich erhaltenen Romanhappodie mit der ihm eigenthümlichen Mischung von psychologischer Scharfsichtigkeit und thörichtesten Fragen gleich einer Madonna angebetet.

War sie erhaben über die Frankfurter Kofetten, die Goethe nach den gebildeten Landsmänninnen der Minna von Barnhelm sehr langweilig fand, und die bei ersteren Gesprächen wie Statuen dasaßen, so lief doch immer ein bißchen Neid gegen die flotten, hübschen Menschenfischerinnen mit unter. Das krankhafte Bewußtsein, ausgeschlossen zu sein von dem jugendlichen Getändel der Mädchen, die gedankenlos blühen, machte sie zur scharfen, spöttischen Beobachterin. Sie verfolgte Liebeshändel ihres Kreises mit voller Seele, wo echte Leidenschaft sprühte; mit fatirischer Kritik, wo der gemeine Schlendrian waltete. Sie selbst konnte wohl, umworben von einem guten, unbedeutenden Mann, das kalte Säckchen „ich ersticke vor Lachen“ niederschreiben, doch hinter solcher Ablehnung wühlt nur das elegische Verlangen, zu lieben und geliebt zu werden; denn einem bitteren Ausfall gegen ihre figure humiliante schickt sie den rührenden Wunsch nach: *c'est un désir innocent de plaire*. Mit Unrecht wollte Goethe ihr alle Sinnlichkeit absprechen. Schöne Erscheinungen entzündeten sie leicht; so ein in „Dichtung und Wahrheit“ kaum zutreffend geschilderter Landsmann Grandison's oder ein livländischer Freund Wolfgang's. Dann klagt sie doppelt: *Je donnerois tout au monde pour être belle!* Entbehrung, Entfugung war die herbe Frucht dieser Conflictes. Das volle Maß wechselseitiger Liebe als Grundbedingung des ehelichen Glückes heißt nun eine romanhafte Grille. Cornelia ergibt sich in das Loos, einen ungeliebten Mann heirathen zu müssen, denn ein Liebenswürdiger könne sie nicht begehren. Und sie heirathete einen ungeliebten Mann, ihr vorgezeichnetes Schicksal hartnäckig erfüllend. Aus Frankfurt, wo Wechsel und Geräusch der Welt ihr manche Zerstreuung, wo die Liebe des genialen Bruders ihr reiche Erquickung geboten, folgte sie dem braven, gebildeten, nüchternen Schlosser nach Emmendingen in ein gottverlassenes ländliches Amtshaus. Einsamkeit und Krankheit machen den traurigen Kehrreim ihrer trübsinnigen Briefe an den nach Weimar entrückten Wolfgang. Dieser veranlaßte Frau von Stein zu tröstlichem Zuspruch. In der That fand sich Cornelia allmählig gelassener in ihre Lage, aber sie starb schon im Juni 1777, nachdem sie im Mai einer zweiten Tochter das Leben geschenkt hatte. „Dunkler, zerrissener Tag,“ schrieb Goethe bei dieser Kunde in sein Gedetbuch, und der Schmerz zitterte lang in ihm nach, wie zwei aus der Fülle des Herzens geschöpfte Charakteristiken in „Dichtung und Wahrheit“ zeugen. Auf der Schweizerreise mit den Grafen Stolberg hatte er die Schwester besucht, auf der Schweizerreise mit dem Herzog stand er an ihrem Grabe. Der Gedanke, seiner Cornelia durch einen Roman in Richardson's Art ein Denkmal zu gründen, ist nicht ausgeführt worden. In Richardson's Art — nicht sowohl weil er ihr Liebling war, als weil man die Quelle nur denken könne, insofern sie fließe, und weil diese zurückhaltende Weiblichkeit ihr innerstes Herzensleben nur in Briefbekenntnissen bis in die feinsten Andern offen-

baren konnte. In Goethe's Dichtwerken hat man bisher Cornelian kaum gesucht. Sie mag für die „schöne Seele“ und für Otilie kleine Nebenzüge geliefert haben, wie Schloffer in Wilhelm Meister's Schwager nicht ganz zu verkennen ist. Dagegen hat Cornelia, Wolfgang's Vertraute bei der Abfassung des „Götz“, gewiß für die zarte Marie von Verlichingen Modell gegeben. Goethe sagt von seiner Schwester: „daß ich mir, wenn ich manchmal über ihr Schicksal phantasirte, sie nicht gern als Hausfrau, wohl aber als Aebtissin oder Vorsteherin einer edlen Gemeinde gar gern denken mochte,“ und im Drama verkörpert die klösterlich erzogene Marie durch ein feines, beschauliches Wesen einen Gegensatz zur frischen Thätigkeit Elisabeth's. Wie eine barmherzige Schwester tritt sie an das Sterbelager des treulojen Weislingen, voll milder Liebe und Vergebung. Früher hatte Alalbert bekannt: „Meine sanfte Marie wird das Glück meines Lebens machen. Ihre süße Seele bildet sich in ihren blauen Augen.“ Aber der sinnliche Franz sagt uns in einem prophetischen Monolog, daß Mariens stille Macht den blendenden Reizen einer Adelheid erliegen wird: „Einem Gefangenen und Kranken kann ich nicht übel nehmen, sich in sie zu verlieben; in ihren Augen ist Trost, gesellschaftliche Melancholie. Aber um dich, Adelheid, ist eine Atmosphäre von Leben, Muth, thätigem Glück.“ Auch Sickingen's derbes Wort, „Bei Mädchen, die durch Liebesunglück gebeizt sind, wird ein Heirathsvorschlag bald gar,“ stellt Marie neben Cornelia. Und wie innig sie an dem Bruder hängt, wie schmerzlich sie sich von ihm losreißt! Dagegen bleibt ihr Verhältniß zur Schwägerin ein kühles. Gibt Elisabeth ihre ferngesehene Lebensanschauung mit tüchtigem Humor kund, so erwidert Marie empfindlich: „Ich wünschte, ihr gewöhntet euch an, von heiligen Sachen anständiger zu reden.“ Aehnliche Worte lagen wohl Cornelian in Conflicten mit der Mutter auf der Zunge.

Frau Rath erkannte sich in der resoluten frischen Hausfrau des Ritters, der sie den Namen gegeben hat. Sie wird sich auch erkannt haben in dem Singspiel „Erwin und Elmire“. Diese unbedeutende Jugendarbeit Goethe's enthält eine später ganz entfallene Eingangsscene zwischen der Mutter Olympia und der Tochter Elmire. Elmire ist hier nicht wie sonst eine etwas ins Weiche gezogene Pili, sondern Cornelia, die übel gelaunt und einsilbig der heikern, wortreichen Mama gegenüber steht. Sie antwortet frostig, man könne sich den Humor nicht geben. Sie klagt nicht mit Worten, aber durch ihr ganzes Benehmen. Das Bekenntniß: „Ich habe immer mehr für mich gelebt, als für Andere, und meine Gefühle und meine Ideen, die sich durch eine frühzeitige Bildung entwickelten, machten von jeher das Glück meines Lebens“, dies Bekenntniß könnte ganz wohl wörtlich in Corneliens Tagebuch stehen. Die ungebildete, thätige, gefellige Olympia singt dafür das Lob der guten alten Erziehung, wo die Kinder noch keine Falbeln und Blonden ängstlich trugen, und wo noch keine kleinen Mißgeburten von einer magern Deutschfranzösin die Allee auf- und abgetrieben wurden, wo man kindlich spielte und den größten Vorzug in der Welt genoß: glücklich und zufrieden zu sein.

Olympia. Dein Vater hat keine Schande an mir in der großen Welt erlebt, noch hatte er sich über mein häuslich Leben zu beklagen. Ich sage dir, die Kinderschuhe treten sich von selbst aus, wenn sie Einem zu eng werden; und wenn ein Weib Menschenverstand hat, kann sie

sich in Alles fügen. Gewiß! Die Besten, die ich unter unserm Geschlecht habe kennen gelernt, waren aber Die, auf deren Erziehung man am wenigsten gewendet hatte.

Elmire. Unsere Kenntnisse, unsere Talente!

Olympia. Das ist eben das verfluchte Zeug, das euch entweder nichts hilft, oder euch wohl gar unglücklich macht. Wir wußten von all der Firtlsanzerei nichts; wir tappelten unser Liebchen, unser Menuet auf dem Clavier und sangen und tanzten dazu, jezt vergeht den armen Kindern das Singen und Tanzen bei ihren Instrumenten, sie werden auf die Geschwindigkeit dressirt und müssen statt einfacher Melodien ein Geklumpere treiben, das sie ängstigt und nicht unterhält; und wozu? Um sich zu produciren! Um bewundert zu werden! Vor wem? Wo? — Vor Leuten, die's nicht verstehen, oder plaudern, oder nur herzlich passen, bis ihr fertig seid um sich auch zu produciren, und auch nicht beachtet, und doch am Ende, aus Gewohnheit oder Spott, beklatscht zu werden . . .

So sprach Frau Nath Goethe. Und sie soll heute noch recht oft zu Worte kommen, denn wer beschiede sich nicht gern, das Sprachrohr einer solchen Rednerin zu sein?

Goethe schenkt uns in „Dichtung und Wahrheit“ keine Charakteristik seiner Mutter; eine auffallende Lücke, die nur aus dem Plan einer verweilenden selbstständigen Darstellung in gebundener oder ungebundener Rede erklärlich ist. So dachte er noch am Abend seines Lebens an eine „Aristeia“ der geliebten, und stellte als solche die Aufzeichnungen einer „Familienfreundin“ mit einem Vorwort zusammen. Bei Lebzeiten viel gefeiert in Frankfurt und Weimar, wurde sie der großen Goethegemeinde erst 1834 durch diese „Familienfreundin“ Bettina vorgeführt. Dem wundervollen „Briefwechsel Goethe's mit einem Kind“ folgte später im mühsameren „Königsbuch“ eine eigenwillig dichterische Spiegelung der Frau Nath. Seither sind bis zur ersten Schrift unserer Goethegesellschaft, dem Pathengeschenk des hohen Protectors, reiche Briefschätze und sorgsame Forschungen ans Licht getreten. Jede Zeile stellt uns eine Frau von ewiger Jugend vor Augen. Kindlich heiter, kindlich gläubig, fand sie schon auf Erden das Himmelreich. Leben und leben lassen, froh sein und erntren war stets das schön belohnte Streben dieser unverwüßlichen Optimistin. Das Geheimniß ihres Glücks hat sie in mehreren herrlichen Selbstbekenntnissen niedergelegt. „Zwar habe ich die Gnade von Gott, daß noch keine Menschenseele mißvergnügt von mir weggegangen ist, weß Standes, Alters und Geschlechts sie auch gewesen ist. Ich habe die Menschen sehr lieb und das fühlt Alt und Jung, gehe ohne Prätension durch die Welt, und dies behagt allen Erdenjöhnen und töchtern — bemoralisire Niemand, suche immer die gute Seite auszuspähen, überlasse die schlimmen Dem, der die Menschen schuf, und der es am besten versteht, die Ecken abzuschleifen, und bei dieser Methode befinde ich mich wohl, glücklich und vergnügt.“ Oder: „Ordnung und Ruhe sind die Hauptzüge meines Charakters, daher thue ich Alles gleich frisch von der Hand weg — das Unangenehme immer zuerst — und verschlucke den Teufel . . . ohne ihn lange zu bekucken; liegt denn Alles wieder in den Falten . . . dann biete ich Dem Troß, der mich an gutem Humor übertreffen wollte.“

Lante Zerstreungen waren ihr kein Bedürfniß und das Gleichgewicht ruhiger Bequemlichkeit ließ sie sich ungern stören. Unererschütterlich stand ihre Tagesordnung fest: am Morgen besorgte sie den Haushalt, that ihrem „Reichnam die

gebührende Ehre“ und correspondirte; nach Tisch wurden bis vier Uhr Besuche empfangen; der Abend war dem Theater oder einem Spielchen mit guten Freunden gewidmet. Innerer Reichthum ließ sie die einsamen Tage selig „wie eine Göttin“ hinbringen, und sie ward jeder Veränderung so schnell gerecht, daß sie ihr Dasein einem klaren Bach vergleichen konnte. Bekümmernisse flossen eilends von dannen, und alles Drückende hat sie, ohne viel Worte zu machen, klaglos allein getragen. Sie erfreute sich einer eisernen Gesundheit und bedauerte bis in ihr letztes Lebensjahr nicht die geringste Abnahme geistiger und körperlicher Kräfte. So verließ sie ohne Siechthum das irdische Freudenthal, nachdem sie selbst die Zehrung für die Todtenträger reichlich angeordnet hatte.

Schon ihre äußere Erscheinung war die gewinnendste. Bettina schwärmt von ihren leuchtenden ausdrucksvollen Augen, und Frau Rath schildert sich selbst: „Von Person bin ich ziemlich groß und ziemlich corpulent, habe braune Augen und Haar, und getraute mir die Mutter von Prinz Hamlet nicht übel vorzustellen. Viele Personen, wozu auch die Fürstin von Dessau gehört, behaupten, es wäre gar nicht zu verkennen, daß Goethe mein Sohn wäre.“ Die stattliche Frau war eine gesellige Zauberin. Nur sauertöpfische Leute litt sie nicht, denn Duckmäuser haben etwas von Rain. Lamentationen deuten ihr auf Ungenügsamkeit, und sie möchte das feste Vertrauen, daß der liebe Gott morgen neue kleine Freuden beschere, wenn man keine großen prätendire, allen Menschen mittheilen. Wäre sie eine Fürstin, sie würde gleich Cäsar nur frohe Leute um sich dulden. Die Melodie „Freut euch des Lebens“ klingt als Grundaccord durch dies exquilitische Dasein. Lieblingswendungen der Briefe — „was rechts jubeln“, „groß Gaudium“ — predigen, wie ihre gute Laune Alles ansteckte und lächerte. „Wer lacht, kann keine Todsünde thun,“ war ihr Credo. Besonders lustig ging es immer am letzten Wochentag zu, wenn sie mit den „Samstagmädeln“, unter jungen Freundinnen selbst jung, bei „Stirbt der Fuchs, so gilt der Walg“, Pfänderlösen und Räthseln einen „Hauptspäß“ hielt.

Ihrer Fehler, aber auch ihrer Vorzüge wohl bewußt — denn „ein Mensch, der nicht weiß, was er gilt, der nicht seine Kraft kennt, folglich keinen Glauben an sich hat, ist ein Tropf“ — ist sie nicht aus ihrem Frankfurter Bannkreis herausgegangen und hat Weimar keineswegs aus bloßer Reisescheu nie besucht. Weiblichen Schöngeistern, die in Literatur und interessanten Bekanntschaften machten, wie Sophie von La Roche, Elise von der Recke oder Mad. de Staël, ging sie aus dem Wege. Die lange Beschreibung Bettinens, wie Frau Rath stattdich angethan auf die Französin loschreitet und majestätisch sagt: Je suis la mère de Goethe, ist eine drollige Erfindung, die nur insofern eine innere Wahrheit besitzt, als der Mutterstolz immer aus ihren Zügen leuchtete. Sie ließ die Leute zu sich kommen und war dem Fürsten wie dem Poeten oder Mimen eine gleich freundliche Wirthin. Hohe Herrschaften sind lieber bei ihr, als bei einem Vetter Serenissimus abgestiegen. Wir wissen, daß so die spätere Königin von Preußen, Prinzess Luise von Mecklenburg, ein paar selige freie Tage in Frankfurt genoß. Und die echt menschliche, von jeder Herablassung ferne Liebenswürdigkeit der Weimaraner zeigte sich selten einnehmender, als im Verhältniß zu Goethe's Mutter, die ihnen dieses Labfal mit strömenden Segens-

wünschen heimzählte. Nicht nur das lustige Hoffräulein von Göchhausen, auch die Herzogin-Wittve correspondirt ganz rückhaltlos mit ihr und sendet außer einem voll Jubel begrüßten Porträt, auch höchst eigenhändig gefertigte, nur viel zu weit befundene Strumpfbänder oder zierliche Geldbeutel. Wie herzlich dankt Karl August, als er 1779 bei Goethe's geweilt, der „lieben Mutter Aja“, die nach den fünf Wonnetagen ihr übervolles Herz in einem entzückenden Brief ausschüttet:

Durchlauchdigste Fürstin.

Der 18. September war der große Tag da der alte Vater und Frau Aja denen seeligen Göttern weder ihre Wohnung im hohen Olymp, weder Ihr Ambrosia noch Nektar, weder Ihre Vocal noch Instrumentthal Rucid benedieten, sondern glücklich, so ganz glücklich waren, daß schwerlich ein sterblicher Mensch jemahls gröhre und reinere Freuden geschmeckt hat, als wir beyde glückliche Eltern an diesem Jubel und Freudentag.

Ihre Durchlaucht unser gnädigster und Vester Fürst stiegen (um uns recht zu überraschen) eine Strecke vor unserm Hauße ab, kamen also ganz ohne geräusch an die Thüre, klingelten, traten in die blaue Stube u. s. w. Nun stellen Sich Ihre D. vor, wie Frau Aja am runden Tisch sitzt, wie die Stubenthüre aufgeht, wie in dem Augenblick der Häschelhanß ihr um den Hals fällt, wie der Herzog in einiger Entfernung der Mütterlichen Freude eine Weile zusieht, wie Frau Aja endlich wie betrunken auf den besten Fürsten zuläuft halb grein halb lacht gar nicht weiß was sie thun soll wie der schöne Cammerherr von Wedel auch allen antheil an der erstaunlichen Freude nimbt — Endlich der Austrit mit dem Vater, das läßt sich nun gar nicht beschreiben — mir war Angst er färbe auf der Stelle . . .

. . . . Theureste Fürstin! Sie verzeihen mir diesen kalten (!) Brief der gegen die Sache sehr zu kurz fällt — es ist mir ieht ganz ohnmöglich es besser zu machen — ich bin den ganzen Tag vor Freude und Wonne wie betrunken, wen sich etwas zu Boden gesetzt hat, wird meine Vernunft auch wieder zu Hauße kommen.“

Nicht so sehr die äußere Auszeichnung durch einen fürstlichen Besuch, als vielmehr die Freude über den Besuch eines herrlichen Menschen begeisterte die Frau Rath zu diesem dramatischen Meisterstück.

Ihre so sprudelnd nach Weimar abgegebenen Huldigungen sind keine bedingungslosen Huldigungen für alles Fürstenthum und allen Adel der Erde. Ein gewisses demokratisches oder bürgerlich-aristokratisches Element wirkte in ihr gegen die „seidnen Buben“ (wie Götzens Georg die Bamberger Schranzen schilt), die nicht begreifen, daß man, ohne von Adel zu sein, Verstand haben könne, und gegen „hochadelige Fräulein Gänßger“. Die Frankfurter Schultheißtochter war eine muntere Localpatriotin, die sich im Uebrigen um die unbehaglichen Weltkündel wenig kümmerte. Ihr sind „Türken und Kaiser, Kaiser und Türken so einerlei, wie der Mann im Mond“, und die „preussische und hessische Holzböck“ findet sie herzlich langweilig. Auch hat sie sich „über den Krieg kein grau Haar wachsen lassen“. Aber die Gleichgiltigkeit dagegen, wem das rechte oder linke Rheinufer gehöre, die Verhöhnung der Frankfurter Furchthasen, die scheinbar ganz von der Sorge um das Vaterland losgelöste Sehnsucht nach dem Frieden in den vier Pfählen dürfen wir nicht zu wörtlich nehmen: Frau Rath ist tief erschüttert durch manche tragische Wechselfälle des langen Völkerkriegs, und das Erlöschen des deutschen Kaiserthums berührt sie wie die tödtliche Krankheit eines alten Freundes, wenn sie auch den Wirrtwar im heiligen römischen Reich mit dem tollen Durcheinander im „Schneikelynhäusel“ vergleicht. Als im

Geniejahr 1775 die Stolberg jugendlich wider die Tyrannen bramarbasirten und Graf Frix einen Vorklang seines im Tyrannenblut watenden „Freiheitsgefanges“ aus dem zwanzigsten Jahrhundert“ zum Besten gab, stieg Frau Kath in den wohlverehenen Keller und stellte lachend ein paar Flaschen Rothwein als das begehrte Tyrannenblut vor die jungen Hitzköpfe, die ihr nun, einer hübschen Familienscene der „Haimonskinder“ gedenkend, den Ehrennamen Frau Aja beilegten, welchen Goethe später so schief von einer Aja, einer Prinzenerzieherin, herleitet. Mit Stolz führte sie ihn, und auch das unschuldige Tyrannenblut ist in den Briefen nicht vergessen.

Dem beherzigenswerthen Grundsatz, Niemand zu bemoralisiren, hat Frau Aja allezeit nachgelebt, ohne in einer muntern Poetenherberge geordnete Stille oder von Schauspielern eine strengbürgerliche Dekonomie zu verlangen. Der „Beschützerin und Pflegerin der Sieben freien Künste“ lag das Wohlergehen junger Künstler stets am Herzen. Auch darin war sie vorurtheilslos, daß sie abgethane Freunde Wolfgang's fortdauernd begünstigte; den armen Lenz z. B., dem sie einmal Voss'sche Verslein ins Stammbuch geschrieben:

Ich wünsch' dir Wein und Mädchentauf  
Und deinem Klepper Pegasus  
Die Krippe stets voll Futter . . .

Und ihre volle Unbefangenheit hat sie vor Allem bethätigt, seit Goethe die Verbindung mit Christiane Vulpius eingegangen war. Die Vielgeschmähte wird ihr nach und nach eine „liebe Tochter“, mit der sie Briefe wechselt, der sie allerlei hübsche Krämchen beschert, die sie einlädt; und dem Hättschelhans gönnte sie sein heimliches Glück mit dem „Bettischak“ lieber als eine „fatale Ehe“, wovon sie wohl selbst zu erzählen wußte. Nur daß die Geburt des Enkels nicht ins Wochenblatt gerückt werden konnte, kränkte den großmütterlichen Familienstolz. Durch die Heirath 1806 wurde ihrem Alter ein „Herzenswunsch“ erfüllt, aber nie deutet sie vorher mit einer Silbe darauf hin, und nichts hat sie abgehalten, Christiane, die umsichtige und beglückende Hausfrau, als „liebes, herrliches, unverdorbenes Gottesgeschöpf“ zu preisen und ihr für die verjüngenden Briefe innigst zu danken. Bei solchen Lebenstropfen hofft sie noch, den Ehrentanz auf August's Hochzeit zu tanzen. Allem engen Philistertum stand sie frei wie nur die Jugend der Geniezeit oder der Romantik gegenüber. Darum gefiel ihr die ungebundene Originalität Bettinens: „Du bist besser — lieber — größer, als die Menschen, die um mich herumgrabeln, denn eigentlich leben kann man ihr thun und lassen nicht nennen — da ist kein Fünkchen, wo man nur ein Schwefelhölzgen anzünden könnte — Sie spärren die Mäuler auf über jeden Gedanken, der nicht im ABC-Buch steht.“ Und folgender Satz an Unzelmann dürfte in jeder Genietirade der siebziger Jahre paradiren und würde einem Karl Moor gut zu Gesicht stehen: „Hätte die arme Nazoser Ariadne in unserm aufgeschlärhten Zeitalter gelebt — wo alle Leiden und Freuden, alles Gefühl von Schmerz und Lust in Systeme gezwängt sind — wo die Leidenschaften, wenn sie in honetter Companie erscheinen wollen, Schnürbrüste anhaben müssen — wo Lachen und Weinen nur bis auf einen gewissen Grad steigen darf, Sie hätte zuverlässig ihre Sachen anders eingerichtet.“ Frau Kath fühlte immer mit der



Jugend. Ihrer Liebe und Klugheit hat der Sohn in „Hermann und Dorothea“, da wo die Mutter am Birnbaum den mit dem Vater habenden Jüngling tröstet, dankbar ein unvergängliches Ehrenmal errichtet. Für die große dämonische Entwicklung Wolfgang's hatte die selbst geniale Frau ein volles Verständniß. Bedürfte es dafür noch äußerer Zeugnisse, so wäre namentlich auf einen Brief nach Italien hinzuweisen; sie weiß, wie ihm unter südlichem Himmel ein altes Schen gestillt wird und wie dieser Aufenthalt Epoche macht; sie begreift dann auch, daß ihm nach der Rückkehr so vieles daheim fremd geworden ist.

Da sie jeden Vorgang aus seiner Kindheit in einem feinen Gedächtniß bewahrte und Bettina wiederum nicht müde wurde, ihr die „schönsten Geschichten vom Wolfgang“ abzufragen, sind beide Gehilfsinnen für „Dichtung und Wahrheit“ geworden. In den Annalen von 1811 beklagt Goethe, das Werk nicht bei Lebzeiten der allkundigen Mutter unternommen zu haben; aber nachdem ihr Scheiden (1808) den Plan der Autobiographie weckte, konnte Bettina auf seine Bitte reichlich beisteuern, und eine so reizende Erzählung, wie die vom Schlittschuhlauf im Pelzmantel der Mutter, der inhaltsschwere Ruf „Räthin! er lebt!“, der Traumdeuter Textor, eine Menge von Kindheitsbildern würden ohne sie kaum zu uns gedungen sein.

Aus „Dichtung und Wahrheit“ — man gedenkt zugleich der für Goethe's Kindheit so bedeutungen Erinnerungen Wilhelm Meister's — wissen wir, daß Frau Rath den Sohn zuerst mit den Herrlichkeiten des Marionettenspiels bekannt machte, dadurch in ihm ein improvisatorisches Vermögen weckte und ihre Lust am Drama auf Wolfgang übertrug. Denn das Theater war zeitlebens ihre „Stekensperd“. Sie verkehrte intim mit Schauspielern und schickte ihrem Sohn, dem Intendanten, sehr sachkundige Berichte oder Empfehlungen. Ihre Stimmung scheint von der Güte der jeweiligen Frankfurter Truppe abhängig. Die Briefe enthalten höchst ergezhliche Schilderungen, etwa einer magern Actrice in einer Hofenrolle oder einer mißlungenen Aufführung, wie sie nach etlichen hm hms, die versammelte Judenschaft „Lornigireud“, das Haus verläßt. Spielte man aber den „Göh“, so saß sie stolz wie eine Statthalterin des Dichterkönigs, eine Kaiserin-Mutter in ihrer Loge. „Den ganzen Winter Schauspiel! Da wird gegeigt, da wird trompetet — Ha! Den Teufel möchte ich sehen, der Courage hätte, einen mit schwarzem Blut zu incommodiren. Ein einziger Sir John Falstaff treibt ihn zu paaren — das war ein Gaudium mit dem dicken Kerl — Christen und Juden alles lachte sich die Galle vom Herzen.“ So fand sie auch in der Musik wie weiland König Saul ein probates Hausmittel gegen jeden Kummer, mochte sie ihr Liebling „Es war einmal ein König“ trällern oder mit dem kleinen Cherubin Friß von Stein ein Duett aus der „Hochzeit des Figaro“ singen. Denn daß die harmonische Frohnatur der Frau Rath wonnig in dem harmonischen Melodienstrom der Frohnatur Mozart's badete, wird Jedermann uns aufs Wort glauben. Sie war aber nicht nur eine begeisterte und urtheilsfähige Theater- und Musikfreundin, sondern auch begabt mit einem seltenen Talent, Menschen und Dinge dramatisch zu beleben und zu gruppiren. Wenn sie ihr naives Prahlen mit einer fürstlichen Dose ausmalt, sich in Positur setzt, das Staunen der Umgebung inscenirt oder irgend ein anderes Stückchen zu Papier

bringt, so entfaltet sie ein für jeden Komödiendichter höchst beneidenswerthes Geschick des drastischen Ausdrucks und der lebensprühenden Bewegung. Ja, der junge Goethe hat seinen dichterischen Realismus bereichert, indem er wohl einmal ein munteres Gespräch zwischen Frau Aja, der Magd und einer Bäuerin frischweg nachschrieb.

Sie war nicht, was man „gebildet“ zu nennen pflegt, aber ein unbeirrbarer Mutterwitz, ein natürlicher, an guten und gut verstandenen Büchern geschulter Geschmack erwekten verschwenderisch, was das Schulkind versäumt hatte. Ihre Briefe wimmeln von literarischen Anspielungen, besonders auf Dichtwerke Wieland's, Goethe's, Shakespeare's. Wir begegnen tiefen Worten über den Schmerz der verlassenen Orsina. Als die Frankfurter den „Hamlet“ und den „Lear“ besahten, ging sie genüßig gegen die blinden Liebhaber des Singspiels ins Zeug („Milchbrey, gefrohrne Sachen, Zuckerplegger, Fogout, das ist ihr Labfahl“). Sie machte aber allmählig die große Entwicklung des Sohnes vom wirren Gößlichen Shakespearethum zu künstlerisch geklärt, classischer Harmonie mit durch und erblickte freudig Goethe und Schiller auf der Höhe. Gebatter Wieland achtete ihr gesundes literarisches Urtheil; er bat sie geradezu um ein maßgebendes Votum über einen Klinger'schen Roman. Beim Lesen in vertheilten Rollen fiel ihr, einer anerkannten Meisterin der Declamation, der weltkluge Staatsmann Antonio zu.

Mit einer reichen Phantasie und einem naiven Talent poetischer Gestaltungskraft ausgestattet, hat sie die Lust zu fabuliren zwar nicht mit der Feder verwerthet, aber doch als eine unvergleichliche Erzählerin, welche die volksmäßige und literarische Ueberlieferung, das Feenmärchen und endlich Tieck's „Fortunat“ sich frei zurechtlegte, lebendig ausgeübt. Wie um diese mütterliche Erbschaft anzudeuten, schob Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ das spät verfaßte Knabenmärchen „Der neue Paris“ ein. Alle ihre Geschichten nahmen einen fröhlichen Ausgang, wie unsere Hausmärchen anheben „Es war einmal“ und friedlich schließen „Wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch“. Glückliches Ende verlangte schon der kleine Wolfgang, wenn er der beredten Fabulistin auf dem Märchenstuhl lauschte. Wie sehr sie des Kindertons mächtig war, lehren die köstlichen Briefe an ihre lieben Enteleins und an Fritz Stein. Aber auch große Kinder, die Bettina, sogar der unbändige Klinger, saßen andächtig auf der Schatwell zu ihren Füßen. Dieses unbezahlbaren Gottessegens rühmte sie sich von Herzen: „Meine Gabe, die mir Gott verliehen hat, ist eine lebendige Darstellung aller Dinge, die in mein Leben einschlagen, Großes und Kleines, Wahrheit und Märchen . . . So oft ich in einen Cirkel komme, wird alles heiter und froh, weil ich erzähle . . . Das ist das ganze Kunststück. Doch noch eins gehört dazu: ich mache immer ein freundliches Gesicht, das vergnügt die Leute und kostet kein Geld.“

Sagt sie selbst in einem Reimbrief an ihre lustige Referentin zu Weimar:

Im Versmachen habe nicht viel gethan,  
Das sieht man diesen wahrlich an,  
Doch hab' ich geboren ein Knäblein schön,  
Das thut das alles gar trefflich verstein.

so verrathen doch ihre metrisch überkühnen, lustigen und innigen Mittelverse, von wem der junge Goethe die Hanssachsische Ader geerbt hat. Ein Beispiel:

Dank! Tausend Dank vor Deinen Strauß  
 Warhaftig, der lacht Flohren aus,  
 Die Kunst erhebt sich zur Natur  
 Und folgt getreulich ihrer Spur.  
 Man glaubt sich unter Blumen Flohr  
 Das Herz schlägt freudiger empor —  
 Denkt an den Frühling und vergießt  
 Daß der so nah noch gar nicht ist.  
 O Täuschung! Du, des Lebens Glück!  
 Oft hast du meinem Mißgeschick  
 Die hellste Colorit gegeben —  
 Verlaß mich nicht in diesem Leben  
 Bleib bey mir! Andern gönnt ich gern  
 Die nackte Wahrheit . . . .

Halt Stedenpferd Steh still, kom her  
 Das purzelt in die kreuz und queer —  
 Der Brief der fängt sich an vom Strauß  
 Der Schöpf macht eine Predigt drauß,  
 So wässerich wie zu dieser Frist  
 Es hie zu Frankfurth Mode ist.

So ist Frau Rath gewiß sehr im Unrecht mit der Bemerkung, daß bei ihrer Geburt „kein Poeten Gestirn am Himmel“ war, denn in ihr sprudelt urwüchsige Poesie und sie hat Stil. Dieser vollsaftige Stil sagt uns, aus was für Trauben er gekeltert wurde. Es ist fränkisches und wo sie grob wird — sie konnte tüchtig grob sein — auch Sachsenhäuser Gewächs, stets aber Ausbruch. Ihr frischer Realismus findet unbekümmert um oberflächliche Correctheit, mit einer vertwegenen Gleichgiltigkeit gegen Grammatik und orthographisches Regelbuch den schlagendsten Ausdruck. Sie spricht nach ihrem eignen Geständniß „wie uns der Schnabel gewachsen ist“. Bald ruft sie munter „Poß Fischen“, bald schwört sie „beym Jupiter“. Eine Fülle kräftiger Provincialismen, sprichwörtlicher Wendungen, köstlicher Bilder strömt ihr zu. Da steht die Reimprosa „Recensirergewäsche Fraubasengeträtsche“, da heißt es nicht „sich verlieben“, sondern „sich verschammeriren“, da reicht ein blanker Vergleich dem andern die Hand: „Deutsch sprechen, wie der Casperle in Wien“, Wasser trinken wie Seneca“, „mager wie der Papst im Basler Todtentanz“, und ihre bedienstete Botin Kathrine figurirt als die „dicke Iris“. Alles ist frisch, rund, anschaulich.

Kann es noch wundern, wenn alle Welt mit Entzücken von dieser herrlichen Frohnatur spricht, wenn Einsiedel sie „über alle Beschreibung erhaben“, Wieland sie die „Königin aller Weiber“, der Prinz von Mecklenburg sie die Frau nennt, „von der es mich nie gewundert, daß sie uns Goethe gebar“. Das naivste Zeugniß ihres Ruhms ist ein rührend begeisterter Dankbrief von Wieland's Reisegefährten, einem Musikus Franz, der erst seit jenen Glückstagen sein Dasein voll genoß, die Menschheit reiner liebte und mit Freudenthränen einmal über das andere rief: o casa santa, casa santa! Dieser einfache gute Mensch hatte die tiefgegründete, liebevolle, gläubige Heiterkeit der Frau Rath schön begriffen.

„Unablässig thätigen Gleichmuth“ rühmt Goethe seiner Mutter nach, die, wie er 1824 an Zelter schreibt, „in alttestamentarischer Gottesfurcht ein tüchtiges Leben voll Zuversicht auf den unwandelbaren Volks- und Familiengott zubrachte“. Sie war fromm im pietistischen Gefühl schlechthiniger Abhängigkeit von einer weisen, guten höheren Macht. Ihr Gott war ein menschenfreundlicher Gnaden spendender, kein zürnender Richter. Sie erbaute sich mit ihrer schönseeligen Freundin Susanna Katharina von Klettenberg, sie konnte in Briefen an Lavater schwärmerische Töne anschlagen, aber nie gleich sie einer scheuen Herrnhuterin, und Zinzendorf'sche Wundenlitaneien, Kreuzvöglein- oder Seitenhöhlenlieder hat Niemand von ihr gehört. Ihren Glauben bezeichnend der frohe Spruch, den sie trostsuchend und nach Pietistenbrauch däumelnd in der Bibel aufgestochen: „Man wird wiederum Weinberge pflanzen an den Bergen Samariä, tanzen wird man und pfeifen.“ So gedenkt sie 1801 bei der Genesung ihres Sohnes der stärkenden Jesaiasverse, die Wolfgang einst zu Straßburg in einer gedrückten Stunde tiefbewegt aufgeschlagen hatte, und bekennt dankbar, daß der alte Gott noch lebt. Ohne sich mit der finstern Lehre von angeborener Schlechtigkeit und Erbsünde zu plagen, ohne orthodoxe Dogmatik und regelrechten Kirchenbesuch, ohne confessionelle Schranken, fand sie ihre Religiosität in „innerer Zufriedenheit mit Gott, mit mir und den übrigen Menschen.“

Darum werden wir auch die angestammte „Frohnatur“ Goethe's tiefer erkennen, nicht als leichte Heiterkeit, wohl aber als Bedürfnis und Fähigkeit der Harmonie. Wie Frau Kath schloß sich Goethe mit seiner Trauer vor der Welt ab und ging Gemüthserschütterungen gern aus dem Wege. Er mied zum Beispiel Jahre lang die Vaterstadt, weil er Frankfurt nicht ohne die Mutter denken konnte. Den Alten gleich liebte er verschleiernde Euphemismen und nannte den Tod seines Sohnes ein „Außenbleiben“, sein eigenes letztes Stündlein die „unbestimmte Stunde“. Bekannte Frau Kath, sie haben die Menschen sehr lieb, so faßte er seine Ethik zusammen in die goldene Lehre: vor Allem keinen Menschen hassen, das Uebrige Gott überlassen. Seine Poesie ist eine ausgleichende und verjöhnende. „Es freut sich die Gottheit der reuigen Sünder“. Dem „Gerichteten“ tönt ein gnadenreiches „Geretteten“ entgegen. Die humane „Iphigenie“ soll in deutschen Landen verbreiten, daß reine Menschlichkeit alle menschlichen Gebrechen sühnt. Edel, hilfsreich und gut sind Mutter und Sohn gewesen, und ein Jahr vor ihrem Scheiden durfte Frau Kath die zuversichtlichen Worte niederschreiben, mit denen wir andächtig schließen:

„Ich freue mich des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht, suche keine Dornen, hasse die kleinen Freuden, sind die Thüren zu niedrig, so bücke ich mich, kann ich den Stein aus dem Wege thun, so thue ichs — ist er zu schwer, so gehe ich um ihn herum und so finde ich alle Tage etwas, das mich freut und der Schlußstein — der Glaube an Gott: Der macht mein Herz froh und mein Angesicht fröhlich. Ich weiß, daß es mir und den Meinen gut geht, und daß die Blätter nicht einmal verwelken, geschweige der Stamm.“

## Politische Rundschau.

Berlin, Mitte März.

Der deutsche Reichstag hat am 6. März die Vorlage über das Branntwein-Monopol nach der ersten Berathung einer Commission von achtundzwanzig Mitgliedern überwiesen. Die Aussichten auf Annahme des Monopols sind allerdings so gering, daß der Abgeordnete Windthorst erklären konnte, es wäre kaum noch genügender Grund vorhanden, commissarische Berathung eintreten zu lassen. Der Führer des Centrums hob jedoch hervor, daß Fürst Bismarck angeblich bereit wäre, sich an den Commissionsberathungen zu betheiligen, so daß der Reichstag sich diese Gelegenheit nicht entgehen lassen dürfte, zu prüfen, ob die Erklärungen des Reichskanzlers die Sache vielleicht etwas anders gestalten könnten. Aus Anlaß des Gerüchtes, Fürst Bismarck hätte seine Stellung zur Monopolvorlage verändert und wünschte gar nicht die Annahme derselben, verlas der Staatssecretär von Bötticher in der Sitzung vom 6. März einen Passus aus dem ihm an demselben Morgen übermittelten Schreiben des Reichskanzlers. Letzterer betont ausdrücklich, daß er nach wie vor in dem Monopole die zweckmäßigste und sachgemäßeste Form der Besteuerung des Branntweins sehe. Der Abgeordnete Bamberger constatirte dann in seiner alle Gesichtspunkte zusammenfassenden Rede, wie er aus den Debatten zwar den unleugbaren Eindruck gewonnen habe, daß die Sache des Monopols im Reichstage eine ganz verlorene wäre, wie aber andererseits der Reichskanzler ein so wenig zu verachtender Gegner sei, daß es immer noch der Mühe verlohne, ihn zu bekämpfen, falls er an einem Gedanken festhalte.

Fürst Bismarck ließ jedoch am 9. März in einem von der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ veröffentlichten officiösen Artikel erklären, daß er keineswegs beabsichtigte, in der Commission zu erscheinen. Diese Erklärung knüpfte an die Ausführungen eines freiconservativen Organs an, welches der Ueberzeugung Ausdruck ließ, daß die Bethheiligung des Fürsten Bismarck an den Commissionsberathungen von der größten Bedeutung wäre und als ein starkes Moment der Hoffnung auf ein positives Ergebnis derselben erschiene. Der Reichskanzler selbst hegte nun diese Hoffnung keineswegs; vielmehr wurde officiös versichert, daß die Frage der Theilnahme des Fürsten Bismarck an den erwähnten Berathungen im verneinenden Sinne entschieden wäre, da ein Erfolg der Vorlage ausgeschlossen erschiene, und dem Reichskanzler nicht zuzumuthen werden könnte, in die Commission zu gehen, „um dort tauben Ohren zu predigen“. Wenn dagegen die Theilnahme zu dem Zwecke erfolgen sollte, um die Ideen, welche von verschiedenen Mitgliedern des Reichstages in Bezug auf eine anderweitige Besteuerung des Branntweins vorgebracht worden sind, in einen neuen Gesetzentwurf zu fassen, so wird erwidert, daß Fürst Bismarck durch die Entschlüsse des Bundesrathes, also an die Monopolvorlage gebunden sei, so daß erst abgewartet werden müsse, welches Schicksal die Vorlage haben werde. An den Hinweis, daß für den Reichskanzler kein vernünftiger Grund vorliege, den Commissionsberathungen beizuwohnen, schloß sich unmittelbar die Mittheilung, der Gesundheitszustand des Fürsten Bismarck habe sich leider wieder verschlechtert. Hinzugefügt wurde, daß die rheumatischen Schmerzen sich erheblich verschärft hätten, was anscheinend darauf zurückzuführen wäre, daß der Reichskanzler gegen den ärztlichen Rath sein Stimmorgan einer zu großen Anstrengung ausgesetzt habe. Die Commission hat inzwischen die Vorlage über das Branntwein-Monopol abgelehnt

und den Abgeordneten von Hertling, Mitglied des Centrums, am 16. März mit dem Berichte an das Plenum beauftragt.

In der Sitzung vom 10. März fand im Reichstage aus Anlaß der ausgeblüht bedrohten Redefreiheit der Abgeordneten eine sehr erregte Debatte statt. In einer seiner Reden über die Vorzüge des Bimetallismus hatte der Reichstagsabgeordnete von Schalscha die Behauptung aufgestellt, zwei Berliner Geschäftshäuser ließen in der Schweiz preußische Thaler prägen, um dieselben in Deutschland als vollständige Münzen in Verkehr zu bringen. Von dem Untersuchungsrichter vor geladen, verweigerte der Abgeordnete von Schalscha jede Aussage, indem er sich auf Artikel 30 der Reichsverfassung berief, laut welchem kein Mitglied des Reichstages zu irgend einer Zeit wegen seiner Abstimmung oder wegen der in Ausübung seines Berufes gethanen Äußerungen gerichtlich oder disciplinär verfolgt oder sonst außerhalb der Versammlung zur Verantwortung gezogen werden kann. Der Führer des Centrums, Herr Windthorst, beeilte sich, einen Antrag einzubringen, in welchem erklärt wird, daß es unzulässig sei, einen Abgeordneten wegen Äußerungen über Thatfachen, welche ihm in dieser Eigenschaft mitgeteilt sind und die er im Reichstage vorgetragen hat, einem Zeugniszwang-Verfahren zu unterwerfen. Staatssecretär von Bötticher führte dagegen bei den Verhandlungen über den Antrag Windthorst am 10. März unter Anderem aus, die preußische Staatsregierung wäre einstimmig zu der Ueberzeugung gelangt, daß der Artikel 30 der Reichsverfassung die Abgeordneten nicht dem Zeugniszwangs-Verfahren entziehe. Von anderer Seite wird hervorgehoben, daß nach dem Strafgesetzbuche Jedermann zur Anzeige von Münzverbrechen verpflichtet ist, so daß im Falle des Abgeordneten Schalscha die Zeugenpflicht zunächst gar nicht in Betracht käme. Der Antrag Windthorst ist nach sehr lebhaften Erörterungen, bei denen parlamentarische Äuguren bereits die Anzeichen eines ernsthaften Verfassungsconflictes wahrzunehmen glaubten, einer Commission überwiesen worden.

Die auf die preußischen Provinzen mit polnischer Bevölkerung bezüglichen Regierungsvorlagen sind nach der ersten Berathung im Abgeordnetenhaus ebenfalls an eine Commission gelangt. Daß der Abgeordnete Windthorst die vom Cultusminister von Goshler eingehend geschilderten Mißstände in den öffentlichen Volksschulen der Provinzen Westpreußen und Posen, sowie des Regierungsbezirks Oppeln bei der Berathung des Gesekentwurfs, betreffend die Anstellung und das Dienstverhältniß der Lehrer und Lehrerinnen in den erwähnten Gebieten, auf die „sträfliche Vernachlässigung“ der katholischen und polnischen Schulen von Seiten der Schulverwaltung zurückgeführt wissen wollte, ist für die Taktik des Centrums sehr bezeichnend. Auch im Herrenhause gelangten die Zustände in den östlichen Provinzen Preußens am 27. Februar zur Erörterung. In dem nach dem ersten Unterzeichner benannten Antrage Dernburg lautete das Petikum dahin, zu erklären: daß das Herrenhaus die königliche Staatsregierung dauernd bei ihrer Aufgabe, den Bestand und die Entwicklung der deutschen Bevölkerung in jenen Provinzen sicher zu stellen, unterstützen wird. In den Erwägungsgründen wurde hervorgehoben, daß es dem preußischen Staate verfassungsmäßig obläge, das Zurückdrängen des deutschen Elementes durch das polnische in einigen östlichen Provinzen der Monarchie zu verhindern, und daß die Landesvertretung das Recht und die Pflicht hätte, mit der Staatsregierung bei der Verfolgung dieses Zieles nachhaltig zusammenzuwirken. Fürst Ferdinand Radziwill beantragte dagegen, zur Tagesordnung überzugehen, da der erwähnte Antrag Mißhelligkeit und Zwiespalt unter den in den östlichen Provinzen der Monarchie zusammenlebenden Staatsangehörigen hervorrufen würde, sowie der Pflicht des Staates zuwiderliefe, alle Unterthanen ohne Unterschied der religiösen und sprachlichen Verschiedenheit in ihrer geistigen und materiellen Wohlfahrt gleichmäßig zu schützen.

Der Antrag Dernburg gelangte dann in namentlicher Abstimmung mit 108 gegen 13 Stimmen zur Annahme. Die Verhandlungen selbst erhielten durch die Rede, mit welcher der Bischof von Fulda, Dr. Kopp, sich in das Herrenhaus einführte, ein besonderes Interesse. Wie natürlich es auch erscheinen mag, daß jeder Staatsangehörige

Liebe für die Würde und die Größe des Vaterlandes hegt, muß doch hervorgehoben werden, daß Bischof Kopp sich die Gelegenheit nicht entgehen ließ, zu erklären, daß diese Liebe und dieses Interesse ganz besonders von denjenigen verlangt werden dürfen, welche kraft ihres Amtes berufen sind, die sittlichen Tugenden im Volke zu wahren und zu pflegen. Er betonte zugleich, daß er jeden Anlaß, für das Vaterland und dessen Interesse Bekenntniß abzulegen, freudig ergriffe und dies als eine hohe Pflicht betrachtete. Der Befürchtung gegenüber, daß mit den von der Regierung beabsichtigten Maßnahmen nur der Kulturkampf fortgesetzt und erweitert werden solle, hob Bischof Kopp hervor, daß er eine derartige Besorgniß nicht theile, vielmehr zu der Staatsregierung das feste Vertrauen hege, sie würde den Schutz des Vaterlandes mit der Verpflichtung zum Schutze der Confession in Einklang zu bringen wissen.

Man durfte mit Recht darauf gespannt sein, welche Stellung die clericale Presse gegenüber den Äußerungen des Bischofs von Fulda einnehmen würde. Die Sprache dieser Organe läßt denn auch an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Eines derselben versichert, daß kein einziges katholisches Blatt das Eintreten zu Gunsten der Polen vorlagen für zulässig halte, und daß es die zweifellose politische Pflicht der Katholiken sei, der Ausnahmegegesetzgebung gegen die Polen, die jetzt geplant werde, mit allen gesetzlichen Mitteln entgegenzutreten. Weiter wird darauf hingewiesen, wie in den Reihen der katholischen Staatsbürger vollständige Solidarität des Urtheils über die Polenfrage herrsche, eine Uebereinstimmung, „in die Niemand Breche legen“ könne. Hier wird also dem Bischof Kopp in aller Form der Gehorsam angekündigt. Man würde übrigens sehr geben, wollte man annehmen, daß aus dem maiden-speech im Herrenhause weitgehende Schlußfolgerungen über das Verhalten des Bischofs von Fulda gegenüber dem Gesetzentwurf, betreffend die Abänderung der kirchenpolitischen Gesetze, gezogen werden könnten. Wurde doch bereits angekündigt, daß die Anträge des Bischofs Kopp sich vor Allem auf die für die Kirche unannehmbaren Punkte der Novelle beziehen, zu denen in erster Linie die Unfähigkeitserklärung für geistliche Aemter gehöre.

In Frankreich ist der von den Opportunisten seiner Zeit begonnene Kulturkampf durch andere Fragen der inneren und auswärtigen Politik zurückgebrängt worden. So bildete jüngst die „monarchistische Propaganda“ den Gegenstand zahlloser Erörterungen. Die französische Deputirtenkammer hat nun aber mit großer Stimmenmehrheit den Antrag auf Ausweisung der „Prinzen“ abgelehnt. Nicht minder wurde der Antrag zurückgewiesen, die Regierung mit der Befugniß auszustatten, selbständig eine derartige Ausweisung anzuordnen. Dagegen wurde mit 353 gegen 112 Stimmen die von dem Deputirten de Lanessau eingebrachte Tagesordnung angenommen, welche also lautet: „Im Vertrauen auf die Energie und die Wachsamkeit der Regierung, sowie in der Ueberzeugung, daß das Gouvernement gegen die Mitglieder der Familien, welche über Frankreich geherrscht haben, die durch das höhere Interesse der Republik nothwendig gemachten Maßregeln ergreifen wird, geht die Deputirtenkammer zur Tagesordnung über.“ Das Ministerium Freycinet darf diesen Ausgang der parlamentarischen Verhandlungen vom 4. März um so mehr für einen bedeutamen Sieg erachten, als die Mehrheit lediglich aus republikanischen Abgeordneten bestand. Freilich wird das ablehnende Verhalten der Regierung in der Angelegenheit der „Prinzen-Ausweisungen“ vielfach als ein Bruch mit den Radicalen angesehen, während die letzteren doch den Handelsminister Lockroy, den Minister der Posten und Telegraphen Grauet, sowie den Kriegsminister General Boulanger zu den Ihrigen zählen. Prüft man allerdings das von der Deputirtenkammer beschlossene Vertrauensvotum auf seinen Inhalt, so gelangt man zu der Ueberzeugung, daß dasselbe herzlich wenig bedeutet, und das „Journal des Débats“ spottet mit Recht: „Was soll unter dem höheren Interesse der Republik verstanden werden? Höher als was? Diese Ausdrücke wollen uns nicht recht gefallen. Sie sind leibliche Wetzern jener anderen: Staatsraison und öffentliches Wohl! Diese ganze Familie von Phrasen ist uns verdächtig. Aber eine Kammer, die, nachdem sie ermüdet worden ist, um sieben Uhr Abends abstimmen muß und um jeden Preis zu einem Ergebnisse

gelangen will, achtet nicht so genau darauf, was sie beschließt.“ Der Graf von Paris und die übrigen Orléans, sowie der „rothe Prinz“ und dessen Sohn Victor können jedenfalls nach dem Votum vom 4. März der Zukunft ruhiger entgegengehen, da sie in nächster Zeit nicht befürchten müssen, im „höheren Interesse der Republik“ aus Frankreich ausgewiesen zu werden.

Weit ernster ist die Gefahr, welche der französischen Regierung noch immer in Tongking droht. Daß die Beschlüsse der Deputirtenkammer, durch welche die militärische Expedition in Ost-Asien eine wesentliche Einschränkung erfuhr, in China nicht unbemerkt bleiben würden, konnte mit Bestimmtheit vorhergesehen werden. Nach den jüngsten Meldungen, welche im auswärtigen Amte zu Paris eingetroffen sind, machten denn auch die chinesischen Mitglieder der mit der Absteckung der Grenze in Tongking beauftragten Commission unerwartete Schwierigkeiten. Während die Vertreter der französischen Regierung die Grenze Tongking's nahe an derjenigen China's gezogen wissen wollen, bestehen die chinesischen Mandarinen darauf, daß die Franzosen sich mehr in das Innere Tongking's zurückziehen. Die dem auswärtigen Amte in Paris nahestehenden Organe versuchen bereits, die Tragweite des von Seiten China's geleisteten Widerstandes abzuschwächen, indem sie darauf hinweisen, daß die Grenzregulirung noch eine ganze Reihe von Jahren in Anspruch nehmen würde. Auch wird hinzugefügt, daß die Mitglieder der Commission in den ersten Tagen des Aprils theils nach Hanoi, theils nach Canton zurückkehren müßten, weil dann die klimatischen Verhältnisse ein längeres Verweilen in jenen Grenzdistricten nicht gestatten, „ohne daß die Gesundheit der Betheiligten ernstlich gefährdet würde.“ In Frankreich wird man jedenfalls gut daran thun, sich von Neuem auf minder erfreuliche Botchaften aus Ost-Asien gefaßt zu machen, wenn auch laut Nachrichten, die am 16. März aus Hanoi in Paris eingetroffen sein sollten, die in Bezug auf die Grenzregulirung hervorgehobenen Schwierigkeiten beseitigt sind.

Die politische Mission Paul Bert's als französischen Generalresidenten in Tongking und Annam wird schwerlich an den Verhältnissen in diesen Colonialgebieten auch nur das Geringste ändern. Daß der frühere Professor der Physiologie und Unterrichtsminister im Cabinet Gambetta für geeignet gehalten wurde, das französische Protectorat in Tongking und Annam zu organisiren, ist eine der seltsamsten Ideen, durch welche ein republikanisches Ministerium in Frankreich bisher seine Findigkeit erwies. Wenn es aber für den neuernannten Generalresidenten vor Allem von Bedeutung ist, sich mit den Militärbehörden, sowie mit den Missionären in gutes Einvernehmen zu setzen, so bietet Paul Bert in dieser Hinsicht sehr geringe Bürgschaften; insbesondere werden die französischen Geistlichen in Ost-Asien den entschiedenen Gegner der kirchlichen Congregationen mit dem lebhaftesten Mißtrauen empfangen, während die militärischen Chefs in der Ernennung eines dem Civilstande angehörenden General-Residenten nur einen neuen Eingriff in ihre Machtbefugnisse erblicken können. Daß Paul Bert, der frühere Vice-Präsident der französischen Patriotenliga, einen Posten annahm, für welchen ihm jede Vorbereitung und Qualification mangelt, wird vielfach auf das außerordentlich hohe Gehalt zurückgeführt, welches mit dieser Stellung verbunden ist; aber auch dem Ministerium Freycinet wird die Nebenabsicht zugeschrieben, daß es in der Person eines der einflußreichsten Führer der Opportunisten einen lästigen Widersacher bei Seite schieben wollte. Als einziges Ergebnis der neueren französischen Colonialpolitik wäre die Entfernung des ehemaligen Intimus Gambetta's mit den großen Opfern, welche die militärische Expedition in Tongking bereits in Anspruch nahm, allzu theuer erkauft. Sollte aber der Deputirtenkammer eine weitere Creditvorlage unterbreitet werden, so würde sich die Opposition wohl nicht das Argument der Ernennung Paul Bert's entgegen lassen, wenn anders derselbe nicht bis dahin wider Erwarten als ein glänzender Staatsmann und Organisator sich entpuppt haben sollte. Ein seltsames Spiel des Zufalls ist es, daß auch der gegenwärtige Leiter der französischen Patriotenliga, der „Revanchedichter“ Paul Déroulède, für geboten erachtet, eine Zeit lang auf seinen bisherigen Wirkungskreis zu verzichten. Als Déroulède seinen



Anhängern die von ihm gehegte Absicht ankündigte, Frankreich für mehrere Monate zu verlassen, um „Studien im Auslande“ zu machen, bemerkten Spötter, daß derselbe wohl seinem Gesinnungsgegnen Paul Bert nach Tongking folgen würde. Da jedoch bekannt wurde, daß der Präsident der Patriotienliga die Propaganda gegen Deutschland über die Grenzen Frankreichs hinaus ausdehnen wollte, mußte Tongking mit seinen „Schwarzen Flaggen“ als ein wenig fruchtbarer Boden für derartige Versuche erscheinen. Paul Déroulède will denn auch vor Allem Italien, sowie Oesterreich und Ungarn mit seinen Revancheeiden beglücken. Daß die letzteren in Frankreich selbst mehr in den Hintergrund gedrängt werden, dürfen wir im Interesse des Friedens immerhin als ein erfreuliches Symptom begrüßen.

Die Orientkrisis ist einem friedlichen Abschlusse wesentlich näher gerückt. Die Unterhändler Serbiens und Bulgariens sind zu Bukarest durch die Vermittlung der Pforte zur Formulirung eines Vertrages gelangt, in welchem lediglich bestimmt wird, daß vom Tage der Unterzeichnung desselben an der Friede zwischen Serbien und Bulgarien wiederhergestellt und die Ratifications-Urkunden spätestens nach Ablauf von vierzehn Tagen in Bukarest ausgetauscht werden sollen. Nach dem ursprünglichen bulgarischen Friedensvorschlage sollte auch der Wiederherstellung der freundschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Ländern Erwähnung geschehen. Diese Forderung scheiterte jedoch an dem Widerstande der serbischen Regierung, welche nothgedrungen zwar das lakonisch gefaßte Friedensdocument unterzeichnete, den vom Fürsten Alexander von Bulgarien erzielten Erfolg aber nach wie vor mit Mißgunst betrachten wird. Was das zwischen Bulgarien und der Pforte in Bezug auf Ost-Rumelien geschlossene Abkommen betrifft, so sind allem Anscheine nach die hauptsächlichsten Hindernisse beseitigt, seitdem die „militärische Klausel“ über wechselseitigen Beistand im Falle eines Krieges entfernt und davon Abstand genommen worden ist, eine Zollgrenze zwischen der Türkei und Ost-Rumelien zu ziehen. Frankreich, Italien und England hielten dafür, daß ihr Export durch eine derartige Zollgrenze benachtheiligt werde, und die französische Regierung gab dieser Ueberzeugung in einem nach Constantinopel und nach Sofia gerichteten Doppelproteste entschiedenen Ausdruck. Diese Schritte sind nicht erfolglos geblieben, zumal da Frankreich sich auf den Berliner Vertrag berufen konnte, der auch nach der Ernennung des Fürsten Alexander von Bulgarien zum General-Gouverneur von Ost-Rumelien die Grundlage der staatlichen Verhältnisse auf der Balkan-Halbinsel bilden soll. Die Pforte hat inzwischen an ihre Vertreter im Auslande eine Note gerichtet, in welcher unter Anderem darauf hingewiesen wird, daß die Abänderungen, welche das organische Statut Ost-Rumeliens erfahren muß, der Sanction einer Conferenz unterbreitet werden sollen.

Das Verhalten Griechenlands flößt noch hier und da Besorgnisse ein. Der Cabinetwechsel in England wurde von den griechischen Chauvinisten vielfach in einem ihnen günstigen Sinne gedeutet; — eine Hoffnung, die sich sehr bald als trügerisch erweisen sollte. Das Berliner Cabinet nahm denn auch im Interesse Griechenlands Veranlassung, den Ministerpräsidenten Deljannis durch den deutschen Gesandten in Athen in vertraulicher Weise darauf aufmerksam zu machen, daß die Hoffnungen, welche man daselbst auf eine minder entschiedene Politik Englands nach dem Sturze des Ministeriums Salisbury setzte, unbegründet erschienen. Vielmehr würde das neue englische Cabinet nach den in Berlin gemachten Eröffnungen ebenso entschlossen vorgehen wie das frühere, um einen Friedensbruch von Seiten Griechenlands zu verhindern. Obgleich diese Mittheilungen vertraulich erfolgten, beauftragte der Ministerpräsident Deljannis doch den griechischen Gesandten in London telegraphisch, bei dem englischen Minister des Auswärtigen anzufragen, ob die von dem deutschen Gesandten in Athen gemachte Eröffnung, daß das englische Cabinet unter gewissen Voraussetzungen Correctivmaßregeln gegen Griechenland beabsichtigte, sich wirklich bestätige. Die englische Regierung antwortete hierauf in demselben Sinne, in welchem sie sich bereits gegenüber dem deutschen Cabinet geäußert hatte. In einem von deutscher Seite ausgehenden hochofficiösen Communiqué wurde hervorgehoben, daß das Verfahren des griechischen

Ministerpräsidenten in dieser Angelegenheit nicht geeignet wäre, denselben das Vertrauen der Mächte zu erhalten, vielmehr dahin führen müßte, daß Griechenland durch eigene Schuld die Sympathien anderer Regierungen verlore. Das griechische Ministerium, welches sich vergebens bemühte, den ihm gemachten Vorwurf zu entkräften, unterläßt überdies nicht, die Kriegsrüstungen fortzusetzen und zählt ansehnend in gewissem Maße auf die Unterstützung Frankreichs, nachdem sich deutlich gezeigt hat, daß der Philhellenismus Gladstone's nur eine platonische Bedeutung hat.

Positiver sind nach zuverlässigen Mittheilungen die weitgehenden Zugeständnisse, welche der englische Ministerpräsident dem „ungekrönten Könige von Irland“, Parnell, machen will. Beabsichtigt Gladstone doch nichts Geringeres, als der grünen Insel ein eigenes Parlament zu gewähren, und man kann vorhersehen, daß die Forderungen der irischen Nationalisten dann ins Ungemeffene wachsen werden. Bereits ist davon die Rede, daß dem in Aussicht genommenen irischen Parlamente nicht bloß die Erledigung aller rein localen Angelegenheiten zustehen, sondern auch die Befugniß, Zölle und Accise zu erheben, übertragen werden soll.

Es entsteht nur die Frage, ob die Engländer sich der Gefahr eines irischen Schutzollsystems aussetzen werden, da es leicht geschehen könnte, daß das irische Parlament, welches mit der Zeit sogar den gegenwärtigen Standpunkt Parnell's zu maßvoll finden würde, die englischen Waaren mit Einfuhrzöllen belegt. Die Mitglieder des liberalen Ministeriums verhehlen sich allerdings nicht, daß die irische Politik Gladstone's im eigenen Feldlager auf lebhaften Widerstand stoßen könnte, wie denn der Staatssecretär für Irland, John Morley, in einer Versammlung jüngst unter Anderem betonte, daß die Liberalen sich vielleicht am Vorabende von Ereignissen befänden, welche die Partei zu spalten drohten. Im Hinblick auf die irische Angelegenheit betonte der Minister ausdrücklich, wie es sehr wahrscheinlich wäre, daß die Wähler berufen werden könnten, die Frage binnen kurzer Zeit zu entscheiden. Für die augenblickliche Strömung im englischen Unterhause bezeichnend ist die geringe Stimmenmehrheit — 202 gegen 166 Stimmen —, mit welcher in der Parlamentssession vom 5. März der gegen das Oberhaus gerichtete Antrag Labouchère's abgelehnt wurde. Derselbe erklärte, es wäre mit den Grundfäden einer repräsentativen Verfassung unvereinbar, daß irgend ein Mitglied eines der beiden Häuser der Legislatur seinen Anspruch darauf, Gesetze zu geben, aus dem Rechte der Erblichkeit herleite. Gladstone bekämpfte den Antrag des radicalen Unterhausmitgliedes, indem er jedoch constatirte, daß die liberale Partei und das Land allen Grund hätten, sich über das Vorgehen des Oberhauses auf dem Gebiete der Gesetzgebung zu beklagen. Der Premier hält dafür, daß die Frage einer Reform des Oberhauses von großer Tragweite sei und daß ihr nicht durch eine verfrühte Erörterung präjudicirt werden dürfe. Wenn es keinem Zweifel unterliege, daß eine derartige Reform geboten sei, so lasse sich doch andererseits eine vollständige Abschaffung des Princips der Erblichkeit keineswegs billigen. An Zündstoff wird es, wie aus der Erregtheit der öffentlichen Meinung in Großbritannien geschlossen werden muß, auch in nächster Zeit im Parlamente nicht mangeln, zumal da neben der irischen Angelegenheit auch die Arbeiterbewegung, sowie die auswärtige Politik zu Zwischenfällen aller Art Anlaß bieten können. Das Ministerium Gladstone wird jedenfalls seine ganze Geschicklichkeit aufbieten müssen, wenn anders es nicht nach kurzer Zeit wieder das Feld räumen will.

Auch das italienische Cabinet war in den letzten Tagen arg gefährdet, da Depretis den aus Anlaß der Finanzdebatte von der Opposition unternommenen Ansturm nur mit einer Mehrheit von fünfzehn Stimmen zurückzuschlagen vermochte. Nachdem mit dieser winzigen Majorität beschlossen worden war, zur Specialdebatte des Rechnungsabchlusses überzugehen, wurde der letztere selbst genehmigt, und die Kammer vertagte sich auf den 15. März, damit den Deputirten in der Zwischenzeit Gelegenheit geboten wäre, den Carneval in vollen Zügen zu genießen.

## Literarische Rundschau.

### Neue Novellen.

- Himmliche und irdische Liebe. — F. U. R. I. A. — Auf Tod und Leben. Novellen von Paul Heyse. Achtzehnte Sammlung der Novellen. Berlin, W. Herp. 1886.
- Auf der Fahrt. Kurze Erzählungen von Rudolf Lindau. Berlin, F. u. P. Lehmann. 1886.
- Des Lebens Ueberdruß. Eine Berliner Geschichte von Karl Frenzel. Minden, J. C. C. Bruns. 1886.
- Neue Novellen von Karl Frenzel. I. Band: Die Mutter. — Die Verlobung. II. Band: Der Spielmann. — Das Kind. Berlin, H. Walbern. 1886.
- Berliner Geschichten von Friedrich Dernburg. Berlin, Julius Springer. 1886.

Wenn heutiges Tages irgend ein Zweig der deutschen Literatur in Blüthen steht, so ist es die Novellendichtung. Hier schaffen unsere besten Autoren ihr Bestes; und von alter Zeit her fein und fest überliefert, haben Novellenform und Novellentechnik sich zu einer solchen Kunstvollendung herangebildet, daß auch weniger schöpferische Naturen hier noch am ehesten ihr Glück versuchen durften. Den meisten von ihnen ist Paul Heyse das Vorbild. Schon um seiner erstaunlichen Fruchtbarkeit willen, welche in letzter Zeit fast unheimlich geworden ist, verdient er den Vortritt. Immer aufs Neue fühlt er sich angeregt, den zarten Zauber seiner Sprache wirken zu lassen, und man läßt sich von ihrem verführerischen Reiz stets gern überreden, auch dort, wo sie nicht mehr die Wahrheit des Lebens spricht. Wie Heyse's Personen oft mehr nach der Art ihres Dichters, als ihrem eigenen Charakter und Stande gemäß sich ausdrücken, so werden auch die Vorgänge lieber von einem allgemeinen Gesichtspunkt betrachtet.

Heyse sieht immer mehr das Leben als Theoretiker an, er sucht nach etwas Regulärem und Gesetzmäßigem in der ethischen Welt, wofür der Einzelfall, den er in der Novelle gerade behandelt, ihm nur zum Paradigma dient. Sentenziöse Formeln und doctrinäre Erwägungen, weit ausschauende Reflexionen und Raisonnements drängen sich oft nicht zum Vorthheil der Handlung vor. Sie ehren den vornehmen Geist, die vornehme Gesinnung des Dichters, der nicht nur ein Künstler, sondern auch ein Philosoph sein möchte, aber sie können gerade dem Künstler Eintrag thun, da sie seine Phantasie ernüchtern, die frische Lebendigkeit seiner Situationen lähmen. Solche grüblerische Abkehr von der unmittelbaren Natur und dem Individuellen geben auch die drei vorliegenden Novellen zu erkennen. Ohne auf Modelle geblickt zu haben und von persönlichen Erlebnissen erfüllt zu sein, hat Heyse sich seine Probleme gestellt und den Charakteren weniger einen dichterischen Selbstzweck gegeben, als vielmehr sie für den Beweis eines allgemeinen Satzes nutzbar gemacht.

Von jeher hat den Dichter fast ausschließlich das Liebesproblem beschäftigt, und nach einer kurzen Hinwendung zu Freundschaftsproblemen ist er im neuesten Novellenbände mit gesteigerter Energie à ses premiers amours zurückgekehrt. Er confrontirt sogar

„himmlische und irdische Liebe“, indem er von dem bekannten Tizianischen Gemälde *Amor sacro ed amor profano* ausgeht, welches für den Vorgang der Novelle symbolische Bedeutung hat und die Ereignisse einen entscheidenden Schritt vorwärts treibt. Daß Mann und Frau uneins darüber sind, wer von den beiden auf dem Bild dargestellten Frauengestalten die heilige und die profane Liebe bedeuten, deckt einen solchen Widerspruch zwischen ihrer innersten Lebensauffassung und Seelenrichtung auf, daß die Ereignisse, welche sich in diese Ehe drängen und beide Theile unglücklich machen, fast nur Beispiels halber die erkannte Thatsache begleiten. Wie so oft bei Heise und anderwärts, ist ein Mann mit starkem sinnlichen Gefühl zwischen zwei Frauen gestellt. Von dem zarten „Mufenantliß“, der „schlanken Mufengefalt“ seiner allerseits verhimmelten Gattin zieht es ihn, den ausgezeichneten Gelehrten, zu einer Näherin, obwohl jene mit gleichgesinnten Freundinnen in vertheilten Rollen den Sophokleischen *Philoctet* liest, diese nur ein paar alte Kalender zu durchblättern hat. „Man hört ja nicht auf die Vernunft,“ sagt der Held an der einen Stelle, „wenn man sich etwas in den Kopf gesetzt hat;“ und weil dieser Professor *Ehlo*dwig nicht nur ein „literarischer Naturbursche“, sondern Naturbursche überhaupt ist, so muß er der Ehrfurcht vor seiner Frau, der Ehestandspflicht, dem Urtheile der Welt trogen und dem Zuge seiner Natur folgen. Die Schuld, die er auf sich lädt, sühnt er durch freiwilligen Tod, und damit erwirkt sich der Dichter das Recht nicht auf Seiten der stolzen, dichtenden und denkenden Frau, sondern auf Seiten des armen zu Fall gekommenen, aber sichtlich und herzlich fühlenden Mädchens zu stehen. Dieses, nicht jene bedeutet für ihn die heilige, die himmlische Liebe.

Steht in der Hauptnovelle ein Mann zwischen zwei Frauen, so stellt „F. U. R. I. A.“ ein Weib zwischen zwei Männer. Auch hier kommt es zum Ehebruch. Blieben aber dort die innerlich geschiedenen Gatten äußerlich beisammen, so wird hier der Verrathene auch verlassen, und trieb dort den Helden die Unerträglichkeit des häuslichen Zustandes zum Selbstmord, so trüftet hier der betrogene Gatte sein einfames Leben im Irren. Und wenn dort symbolisch ein altes Gemälde das Problem veranschaulicht, so schafft hier der Held selbst ein Bildwerk, das seine Herzenserfahrung symbolisirt. Er ist Bildschnitzer und hat alle körperlichen Reize seines Weibes mit dem Genie des Wahnsinns als ein blasphemisches Gegenstück zum Gekreuzigten dargestellt. Dem J. N. R. J. des Gott geweihten Kreuzifixes entsprechen auf dem „vom Fürsten der Hölle eingegebenen“ Gegenbilde jene räthselhaften Buchstaben, welche nichts anderes bedeuten, als was Heise auch sonst ohne Blasphemie immer behauptet hat: *Femina Universi Regina In Aeternum*; das Weib ist die Königin der Welt in Ewigkeit. Natürlich fällt das Kunstwerk dem Zorn der Priester zum Opfer und der unglückliche Künstler geht zu Grunde. Weit weniger als in der ersten Novelle ist Heise hier auf das Problematische ausgegangen. Hier hat ihn in der That zunächst das Factum dichterisch ergriffen. Damit es aber auch hier nicht an den beliebten Reflexionen fehle, erzählt der Dichter nicht selbst, sondern legt nach einer an sich sehr hübschen, aber wenig organisch eingefügten Vorzählung die Geschichte einem nah beherzigten Zeugen in den Mund.

Die dritte Novelle „Auf Tod und Leben“ ist wiederum nichts weiter als ein recht dürftiges Exempel für die fragwürdige These, ob es Gattenpflicht und Gattenrecht sei, den schweren Leiden seiner unheilbaren Frau auf deren flehentliches Bitten gewaltsam ein Ende zu machen. Heise ist bemüht, die ganze Schwere, die auf dem, der solches that, lastet, darzustellen, aber der Unglückliche findet sein Glück wieder in Gestalt einer zweiten Frau, welche ihn von der Gewissensqual freispricht. Die psychologische Tiefe und Bedenlichkeit des Gegenstandes ist durch diese Novelle nicht erschöpft. Sie zeigt am deutlichsten, wie sehr Alles abblaßt und ermattet, weil der Dichter nicht von lebendigen Individualitäten, sondern von einer doctrinären Frage aus seinen Stoff sucht und gestaltet.

Ganz im Gegensatz dazu stehen die kurzen Erzählungen Rudolf Lindau's, von welchen der Verfasser die meisten thatsächlich „auf der Fahrt“ erlebt oder mindestens doch gehört haben mag. Ueberall liegt ein geschehenes Factum zu Grunde, das

manchmal durch seine Seltbarkeit auffällt, manchmal aber nur durch die virtuose Kunst des Darstellers über das Niveau des Gewöhnlichen und Alltäglichen hinausgehoben wird. Die kleinen Geschichten haben fast sämmtlich mit einander den Ort der Handlung gemein. Es ist Yokohama oder wir befinden uns auf der Reise von dort oder dorthin. Der Verfasser selbst führt uns auf ein Schiff, welches von Yokohama nach San Francisco geht und stellt uns nach einander seine Reisegefährten, vor Allem aber den alten Capitän, in längerer, aber zunächst nur wenig interessirender Porträtirung vor. Erst wenn wir die einzelnen Geschichten kennen lernen, welche der Capitän oder einer der Passagiere erzählen, fällt aus ihnen ein wärmerer Lichtstrahl auch auf den Erzähler selbst, der entweder ein eigenes Lebensschicksal oder wenigstens eines, woran er persönlich Theil genommen, mittheilt. An sich betrachtet, sind die Erzählungen von sehr ungleichem Werthe. Aber auch aus den unbedeutenderen blüht uns stets bald ein wunderliches, bald ein rührendes, bald ein häßliches, bald ein schönes, bald ein gutes, bald ein böses Menschenantlitz entgegen, und die absolute Glaubwürdigkeit des Schicksals packt uns auch dort, wo der Erzähler mehr ein Referent als ein Poet sein wollte. Rudolf Lindau's Kraft liegt viel weniger in der Phantasie und Fabulirung, weitmehr in einer höchst ungewöhnlichen Menschenkenntniß und Welterfahrung, die er an den besten Mustern geschult, in künstlerisch abgerundete und künstlerisch treffende Form zu fassen weiß. Alle Mittel der Darstellung stehen ihm zu Gebote. Auch in diesen Geschichten, von denen sich die wenigsten mit seinen größeren Werken messen können, weiß er auf wenig Seiten sieberhaft zu spannen und tief zu ergreifen. Durch das ganze Buch geht ein einheitlicher Ton: so weit all' diese Menschen gereift sind, so viel sie erkundet haben, immer trat ihnen nur eine Welt entgegen; es ist, um mit Lindau zu sprechen, eine kleine Welt, aber es ist die moderne Welt. Nichts zieht den Autor, der so viel ferne Länder bereiste, auch in fernere Zeiten; er fühlt, lebt und denkt allein mit seiner Generation; und wenn er Poesie inmitten seines Realismus findet, so ist sie uns doppelt schätzbar, weil sie nicht als etwas Ueberliefertes, sondern als etwas uns, unserm Geschlecht und unserer Zeit Eigentümliches erscheint.

Nicht so fest in seinen eigenen Schuhen steht Karl Frenzel; aber auch bei ihm ist das sictliche Bestreben vorhanden, modern und real zu sein. Und in der Berliner Geschichte „Des Lebens Ueberdruß“ ist ihm dieses wohl gelungen. Zusammen mit so vielen jüngeren Autoren streift er nach einer Berliner Localliteratur, nach einer specifischen Reichshauptstadt-Belletristik. Er greift ein allhergebrachtes Problem auf: daß Jugend nach Jugend geht und weder die Lockungen des Reichthums, des Glanzes, noch auch kindliche Ehrfurcht und Dankbarkeit gegen das Alter etwas an diesem Naturgesetz ändern können. Aber er ist bemüht, dieses Naturgesetz auf Berliner Mitlebende anzuwenden. Freilich tritt das Berlinische mehr in den Details als in der Hauptsache, mehr in den ausgedehnten Schilderungen als in der Handlung hervor, welche auf einige wenige mit dramatischer Kraft wirkende Momente hinausgearbeitet wird. Was dieser Erzählung einen besonderen Reiz gibt, ist ihre durchsichtige Klarheit und Einfachheit. Nur vier Personen treten in den Vordergrund. Drei davon wirken auf das Schicksal einer armen Blumenarbeiterin ein, welcher von ihrem betagten Wohlthäter ein mit äußeren Glücksgütern aus reichste segnetes Leben an seiner Seite, von einem jungen flatterhaften Künstler dagegen kaum eine Hand voll Liebe geboten wird. Weil aber diese Hand sich ihr im entscheidenden Augenblick entzieht, wirft sie die ganze glänzende Zukunft von sich, und anstatt die Frau des reichen Commerzienraths zu werden, geht sie in die Spree. Es ist ein feiner Zug des Autors, daß er die Gestalt des alten Mannes durchaus sympathisch uns vorführt. Er ist weder ein alter Oef, noch ein alter Lebemann; er steht in der vollen Kraft seiner Männlichkeit, und hat inmitten der Unaufrichtigkeit und Geschraubtheit seiner Gesellschaft eine starke Sehnsucht nach einfacher Natur. Das Mädchen verehrt ihn und hat Grund dazu. In einer aufgeregten Champagnerlaune gibt sie ihm arglos ihre herzhafteste Zuneigung herzlich zu erkennen, er hat ein volles Recht, auf seine Zusammengehörigkeit mit ihr zu hoffen, aber Jugend will zu Jugend und drum wird das ersehnte Glück

zu Schanden. Sehr klug hat Frenzel seiner Heldin, dem Volksmädchen, eine verwöhnte Migränenatur gegenüber gestellt. Sie ist die Tochter des Commerzienraths und zugleich die Geliebte des jungen Malers. Aus Caprice hat sie jenes Mädchen in ihre Nähe gezogen, die nähere Bekanntschaft Charlottens mit den beiden Männern vermittelt und bietet von da ab jeden äußeren Anlaß zu der inneren Nothwendigkeit, mit der Charlottens Schicksal sich erfüllt. Sie ist es eigentlich und ihr von der weiblichen Schönheit im dürftigen Kleide entzückter, aber dabei auf eine reiche Geldheirath erpichter Maler, welche Berliner Luft in diese Berliner Geschichte hineinbringen. Verhältnisse wie Personen sind von ungemeiner Lebenswahrheit.

Dieses letzte Lob kann Karl Frenzel's „Neuen Novellen“ nur theilweise gespendet werden. Hier verquickt sich in einer Weise, durch die der künstlerische Eindruck geschädigt wird, das Realistische mit jenem Elemente, welches man lobend das Romantische, tadelnd das Romanhafte nennt.

Als im Lauf unseres Jahrhunderts durch das Verblühen der blauen Blume und durch die jähe Hinwendung aus mondbeglänzter Zaubernacht zu Dampf und Eisen ein radicaler Geschmackswandel sich vollzog, blieb von der alten Pracht und Herrlichkeit noch so manches Restchen übrig, das auch die naturalistischen Bestrebungen unserer Zeit nicht aufzuzehren vermögen. Nur einem Dichter ersten Ranges, wie Gottfried Keller, ist es gegeben, die Widersprüche zwischen Romantik und Realismus künstlerisch auszugleichen und in harmonischer Einheit zu verweben. Eine minder schöpferische Phantasie wird hier ihre Hauptschwierigkeit finden, und je weniger sie überwunden ist, desto mehr wird dasjenige hervortreten, was wir das Romanhafte nennen: ein Begriff, der späterhin von historischen Betrachtern der heutigen Literatur aufgenommen werden wird, um eine Hauptrichtung derselben zu bezeichnen. Für diese Richtung werden die Novellen Frenzel's besonders kennzeichnend bleiben. Stellte er sich in jener Berliner Geschichte fest auf den Boden realistischer Modernität, so wirkt er in der Novelle „Der Spielmann“ Alles bei Seite, was er so oft principiell von unseren Autoren fordert, verzichtet gänzlich auf die künstlerische Darstellung gegenwärtigen Lebens und eilt mit verhängten Jügeln in romantisches Land und romantische Zeit, nach der frühlichen Stadt Toulouse, die Graf Rainund, der Kreuzfahrer, an Simon von Montfort verloren hatte, um sie ihm, wie wenigstens Frenzel fabulirt, durch eines beleidigten Spielmanns Rache wieder abzugewinnen. Der seine historische Sinn und das scharfe psychologische Gefühl des Autors hat hier ein kleines Meisterstück geschaffen, welches sich an Zeitstimmung und Localcolorit beinahe mit Novellen Conrad Ferdinand Meyer's vergleichen ließe. Aber der nach Modernem strebende Dichter hat bewiesen, wie tief die alte angestammte Romantik ihm noch im Geiste wurzelt. Von hier aus betrachtet, gewinnen auch seine mißlungeneren Erzählungen ein höheres Interesse, weil wir sehen, wie an dem Versuch, moderne Stoffe mit romantischen Motiven zu verquicken, Frenzel's Gestaltungskraft scheitert, und jenes Romanhafte oft in höchst wunderlicher Gestalt aufkommt. Das zeigt die Novelle „Die Mutter“, das zeigt die im Ganzen wie im Einzelnen dieser parallel laufende Novelle „Das Kind“. Dort hat die Mutter ein Eheleben hinter sich, von dem die Welt nichts weiß und ihre erwachsene Tochter zweiter Ehe nie etwas erfährt. Hier gehört „das Kind“ einem Vater, von dessen Vorleben die eigene Frau Jahre lang nichts wußte, bis diese dunkle Vergangenheit eben in Gestalt eines unehelichen Kindes, eines längst erwachsenen Mädchens, vor sie tritt. Beide Male spielt in der Vorgeschichte, welche weitläufig von den Beteiligten auf dem kritischen Höhepunkte der Situation erzählt wird, ein fahrender Künstler die entscheidende Rolle. Dort ist es ein Musikus, hier eine Sängerin. Und beide Male sucht der Autor um einen Mann glaubhaft zu machen, welcher in seiner Jugend alle Fahrigkeit, Unweltläufigkeit und traditionelle Verlodderung genialischer Künstlernaturen besaß, um dann aber nicht zu verkommen, sondern um plötzlich ein Schätze sammelnder Geschäftsmann im großen Stile zu werden. In diesen beiden Figuren, die von einander wohl unterschieden sind, gewinnt jener romantische Realismus gewissermaßen Leib und Leben. Diese beiden Figuren geben ein

Kriterium für das, was der Dichter wollte und nur sehr theilweise erreicht. Soweit wir an sie nicht glauben können, soweit können wir an die ganzen Novellen nicht glauben. Der Verfasser, der in der Berliner Geschichte so gut dem Realismus, in der Toulouser Geschichte noch weit besser der Romantik es zu Dank machte, kann zweien Herren auf einmal nicht dienen. Und besonders „Das Kind“ muß als nicht wohlgerathen und, auch was die künstlerische Composition betrifft, nicht wohlgezogen bezeichnet werden.

Geringeren Widerpruch, freilich auch geringeres Interesse erregt die fünfte Novelle, „Die Verlobung“ eines reichen jungen adeligen Fräuleins mit einem angejahrten, etwas steifen aber höchst wackeren Kaufmann. Wie fast überall, wo Frenzel hausbackeneren Naturen einen etwas idealen Schwung geben will, geschieht es auch hier durch Musik. Der Procurist spielt wunderschön Beethoven'sche Sonaten. Die einfache Geschichte liest sich glatt und gefällig, weckt eine kühle Sympathie für die Hauptpersonen, man legt das Buch mit Gemüthsruhe aus der Hand und sagt sich: Vergleichen könnten Viele machen! Von Frenzel aber möchten wir wünschen, daß er, der richtige Berliner, auf dem Wege, welchen jene Berliner Geschichte bezeichnet, noch manche lockende, lohnende Aufgabe jände und löse.

Er träte dann zusammen mit seinem Specialcollegen von der Nationalzeitung, dem zugewanderten Berliner, Friedrich Dernburg, welcher erst kürzlich sein feuilletonistisches und höchst wahrscheinlich auch ein novellistisches Herz in sich entbedt hat. Aus dem Bande „Berliner Geschichten“ soll uns, weil die übrigen mehr oder minder skizzenhafte Gaufereien sind, nur die erste und längste, „Tidibus“ betitelt, einen Augenblick hier festhalten. Auch in ihr überwiegt noch das Feuilletonistische durch anschauliche, lebenswahre Situationschilderung und den ausgezeichneten Typus eines Reporters. Die Fabel selbst ist zwar in ihren einzelnen Theilen keineswegs unwahrscheinlich an sich, aber sie wird es durch ein gewaltthätiges Streben nach Knappheit und Kürze. Der Zufall mischt sich etwas unverfäemt in die Entwicklung ein, um sie vorwärts zu heben, und es befehlen sich nicht zum Vortheil des Ganzen zwei verschiedene Absichten des Verfassers. Lustspielhaft will er einerseits, ähnlich wie Sardou in seiner geistreichen Komödie „Der letzte Brief“, durch das wechselvolle Schicksal eines angebraunten Stück's Papier Spannung erregen, andererseits dient ihm diese Handlung nur als ein Mittel, um Berliner Zustände satirisch-ironisch oder auch ernsthaft würdigend zu schildern. Die letzte Absicht ist besser als die erste von ihm erreicht worden, da zu jener auch besser als zu dieser Dernburg's etwas nervöse Journalistenliebhaberei für das Actuelle und Sensationelle dient.

Dernburg's und Frenzel's Versuche, actuelles Leben der deutschen Reichshauptstadt in literarischer Kunstform zu erfassen, stehen ja keineswegs vereinzelt da. Noch beliebter als die Berliner Novelle ist der „Berliner Roman“, der als Nachahmung der „Mœurs parisiennes“ anfängt, eine Gattung für sich selbst zu sein. Mehrere Autoren streiten um die Ehre, ihn erjunden zu haben. Wie es bei allem Neuen nicht anders ist, greifen noch viel Unberufene nach der Siegespalme, und von den durch Talent, Weltkenntniß und Bildung Berufenen irrt Mancher noch in manchmal sehr dunkeln Drange. Aber auf dem rechten Wege sind sie, denn dieser Weg führt zu neuen Quellen literarischer Erfindung und Gestaltung. Und betrübend ist es nur, daß so Mancher der Allerberufensten und Längsternwählten diese Quellen nicht suchen hilft, weil psychologische Spitzfindigkeiten ihn von der Beobachtung des wirklichen Lebens abkehren.

Paul Schlenker.

**e. Geschichte der Deutschen Litteratur von Leibniz bis auf unsere Zeit.** Von Julian Schmidt. Erster Band. 1670—1763. Berlin, Wilhelm Berg. 1856

Die beiden früheren Werke Julian Schmidts: „Geschichte des geistigen Lebens von Leibniz bis auf Lessing's Tod“ (2 Bde.) und „Geschichte der Deutschen Litteratur von Lessing's Tod bis auf unsere Zeit“ (3 Bde.) sind in der gegenwärtigen Gestalt zu einem völlig neuen Werk zusammengearbeitet worden, welches der Verf. als die endgültige, die „Ausgabe letzter Hand“ ansieht. Dasselbe ist auf fünf Bände berechnet, von denen dem vorliegenden ersten Bande der zweite sofort, der dritte in den nächsten Monaten, der vierte und fünfte vor Ablauf des Jahres folgen werden. Man darf diese Neubearbeitung von Julian Schmidts Deutscher Litteraturgeschichte, die nun zum erstenmal ein vollständiges und einheitliches Ganzes bilden wird, als eine der wichtigsten Erscheinungen auf ihrem Gebiete begrüßen; und indem wir uns begnügen, hier einfach die Thatsache ihres Beginns constatirt zu haben, behalten wir uns vor, nach ihrer Vollendung ausführlich auf sie zurückzukommen. Nur der vorzüglichen Anstaltung, die dem Werke von Seiten der Verlagsbandlung zu Theil geworden, wollen wir noch ein vorläufiges Wort der Anerkennung zollen; wie es auch erfreulich ist, daß uns am Schluß ein vollständiges Register verheißen wird: solche Register haben den Julian Schmidtschen Werken bisher nur allzuweh gefehlt.

**e. Literature.** Ralph Waldo Emerson. France and Voltaire. Voltaire and Frederick the Great. Frederick the Great and Macaulay. Albert Dürer. The Brothers Grimm. Bettina von Arnim. Dante on the recent Italian Struggle. By Herman Grimm. Boston, Cupples, Upham & Co. 1886.

Ein Auswahl aus Herman Grimm's Essays in englischer Uebersetzung, welche, wie aus allen Berichten hervorgeht, einen ungewöhnlichen Erfolg in America gehabt hat. Wie man aus der Angabe der Titel ersieht, sind hier Essays über die verschiedensten Gegenstände und aus den verschiedensten Perioden des Autors neben einander gestellt: wir finden einige seiner frühesten neben einigen seiner spätesten. Für den amerikanischen Leser, deren Geschmack Miß Adams, die Uebersetzerin, billig berücksichtigt, wäre vielleicht ein Hinweis hierauf und die Datirung der einzelnen Stücke wünschenswerth gewesen. Herman Grimm zu übersetzen, erfordert keine geringe Fähigkeit: aber Miß Adams gelübt das Lob, sich ihrer Aufgabe mit Verständnis und Liebe gewidmet und sie, so weit möglich, mit Glück gelöst zu haben. Von mehrfachen Willkürlichkeiten, die, selbst als Concessionen an das transatlantische Publicum betrachtet, wir nicht recht verstehen könnten, ist sie nicht freizuspreden; der Artikel über Voltaire ist in zwei Hälften getheilt und ganze Partien daraus sind fortgelassen worden. Alles in Allem gibt Miß Adams' Uebersetzung das Original deutlich erkennbar wieder; und sie würde sich noch besser lesen ohne die bedauerlich zahlreichen Druckfehler, für welche wir jedoch die weit vom Druckort entfernt, mitten unter uns lebende Uebersetzerin nicht verantwortlich machen dürfen.

Da es dem Buch in seiner vorliegenden Gestalt gegenüber nicht auf unser Urtheil ankommt, so reproduciren wir hier die Sätze, mit welchen eine der großen politischen Zeitungen der Ver. Staaten, die „New York Tribune“ ihre Besprechung beginnt: „Der Versuch, Herman Grimm's Essays bei dem amerikanischen Publicum einzuführen, verdient die besten Wünsche aller Derer, welchen die Sache der guten Litteratur am Herzen liegt; denn sie sind das Werk eines genialen Mannes, eines wahren Gelehrten, eines entzündenden Schriftstellers, eines Poeten in Prosa. Herman Grimm's Empfindung der Wahrheit ist oft intuitiv; und mit der centralen Idee, die sich seinem Geiste darstellt, kommt ein reicher Vorrath von Bildern und Parallelen, die dem Gegenstand angemessen sind.“ — Das leitende kritische Organ New-Yorks, die „Nation“ sagt u. A.: „Herman Grimm ist einer jener gebildeten Männer, welche den schönen Humanismus Humboldt's zurückrufen; und die Sammlung seiner Essays, welche hier in der Uebersetzung erscheint, ist ein Beitrag, wie Deutschland ihn einer fremden Litteratur selten macht. . . . Grimm ist ein vielseitiger Schriftsteller und hat die Leichtigkeit der Bewegung, welche einen mit Ideen und Principien vertrauten Geist charakterisirt. Seine Bildung wurzelt in Kunst und Geschichte und Betrachtungen über diese, in einer allgemeinen und vergleichenden Weise, sind über seine Blätter gestreut. Das Buch ist merkwürdig frei von Vorurtheil; und selbst wenn der Verf. die charakteristischen Züge der intellectuellen Thätigkeit und Interessen seiner Landsleute behandelt, weist er Beschränkungen und Fehler nach in einer Art, die unsren Augen als Weisheit erscheint, ungefähr so wie Renan die Franzosen gelegentlich in Bezug auf sich selbst aufstärkt. So viel Ruhe und Anmuth im literarischen Stil, so viel eindringende und erleuchtende Aussprüche, gleichsam nur beiläufig hingeworfen, solche geistige Klarheit und Feinheit des Ausdrucks sind selten in jedem Land; und wenn man das Buch aus der Hand legt, so hat man das Gefühl, einem Manne von ausnahmsweise schöner Auffassung, menschlichen Sympathien und weiten Interessen, begegnet zu sein, dessen bevorzugte Natur selbst diese Essays nur unvollständig wiedergeben.“ — Uebrigens ist, wie wir erfahren, Grimm's „Literature“ in mehreren amerikanischen Schulen bereits als „text-book“ eingeführt.

**70. Anton Möller's Danziger Frauen-Trachtenbuch** aus dem Jahre 1601 in getreuen Facsimile-Reproductionen herausgegeben von A. Vertling. Danzig, R. Vertling. 1886.

Die Seltenheit dieses Trachtenbuchs — es existiren nur noch zwei Exemplare desselben — und seine Bedeutung als Urkunde von der Blüthezeit einer alten deutschen Hansestadt rechtfertigen eine neue Herausgabe desselben. Die sorgfältige Ausführung und gediegene Ausstattung dieser Reproduction verdienen Anerkennung, ebenso der begleitende Text, der über die Lage Danzigs im 16. und 17. Jahrh. und über Leben und Werke des Malers Anton Möller berichtet, sowie schätzenswerthe Erläuterungen zu seinem Trachtenbuche gibt.



Von Reisezeiten, welche der Redaction bis zum 15. März zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

**Allmeyer.** — Les Précurseurs de la Réforme aux Pays-Bas par J.-J. Allmeyer, Professeur à L'Université de Bruxelles. 2 Vols. Paris, Fel. Alcan. Bruxelles, C. Muquardt. 1886.

**Anzeiger des germanischen Nationalmuseums.** Februar und März 1886. 1. Band, No. 26 und 27. Hiuzu folgende Beilagen: 1) Mitteilungen aus dem germanischen Nationalmuseum. 1. Band. Bogen 25 bis 27 nebst Tafel XIV. 2) Katalog der im germ. Museum befindlichen Kartenspiele und Spielkarten. Bogen 2 nebst Tafel V bis XVI. Verlagsrechtum des germanischen Museums.

**Augé.** — Was für schlechte Menschen! Politische Satyre in drei Akten von Gotth. Augé. Leipzig, Osw. Naugé. 1885.

**Neun den Frühlingstagen des deutschen Vaterlandes.** Eine schlesische Geschichte von G. v. R.-L. Augsburg, Rich. Bruch. 1885.

**Bibliothek der Gesamt-Litteratur des In- und Auslands.** No. 1. 2. Schiller's Geschichte. No. 3. Goethe's Faust. 1. Teil. Halle a./S., Otto Gabel.

**Bibliothek, philosophische.** Heft 316. 317. Wörterbuch der philosophischen Grundbegriffe. Von Lic. Dr. Fr. Kirchner. 3. u. 4. Lfg. Heidelberg, Georg Weiss. Verlag. 1886.

**Bloch.** — Aus der Vergangenheit für die Gegenwart. Social- und literarhistorische Beiträge und Essays von Dr. J. S. Bloch, Abgeordneter des Herr. Reichstages. Wien, Hugo Engel. 1886.

**Bucher.** — Geschichte der technischen Künste. Im Verein mit Albert Hg. Fr. Lippmann, Ferd. Luthmer, Arthur Pabst, Herm. Rollett, Georg Stöckbauer herausgegeben von Bruno Bucher. 18. Lfg.: Kunstgewerbliche Eisenarbeiten. — Bronze, Kupfer, Zinn. Stuttgart, W. Spemann. 1886.

**Crawford.** — A tale of a lonely parish. By F. Marion Crawford. 2 Vols. London, Macmillan and Co. 1886.

**Dagonet die Jester.** London, Macmillan & Co. 1886.

**Dary.** — Geschichte des Römischen Kaiserreichs von der Schlacht bei Actium und der Eroberung Aegyptens bis an dem Einbrüche der Barbaren von Victor Dary, Mitglied der Académie française, früher Unterrichtsminister etc. Aus dem Französischen übersetzt von Prof. Dr. Gustav Hertberg. Mit ca. 2000 Illustrationen in Holzschnitt und einer Anzahl Tafeln in Farbendruck. Lfg. 27—29. Leipzig, Schmidt & Günther. 1885.

**Ebe.** — Die Spät-Renaissance. Kunstgeschichte der europäischen Länder von der Mitte des 16. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts von Gustav Ebe. Architekt. In zwei Bänden Erster Band. Mit zahlreichen in den Text gedruckten Figuren und 18 Tafeln in Lichtdruck. Berlin, Julius Springer. 1886.

**Engelhorn's allgemeine Roman-Bibliothek.** Zweiter Jahrg. Bd. 15. Aus des Herrs Schaum. Aus den Zeiten einer Vögezeit. Von Salvatore Farina. Stuttgart, J. Engelhorn. 1886.

**Euden.** — Die Philosophie des Thomas von Aquino und die Kultur der Reuzzeit. Von Dr. Rudolf Euden, Professor in Jena. Halle a./S., G. G. R. Pfeffer (R. Strieder). 1886.

**Euler.** — Der Commerzienrath. Original-Roman aus der Reuzzeit von Ludwig Euler. Würzburg, Stäbel'sche Univ.-Buch- u. Kunsthdlg. 1886.

**Floeger's Geschichte des Grotesk.** Original, bearbeitet, erweitert und bis auf die neueste Zeit fortgeführt von Friedrich W. Ebeling. Mit 40 Orig.-Kupfern. 3. Aufl. 2. Lfg. Leipzig, H. Bartsdorf. 1886.

**Genschen.** — Vier Erzählungen von Otto Franz Genschen. Frühlingserkürme. Luccetta. Jynale. Weihnachtsgedlen. Berlin, Eugen Greifer. 1886.

**Geschichte der Weltlitteratur in Einzeldarstellungen.** Band VIII. 1. Geschichte der Skandinavischen Litteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit von Ph. Schweizer. 1. Theil: Geschichte der Altskandinavischen Litteratur von der ältesten Zeiten bis zur Reformation. Leipzig, With. Friedrich, Hofbuchh.

**Gewerbeschule.** Organ für den Fortschritt in allen Zweigen der Kunstindustrie, unter Mitwirkung bewährter Fachmänner, redigiert von Ludwig Gilsenloh und Carl Weigle, Architekten in Stuttgart. 24. Jahrg. Heft 3. Stuttgart, J. Engelhorn.

**Harrison.** — The choice of books and other literary pieces. By Frederic Harrison. London, Macmillan and Co. 1886.

**Heiberg.** — Eine vornehme Frau. Von Hermann Heiberg. Leipzig, With. Friedrich, Hofbuchh. 1886.

**Herder's Volkstheiler.** Herausgegeben von Carl Heibich. (W. a. b. Titel Herder's angeordnete Werke. Herausgegeben von Bernhard Suphan. 11. Band.) Berlin, Weidmann'sche Buchh. 1885.

**Hermann.** — Der Naturalismus und die Gesellschaft von heute. Briefe eines Modernen an Jungdeutschland von Klaus Hermann. Hamburg, Herm. Gröning. 1886.

**Heyse.** — Gesammelte Werke von Paul Heyse. Neuz Serie. Zehnter Band. (Gesammelte Werke Band XX.) Tramen III. Die Grafen von der Eise. — Die Franzosenbraut. — Die glücklichen Bettler. — Die Weiber von Schornborn. — Elfter Band. (Gesammelte Werke Band XXI.) Tramen. IV. Elfter Band. — Graf Königsmarck. — Alibiabes. — Don Juan's Ende. Berlin, Wilhelm Derg. 1886.

**Hobbing.** Zur Reform der Stellung der akademisch gebildeten Lehrer, insbesondere in Preußen. Von J. Hobbing, Dr. phil., s. U. a. kgl. Realpragnumnasium und Programmium zu Hienburg a. B. Leipzig, E. C. Weigel. 1886.

**Hogarth's Werke.** Eine Sammlung von Stahlschichten nach seinen Originalen. Mit Text von G. Ch. Lichtenberg. Revidirt und vervollständigt von Dr. Paul Schumann. Dritte Auflage. Heft 4—6. Reudnitz bei Leipzig, A. H. Payne.

**Duman.** — Der Tuncelars von Eishäulen. Erinnerungsbilder aus dem Leben eines Diplomaten, von H. Duman. Dr. jur. et phil. 2 Theile. Gildburghausen, Referring'sche Hofbuchh. 1886.

**James.** — The Bostonians. A Novel by Henry James. 3 Vols. London, Macmillan and Co. 1886.

**Kritische.** — Staat und Kirche. Von Dr. jur. Th. G. Kritisches. Weidh. With. Werthers Verlag. 1886.

**Kostomarov.** — Russische Geschichte in Biographien. Von N. Kostomarov. Nach der 2. Auflage des russischen Originals übersetzt von W. Henckel. Lfg. IV. V. Leipzig, Franz Duncker. 1886/86.

**Kremer.** — Gedichte von August Kremer. Würzburg, Stäbel'sche Univ.-Buch- u. Kunsth. 1885.

**Lauser.** — Ein Herbstausgang nach Siebenbürgen. Von Dr. Wilhelm Lauser. Mit 28 Abbildungen. Wien, C. Graeser. 1886.

**Lindenschmit.** — Handbuch der Deutschen Alterthums-kunde. Übersicht der denkmale und Gräberlande frühgeschichtlicher und vorgeschichtlicher Zeit. Von L. Lindenschmit. In drei Theilen. Erster Theil. Die Alterthümer der Merovingischen Zeit. Mit zahlreichen eingedruckten Holzschnitten. 2. Lfg. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn. 1886.

**Lippert.** — Kulturgeschichte der Menschheit in ihrem organischen Aufbau von Julius Lippert. 1. Lfg. Stuttgart, Ferd. Gnt. 1886.

**Märklin.** — Im Strome der Zeit. Dichtungen von Edmund Märklin. Zweite Auflage. Milwaukee, Wisconsin. G. W. Gaspard. 1886.

**Meerheim.** — Monodramen-Welt. Material für den rhetorisch-declamatorischen Vortrag nach Richard von Meerheim. Dritte, stark vermehrte Auflage der Monodramen neuer Form. Berlin, Oscar Barrisius.

**Meier.** — Jonathan Swift und G. G. H. Vindictus. Zwei Satiriker des achtzehnten Jahrhunderts. Von Richard W. Meyer. Berlin, Wilhelm Derg (Weidmann'sche Buchh.). 1886.

**Monatshefte, akademische.** Organ der deutschen Corpsstudenten. Heft XLIII. (Jahrg. II, 11. Heft.) 26. Februar 1886. Stuttgart, A. Bong's Erben.

**Mustersammlung von Holzschnitten aus englischen, nordamerikanischen, französischen und deutschen Blättern.** Lfg. 9. Berlin, Franz Lippersch. 1886.

**Cetter.** — Lebenserinnerungen von Dr. Friedrich Cetter, Band III. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Dr. Friedrich Cetter, s. a. Professor der Rechte zu Bonn. Gassel und Berlin, Theodor Fischer. 1885.

**Péladan.** — La Descendance Latine. Éthiopie par Joseph Péladan. II. Curieuses. Frontispice à l'eau-forte de Felicien Rops. Paris, Librairie de la Presse. 1886.

**Poten-Spicer.** — Ruler Walk in Waffen. Von Bernhard Poten und Chr. Spicer. Heft 12. Stuttgart, W. Spemann.

**Proell.** — Heinrich Heine. Sein Lebensgang und seine Schriften nach den neuesten Quellen dargestellt von Robert Proell. Mit Illustrationen und einem Handschrift-Facsimile. Stuttgart, Rieger'sche Verlagsbuchh. 1886.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pöcher'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.

Für die Redaction verantwortlich: Edwin Paetel in Berlin.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.



## Zwischen Lipp' und Becherstrand.

Trauerſpiel in einem Act

von

Paul Henſe.

### Perſonen.

Theodor Berg, Regierungsaffeffor.

Uydia, ſeine Frau.

Wenzel, Theodor's alter Bedienter.

Sehr elegantes Junggeſellenzimmer. Thüren rechts und in der Mitte, links ein Kamin, in welchem ein kleines Feuer brennt, an der Wand daneben ein Bücherſchränken, nahe dabei ein Divan mit Seffeln, ein Tiſchchen davor, auf welchem ein ſilberner Armleuchter mit brennenden Kerzen ſteht, und eine Vaſe mit einem großen Blumenkrauß. Rechts ein Fenſter, daneben ein Schreibtisch, durch eine Lampe beleuchtet, an der Wand darüber ein Frauenporträt. Ueber der Mittelhür ein Kranz.

### Erſte Scene.

Wenzel (einen brennenden Armleuchter tragend, öffnet die Mittelhür). Theodor und Uydia (treten Arm in Arm ein. Er iſt in Hochzeitstoilette unter dem leichten Ueberzieher, ſie in elegantem Reiſeanzuge).

Theodor (bleibt an der Schwelle ſtehen, ſieht ſich lächelnd um). Ah! — Welch' ein hochzeitlicher Glanz in meiner Junggeſellenkaiſe! Selbſt der Kamin theilhaftig ſich an der Illumination trotz der milden Septemberrnacht. Als ob wir hier am häuslichen Herde ausruhen ſollten, ſtatt in einer halben Stunde die Fahrt gen Süden anzutreten.

Wenzel (ſchüchtern). Ich glaubte, gnädiger Herr —

Theodor. Sie haben das ſehr gut gemacht, Wenzel. Du ſiehſt, Liebſte, was für einen trefflichen Haushofmeiſter wir an meinem alten Getreuen haben werden, wenn wir zum Winter zurückkehren.

Uydia (läßt ſeinen Arm los, ſieht ſich im Zimmer um). Der ſchöne Kranz — und die herrlichen Blumen dort — auch von Ihnen, lieber Wenzel?

Wenzel (der den Armleuchter neben den andern auf den Tiſch geſtellt hat, mit tiefer Verbeugung). Ich erlaube mir ehrerbietigſt, der gnädigen Frau Gemahlin

meines lieben gnädigen Herrn an ihrem verehrten Hochzeitstage die Gefühle treuer Ergebenheit — o, gnädige Frau haben einen so guten Mann bekommen — und wenn gnädige Frau erst wie ich vierzehn Jahre —

**Theodor** (klopft ihm auf die Schulter). Schon gut, schon gut, alter Freund! Du mußt ihm nicht Alles glauben, Liebste, was er mir Gutes nachsagt. Er hat das noch von meiner Mutter, deren Worte ihm ein Evangelium waren, wenn sie ihr Söhnchen für den vollkommensten Menschen der Schöpfung erklärte. Hier, Wenzel (legt Hut und Ueberzieher ab) — und nun gehen Sie hinunter, wo unser Wagen wartet, und sagen Sie dem Kutscher, daß er ihn halb zurückschlagen soll. Wir haben nur eine Stunde bis zu unserm Nachtquartier und wollen die laue Mondnacht genießen. — Was haben Sie noch? Was starren Sie meine Frau so an? Gefällt sie Ihnen nicht?

**Wenzel** (verwirrt). O, gnädiger Herr, verzeihen Sie, ich dachte nur, wenn die selige Frau Mutter das noch erlebt hätte — eine solche Schwiegertochter — ein solcher Engel — (Theodor droht ihm mit dem Finger.) Ich bitt' um Verzeihung, gnädiger Herr — ich sage nichts mehr, aber es ist ja die reine Wahrheit. Der Himmel erhalte den lieben Herrschaften das Glück, daß er ihnen beschert hat! (Ab durch die Mitte.)

### 3weite Scene.

**Theodor. Lydia.**

**Theodor.** Den hast du nun auch schon wieder auf dem Gewissen, geliebte Here.

**Lydia.** So ein gutes, ehrliches Gesicht! Und wie er an dir hängt. Ich liebe ihn darum, und er soll's gut bei mir haben. Und so ordentlich sieht es bei dir aus. Nicht ein Stäubchen auf dem Tisch.

**Theodor** (lacht). Nun, es ist nicht alle Tage Hochzeit. Aber willst du dir's nicht bequem machen?

**Lydia** (ist vor das Bild getreten). Das ist deine Mutter. Du bist ihr wie aus dem Gesicht geschnitten; man sieht's in dem großen Bilde noch mehr, als in der Photographie.

**Theodor** (tritt neben sie, legt den Arm um ihre Schulter). Wenzel hat Recht, sie hätte diesen Tag erleben sollen, dich erleben sollen. Aber ich darf nicht klagen. Ich hatte sie doch noch bis vor zwei Jahren, während du, armes Kind, schon so früh verwais't, nach einer traurigen Jugend —

**Lydia** (ihn rasch unterbrechend). Sprich nicht davon, Liebster, heute nicht! Du weißt, jede Erinnerung an meine Eltern ist mir peinlich, und wenn ich Bilder von ihnen hätte, ich würde sie nie neben das deiner Mutter hängen. Aber hatt' ich nicht zum Ersatz die gute Tante mit einem Herzen voll Mutterliebe? Der Abschied wurde ihr so schwer, als gäbe sie eine eigene leibliche Tochter hin.

**Theodor.** Die liebe, vortreffliche Frau!

**Lydia.** O, du kennst sie noch nicht ganz. Heute wieder — wie sie sich zusammennahm, mein Glück nicht zu trüben — sie hatte wieder ihre Nerven-schmerzen, und ihr bewährtes Hausmittel, das Morphinumfläschchen, versagte gerade heute seinen Dienst — und dennoch, ganz Güte, Liebe und Sorge für mich.

**Theodor.** Wir wollen sie auf den Händen tragen.

**Lydia** (sich an ihn schmiegend). O, du bist so gut — du bist der beste aller Menschen!

**Theodor** (küßt sie auf die Stirn, lächelt). Schwärmerin! Du und Wenzel — ihr werdet ein schönes Duett zusammen singen.

**Lydia.** Nein, du sollst nicht spotten, nicht über dich. Komm — setz' dich einen Augenblick — ich muß dir ein Geständniß machen. (Nöthigt ihn auf den Divan, gleitet vor ihm nieder und faßt seine Hände.)

**Theodor.** Auf den Knien? Du vor mir? Aber das ist ja die verkehrte Welt. Oder hast du eine so schwere Sünde zu beichten?

**Lydia** (heiter). Sehr schwer, und Gott weiß, ob du mich losprechen wirst (zieht seinen Kopf zu sich herab, sagt ihm leise ins Ohr): Ich habe dich erst gehaßt, eh' ich dich liebte!

**Theodor** (lächelnd). Gehaßt? Das ist freilich eine Todssünde.

**Lydia.** Das heißt, nicht gehaßt, aber gefürchtet, und eigentlich auch nicht gefürchtet, sondern nur nicht leiden können. Alle meine Freundinnen bewunderten dich, sie wurden nicht müde, deine Gestalt, deinen Geist, deine Talente zu preisen — o mein Gott! dacht' ich, wie kostbar muß er sich vorkommen, wie beleidigend huldvoll wird er einmal auf das gute Ding herabsehen, dem er die Gnade erweist, sie zu seiner Frau zu machen!

**Theodor.** Und dann kam dieser kostbare Herr und warb mit Zittern und Zagen wie ein armer Sünder um die Gunst und Gnade einer gewissen jungen Dame, die ihn haßte, fürchtete und nicht leiden konnte.

**Lydia.** Bis sie wußte, daß dieser glänzende, unwiderstehliche Mann im Grunde der Seele noch so harmlos ist wie ein Kind, und trotz all seiner Verwöhnung der beste, edelste aller Menschen! (Sie küßt seine Hand.)

**Theodor.** Da wären wir glücklich wieder bei Wenzel's Refrain angelangt. Süße Thörin, ich fürchte, du erlebst es bald genug, daß auch dieser beste Mensch nicht frei ist von mancherlei schlimmen Menschlichkeiten.

**Lydia** (zu dem Bild der Mutter aufblickend). Er verleumdet sich, liebe Mutter, nicht wahr? Wir glauben ihm nicht. Aber wenn er auch Recht hätte: wir können einmal nicht anders, als ihn lieben.

**Theodor** (beugt sich zu ihr hinab, küßt sie). Engelsgezicht! Auf deine Gefahr! — Aber nun muß ich dich zehn Minuten allein lassen, um Reisettoilette zu machen. (Steht auf, zieht sie mit sich empvor.)

**Lydia** (heiter). Ich werde mich trotz dieser langen ersten Trennung nicht langweilen. War ich nicht schon längst neugierig, mich in deinen vier Wänden umzusehen? Es ist so gemüthlich hier — nur ein bißchen warm.

**Theodor.** Lege noch einen Augenblick ab. (Gißt ihr Hut und Mantel ausziehen.)

**Lydia** (auf ein Gestell deutend, das mit Mappen angefüllt ist). Das da ist deine Photographiensammlung — und das deine Bibliothek.

**Theodor.** Nur die Dichter. Ich glaubte ja selbst lange Zeit, ein Stück Poet zu sein, bis ich einsah, daß ich nie ein ganzer werden würde. Meine Juristerei aber blieb dennoch ins Vorzimmer verbannt.

**Lydia.** Und hier an diesem Tische hast du all die reizenden Liebesbriefe an mich verfaßt? Es ist doch schade, daß ich nun keine mehr bekommen soll.

**Theodor.** Wenn du es wünschest, reise ich allein nach Italien und schreibe dir jeden Tag eine römische Elegie.

**Lydia** (ihm einen leichten Schlag gebend). Du arger Spötter! Wer weiß, wenn ich die Schlüssel zu deinem Schreibtisch hätte, ob ich nicht römische Tagebücher fände, die nicht gerade für meine Augen bestimmt waren. Oder pflegt ihr bösen Männer, wenn ihr gute Ehemänner werdet, mit eurer ganzen Vergangenheit aufzuräumen? An den Wänden wenigstens sehe ich keine Bilder schöner Frauen, in deren Netzen mein gestrenger Herr Gemahl einst geschmachtet hat, und die zärtlichen Correspondenzen sind natürlich im geheimsten Fach dieses Schreibtisches eingeargt.

**Theodor.** Meinst du? Nun, wenn du erfahren willst, aus wie wenigen und uninteressanten Capiteln der Roman meines Lebens besteht — (zieht einen Schlüssel heraus) hier dieser kleine Schlüssel öffnet das geheime Archiv all meiner Jugendthorheiten und Enttäuschungen, das obere Schubfach dort.

**Lydia** (halb ungläubig). Das wäre wirklich Alles?

**Theodor.** Alles — ich schwöre dir's bei der Asche Don Juan's, dem ich sehr unähnlich sehe. Macht es dir Spaß, in diesen vorfindstlichen Manuscripten herumzukramen? Welche Blumen findest du nicht mehr. Dies sentimentale Heu pfl egte ich bald zu verbrennen. Aber vor Geschriebenem hatte ich immer einen gewissen Respect.

**Lydia.** Du wolltest mir wirklich erlauben —

**Theodor.** O Kind, Alles, was du willst. Lies, zerreiße, verbrenne! Das Alles ist ja Vergangenheit — du allein bist mir Gegenwart und Zukunft. Ich habe nur geträumt, gesucht und gespielt, eh' ich dich gefunden (umarmt sie). — Aber nun genug. Ich muß meine Siebensachen noch zusammen suchen — unterhalte dich indeß, so gut du kannst; nur rümpfe nicht zu sehr das Näschken, wenn Stül und Orthographie dieser Briefe nicht immer die correctesten sind. (Legt den Schlüssel auf den Schreibtisch, geht in das Zimmer rechts. Die Thür bleibt halb offen.)

### Dritte Scene.

**Lydia** (allein, ihm nachblickend).

Du Geliebter! Du Einziger! (den Schlüssel betrachtend). Ob es viele Männer gibt, die sich getrauen, den Schlüssel zu ihrer ganzen Vergangenheit ihren jungen Frauen am Hochzeitstage auszuliefern? (Thut einen Schritt vom Schreibtisch weg.) Es wäre jezt groß von mir, wenn ich das Schlüsselchen in ein Couvert steckte, es einriegelte und erst bei unsrer silbernen Hochzeit — aber nein, das sähe ja eher wie Furcht aus — Gespensterfurcht. — Und ich fürchte meine armen, dort begrabenen Vorgängerinnen gar nicht. Ich bemitleide sie. Was gäbe Jede von ihnen darum, jezt an meiner Stelle zu sein! Und wie würden sie in Scham vergehen, wenn sie sähen, daß ich den Schlüssel zu ihrem Geheimniß hier in der Hand halte! Aber ihr braucht euch wahrlich nicht zu schämen, ihr guten Geschöpfe! Es macht euch nur Ehre, daß ihr ihn geliebt habt, und am Ende

beschämt ihr mich, wenn ich lese, wie ihr's ihm gesagt habt, wie viel schöner, berebter, feuriger, als ich's gekonnt. — Es wird besser sein, ich les' es ein andermal. Auch müssen wir ja fort. (Ruft) Theodor! Liebster Mann!

**Theodor's Stimme.** Lydia? Liebste Frau?

**Lydia.** Dauert es noch lange?

**Theodor** (erscheint an der Thür). Der alte Knabe, der Wenzel, hat in seinem Hochzeitstaumel eine solche Confusion angerichtet, daß ich nichts am gewohnten Platz finde. Nur noch eine kleine Geduld, liebes Herz! (Verschwindet wieder.)

**Lydia.** Er könnte es am Ende für Hochmuth oder Affectation halten, als läge mir gar nichts an seinen Jugendstreichen. Ich muß wenigstens einen Blick — (nimmt rasch den Schlüssel, schließt das Schubfach auf). O wie ordentlich! Lauter kleine Pakete mit Bändchen zugebunden und mit Namen überschrieben — vier — fünf — nicht einmal das halbe Duzend ist voll — (nimmt ein Paket heraus) „Kosalie“ — (zieht einen Brief heraus, überfliegt ihn) So schwärmerisch — Schiller citirt — und acht große Seiten — aber sie nennt ihn noch Sie — (ruft) Theodor!

**Theodor's Stimme.** Liebe Frau?

**Lydia.** Wer war Kosalie?

**Theodor** (steckt den Kopf in die Thür). O Kind, bist du über dem Archiv? Die arme Kosalie! Sie war Gesellschafterin meiner Mutter, zehn Jahre älter als ich, ein gutherziges, mageres blondes Wesen, das sich in mich achtzehnjährigen Burschen sterblich verliebte, was ich mir in Gnaden gefallen ließ. Aber meine Mutter, obwohl sie mir sonst all meine noblen Passionen nachsah, bestand darauf, daß Fräulein Kosalie das Haus verließ. Dann hat sie mir noch Jahre lang geschrieben — sehr überspannte Declamationsübungen.

**Lydia.** So scheint es. (Legt die Briefe weg, nimmt ein anderes Paket.) Aber hier ist eine Luise. Zierliche, kokette kleine Buchstaben. (Zieht einen Brief heraus.)

**Theodor** (lacht). Die der zierlichen, koketten kleinen Person sehr ähnlich sahen. Die Tochter meiner Wirthin auf der Univerſität. Jeden Morgen fand ich ein solches Billet-doux unter der Kaffeetaſſe — und diesmal war ich wirklich verliebt, und wir schwuren uns ewige Treue; aber eines schönen Tages ging sie mit einem jungen Kaufmann auf und davon.

**Lydia.** Diese Luise verachte ich. Sie hatte kein Herz und einen schlechten Geschmack.

**Theodor.** Aber schöne Haare. Es muß noch eine Locke dabei liegen. Wenn wir aber so fortfahren —

**Lydia.** Du hast Recht. Geh nur! Ich will dich nicht mehr stören. (Theodor verschwindet.) Die Locke möcht' ich wohl sehen — ah, da ist sie! Kastanienbraun. Nun, ich dächte, mit der könnten wir's noch aufnehmen. Und der Stil! „Stern meiner Nächte — Ewig geliebter Theo“ — eine schöne Ewigkeit. Wie man ihm hat untreu werden können! (Wirft das Paket achselzuckend beiseit.) Und jetzt Nummer drei — eine Camilla. (Liest ein wenig.) Verse! Mein Gott, auch das hat er erdulden müssen! Eine Dichterin! Nun, gefährlich kann das nicht gewesen sein. Wenn man sich die Zeit nimmt, kaltblütig Silben zu

jählen und Reime zu suchen — (legt die Blätter weg). Ich will abwarten, bis sie sie drucken läßt. Aber hier — Marion! — zweimal unterstrichen. (Zieht ein paar Billette heraus.) Ei, mein Herr Gemahl, das scheint denn doch bedenklich gewesen zu sein. (Liest.) Krause, energische Buchstaben — und gar keine Phrasen — „heut' Abend nach dem Theater“ — nichts weiter. Und hier. (Nimmt ein anderes Blatt.) „Du warst gestern so unartig, daß ich dir eine Buße auferlegen muß, welche? sag' ich dir mündlich, wenn du den Muth hast, vor die Augen zu kommen deiner bitterbösen Marion.“ — Wer war Marion, Theodor?

**Theodor's Stimme.** Hahaha! Eine wilde Kaze.

**Ydia.** Dein Lachen, lieber Freund, klingt etwas gezwungen. Welche Buße hat sie dir auferlegt?

**Theodor's Stimme.** Buße? Ich weiß wahrhaftig nicht mehr. (Erscheint in der Thür, umgekleidet, ein Reise-Neceffaire in der Hand.) Diese Marion, Liebste — das ist ein ganzer Roman. Sie war eine Schauspielerin, mit mehr Talent, im Leben Komödie zu spielen, als auf den Brettern. Und ich guter Junge habe sie in allem Ernst heirathen wollen und hätte alle meine Sünden damit abgebußt. Ich erzähle dir das noch ausführlicher. Jetzt aber bin ich gleich fertig. (Ver-schwindet wieder.)

**Ydia.** Gott sei Dank, die Gefahr ist vorüber! Wenn ich denke, an diesem Platz säße jetzt die wilde Kaze — ich habe ordentlich nachträglich Herzklopfen bekommen. Nein, es ist doch keine Lectüre am Hochzeitsabend. Ich will nur Alles säuberlich wieder hineintun. (Blickt in den Kasten.) Aber das da (zieht ein kleines Couvert heraus) — was ist denn noch das? Ein großes Fragezeichen auf dem Couvert — Hätte er nicht einmal ihren Namen gewußt? Und ein so dünnes Geheimniß — (nimmt die Briefe heraus) — drei winzige Blättchen — ent-jaltet eines, starrt auf die Schrift, der Kasten gleitet ihr vom Schooß). O mein Gott! Diese Hand — nein, nein, es ist unmöglich! Eine zufällige Aehnlichkeit — (überfliegt das Blatt) Kein Datum — keine Unterschrift — (liest mit fliegender Hast) „Mein edler, hochherziger Freund — ich danke Ihnen — das ist Alles, was ich sagen kann. Seit wir uns gestern gesehen, habe ich wieder Un-aussprechliches erduldet. Ich wünsche mir täglich hundertmal den Tod — nur Ihre Freundschaft gibt mir Kraft, dies unwürdige Dasein zu ertragen“ — (blickt auf). Freundschaft — aber wie kommt das Blatt unter diese Liebesbriefe? (Nimmt hastig das zweite Billet.) „Seien Sie auf Ihrer Hut“ — nein, ich habe mich getäuscht — die Schrift ist ganz anders (liest weiter) „Ich fürchte, er weiß Alles. Dann aber — Sie kennen ihn nicht — er ist zu Allem fähig in seinem besinnungslosen Jähzorn. Heut' Abend an dem betwußten Ort.“ (Lehnt sich in den Sessel zurück, schließt die Augen, die Hand aufs Herz gedrückt.) Fassung! Wie kindisch bin ich! Ich muß diesen Schwindel niederkämpfen. Es ist ja Wahnsinn — (schüttelt sich, greift nach dem dritten Blättchen). Die Schrift ist natürlich ver-stellt — was kann da die Aehnlichkeit bedeuten? — (liest) „Fliehe, fliehe! Keine Rettung mehr. Mein ganzes Herz flieht dir nach. Nie werde ich ver-gessen, daß ich eine Stunde lang einen seligen Traum geträumt habe, wenn auch das Betwußtsein meiner Schuld die Erinnerung vergällt. Allen Segen des

Himmels über dein geliebtes Haupt! Vergiß für immer deine unglückliche — M!!! Nein, nein, es ist ein W — es kann kein M. sein — dieser dritte Strich — (springt auf, hält das Blatt mit zitternder Hand dicht an die Lampe) Heiliger Gott — er kommt! (verbirgt das Blatt rasch in den Falten ihres Kleides.)

## Vierte Scene.

**Lydia.** **Theodor** (reisefertig, ein kleines Täschchen in der Hand, das er auf den Stuhl neben der Thür legt).

**Theodor.** Endlich! Und auch du bist hoffentlich mit der Musterung meiner alten Sünden zu Ende. (Wendet sich zu ihr.) Du schweigst? Himmel, wie blaß! Und am Boden verstreut die Asche meiner ausgebrannten Flammen? (Hebt das Kästchen und die Päckete auf, legt sie auf den Schreibtisch.) Nein, sage, Herz, was hast du?

**Lydia** (sich mühsam fassend). O nichts, nichts!

**Theodor** (will ihre Hand ergreifen). Wäre doch noch irgend ein Funken aus diesen Aschenhäufchen aufgeglommen, an dem du dich gebrannt hättest?

**Lydia** (stokend). Was denkst du? Dies Alles — ist ja abgethan, und du liebst mich allein. Liebst du mich nicht, Theodor?

**Theodor.** Mein einziges Herz, meine holde Frau —

**Lydia** (ihn groß anblickend). So sage mir eins (hastig das Blatt ihm hinhaltend, das sie bisher verborgen hatte): Wer hat das geschrieben?

**Theodor** (plötzlich sehr ernst). Das? O Herz, laß das ruhen! Daran hängt eine traurige Geschichte, viel zu traurig für zwei glückliche Menschen, die in ihr neues Leben hinausziehen wollen. Hätt' ich daran gedacht, daß auch dies verdorrte Blatt von meinem Lebensbaum in dem alten Herbarium liege —

**Lydia** (wiederholt langsam). Wer hat das geschrieben, Theodor? Und dieser Buchstabe hier — ist das — ein M.?

**Theodor.** Weiß ich es selbst? Ich habe es dafür gehalten. Aber ob es eine Mathilde, eine Melanie, eine Marie bedeutet — ich erfuhr es nie. Was kann dir daran gelegen sein?

**Lydia** (mühsam). Es ist nur — ich hatte eine — Freundin, deren Schrift so seltsam dieser hier gleicht, und ihr Name —

**Theodor** (ergreift ihre Hand, nimmt ihr das Blatt mit sanftem Dringen ab). Deine Hände sind ganz kalt. Liebe, Liebste — wie schreckhaft du bist! Eine Freundin, sagst du? Nun, so kannst du ruhig sein, daß sie nicht die Schreiberin gewesen. Die unglückliche Frau, die mir diese mit Thränen benetzten Blättchen sandte, war wohl zwanzig Jahr älter als du — und wie trügerisch ähneln sich oft Handschriften! Komm! Lege auch das zu dem Uebrigen — ich erzähle dir ein andermal —

**Lydia.** Nein, Theodor, gleich jetzt — ich bitte dich darum — ich sage dir dann auch, warum mir so viel daran liegt — aber glaube: Nichts, was du mir je von dir sagen könntest, wird meine grenzenlose Liebe zu dir, mein felsenfestes Vertrauen erschüttern.

**Theodor.** So feierlich? Muß ich also wirklich gehorchen, wenn meine Tyrannin befiehlt? (Sie ist in den Stuhl gesunken.) So laß mich hier zu deinen



Füßen sitzen, wie du vorhin zu den meinen, als du mir beichten wolltest. Und meine Schuld wiegt freilich schwerer. Kannst du sie mir nicht erlassen auf mein ehrliches Gesicht hin? (Sie schüttelt hastig den Kopf.) Nun denn, wenn es sein muß! — Zwar sollte sie verjährt sein — über sieben Jahre sind seitdem vergangen, es war im Jahre nach dem französischen Krieg, du weißt, daß ich damals, um mich von meiner Wunde ganz zu erholen, nach Italien ging und an der Riviera zurück. Als ich im Juni Cannes erreichte — Warum suchst du zusammen?

**Lydia.** Nichts! O nichts! Ich bin nur so nervös — es ist so schwül hier —

**Theodor** (springt auf, öffnet das Fenster). Du hast Recht. Wir wollen die Nachtluft hereinlassen. Ein förmlicher Sciroccohauch, ganz wie damals, wo er eine Woche lang täglich übers Meer kam und eine unselige Leidenschaft anschürte. (Keht zu ihr zurück, lehnt sich an den Schreibtisch.) Aber ich will dir die Geschichte nicht im schlechten Novellenstil berichten. Ein andermal die Details. Genug, daß ich Landsleuten in Cannes begegnete, die ich für Gutsbesitzer hielt, einem Herrn von Sarnen und seiner Frau — (sie fährt jäh zusammen, faßt sich gewaltsam, ohne daß er es bemerkt) nicht wahr, Kind, so hieß deine Freundin nicht? (Sie schüttelt heftig den Kopf.) Woher sie waren, erfuhr ich nicht — sie schienen wohlhabend und aus der besten Gesellschaft zu sein — vielleicht ein Duzend Jahre verheirathet — die arme Frau aber trotz ihrer Schönheit und allem Luxus, der sie umgab, tief unglücklich — in der Gewalt eines zügellosen Tyrannen, der sie selbst vor fremden Zeugen, auf der Promenade, an der Wirthstafel brutalisirte, daß mir das Blut ins Gesicht stieg, als ich es zum ersten Mal mit ansehen mußte. Nun, Herz, du weißt — es gibt nur eine Art, eine unglückliche Frau zu trösten — wenn man sie liebt. Und sie war liebenswerth und ich jung, müßig, ritterlich, und doch — die Leidenschaft, mit der sie sich plötzlich an mich angeschlossen — so ganz von Herzen konnte ich sie nicht erwidern. Auch hatt' ich immer eine tiefe Scheu, der Frau eines Andern nur im Spiel zu huldigen, geschweige in so bitterem Ernst. Aber es kam über mich wie ein Schicksal — und rächte sich wie eine schwere Schuld. Der Mann entdeckte natürlich unser Verhältnis — er forderte mich — zweimal schoß ich in die Luft — erst als seine dritte Kugel meinen Arm streifte, entschloß ich mich, ihn unschädlich zu machen, und traf ihn in die rechte Schulter — ungefährlich, doch genug, um dem bösen Handel ein Ziel zu setzen. Am andern Tage war das Paar aus Cannes verschwunden. Ich habe ihre Spur nie wieder entdecken können. (Er richtet sich auf, macht einen Gang durchs Zimmer, kehrt dann zu Lydia zurück, die wie versteuert im Sessel zurückgelehnt liegt.) O Kind, warum haben wir diese traurigen Gespenster heraufbeschworen! Ein Schatten liegt nun auf dem Glanz dieses Tages? Wirfst du ihn hinweglächeln können? Du hast nun wenigstens ein beruhigtes Herz. Das traurige Fragezeichen auf diesen Briefen kann deinen Frieden nicht mehr stören. Nun sei mir hold und gut und nimm die alte, nie in mir erlöschene Schuld von mir durch den überfließenden Gnadenschlag deiner Liebe! Willst du? (Er beugt sich zu ihr hinab, berührt mit der Hand ihre Schulter; sie schauert zusammen.)

## Fünfte Scene.

Vorige. Wenzel.

**Wenzel.** Wollte nur melden, gnädiger Herr, daß der Wagen —

**Lydia** (erschrocken auffahrend). Der Wagen!

**Theodor.** Wir sind bereit. Nicht wahr, Liebste? Die Antwort auf meine Frage sagst du mir unterwegß.

**Lydia** (geängstigt vor sich hin). Untertwegß! (Thut ein paar Schritte ins Zimmer hinein, als ob sie einen Ausweg suchte.)

**Theodor.** Tragen Sie das Handgepäck hinunter, Wenzel. (Geht nach dem Schreibtisch.) Ich will das unheilvolle Archiv nur wieder verschließen. (Wenzel ab.) Daß ich es nie geöffnet hätte!

**Lydia** (ohne ihn anzusehen). Theodor — ich — ich muß noch auf einen Augenblick nach Hause.

**Theodor** (bleibt am Tische stehen). Nach Hause?

**Lydia.** Ich habe noch etwas vergessen — Wenn ich den Wagen nehme — die kurze Strecke — in zwei Minuten bin ich dort — ich muß hin, Theodor.

**Theodor.** Du bist so seltsam erregt. Wird die Tante nicht erschrecken? Kann es nicht nachgeschickt werden?

**Lydia.** Nein; es ist auch ein Geheimniß, mein Geheimniß, das ich dort zurückgelassen habe. Wenn die gute Alte es entdeckte — (bittend) O Theodor —

**Theodor.** Nun, wenn du mußt, so komm. Wir machen den kleinen Umweg an eurem Hause vorbei.

**Lydia.** Nein, Theodor, laß mich allein hin! Du hast hier ja noch aufzuräumen. Ich bin gleich wieder zurück.

**Theodor.** Du hast etwas — du bist plötzlich verwandelt gegen mich — (sie scharf beobachtend).

**Lydia** (ihn innig anblickend). Verwandelt! gegen dich! O nie, nie! (Reicht ihm die Hand.) Du bist mir der geliebteste aller Menschen, und jene Schuld — o Theodor, wenn dir daran liegt, daß ich dich freispreche — ich sehe so klar, wie Alles kam, kommen mußte — deine Güte — deine Ritterlichkeit — und daß sie dich geliebt, wie könnte ich das nicht verstehen? Was man aber versteht, verzeiht man ja. (Er beugt sich zu ihr hinab und will sie küssen, sie entzieht sich ihm.) Nein, nicht so! Ich muß mich erst besinnen. Es hat mich so erschüttert, aber es wird vorübergehen. Du mußt nur Rücksicht mit mir haben. (Versinkt in sich.)

**Theodor.** Ein Glas Wein, Liebste —

**Lydia.** Nein, nein! Aber bringe mir ein Glas Wasser, Theodor. (Er eilt ins Nebenzimmer.)

**Lydia** (blickt verzweifelt auf). Kann ein Mensch das ausdenken, und sein Verstand geht nicht aus den Fugen? O mein Gott, laß mich nicht versinken, gib mir Kraft, zu erkennen, was ich zu thun habe, daß mich der Jammer um ihn und mich nicht schwach und feige mache! (Blickt auf den Schreibtisch, tritt hastig hinzu.) Wo sind sie? Ich muß sie aus der Welt schaffen. (Greift nach den

drei Briefen, steckt sie zitternd ein.) O wenn Alles damit ausgelöscht wäre — die That und die Erinnerung! Aber das vermag keine allmächtige Gottheit. Was geschehen, ist erbarmungslos.

**Theodor** (tritt wieder ein mit einem Glas Wasser). Hier, Liebste!

**Lydia**. Ich danke dir. Aber stell' es nur hin, ich bedarf es nicht mehr. Mir ist schon besser, gewiß, Theodor — Ich muß fort — es ist die höchste Zeit (nimmt rasch Hut und Mantel).

**Theodor**. Muß es wirklich sein? So bring' ich dich an den Wagen.

**Lydia**. Bleib! Schließe das weg! (auf den Kasten deutend). Und vergiß mir, Theodor. Ich muß dir wunderbar vorkommen, kindisch und launenhaft. Habe Geduld mit mir, ich bin noch so jung! Du weißt, ich habe früh ernsthaft werden müssen, die Welt schien mir gar nicht schön, aber ich sagte mir oft: dein Leben wird noch erst anfangen, und eines Tages wirst auch du erfahren, was Glück ist. Ich hab' es erfahren, Theodor, als du kamst und mir sagtest, daß du mich liebtest. Da dacht' ich, nun kann mich nichts mehr treffen, was meinen Himmel trübte, und nun ist doch etwas gekommen, und mein Herz ist so schwer, — (mit der Hand über die Augen fahrend) und daß es kommen mußte an diesem Tage — ist hart. Aber es hilft nichts, die Augen dagegen zu verschließen. Ich muß tapfer sein. (Stürzt ihm an den Hals.) O mein einziges Glück! Lebewohl! Verliere nicht den Glauben an meine ewige, unauslöschliche Liebe! (reißt sich von ihm los und eilt hinaus.)

#### Sechste Scene.

**Theodor** (allein, ihr nachblickend). Diese reine Kinderseele — der leiseste Hauch erschütterte sie. Und doch — so sah ich sie nie. Die unglückseligen Briefe! Wenn ich das hätte ahnen können! (Geht langsam nach dem Schreibtisch.) Man soll sein Haus von allem alten Staub und Wust reinigen, ehe man eine junge Hausfrau hineinführt. — (Nimmt die Briefe.) Ins Feuer mit dem verjährten Spuk! (Trägt die Briefe zum Kamin, wirft sie hinein.) Da flackern sie noch einmal auf, die längst erloschenen Flammen — (schauert zusammen). Seltsam! Ihr Fieber hat mich angesteckt. Doch wenn wir erst im Wagen sitzen und die reine Nachtluft uns anweht, wird aller Druck von uns weichen.

#### Siebente Scene.

**Theodor**. Wenzel.

**Wenzel**. Die gnädige Frau ist fortgefahren.

**Theodor**. Sie wird gleich wiederkommen. Hören Sie, Wenzel, wenn wir fort sind — Sie wissen, was Sie zu thun haben. Sie überwachen die Einrichtung der neuen Wohnung, treiben die Arbeiter an, berichten mir, ob Alles pünktlich abgeliefert wird.

**Wenzel**. Sehr wohl, gnädiger Herr.

**Theodor**. Ich habe Ihnen genau angegeben, wo die Bilder aufzuhängen sind, das meiner Mutter aber kommt nicht, wie ich erst wollte, in mein Arbeitszimmer, sondern über mein Bett. Was an Briefen einläuft, mag warten. Mein Vetter wird von Zeit zu Zeit nachsehen, ob etwas Dringendes darunter ist.

**Wenzel.** Gnädiger Herr —

**Theodor.** Was haben Sie noch?

**Wenzel.** Ich wollte nur fragen, wenn Alles in der Wohnung in Ordnung ist, ob der gnädige Herr mich nicht nachkommen lassen will.

**Theodor.** Nachkommen?

**Wenzel.** Ich kann dem gnädigen Herrn vielleicht unterwegs nützlich sein und auch der gnädigen Frau. Sie ist so zart und sah so bleich aus, wie ich ihr in den Wagen half — wenn sie etwa krank werden sollte —

**Theodor** (lächelnd). Ich weiß, alter Freund, Sie sind ein guter Krankenwärter. Aber man nimmt keine barmherzige Schwester auf die Hochzeitsreise mit. Wenn Sie hier nichts mehr zu thun haben und möchten auch einmal ein Stück Welt sehen — Sie haben eine Schwester in Köln — die könnten Sie besuchen — und da — (zieht seine Brieftasche hervor) am Reisegeld soll es Ihnen nicht fehlen.

**Wenzel** (zurücktretend). O nein, gnädiger Herr. Es ist mir nicht ums Reiten. Nur weil ich der gnädigen Frau gern jedes Steinchen aus dem Wege räumen möchte — und wenn Sie sie eben gesehen hätten —

**Theodor.** Sie hätten mitfahren sollen.

**Wenzel.** Die gnädige Frau wollte es nicht leiden. Aber auch Ihnen ist nicht ganz wohl, gnädiger Herr!

**Theodor.** Sorgen Sie nicht um mich, Alter! — Ich habe die vorige Nacht wenig geschlafen. Es gab noch so viel Arbeit abzumachen, ehe ich mit gutem Gewissen meinen Urlaub antreten konnte. Geben Sie mir den Rock, Wenzel — Da! fuhr da nicht der Wagen vor?

**Wenzel.** Ich habe nichts gehört, gnädiger Herr.

**Theodor.** Doch! doch!

(Unten am Hause wird geklingelt.)

**Theodor.** Was ist das? Die Hausglocke? Haben Sie die Hausthüre geschlossen?

**Wenzel.** Wie sollte ich wohl! Die gnädige Frau wird es sein, sie wird die Treppe nicht erst wieder hinaufsteigen wollen —

**Theodor.** So gehen Sie, gehen Sie! Ich folge sogleich (Wenzel ab. Theodor geht an den Schreibtisch, verschließt das Schubfach.) Sie wird sich hoffentlich indeffen beruhigt haben. Wie der Mond so hell scheint! Wir werden eine herrliche Fahrt haben. (Blickt zum Bilde der Mutter hinauf.) Gute Nacht, Mutter. Wenn du herabbliden könntest auf deinen Sohn — ich weiß, du fühltest jetzt in sein Herz hinein eine Seligkeit, überschwänglicher als alle deine himmlischen Freuden.

(Wendet sich nach der Thür.)

**Wenzel** (tritt wieder ein, mit verstärkter Miene, einen Brief in der Hand). Gnädiger Herr —

**Theodor.** Nun, Alter? Ich komme!

**Wenzel.** Das da — soll ich abgeben an den gnädigen Herrn.

**Theodor.** Von wem?

**Wenzel.** Der Kutscher hat es gebracht — er konnte die Pferde nicht verlassen, darum hat er unten geklingelt, — es kommt von der gnädigen Frau!

**Theodor.** Von — meiner Frau! Gib, gib! (Nimmt ihm hastig den Brief ab, winkt ihm, daß er gehen soll.) Von — meiner Frau! (Mit rauher Stimme:) Was stehen Sie noch und gaffen? (Wenzel mit einer Geberde der Bestürzung ab.)

#### Achte Scene.

**Theodor** (allein auf das Blatt starrend). Sie — sie schreibt mir — in dieser Stunde — Aber das ist ja unmöglich — Wie sollte sie —! Ein Blatt Papier zwischen uns? — (Versucht zu lachen.) Thorheit! Wie würde sie mich auslachen wenn sie sähe, wie ich hier stehe und zittere — (reißt das Couvert auf). Ich werde mich hüten, es ihr zu verrathen — Man muß auch der besten Frau nicht Alles — (wirft einen Blick auf das Billet, wankt, hält sich am Schreibtisch, fährt mit der Hand über die Stirn). O mein Gott! (sinkt in den Stuhl).

(Kurze Pause.)

(Möthlich faßt er sich wieder.) Ich bin wirklich nicht recht bei Sinnen — und lese das verrückteste Zeug. Das — das hätte sie geschrieben, an ihrem Hochzeitstage, nachdem sie mich eben ihrer ewigen, unauflöschlichen Liebe versichert hat? Ich muß nur ordentlich hinsehen — die Bleistiftzüge sind so undeutlich — (nimmt das Blatt, rückt die Lampe heran). Da sind Tropfen darauf gefallen — (liest:) „Mein Geliebter — ich bin von dir gegangen, um nicht zurückzukehren“ — (hält inne, trocknet sich die Stirn) „ich kann dir in diesem Augenblick nicht Alles sagen — ich schreibe dir ausführlich noch heute Nacht — aber damit du keinen Versuch machst, meinen Entschluß zu erschüttern: — der Mann, Theodor, den du in Cannes verwundet hast, der sich unter anderem Namen dort aufhielt, weil er als preussischer Offizier, dessen Name bei den Franzosen nur zu bekannt und verhaßt war, so bald nach dem Kriege in Frankreich nicht unbehelligt reisen zu können glaubte, ist ein Vierteljahr später an seiner Wunde gestorben — seine unglückliche Frau, die in Gram und Reue ihn nur ein Jahr überlebte, war meine“ — Oh!! (Das Blatt entfällt seiner Hand, er lehnt sich aufstöhnend in den Sessel zurück. Wenzel öffnet behutsam die Thüre, bleibt mit bekümmelter Miene an der Schwelle stehen.)

**Theodor** (fährt auf). Wer ist da? Sie sind es? Sie haben Recht gehabt — der gnädigen Frau ist unwohl geworden — wir reisen heute nicht. Schicken Sie den Wagen weg! Morgen — morgen! — Hören Sie nicht? Haben Sie nicht verstanden? (Wenzel ab.)

**Theodor** (hastig den Brief aufhebend, blickt wieder hinein). „Ich habe als ganz junges Kind dies furchtbare Schicksal erfahren aus halben Andeutungen. Als ich später Alles begriff, konnte ich nicht ohne Grauen an meine arme Mutter denken — o Theodor, und jetzt!! Mein einzig geliebter Freund — sei stark — wir wollen versuchen, es zu überleben. Ewig deine —“ (legt den Brief auf den Schreibtisch, rafft sich mit Anstrengung auf, wankt nach dem Fenster). Da hinunter — den Kopf voran — das wäre das Klügste — und Einfachste. Aber wäre ihr damit geholfen? O mein armes, armes Kind! Mein — und doch nicht mein! Ist es denn auszudenken? „Wir wollen versuchen, es zu überleben!“ — Wer

wird uns dabei helfen? Der Gott, der das über uns verhängt hat? Die Menschen, die, wenn sie die Wahrheit ahnten, die Ächzeln zuden würden und sprechen: er hat die lebenslange Buße verdient? — Aber das allein zu tragen, geht über Menschenkraft. Ich muß hin zu ihr, und wenn ich sieben verschlossene Thüren sprengen müßte — ich muß zu ihren Füßen — Wo hab' ich nur — (sieht sich um, ergreift seinen Hut). O Mutter, Mutter, wie gut, daß es nur ein frommer Wunsch war, du möchtest deinen Sohn in dieser Stunde sehen können! Deine himmlische Seligkeit wäre dir zur Hölle geworden! (Wendet sich rasch nach der Thür.)

## Neunte Scene.

**Theodor.** **Lydia** (tritt ein, todtensbleich, bleibt an der Schwelle stehen, sieht ihm mit tiefem Gram ins Gesicht).

**Theodor.** **Lydia!**

**Lydia** (tonlos). Da bin ich, Theodor. Da bin ich doch. Ich — habe es nicht übers Herz gebracht, so ohne Abschied — (thut einen Schritt ihm entgegen).

**Theodor** (zu ihr hinstürzend). Mein — mein Weib — mein einziges Leben! (will sie umfassen).

**Lydia** (ihn abwehrend). Nein, laß! Mache mich nicht weich. Es darf ja nicht sein.

**Theodor.** Darf nicht? Aber du bist ja hier! Ich habe dich wieder — habe dich nie verloren. Komm, laß uns ruhig sein!

**Lydia** (langsam an seiner Hand in den Vordergrund kommend). Ich bin ruhig.

**Theodor.** Armes, armes Herz, was mußt du gelitten haben, daß du mir das schreiben konntest! Oh! es ist furchtbar!

**Lydia.** Ja wohl, Theodor, es ist furchtbar. Aber laß uns einander nicht aufregen, statt uns zu trösten — in dieser letzten Stunde.

**Theodor.** Diese letzte Stunde? Die letzte, meine Lydia?

**Lydia** (sieht sich um). Die Kerzen brennen noch, die Blumen duften so hochzeitlich, wie zuvor — und in unseren Herzen Nacht und Moderduft. (Lehnt am Sessel vor dem Schreibtisch.)

**Theodor.** Auch mich hat es niedergeschmettert, das Entsetzliche, das Unausdenkbare — ich konnt' es nicht fassen, nicht glauben — ich war auf dem Wege zu dir — aber nun bist du da — nun laß uns zusammen bedenken, wie wir uns wehren können gegen das Jammervolle. O, meine Geliebte, Alles ist verwandelt durch Einen Schlag des Schicksals, nur unsere Herzen nicht.

**Lydia** (vor sich hinstarrend). Auch die, Theodor, auch die. Sie waren selig, nun sind sie zu Tode betrübt. Sie hofften; nun müssen sie verzweifeln.

**Theodor.** An Allem, Geliebte, nur nicht an ihrer Liebeskraft. Hast du das Wort vergessen: die Liebe ist stärker als der Tod? Die Pforten der Hölle können sie nicht überwinden? (Will sie sanft umfangen, sie wehrt ihn leise ab.)

**Lydia.** Wär' ich hier, wenn ich dich nicht liebte? Ich dachte, ich wäre stark genug, dich nie wiederzusehen, in ein fernes Land zu fliehen und wie eine

Abgeschiedene mich vor dir zu verbergen. Aber kaum war der Brief fort, da überfiel es mich mit Gewalt: es ist ja unmöglich! Wo ich auch hinflüchtete, welche Länder und Meere ich zwischen uns legte — eine Stunde würde kommen, wo ich aus weiter Ferne deine Stimme nach mir rufen hörte, deine Hand sich flehend nach mir ausstrecken sähe, und es risse mich hin zu dir wie mit eisernen Ketten über alles Todesgrauen hinweg, — in deine Arme — an dein Herz!

**Theodor** (ihre Hand fassend). O Dank, Dank für dies Wort! Mein Weib — ja, du bist es, du bleibst es!

**Lydia** (langsam den Kopf schüttelnd). Und doch, Theodor, ich soll es nicht sein! Ich darf es nicht sein!

**Theodor**. Darfst nicht? Was Gott zusammengefügt hat —

**Lydia** (schmerzlich lächelnd). Gott? Was wissen wir von seinem Willen? Warum er die Sünde der Eltern an den Kindern straft? Uns hat er das höchste Glück nur zeigen wollen, so nah, daß wir's mit Händen greifen konnten — und dann trat dazwischen altes Leid und alte Schuld.

(Sinkt in den Sessel.)

**Theodor**. Hast du mir sie nicht vergeben? O, wenn ich dir erst Alles gesagt haben werde, wie es kam, wie langsam und unentrinnbar ich verstrickt wurde, wie ich mich selbst hätte verachten müssen, wenn ich mich gefühllos abgewendet, auf peinlicher Wage Recht und Pflicht abgewogen hätte — und jetzt, zur Strafe für das menschlichste Vergehen, jetzt würde der Verzicht auf jedes Lebensglück, auf die reinste, heiligste Liebe von mir gefordert? O Lydia, du sagst, wir kennen den Willen Gottes nicht, und deutest ihn doch als den Spruch eines unerbittlichen Richters, der arme irrende Menschen zu ewiger Höllequal verdammt und den Unschuldigen mit dem Schuldigen büßen läßt!

**Lydia** (vor sich hin). Das klingt Alles so gut und wahr, und ein einziges Wort macht es zu Schanden.

**Theodor**. Ein einziges Wort?

**Lydia**. Daß die Frau, die durch dich um ihr Seelenheil gekommen ist (sehr leise) — meine Mutter war.

**Theodor** (zuckt zusammen, preßt die Hand aufs Herz, geht wieder ans Fenster, spricht dann abgewendet): Warum habe ich es vorhin nicht gethan? Es wäre jetzt aus, und vielleicht würde sie doch irre an jenem unfehlbaren Richterspruch. (Faßt sich, kehrt zu ihr zurück.) Sei es denn, Lydia! Wir können uns nicht angehören. Aber soll das tödtliche Geschick nicht bloß unser Leben zerstören, sondern ans Licht gezerrt, von Mund zu Mund herumgetragen auch die armen Todten in ihren Gräbern der lieblosen Verdammniß preisgeben?

**Lydia** (schüttelt den Kopf).

**Theodor**. Nun denn, so mußt du es dennoch mit mir wagen. Ich dachte, ein heißgeliebtes Weib auf eine selige Hochzeitsfahrt zu entführen. Jetzt wird mich eine Schwester begleiten, deren todwunde Seele in langen Jahren nicht heilen wird, wenn ich auch mit der brüderlichsten Treue an ihrer Seite bleibe. — Du schüttelst immer noch das Haupt? Welchen Schwur soll ich dir geben, daß ich diese schwerste aller Bußen mit heiligem Ernst auf mich nehmen und nie versuchen will, sie abzuschütteln?

**Lydia** (mit innigem Blick). Keinen Schwur, mein Geliebter! Ja, du — du wärst vielleicht stark. Aber ich! Hab' ich nicht erkannt, wie schwach ich bin, da es mich unwiderstehlich zu dir zurückzog? Und wenn ich dein stummes Leiden, deinen heldenmüthigen Kampf mit ansähe, Monden lang, Jahre lang — o Theodor, ich habe dich zu sehr geliebt!

(Sie schließt die Augen, haßt nach seiner Hand, die sie an ihre Lippen drückt, lehnt den Kopf an seine Brust.)

**Theodor** (düster, ohne ihre Annäherung zu erwidern). Wenn ich es glauben soll, so zeig' uns einen Weg aus diesem Abgrund ans Licht empor.

**Lydia** (die Augen wieder öffnend, sehr leise). Ich habe ihn schon gefunden und bin ihn gegangen — aber du sollst mich ihn allein gehen lassen. Als ich zu Hause war und fühlte, ich müsse zu dir zurück, nichts würde mich vor dir retten — da wollten mir die Sinne vergehen. Ich fühlte einen Krampf hier am Herzen, ich stöhnte nach einem Mittel, diese tödtlichen Schmerzen zu stillen, und fand es — fand es ganz in der Nähe — ein stilles, unschuldiges Hausmittel, das der guten Tante so oft geholfen hat — Theodor — sei nicht böse, daß ich dir nichts übrig ließ —

**Theodor** (aufschreiend). Lydia — barmherziger Gott! (Er sinkt neben ihr nieder, richtet sich gleich wieder auf, faßt ihre Hände, will sie in die Höhe heben, sie wehrt ihn bittend ab.)

**Lydia**. Störe das sanfte Mittel nicht — es hilft gewiß — Gott wird gnädig sein und es für immer helfen lassen. O mein Freund, bis unten an deine Thür trug ich es in der Hand. Wenn du an seinem Hause vorbei kannst, dacht' ich, in die Nacht hinaus, gleichviel wohin — so nimmst du es nicht. Ich konnte nicht vorbei. Als ich dann die Schwelle betreten mußte, mußte, Theodor — da wußt' ich, es sei die höchste Zeit, wenn es noch helfen sollte — und Gottlob! es hat geholfen! (Lehnt sich müde zurück.)

**Theodor** (außer sich). Lydia — Nein, nein! Du darfst nicht von mir gehen!

**Lydia** (mit träbem Lächeln). Sprich nicht so laut, Geliebter — laß mich ruhig einschlafen — o, es thut nicht weh — gewacht hätt' ich doch nie mehr ohne Schmerzen. Und höre, wenn sie fragen, wie es kam — dann sage: ein Herzschlag hat sie hinweggenommen. Du wirst keine Lüge sagen. Hätte ich nicht auch weiter leben können, wenn mein Herz nicht so heiß für dich geschlagen hätte, mehr als schweesterlich? Du aber, mein armer Freund — du hast im Leben ja noch zu thun, zu schaffen und zu wirken. Ich — ich hätte nichts auf der Welt zu thun gehabt, als dich glücklich zu machen. Nun hab' ich meinen Beruf verfehlt — Ummarme mich noch ein einziges Mal! (Zieht seinen Kopf dicht zu sich heran.) O, das ist süß! Deine lieben Lippen — deine Hand in meiner — so — so darf ich dein sein. (Sie sinkt zurück, entschläft ohne jedes Zeichen des Kampfes.)

**Theodor**. Lydia! Mein Weib! Nimm mich mit dir!

(Stürzt zu ihren Füßen nieder.)

Vorhang fällt.



## Das Königthum bei den Alten.

Von  
Ernst Curtius<sup>1)</sup>.

Unter den neueren Erwerbungen unſers Museums iſt ein Bild von Rembrandt, das Jedem unvergeſſen bleibt, der einmal aufmerkſam davor geſtanden hat. In geheimnißvollem Dämmerlicht ſehen wir den jungen Daniel bleich und zitternd in die Kniee geſunken. Ein Engel legt ihm beruhigend die Rechte auf die Schulter, während er ihn mit der linken Hand auf die Geſichte hintweiſt, in denen ſich Gottes Rathſchlüſſe offenbaren.

Die Momente höchſter Erleuchtung erſchienen den Alten nicht als die Frucht geiſtiger Anſpannung, ſondern als etwas, was über den Menſchen kommt, dem er ſich nicht entziehen kann. So empfängt auch Daniel in eigener Ohnmacht das Licht, das die Zukunft erhellt. Die Erde wogt vor ihm, wie ein Meer, und aus der Tiefe ſteigen die Thiere empor, welche einander niedertwerfen.

Aus Babel, wo man zuerſt die Zeiten meſſen lernte, ſtammt die von einem höheren Lichte verklärte Anſchauung einer Folge von Königreichen, deren jedem Tag und Stunde geſetzt iſt. Dem orientaliſchen Reichthum entſtammen auch die Bilder, die Symbole ſchreckender Waffenmacht, wie ſie aus uralter Zeit als Wappenhalter noch heute in Gebrauch ſind. Einzig in ſeiner Art iſt aber die im Kampfe ſymboliſcher Thiere dargeſtellte Folge von Weltreichen, und deſhalb iſt man lange gewohnt geweſen, die Geſchichte des Orients an die Viſion Daniels anzuknüpfen. Wenn ich aber heute von dem Prophetenbilde ausgehe, ſo geſchieht es in der Vorausſetzung, daß es an einem Königstage nicht unpaſſend ſei, vom Königthum zu ſprechen, und zwar von ſeiner Bedeutung in der alten Welt.

Im Morgenlande war eine Reichsmacht ohne Königthum undenkbar. Die Geſchichte Aegyptens iſt nichts als die Folge ſeiner Dynaſtien, und dort, wo man die Anſänge einer Reichsmacht nachweiſen zu können glaubte, wie in Medien, erzählte man, wie vor Zeiten die ganze Landſchaft in offenen Flecken bewohnt

---

<sup>1)</sup> Rede, gehalten zur Geburtstagsfeier Sr. Maj. des Königs und Kaiſers in der Aula der König-Friedrich-Wilhelm-Universität.

gewesen sei, wie nachbarliche Streitigkeiten die Einsetzung eines Schiedsrichteramtes nöthig gemacht hätten, wie man dann bei auswärtiger Gefahr den Richter zum König erhoben habe. Als solcher habe er sich von Seinesgleichen zurückgezogen, eine Leibwache um sich gesammelt, eine Burg befestigt und die Hauptstadt Ekbatana mit siebenfacher Mauer umgürtet.

Auch die Israeliten zeigten sich unfähig, unter dem Richteramte ihre Grenzen zu hüten; sie bedurften eines Königs, um unter den Nationen eine würdige Stellung einzunehmen.

Bei den Skythen bestanden die verschiedenen Stufen neben einander, die der Nomaden, der Landbauer und der Könighen. Nur die Letzteren hatten eine staatliche Bedeutung und sahen die Anderen als Untergebene an.

Diesseits des Archipelagus erscheint Alles wie umgekehrt. Hier sind nicht Burg und Herrscherwohnung Mittelpunkt des nationalen Lebens, sondern der Gemeindeplatz; hier ist es nicht die Aufrichtung des Thrones, die den Anfang volksthümlicher Selbständigkeit bildet, sondern mit dem Ende der Alleinherrschaften, mit Verödung der Fürstensitze beginnt der volle Puls des nationalen Lebens zu schlagen, hebt die Geschichte der Stämme und Städte an.

Darum bricht Herodot in Bewunderung aus, wie er die Thaten der Athener meldet, als ihre Stadt durch die Alkmaoniden befreit war. „Da zeigte sich,“ sagt er, „welch eine große Sache es um die bürgerliche Freiheit ist, da die Athener unter ihren Machthabern keinem der Nachbarn überlegen waren; als freie Bürgerschaft aber waren sie bei Weitem die Ersten von Allen, weil sie jetzt für die eigene Sache Gut und Blut einsetzten.“

Und doch ist der Gegensatz zwischen dem monarchischen Orient und dem republikanischen Abendlande nicht so schroff und durchgreifend, wie er uns zu erscheinen pflegt.

Begegnen wir doch bei den Hellenen von Ort zu Ort der Ueberlieferung von Urkönigen, die des Landes Wohlthäter waren, die Gottesdienste gestiftet und den Boden entsumpft haben. An ihre Geschlechter knüpfte sich, wie im Lande Medien, der Uebergang aus lockerem Gauverbande in staatliche Einheit; sie waren die ersten Träger nationalen Ruhms.

Dies waren aber nicht nur vorübergehende Zustände patriarchalischer Vorzeit, welche bald im Kinderschuhe abgelegt wurden, sie sind, als ein wesentlicher Theil der Landesgeschichte, nicht nur in alten Liedern, sondern auch in großartigen Denkmälern bezeugt. Denn neben den Häuptlingen einzelner Stämme treten uns, wie im Orient, Reichsfürsten entgegen: Könige der Könige. Ihre kyklopischen Mauern verfehten zu Anfang dieses Jahrhunderts die gebildete Welt in staunende Ueberraschung. Aber man hatte von den Burgen nur die äußere Schale, gleichsam den Rumpf eines gestrandeten Schiffes, dessen Planken noch zusammenhalten. Durch die neuesten Forschungen, deren Bedeutung über das Interesse des Archäologen weit hinausgeht, ist es gelungen, innerhalb des Mauerungs von Tiryns die ganze Einrichtung einer Fürstenburg aufzudecken; Thore, Aufgänge, Vorhallen, umsäulte Höfe, Männer- und Frauenaal, Baderaum, selbst den Wand Schmuck der Festräume kann man nachweisen, wie es sonst nur noch in pompejanischen Bürgerhäusern vergönnt ist.

So tritt uns von den Königreichen der Perjerden und Pelopiden schon das ältere, als ein wesentliches Stück alter Landesgeschichte, aus dem Nebel der Sage in klarem Umriß gleichsam leibhaftig entgegen, und wir erkennen sofort, daß es nicht kleine Cantonalstaaten gewesen sind, welche uns so staunenswerthe Denkmäler hinterließen: hier müssen Reichsfürsten gehaust haben, mächtig zu Lande und zu Wasser. Wir blicken in Reihen vor Jahrhunderten hinein, wo Hellas königliches Land war, von Monarchen regiert, die mit einander Kriege geführt und Frieden geschlossen haben, ein Land, in Wohlstand und reicher Cultur blühend.

Wenn also der Dichter sagt: „Viel tapfere Helden haben vor Agamemnon gelebt, aber sie werden alle, unbeweint, namenlos von der Todesnacht gehalten, denn sie entbehren des heiligen Sängers“ — so hat dies Wort mehr Wahrheit, als Horaz sich selbst bewußt war. Dem Sänger ist mit langen Namenreihen nicht gebient, und im Volksmunde haftet nicht das Bild gleichförmiger Zustände, sondern der Umschwung alter Ordnungen, der Durchbruch neuer Zeiten. So erfahren wir nur von Verbrechen und Leid, in denen Schauer erregend das Haus des Tantalus unterging; wir kennen nur den blutigrothen Sonnenuntergang eines langen Geschichtstages.

Die Entdeckungen der letzten Jahre sind also eine wesentliche Erweiterung unseres Gesichtskreises, eine reiche Ergänzung der poetischen Uebersieferung; sie werfen ein unerwartet helles Licht auf das altkönigliche Hellas und geben uns über das Verhältniß der beiden Meerseiten zu einander viel zu denken.

Dem Mykenä mit seinem ehrwürdigen Löwenwappen, seinem die Heerstraßen beherrschenden Festungssystem, dem Ringe von Fürstengräbern, welche die Burg umlagern, der in den Mauerring so zweckmäßig eingebaute, wohlgegliederte Palaist von Tiryns — das sind Werke, die, ihren einzelnen Bestandtheilen nach im Orient vorgebildet, bis jetzt nirgends in gleicher Vollendung aufgefunden sind.

Wir empfangen also unwillkürlich den Eindruck, als hätten die Ansiedler von jenseits auf europäischem Boden, wo ihnen ein beschränkterer Schauplatz angewiesen war, eine höhere Culturstufe erreicht. In Asien ist das Königthum maß- und ziellos. Die Achämeniden betrachteten es als ihre Aufgabe, die Perserherrschaft mit dem Himmelsgewölbe zu begrenzen, und Xerxes beruft sich beim Zuge nach Westen auf seiner Ahnen Vorgang, welche seit Xyros niemals Ruhe gehalten hätten. Das sind die Königreiche Daniels, die reißenden Thieren gleich über einander herfallen.

Wie aber die Hellenen von Anfang an die Herrschaft als Landeskönigthum auffaßten, davon zeugt das Bild des Minos, das uns an der Schwelle des Abendlandes entgegentritt, des Genossen des Zeus, des gerechten, Zucht und Ordnung schaffenden Inselkönigs, der in jedem zehnten Jahre neue Weihe empfängt. Ueberall begegnen wir der Uebersieferung eines landesväterlichen Fürstenthums. So zeigten die Trözenier am Musentempel den Platz, wo König Pittheus die Bürger in der Kunst der Rede unterwiesen haben sollte, wie König David bei seinem Volke der Stifter heiliger Musik war. Dem strengen Herrscheramt ist eine ethische Wärme eingehaucht, und die Kunst ist nicht nur beflissen, ihm Burgen und Gräber zu bauen oder Waffen zu schmieden, sondern auch die Leier

geht von Hand zu Hand, um die Tugenden weiser Herrscher zu preisen, unter denen die Völker blühen in Wohlstand.

Wenn das heroische Zeitalter seine wichtigste Institution mit dem Morgenlande gemein hatte, mit dem es zur See durch seine Herrschergeschlechter zusammenhing, so beginnt das geschichtliche Zeitalter mit dem Vortreten nordländischer Stämme, welche in abgeschlossenen Bergcantonen als Genossenschaften freier und gleichberechtigter Wehrmänner ihre Verfassung ausgebildet haben.

Aber die Dorier sind es ja nicht, welche die Geschichte machen, sondern sie folgen den Herakliden, welche sich als Erbfürsten von Tiryns geltend machen und in Agamemnon's Herrschaftsbezirke neue Königthümer stiften. Es bleiben im dorischen Borothe die alten Insignien, der alte Hofstaat mit den Erbämtern der Herolde, Mundköche und Weinmischer. Es bildete sich aber zwischen den Fürsten und den, im ererbten Lande angesiedelten, Gefolgsknechten ein Gegensatz, der durch Gesetzgebung geregelt wurde, und trotz wiederholter Versuche der Herzöge, einen neuen Atridenthron herzustellen, geht der Schwerpunkt mehr und mehr in die Gemeinde über, und Gemeindebeamte, welche jährlich wechseln, werden die Regenten des Staats. Aber auch das schattenhafte Doppelkönigthum der Lakedämonier blieb der unentbehrlichste Bestandtheil der Verfassung, die Bürgerschaft der Landeseinheit wie des Segens der Götter; es blieb der Ehrenschmuck des Bürgerstaats und hatte eine internationale Bedeutung.

„Selig ist Lakedämon,“ singt Pindar, „hochbeglückt Thessalien; denn hier wie dort herrscht ein Geschlecht, des Herakles Stamm.“ Wo die Kleinstaaten sich spröde abschlossen, verfolgten die Fürstengeschlechter weiter reichende Gesichtspunkte. Das zeigt sich am deutlichsten in Jonien, dessen politischer Zusammenhang darauf beruhte, daß alle Bundesstädte aus attischem Königsstamm ihre Oberhäupter hatten.

Im Allgemeinen aber ist dies der Gang der Dinge, daß wir auf Inseln und Festland das Königthum erlöschen sehen, weil es in engen Cantonalverhältnissen, wo Alles sich täglich berührte, einem Geschlechte schwer fallen mußte, seine Sonderstellung zu behaupten. Schneller oder allmäliger vollzog sich der Uebergang in diejenige Staatsform, wo Gericht und Verwaltung in den Händen der Bürgerschaft liegt; nirgends aber ist der Uebergang feiner abgestuft, als in Athen.

Hier erzählte man, um jede Vorstellung einer gewaltigen Katastrophe zu löschen, daß einem Kodros, der sich für die Stadt geopfert, im Amte zu folgen keiner würdig geachtet habe. Dennoch folgten dreizehn Erbkönige, und der Unterschied bestand wohl nur darin, daß die Person des Scepterträgers nicht allein und unbedingt schaltete, sondern gebunden an die Geschlechtsgenossen, die Beisitzer in Rath und Gericht. Dann wurde durch Eifersucht der Stammgenossen die Erneuerung der Königswürde im zehnten Jahre, wie sie in Krete und Sparta üblich war, zu einem Wechsel der Person, und nachdem sich im Kronrecht einer Familie das monarchische Princip Jahrhunderte lang erhalten hatte, wurde endlich, um dem Ehrgeiz der anderen Geschlechter Raum zu schaffen, die Fülle des Königsamts unter drei Regenten getheilt, denen sechs Beisitzer gegeben wurden, und dies Collegium einem jährlichen Wechsel unterzogen.

Auch jetzt blieb die Würde, um den Zusammenhang mit den Göttern zu wahren. Ein Jahreskönig blieb als Hüter des gottesdienstlichen Herkommens, und zum Andenken an die Vorzeit theilte hier auch die Hausfrau Namen und Ehrenzeichen der Würde.

Mit solcher Treue wurde in dem bewegtesten Gemeindeleben am Königthum festgehalten. Nirgends wurde es mit stürmischer Hast aus dem Haushalt des Bürgerstaats ausgekehrt, sondern als etwas in seiner Art Unentbehrliches und Unersehlisches, als ein heiliges Kleinod des Staats gehütet. Mit Stolz konnte der Athener sagen: „Bei uns waren immer Könige“, und zum Verkehr mit den Göttern glaubte man auch in den italischen Freistaaten des Königs nicht entbehren zu können. Unverrückt blieb in Rom die Regia neben dem Stadtherde, wo der König einst als Hausvater für die Gemeinde gewacht und gebetet hatte. Des Opferkönigs Amt blieb ein patricisches, lebenslangliches, den Ehegatten gemeinames; es blieb mit dem Stadtherde verbunden, und an jedem Morgen trat die Vestalin in des Königs Wohnung mit den Worten: Wachst Du, König!? Wache!

So haben sich gerade in den angesehensten Staaten des Alterthums durch allen Wechsel menschlicher Dinge, durch alle Stürme des Parteikampfs die friedlichen Erinnerungen des Königthums erhalten, welche wie Harfenklänge aus einer harmlosen Vorzeit freundlich herüber klingen.

Waren es aber nur Erinnerungen? Mir ist es immer besonders denkwürdig erschienen, daß königliche Geschlechter sich nicht nur so lange lebenskräftig erhalten, sondern auch immer neue Bedeutung erlangt haben.

Welche Fülle angeborener Kraft lebte z. B. in dem Königsengeschlecht von Korinth, das, nachdem es zu Hause die reichste Entfaltung von politischer Klugheit, von Kunst und Industrie hervorgerufen hatte, aus der Heimath vertrieben, in fernem Ausland den wichtigsten Einfluß erlangte. Korinthische Patriaden finden wir in Makedonien als ein angesehenes Fürstengeschlecht und ihre Ankunft an der Küste Etruriens ist eine Epoche geworden für italische Culturgeschichte und die Anfänge Roms.

In Philipp und Alexander ist die Heldenkraft der Herakliden wieder aufgelebt, und wie hat sich in Athen der königliche Stamm bewährt!

Denn nachdem daselbst mit dem Erbvertrage der Medontiden das monarchische Princip erloschen war, und der Ständekampf begonnen hatte, da war es ein Nachkomme des Herrschergeschlechts, der mit dem freien, über den Parteien schwebenden Blick eines königlichen Auges die Schäden erkannte und das Heilmittel fand. Und wenn es auch Solon nicht vergönnt war, das durch ihn gerettete Gemeinwesen in friedlicher Entwicklung gedeihen zu sehen, so beugten sich doch vor seinem Geiste auch die Machthaber, welche der neu erwachte Parteikampf an die Spitze brachte. Peisistratos selbst war königlichen Stammes, und wenn er der beste aller Tyrannen Griechenlands genannt zu werden verdient, so beruht es darauf, daß er im Anschluß an alte Traditionen das hausväterliche Regiment der Könige (wie es Aristoteles den Machthabern empfohlen hat) zu erneuern suchte. Auch ist es nicht unwahrscheinlich, daß in seiner Zeit jene merkwürdige Stiftung gemacht ist, das gemeinsame Heiligthum von Kosmos, Neleus und

Basile, ein Ehrenmal des Königthums im Herzen der Stadt Athen, wo der Segen desselben in einem dämonischen Wesen personificirt und dankbar verehrt wurde.

Nach Herstellung der Republik wurde die rettende Kraft des Königthums im Areopag erhalten, der in schwierigen Zeiten mit außerordentlichen Vollmachten ausgerüstet wurde und durch ein unbedingtes Veto staatsgefährliche Beschlüsse der Volksversammlung aufheben konnte.

Der Sturz des Areopags war die Vollenbung der Volksherrschaft, welche in Segen bestand, so lange Athen einzelnen hervorragenden Bürgern folgte. Ihre glänzendste Zeit war aber die, da sie nur dem Namen nach bestand. In Wahrheit herrschte ein Mann, und diese Monarchie des Genius stellte Perikles ohne Staatsstreich her, indem er das jährlich übertragene Vertrauensamt des Feldhauptmanns zur Leitung der Gemeinde in Krieg und Frieden verwertete.

Wie verhielten sich nun, fragen wir weiter, die Hellenen zu dem Königthum des Auslandes?

Die Länder am Archipelagus liegen so dicht zusammen, daß sie gar nicht von einander lassen konnten. Delphi suchte von Anfang an zwischen den Continenten zu vermitteln, und wer weiß nicht, wie angelegentlich Kroisos um die Gunst der hellenischen Götter und Städte warb? Mit den Persern schien jede Verständigung, jede friedliche Berührung unmöglich. Aber was geschah?

Als die Geschichte der Hellenen zeigte, daß es nicht nur die Königreiche seien, welche nach der Vision Daniel's mit eifersüchtiger Herrschbegierde einander auflauern und den Erdboden mit Blut erfüllen, — da erkannte man bald, daß der Großkönig drüben nicht außer Rechnung gelassen werden könne, und unmittelbar, nachdem Athen sich frei gemacht, unmittelbar nach jenen Thaten, in denen Herodot die zauberhafte Macht hellenischer Bürgerfreiheit bewundert, finden wir Gesandte von Athen bei Artaphernes, welche Bundeshilfe suchen und bereit sind, Erde und Wasser als Zeichen der Unterwürfigkeit zu geben. Denn der Großkönig unterstützte nur Vasallen.

Diese Demüthigung blieb dem neugeborenen Freistaat erspart; aber kaum hatte der Krieg begonnen, in dessen Beschreibung Thukydides uns die lehrreichste aller Urkunden über den Wechsel menschlicher Dinge hinterlassen hat, so beginnt eine Reihe von Verhandlungen, in denen sich immer bestimmter das Bewußtsein kund gibt, daß die Entscheidung der griechischen Stadtfehde weder in Sparta, noch in Athen, sondern in Susa erfolgen werde.

Der erste Gesandte, der, um Potidaia zu retten, auf Anstiften Korinth's von Sparta hinüberschickt war, wurde in Athen als Landesverräter hingerichtet; aber die Verhandlungen gingen fort, und fünf Jahre später wird Artaphernes nach Sparta geschickt, um sich über die wiederholten, einander widersprechenden Botschafter der Lakedämonier Klarheit zu verschaffen. Auch ihn ergreifen die Athener, schicken ihn aber, von ihren Gesandten begleitet, feierlich heim, um das von ihren Gegnern Angespinnene geschickter durchzuführen. Sie werden aber von einem ihrer Mitbürger überflügelt. Denn als lakedämonischer Diplomat bringt Alkibiades den ersten, persisch-griechischen Subsidienvertrag zu Stande. Die letzte Katastrophe bereitete sich aber in den Gemächern der Groß-

königin Parysatis vor. Denn durch die Erhebung ihres Sohnes Kyros zum Statthalter von Kleinasien war die Niederlage von Athen entschieden, und die zu Boden geworfene Stadt wurde nur dadurch wieder aufgerichtet, daß Konon mit einer persischen Flotte seine Vaterstadt befreite und mit phönizischem Seesvolk die Mauern des Themistokles wieder aufbaute.

Im Antaleidas-Frieden lassen sich die Spartaner vom Großkönige die Vollmachten ausstellen, kraft deren sie ihre Politik in Hellas durchführen. Auch Epameinondas mußte schließlich anerkennen, daß nur durch den Großkönig ein dauerhaftes Staatenverhältniß in Hellas zu Stande kommen könne, und die Thebaner machten zu ihren Gunsten geltend, daß sie ja an den Freiheitskämpfen keinen Antheil genommen hätten.

So haben die Kämpfe um die Hegemonie den Persern, den zu Lande und zu Wasser besiegten, die entscheidende Obmacht in die Hände geliefert, und der äußere Verlauf der griechischen Geschichte wurde ein glänzender Triumph des Königthums.

Herodot erlebte den Umschlag der attischen Politik nach Perikles, und es ist ergreifend zu sehen, wie ihn beim Rückblick auf die Zeitgeschichte der schmerzliche Eindruck übermannet. „Unter Darius, Xerxes und Artaxerxes,“ sagt er, „ist über Hellas mehr Unheil gekommen, als in zwanzig Menschenaltern zuvor.“ Die glorreichen Jahrzehnte verschwanden vor seinem Auge, und in trüber Verstimmung ließ er das in froher Begeisterung begonnene Werk liegen.

Herodot, als persischer Reichsangehöriger geboren, hat bei aller Sympathie für die Freiheitskriege den angestammten Respekt vor dem Achämenidenthrone nie verleugnet. Wir finden bei ihm keine Spur von Chauvinismus, wie wir jetzt das Zerrbild des Nationalgefühls zu nennen pflegen. Jeder Zug von Weisheit und Großmuth wird unbefangen anerkannt, und auch Aeschylos, der Marathonskämpfer, schildert ohne eine Beimischung von Hohn oder Haß, warm und würdevoll den Zusammenhang der Achämeniden unter einander und mit ihrem Volk.

Der kleinen Griechentwelt lag das Perserreich als nächstes Ausland gegenüber, und deshalb fand man es ganz in der Ordnung, daß landesflüchtige Hellenen dorthin ihre Schritte lenkten. Man dachte also nicht daran, König Demaratos von Sparta und den Athener Dikaios, die in Xerxes' Gefolge herüber kamen, als Verräther anzusehen, ebenso wenig, wie man es dem verbannten Themistokles zur Schande rechnete, daß er königlicher Würdenträger wurde. Es bestand eine merkwürdige Naivetät in der Auffassung des nachbarlichen Verhältnisses. Den Persern, welche seit den Tagen des Kyros eine wesentlich andere Meinung von ihren Nachbarn gewonnen hatten, war jede hellenische Kraft willkommen, und für die Griechen behielt das Reich des Großkönigs immer etwas Imponirendes durch die unerschöpfliche Fülle der Hülfsmittel, die Stetigkeit der Verhältnisse und den Glanz des Hofes. Es zog die Griechen nach dem, was sie zu Hause nicht hatten, und es waren die begabtesten Köpfe, welche einen spröden Republikanismus am leichtesten überwandten, um auswärtige Fürstenhöfe aufzusuchen, wo sie neue Anregung fanden und reichlicheren Dank ernteten. Welch ein Sängerkreis sammelte sich um Hieron von Syrakus, und während Athen

elend zu Grunde ging, waren Zeuxis mit Timotheos, Choirilos, Agathon und Euripides am Hofe des Archelaos, von fürstlicher Gunst gefesselt.

Auch für das Volk hatten die ferneren Reichsfürsten einen zauberhaften Reiz und regten die Phantasie zu Dichtungen und Kunstwerken an, welche keine höfischen Huldigungen waren.

Auf einem, in seinen einfachen Zügen tief ergreifenden, Bilde sehen wir Krösus, den ersten Großfürsten des Morgenlandes, dessen Glanz herüberstrahlte, mit seinem Scepter feierlich thronend, auf einem Scheiterhaufen, mit ausgestreckter Rechten den Göttern einen Weihegruß spendend, während die Flammen durch den Holzstoß züngeln.

Er will sein Reich nicht überleben; wohlgemuth aber stellt er den Göttern anheim, was sie über ihn beschließen.

Ein anderes Bild zeigt den König Darius, wie er die Rätke seiner Krone versammelt, um den Zug gegen Westen zu beschließen. Oben steht die zitternde Hellas, und der untere Streifen zeigt, wie gerechtfertigt ihre Angst sei, denn da sieht man vor dem königlichen Schatzmeister die tributpflichtigen Provinzen auf den Knien.

Endlich das großartigste Werk antiker Geschichtsmalerei, das pompejanische Mosaik, wo sich zwei Könige im Moment einer weltgeschichtlichen Entscheidung begegnen. Alexander, zu Roß vorstürmend, ist nur wenig Schritte vom Großkönig entfernt; da wirft sich Orathres in die Mitte und wird von Alexander's Lanze durchbohrt. Selbstvergessen streckt Darius von seinem Wagen die Arme nach dem für ihn sterbenden Bruder aus, während ein anderer Getreuer ihm das Roß bringt, das ihn aus dem Getümmel tragen soll.

Kein Hofkünstler war im Stande, das Königthum in Glück und Unglück würdevoller darzustellen, als die griechische Kunst aus innerem Antriebe gethan, und es bleibt ein ehrenvolles Zeugniß hochherziger Gefühlsbetrachtung, daß Ausländer und Gegner so dargestellt werden; ein neuer Beweis, daß zwischen dem Königthum des Morgenlandes und der hellenischen Welt ein grundsätzlicher Widerspruch nicht bestche.

Und wie wirkten nun die Erfahrungen des öffentlichen Lebens auf die Denker im Volk, auf das wissenschaftliche Bewußtsein der Geschichtschreibung und der Philosophie?

Von dem blutigen Staatenkriege um die Hegemonie lag nur ein zweifelloser Erfolg vor, die gründliche Auflösung des Gemeinfinns, der die erste Voraussetzung freier Bürgerstaaten ist. Man hörte in Athen keine Athener mehr, sondern nur Oligarchen und Demokraten, und die Leidenschaft der Partei hatte nicht nur das sittliche Bewußtsein zerrüttet, sondern auch das Urtheil so verdüstert, daß das Verständniß der eigenen Vorzeit den besten Köpfen verloren ging. Das Bergwerkesgesetz des Themistokles, das den Sieg von Salamis möglich machte, wurde als der Anfang einer verderblichen Einseitigkeit angesehen, und die Schuld des Unheils bis auf das Haupt Solon's zurückgewälzt. Im Widerspruch mit Allem, worauf Athen stolz sein konnte, schwärmte man für den verderblichsten Feind der Stadt, den Sohn der Parthatis. In ihm sah Xenophon, der Thukydides' Werk fortsetzte, das Ideal eines Herrschers verwirklicht, dem er seine



Person rücksichtslos zur Verfügung stellte. Hellenischer Patriotismus war in einen unbedingten Royalismus umgeschlagen, und, als das strahlende Bild des jungen Kyros, das wie der Morgenstern einer glücklichen Zukunft hoffnungsvoll begrüßt wurde, plötzlich, einem Meteore gleich, erloschen war, wandten sich die verlangenden Blicke nach Norden, und im Gegensatz zu Demosthenes, dem letzten Helden der Republik, der noch einmal Athen sich selbst zurückgab, vertrat Sokrates die Ansicht, daß die Zeiten des Localpatriotismus vorüber seien; aus engen Kreisen müsse hellenische Bildung in die Welt hinausgetragen werden. Das könne nur durch einen königlichen Mann geschehen, und nachdem man lange nach dem richtigen Könige ausgeschaut hatte, der das Programm des neuen Kosmopolitismus durchführen könne, erschien die Erhebung des makedonischen Hofes endlich als die Erfüllung der Zeiten. Sokrates' Schüler, Theopompos, wurde durch Philipp zum Historiker, „da einen Mann seinesgleichen noch niemals die Erde getragen habe“, und schrieb griechische Geschichte als Zeitgeschichte Philipp's.

Während der Blick des Historikers von dem gefesselt wurde, was die Gegenwart bewegte, richtete sich das Auge der Philosophen auf das Gesamtergebnis der hellenischen Geschichte, welche alle Formen des Gemeinwesens zuerst durchgebildet hatte. Jetzt erst war eine Wissenschaft der Politik möglich; sie folgte unmittelbar den Thatfachen der Geschichte, so unmittelbar, daß das Urtheil kein unbefangenes sein konnte.

Das Antlitz des edelsten Volks war durch die Leidenschaften der Parteien so verzerrt, die Verkehrtheiten eines entarteten Republikanismus lagen so klar vor Augen, daß die heimathliche Verfassungs Geschichte unter dem Eindruck tiefer Verstimmung angesehen wurde; man stand nicht frei und hoch genug, um einen Perikles von den nachfolgenden Demagogen zu unterscheiden.

Wie nach einem Rausche sich der Genuß in Widerwillen und Beschämung umkehrt, so blickte man in die Vergangenheit, zurück und die Geschichte der hellenischen Freistaaten fiel unter den Gesichtspunkt einer pathologischen Betrachtung.

Auch für Aristoteles war die Demokratie eine entartete Verfassung; aber er stand hoch über dem Standpunkt fanatischer Oligarchen und wußte einen Solon voll zu würdigen. Auch war er weit entfernt, wie die Sokrateer in einer Person das Heil zu suchen, und die Monarchie als ein Universalmittel aufzustellen.

Doch verweilt er mit Vorliebe bei den Formen des Königthums, deren jede ihren geschichtlichen Boden haben müsse, dem Königthum der Heroenzeit, dem Königthum als erblichem Feldherrnamte, dem Wahlkönigthum und dem angestammten hausväterlichen Herrscheramte, das nicht auf Söldnerscharen ruhe, sondern in Erinnerung an empfangene Wohlthaten willige Anerkennung finde.

Wir haben die alte Zeit im Fluge durchmustert. Wir sahen, wie ein uraltes Königthum in großem Stil bei den Hellenen lange bestanden hat, wie die geschichtlichen Staaten im Königthum wurzelten, wie man in den Republiken seine Traditionen festzuhalten, seine Vorzüge zu ersetzen suchte und wie lange königliche Geschlechter in Segen geblieben sind; wir sahen, wie das ausländische

Großkönigthum mit Ehrerbietung angesehen wurde und durch die Hellenen thatsächlich zur Oberhoheit in Hellas gelangt ist, bis ihre Historiker endlich die Monarchie als die allein heilbringende Verfassung offen verkündeten und ihre Philosophen zum ersten Mal eine wissenschaftliche Theorie des Königthums aufstellten.

Aristoteles führt uns in den Kreis der Gedanken, welche uns heute hier vereinen. Er kommt mit seinem Bilde des wahren Herrschers, der sich selbst Geseß ist und nur des Volks Wohl im Auge hat, nahe an das, was uns das Königthum ist. Eins etwa kennt er nicht, der große Denker, was dem wahren Herrscheramte die Weihe gibt, das heiligste Band zwischen Fürst und Volk, das Band der Liebe.

Der erste hellenische Großkönig lenkte von dem Ideal, das seinem Lehrer vorschwebte, rasch und unaufhaltsam in die Bahnen des Orients ein, dessen Reiche einander zermalmten wie reizende Thiere, und es schien, als ob das blutige Ringen um die Weltherrschaft niemals aufhören sollte.

Inzwischen hat sich still und unscheinbar der Keim einer neuen sittlichen Ordnung entwickelt, ein neues Weltalter hat begonnen, auf das der Prophet hinweist mit dem Friedenskönig, der nach den Thieren des Schreckens kommt und dessen Reich kein Ende hat. Kämpfen und Blutvergießen hat nicht aufgehört, aber durch das Getümmel des Irdischen geht der Athemzug einer höheren Welt. Es gibt andere Ziele als die der Herrschsucht, einen anderen Maßstab des Ruhmes als den des kriegerischen Erfolges. Was allem Thun der Menschen allein wahren Werth verleiht, die Aufrichtigkeit des Gemüths und die Kraft selbstverleugnender Liebe, hat auch dem Königthum eine neue Weihe gegeben, und so können wir uns von dem Rückblick auf das rastlose Ringen der Alten nach richtiger Staatsleitung um so freudiger zu dem erheben, was wir vor dem Alterthum voraus haben.

Denn wenn schon beim Uebertritt auf europäischen Boden eine höhere Entwicklung des Königthums begonnen hat, so ist die sittliche Aufgabe desselben, wie wir mit Stolz sagen dürfen, von keinem Herrschergeschlecht, das die Geschichte kennt, höher gefaßt und großartiger durchgeführt, als von unseren Hohenzollern. Nirgends sind Fürst und Volk durch festere Bande verknüpft, nirgends die Gegensätze zwischen Herrschaft und Geseß, Gehorsam und Freiheit, Monarchie und Bürgerstaat glücklicher überwunden. Heute aber bringen wir einem Könige unsere Huldigung dar, der an Waffenruhm seine glorreichen Ahnen überstrahlt, aber in keinem Kriege seinen Ruhm im Auge hatte, sondern nur die Gut des Vaterlandes und die Einigung seiner Stämme zu einem Reiche des Friedens.

In ihm ist die durch die Zeiten wandelnde Idee des Königthums, der das Verlangen der Menschen zu Grunde liegt, das Wohl des Ganzen an einem Herzen ruhen zu wissen, und den Staat, dem sie angehören, in einer Person lieben zu dürfen, auf seltene Weise zum Ausdruck gekommen. Denn seine Regierung hat wie eine Sonne mit milder Kraft die Herzen erwärmt und eine persönliche Liebe entzündet, welche die Menschen verebelt und uns Deutsche unter einem Landesvater zum Brudervolk verschmolzen hat.

# Ueber die amerikanische Romandichtung der Gegenwart.

~~~~~  
Von

Anton E. Schönbad.

~~~~~  
(Schluß.)

VII.

In einer Beziehung fühlen wir uns erleichtert, indem wir uns von James abwenden: die intensive Spannung, in welche die fast zum Studium werdende Lectüre seiner psychologischen Untersuchungen versetzt, löst sich, sobald wir an Erzählungen gerathen, die mit etwas gröberem Mitteln gearbeitet sind, in denen dem Stoff selbst mehr Bedeutung beigemessen wird. Noch ist es kaum länger als drei Jahre, daß der Name F. Marion Crawford unbekannt war; seitdem sind von ihm nicht weniger als sechs Romane veröffentlicht worden, die beinahe alle sich gleich lebhafter Gunst des Publicums erfreuten und in so viel Tausenden von Exemplaren verbreitet wurden, wie wir von den beliebtesten Autoren Amerikas uns zu hören gewöhnt haben, obwohl wir uns immer noch darüber verwundern. Ich will nicht sagen, daß Crawford's Erfolg eine Reaction gegen den analytischen Charakterroman bezeichnet, wie man das von unserem Konrad Ferdinand Meyer behaupten möchte; allein jedenfalls ist diese substantiellere Lectüre dem großen Leserkreise sehr willkommen gewesen. Crawford hat den Beifall nicht etwa dadurch errungen, daß er mit Trivialitäten dem roheren Geschmacks Zugeständnisse macht, davor bewahrt ihn schon seine vortreffliche Erziehung. Er ist ein Sohn des amerikanischen Bildhauers Thomas Crawford, eines Schülers und Freundes von Thorwaldsen, unter den Künstlern Roms aufgewachsen. Häufige und große Reisen lehrten ihn Europa und Amerika, besonders aber den Orient genau kennen, was ihm durch die Gabe sehr erleichtert wurde, im Vorbeigehen die Hauptzüge von Personen und Sachen verständnißvoll einem treuen Gedächtniß einzuprägen. Er sieht nicht so sehr die feinen Details als die entscheidenden Linien, aber diese scharf, und vermag sie auch mit der ganzen Lebhaftigkeit seiner jungen, energischen Natur wiederzugeben. Auf dieser Eigenschaft beruhen ganz insbesondere die Vorzüge seiner Werke. Sie sind nach dem Inhalte so verschieden, daß man kaum in der Vermuthung fehl

geht, Crawford habe gleich im Anfange zeigen wollen, welch' entlegene Gebiete er beherrsche und wie weit seine Kenntniß über die Welt reiche. Mr. Isaacs nennt sich sein erster Roman, mit dem Zusatze „eine Geschichte aus dem modernen Indien“. Es war unnöthig, dies beizufügen; denn Kostüm und Local stammen aus frischer, persönlicher Anschauung, wie sie einem Zeitungs-Correspondenten möglich ist, dem die Geschichte in den Mund gelegt wird. Aber vielleicht hat der Autor das Weitwort für passend gehalten, weil in der Erzählung so viel Abenteuerliches, fast Märchenhaftes vorkommt, daß man sie unwillkürlich in die Vergangenheit rückt. Da ist vor Allem Abdul Hafiz-ben-Isak, der Held, wie er zu heißen verdient, der aus Tausend und einer Nacht in diese Gesellschaft von englischen Beamten und Edelknechten eintritt. Ein vollendet schöner junger Perser, von feinsten Bildung, ausgedehnter Sprachkenntniß, mit allen körperlichen Fertigkeiten ausgerüstet, tapfer, eine vornehme Natur, im Besitze wunderthätiger Arzneien, mit dem zweiten Gesicht begabt, unermesslich reich — so wirkt dieser Ausbund menschlicher Vortrefflichkeit um eine hübsche junge Engländerin, überwindet Alle im Poloreiten, opfert riesige Summen der Befreiung des Afghanenhäuptlings Schir Ali, ist der muthigste auf einer großen Tigerjagd und wagt im Interesse seiner mohammedanischen Glaubensgenossen einen gefährvollen Zug auf die Vorhöhen des Himalayagebirges. Bei seinen politischen Unternehmungen hilft ihm Kam Val, ein buddhistischer Asket und Mystiker, der eine zauberhafte Herrschaft über die Naturkräfte ausübt, kommt und geht, ohne daß man es merkt, ungeheure Entfernungen schnell durchmisst, von Gedanken und Vorgängen weiß, die nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge ihm fremd sein müßten, und endlich in der Noth einen Nebel herbeiruft, unter dessen Schutz es gelingt, zu entkommen. Er sucht auch Mr. Isaacs zu einer tieferen Einsicht in den Organismus der Welt und seine geistigen Principien zu führen; es gelingt ihm aber erst, als sein Schüler, durch schweres Unglück betroffen, sich von seinem bisherigen Leben abwendet, um sich weltentsagender Buße hinzugeben. Unverkennbar ist diese Composition unter der Einwirkung des Aufschwunges entworfen, welchen die Studien über das geistige, besonders das religiöse Leben Indiens zuletzt in England (und in Deutschland) genommen haben, wovon die Dichtungen Edwin Arnold's das erheblichste Zeugniß abgeben. Aber das Gemisch von alltäglicher Wirklichkeit im hellsten Tageslichte und unaufgeklärten Vorfällen, die Concentration der herrlichsten Gaben in der Person des Helden, die geistreichen, etwas dogmatischen und nicht immer mit der Erzählung zusammenhängenden Gespräche, das alles wird ältere Leser an einen Schriftsteller erinnern, dessen Romane vor einem Menschenalter den Enthusiasmus der feinen Welt erregten, aber auch die Phantasie derer zur Sehnsucht aufstachelten, welche die Höhen des Lebens nur aus dem Abstände ihrer eigenen Tiefe messen können, an Bulwer. Es ist ein sonderbares Gefühl, die Anregungen eines Autors hier nachwirken zu sehen, der sich so vollständig ausgeschrieben, der seinen Ruhm so sehr überlebt hatte, und den die undankbare Gegenwart selbst der wohlwollenden Erinnerung entrücken will, indem sie mit Erfolg die Schwäche und Widerwärtigkeit seines Charakters aufdeckt. Ganz freilich ist Bulwer nicht zu beseitigen, auch von der *Lady of Lyons* abgesehen; seine Romane sind reich an Erfindung, an Effecten,

an rücksichtsloser Consequenz in der Charakterzeichnung und zeugen von seiner tiefen Kenntniß gerade jener Winkel des menschlichen Herzens, die wir vor Anderen und auch vor uns selbst am liebsten wegleugnen möchten. — Trotz mancher Unebenheiten ist „Mr. Isaacs“ ein sehr guter Roman: die Handlung energisch geführt, saftige Farbe, welche auch die bekannten Typen auffrischt, Alles packend und in raschem Fortschritt erzählt. Für einen ersten Wurf ist das eine höchst beachtenswerthe Leistung. Schwächer scheint mir die zweite Erzählung, Dr. Claudius, welche Crawford „eine wahre Geschichte“ nennt und die er zum Beweise dafür den beiden Helden dedicirt. Auch Dr. Claudius ist ein vollkommener Mensch in seiner Art, ein Nordmann, ein Sproß der Wikinger, eine blondhaarige Riesengestalt, dabei Privatdocent der Mathematik, der von seiner deutschen Univerſität ins Leben hinausgestoßen wird, als er ein paar Millionen erbt, eine schöne Gräfin sieht, und den Besuch eines klugen, scrupellosen Amerikaners erhält, welcher ihn für die Welt zustoßen will. Seine Dame bekommt Dr. Claudius zulezt, nachdem Mißverständnisse, eine interessante Fahrt nach Amerika in der Yacht eines englischen Herzogs und das Intriguenspiel Mr. Barker's vorangegangen sind. Hier fehlt es an dem, was Crawford's Stärke ausmacht, an der Spannung in den Ereignissen: eine kleine Gefahr zur See und das Durchgehen von Pferden an der Küste bei Newport reichen nicht zu. Für die Charaktere interessiert man sich wenig, sie werden ja auch nicht tief genommen. Um so besser ist To Leeward, der nächste Roman, welcher mir das beste von Crawford's bisherigen Werken zu sein scheint. Es ist eine Geschichte von menschlicher Leidenschaft und Schwäche, die als Fäden eines dunklen Geschehens sich zu einem Netze verschlingen, das seine Opfer unentrinnbar festhält. Der Inhalt ist bald erzählt. Ein italienischer Edelmann, Marchese Carantoni, gut und brav, etwas träg und beschränkt, heirathet wider den Willen seiner trefflichen Schwester Diana eine junge Dame, Miß Leonora Carnethy, von russischer Mutter und englischem Vater, mit kräftigem, unruhigem, leicht erregbarem Geist, die in den römischen Salons keine Befriedigung findet und sich in das Studium deutscher Philosophie wirft, das sie freilich zu bloß negativen Ergebnissen leitet. In ihrer Unzufriedenheit nimmt sie die Werbung des Marchese an, welche ihr ein gesichertes, aufregungsloses Leben verspricht. Das wird ihr auch wirklich zu Theil, aber die Sache wendet sich zum Schlimmen; denn es wird ihr langweilig, sie bedarf der Erregung, sie sehnt sich nach Gemüthsbewegungen, und da kommt ihr Julius Watcombe recht in den Weg, ein geistreicher Journalist, der für untwiderstehlich gilt und gewiß wenigstens kühn und unternehmend ist. In raschem Zuge spielt sich die Tragödie ab. Nicht böser Wille treibt: Umstände, Zufälle rücken die Beiden einander näher, nachgiebige Energielosigkeit, Schwäche, die sich nichts versagt, dann Widerpruchsgeist, Stolz und Trotz thun das Weitere, überraschend schnell tritt die Katastrophe ein. Das ist nun auch ein psychologischer Roman, aber mit fliegender Feder geschrieben, voll fecker, starker Charakteristik, von dem raschen Zuge und der Hitze der Leidenschaft durchströmt; und so einfach der Verlauf ist, so alltäglich der Vorgang an sich, die Spannung verläßt den Leser erst auf dem letzten Blatte. Crawford steht ganz in der Sache, er gibt kaum zum Schlusse Raisonsnements; sonst bezeichnet jedes Gespräch,

jedes Diner, jede Bootfahrt ein Stadium der dramatischen Entwicklung. Die Mittel der Darstellung sind ganz einfach, man glaubt die Nachwirkung der alten, unerreichten Meister italienischer Novellistik zu spüren, die Sympathie des Autors bleibt jedoch unverborgen und theilt sich dem Leser mit. Es ist ein vorzügliches Buch. Wie genau Crawford das italienische Wesen kennt und abbildet, zeigt seine nächste große Erzählung *A Roman Singer*, zeigen die Italiener darin, an der Spitze der gute, alte, sparsame, schwatzhafte Professor der Philosophie *Cornelio Conte Grandi*, dann *Rino* der Sänger, *Ercole*, der jähzornige Musikmeister, *Mariuccia*, die treue, wenn auch launenhafte Haushälterin. Die Handlung ist ziemlich abgebraucht: eine junge deutsche Gräfin, Tochter eines militärischen, polternden Vaters, erwidert die Liebe *Rino* *Cardegna's*, eine Nebenbuhlerin facht das Feuer an, heimliche Entführung aus einem Bergschloß, Flucht und Heirath. Das übernatürliche Element vertritt *Ahasverus Venoni*, der wunderbare jüdische Geiger, den man für den ewigen Juden hält, bis er sich als wahnsinniger Banquier aus Rußland entpuppt. Auch diese Geschichte hat das schnelle Tempo der übrigen, kleine Episoden von wohlthuender Frische sind darin; aber es kann nicht entgehen, daß durch die Eilfertigkeit einer unüberlegten Niederschrift manche Mängel und Fehler ohne Besserung blieben. So ist *Venoni* ziemlich verfehlt und dient nur als mechanisches Mittel, die Geschichte fortzuschleichen; außerdem haben die Eigenthümlichkeiten der Charaktere nicht in dem Maße, wie sie sollten, motivirende Kraft für die Ereignisse. Noch mehr wird die Hast der Abfassung in dem Roman *An American Politician* sichtbar. Wiederum betritt der Autor ein neues Terrain, diesmal jedoch ein sehr schwieriges, das man mit mehr Zeit und Geduld studiren muß als Crawford für nöthig hält, eine geschickte Momentaufnahme richtet da wenig aus. Wären nicht die beiden parallelen Liebesgeschichten, welche durch seine und doch kräftige moderne Farbengebung wirken, *Harrington*, der politische Musterknabe, würde uns noch kühler lassen als sein geriebener, tückischer Feind *Bancouer*. Crawford muß sich, wie es der Gegenstand fordert, in Details einlassen, dazu fehlt ihm aber die Sachkenntniß. Er begeht kleine und große Irthümer, weil er die interne Politik der Vereinigten Staaten nur aus ein paar Zeitungen „independenten“ Färbung und der Orientirung durch oberflächliche Salongespräche kennt. So läßt er *Harrington* zu *Boston* eine Rede von doctrinärer Raibetät halten, die tomisch erscheint, sobald man daran denkt, daß erst vor Kurzem *Benjamin Butler*, der schlaueste und gewissenloseste Politiker von *Verns*, *Governor* von *Massachusetts* gewesen ist. Und der „*maiden speech*“, mit welchem *Harrington* seine Thätigkeit im Senat der *Union* eröffnet, fällt — abgesehen von den technischen Mängeln — aus den modernen Verhältnissen völlig heraus; das ist die Veredsamkeit von *Clay* und *Webster*, die hier in Bewegung gesetzt wird. Amerikanische Politik ist ein Ding von furchtbarer Realität, dem gegenüber das geisterhafte Freimaurerthum der drei Obergötter *X. Y. Z.* in *London*, welche die Fäden des politischen Lebens leiten sollen, allzu schwach und unwahr erfunden scheint. Das ist wieder ein echt *Vulturnischer* Zug, der aber ebenso wie die verächtlichen Parabeln vom Schneengel oder *Rino's* Dornstrauch der Welt, seine Wirkung gänzlich verfehlt und neben das Erhabene die benachbarte Scheibe trifft.

Aus dem Brautestoff amerikanischer Wahlbewegungen in die Vergangenheit des Morgenlandes, zu den alten Persern und zu Niemand Geringerem als dem Propheten Daniel, Zoroaster, Darius Hystaspes, das ist ein Sprung, der vielen Andern übel bekommen wäre, den aber der bewegliche Geist Crawford's in seinem letzten Buche Zoroaster anscheinend ohne Schwierigkeiten unternimmt. Das Staunen ermäßigt sich etwas, wenn man die Geschichte selbst durchliest. So ist nicht zu befürchten, daß Crawford der Firma Ebers in Keilschriften Concurrenz machen wird, obschon der Stoff mit Rücksicht auf die neuesten Entdeckungen im Gebiete altpersischer Geschichte mit geschäftskundigem Blick gewählt ist. Crawford kommt einem starken Interesse seiner Landsleute für den Orient entgegen, das durch G. W. Curtis' „Hotwadjibriefe“, durch Bayard Taylor's Dichtungen und Reisekizzen, sogar durch Lew Wallace's „Ben Hur“ hinlänglich bezeugt ist. „Zoroaster“ ist kein Kostümroman, und zum Studium babylonischer Archäologie wird sich dabei kaum Jemand angeregt fühlen. Das ist die gute Seite des neuen Werkes, welches wieder eine Liebesgeschichte zwischen vier Personen erzählt. Darius und Zoroaster, der Gardecapitän, lieben die hebräische Prinzessin Rehushta; sie liebt Zoroaster, findet aber eine Nebenbuhlerin in Atossa, der ersten Gemahlin des Königs. Diese herrlich schön Atossa ist ein echt Vultur'scher Ausbund von Schlechtigkeit und Bosheit, sie überzeugt Rehushta von Zoroaster's Untreue, die Jüdin heirathet Darius, der enttäuschte Zoroaster flieht in eine öde Gebirgsgegend. Dort gibt er sich der religiösen Meditation hin, kehrt nach drei Jahren schon mit langem weißen Bart und Wunderkräften — die Cumberland'schen Experimente haben da Spuren hinterlassen — an den Hof des Königs zurück, wo er einen reineren Gottesdienst einführt; Rehushta wird über den Betrug Atossa's aufgeklärt; bei einem Aufstande, den die türkische Feindin erregt hat, wird die Hebräerin neben Zoroaster im Tempel getödtet. Darius läßt sie zusammen begraben. — Die Geschichte ist, wie man sieht, sehr einfach und nicht neu; aber sie ist gut und aus einer frischen, ungehemmten Phantasie heraus erzählt. Daß die Personen so große Namen tragen, thut nichts zur Sache; der Roman würde sich ebenso gut lesen, wenn die Handelnden ganz unberühmt wären. Die Charaktere sind in simplen, derben Strichen entworfen, wie sich versteht, ganz modern, Scene und Weitwerk mit lustiger Sorglosigkeit um die antiquarischen Details beschrieben, aber farbig und eindrucksvoll. Crawford's „Zoroaster“, halb Mr. Faacs, halb Ram Lal, ist nicht der ehrwürdige Religionsstifter, dessen Riesengestalt uns aus der Dämmerung des Alterthums nur undeutlich erkennbar ist, sondern in der Hauptpartie des Romans ein etwas sentimentaler Jüngling, der auch in einem historischen Lustspiel Scribe's stehen könnte. Hier hat Crawford sein Ehrgeiz und die merkwürdige Elasticität seiner Begabung an ein zu großes Wagniß geführt. Bearbeitungen persischer Hymnen und Brocken orientalischer Mystik vertiefen das allzu leicht genommene Problem nicht und werden dem Buche kaum zu der Gunst des ernstern Lesers verhelfen; indeß mag es einem größeren Publicum willkommen sein und wird dieses vielleicht durch den Apparat von Wundern, Ahnungen, Träumen, Festen und Prachtgewändern, wie durch die stark instrumentirte Overture zu Dante verpflichtet.

Es wäre zu wünschen, daß Crawford langsamer schriebe; sein Talent ist

sehr bedeutend, er hat immer Etwas zu erzählen, er erzählt gut und mit der warmen Freudigkeit, welche den auszeichnet, der seiner Aufgabe gewachsen ist und sie mit geringer Anstrengung bewältigt. Er hat eine durchaus gesunde, klare Auffassung des Lebens, die mit seiner poetischen Gestaltungskraft sich wohl verbindet. Aber er muß seine Arbeiten mehr reifen lassen; der Weg, welchen er gerade jetzt einschlägt, kann nur abwärts führen.

## VIII.

Man sieht aus Crawford's vorletem Werk, wie populär die Politik im amerikanischen Roman geworden ist. Meist nur eine Seite davon, und nicht die erfreulichste, wird hervorgekehrt, die Corruption; darüber wußte schon Cooper zu berichten, später Bret Harte, Mark Twain und die Andern, wo sie irgend die Peripherie der Politik streifen. So darf es nicht verwundern, wenn einzelne Schriftsteller politische Corruption mit Politik überhaupt verwechseln und diesem Thema genug Inhalt und Anziehung zutrauen, um es in besonderen Erzählungen zu verhandeln. Aus der größeren Anzahl von Romanen, die da zu nennen wären, hebe ich nur ein paar der besten als charakteristisch hervor. So das Buch *Democracy*, das vor einigen Jahren vieles und ungerechtfertigtes Aufsehen erregte, weil man unter dem anonymen Deckmantel eine in politischen Kreisen häufig verkehrende, tief eingeweihte Persönlichkeit vermuthete und deshalb sich um so eifriger angelegen sein ließ, zu den fingirten Namen der Personen die realen Vorbilder auszuforschen. Eine solche Möglichkeit, lose umher schwimmenden Klatsch an bestimmte Menschen zu heften, hat für Manche einen besonderen Reiz, dem z. B. die seiner Zeit viel gelesenen Wiener Romane von Wolfram-Prantner ihre Beliebtheit verdankten. „*Democracy*“ täuscht jedoch in dieser Beziehung; denn bildet auch ohne Zweifel die Administration des Präsidenten Hayes den Hintergrund, so sind doch die den einzelnen Politikern verliehenen Züge sehr tactvoll aus den Beobachtungen vieler gewählt, selbst die äußeren Umstände, und es ist ein großer Irrthum, anzunehmen, daß auch nur für einen der geschilderten Charaktere das lebende Original, auf welches alle Merkmale paßten, in Washington gefunden werden könnte. So hat man sich um die centrale Figur, den Senator und Finanzsecretär (Finanzminister) Katcliffe, vergebens bemüht; keiner der Namen Conkling, Cameron senior, Blaine u. A. paßt auf ihn. Es ist, künstlerisch genommen, ein Fehler, daß der Leser überhaupt veranlaßt wird, auf die Suche nach Namen auszugehen, und ebenso zeigen andere Mängel in der Maschinerie, daß die Verfasserin — eine solche wird es doch wohl sein — über der Politik den Zusammenhang ihres Werkes vernachlässigt. So sind die Beziehungen von Sybil Ross und Carrington von vornherein auf ein Liebesverhältniß abgesehen, das bei Seite geschoben wird, um Madeleine Freiheit zu lassen, welche im zweiten Theile der Geschichte eine Rolle der Mütterlichkeit aufnimmt, die zum ersten wenig paßt. Im Allgemeinen aber ist die Erzählung leicht, bisweilen brillant geschrieben, und auch ältere Typen, wie der cynische Diplomat Baron Jacobi, sind prächtig neu ausgestaffirt.

Dem Reize, welchen die stets siedende und wallende Gesellschaft von Washington, die vielleicht bunter ist als in irgend einer anderen Stadt der Erde,



auf die Phantasie ausübt, hat auch eine Schriftstellerin nicht widerstanden, deren vorhergehende Arbeiten sich auf so ganz anderem Boden bewegten, daß man über die neue Wendung erstaunt sein möchte. Frances Hodgson Burnett ist eine Engländerin von Geburt und Erziehung, hat lange in den Vereinigten Staaten gelebt und ist dort verheirathet. Nach ein paar mißglückten Novellen war *That Lass o' Lowrie's* ein entschiedener Treffer, bekannt in der Hauptfigur und den Ereignissen, aber flott erzählt. Die Kohlenminen, ihre Arbeiter, deren Wesen und Sprache sind gut dargestellt, die Behandlung des Ganzen, besonders der beiden Geistlichen und ihres „Werkes“, ist echt englisch, Dickens hat offenbar zu Gebatte gestanden. Der feineren Charakterzeichnung wandte sich Mrs. Burnett mit Louisiana zu, einer merkwürdigen, nicht ganz ausgeglichenen Geschichte eines ungebildeten Mädchens aus dem Süden. Größere Ansprüche erhebt *Through one Administration*. Es ist eigentlich im Ganzen weniger Politik drinnen, als man aus dem Titel schließen möchte, und die Eigenschaften des analytischen Romanes schlagen vor. Die Handlung ist ungemein reducirt: Philipp Trebennis, der in seiner Ehrenhaftigkeit, Stärke, Schüchternheit und physischen Schwerefälligkeit ein gutes Frauenideal darstellt, verliebt sich in ein ihm verwandtes junges Mädchen, das eben in die Gesellschaft zu Washington eingeführt wird, wagt es aber nicht, seine Neigung auszusprechen, zieht auf seinen Posten bei den Indianerkämpfen des fernen Westens, und kehrt erst acht Jahre später in officieller Stellung nach der Bundeshauptstadt zurück, wo inzwischen Bertha mit Mr. Amory, einem hübschen, sanguinischen, leichtsinnigen und bis zur Gemeinheit selbstsüchtigen Mann sich vermählt hat. Bertha trägt eine heiße Liebe zu Philipp heimlich im Herzen, von dem sie sich verschmährt glaubt. Als er wiederkommt, sucht sie dies vor ihm zu verbergen und gibt sich mehr als früher den Zerstreuungen der Gesellschaft hin; ja ihr Vater, der gelehrte Naturforscher Professor Ferrick, und Philipp vermuthen sogar, es beständen gefährliche Beziehungen zwischen ihr und dem Hausfreunde Mr. Arbutnot. Darin irren sie, mit ihnen aber irrt durch die ganze erste Hälfte des Romans auch der Leser, indem er Arbutnot für einen feinen, mit Weltschmerz und Selbstverachtung drapirten Spitzbuben hält und erst dann, als er sich Agnes Sylvestre nähert, seine ganze Tugendhaftigkeit erkennt. Zwischen diesen Personen nun spielt sich die durch vier Jahre hingezogene Erzählung ab, mit kaum viel mehr Fortschritten, als sie ein guter Schachspieler erzielt, der ein ausgesprochenes „Remis“ noch bestreiten will. Abwechslung bieten die kleinen Mittel der Conversation, verschiedene Anwohlsins und Ohnmachten Bertha's, die den Mediciner interessieren, die sie aber alle gesund übersteht, Besuche, Toiletten, Klatsch, bis endlich, endlich mit dem Landschwindel der Westoriabil etwas rascherer Zug in die Sache kommt und die Katastrophe hereinbricht, bei welcher Mr. Amory verschwindet. Viel Grazie, Feinheit, Liebenswürdigkeit und Geist, eine Masse weiblichen Raffinements und tiefgehender Beobachtungen sind über den magern Stoff ausgebreitet; des Gefühls der Ueberspannung und Ermüdung wird sich kaum ein Leser entschlagen können. Wiederum beschränkt sich die Politik darauf, daß durch verwickelte Intrigen, durch Bestechung und Weibereinfluß Gesetze im Congreß durchgebracht werden sollen, welche Privatinteressen dienen, das heißt, verwertherischen Specu-

lationen auf den Staatschah. Damit kreuzen sich alle Machinationen um die Staatsämter, die Patronage, die „Beute“ der Berufspolitiker. Man blickt in einen Abgrund von Niedertracht und schmutziger Leidenschaft, und tröstet sich schließlich nur damit, daß Washington keineswegs der Mikrokosmos der Vereinigten Staaten ist, und daß die großen Phasen amerikanischer Politik von der weiten Peripherie amerikanischer Wähler bestimmt werden und nicht von dem Häuflein Intriganten im Capitol.

Darum sind die Romane in viel höherem Sinne politische, welche sich mit den socialen Verhältnissen befassen, insbesondere mit den Arbeitern, und die Erzählung *The Breadwinners*, welche vor Kurzem ohne Autornamen, jedoch unter allgemeiner Aufmerksamkeit im „Century“ erschienen ist, mag sie besser repräsentiren. Es ist die Geschichte eines Arbeitertrikes in einer großen Stadt des Nordwestens (Buffalo N. Y. oder Cleveland O. ist gemeint), der von gewissenlosen, habgüchtigen Führern angezettelt wird, die in der allgemeinen Aufregung ihren Vortheil finden, ja sogar die günstige Zeit zu Verbrechen ausbeuten. Die fürchtbare Macht, welche durch die strenge Disciplin der Arbeiterorganisationen in die Hände weniger, nicht controlirbarer Individuen gelegt wird, und wie deren Eigensucht sie mißbraucht, zeigt der tief eingeweichte Verfasser mit Wahrheit und Lebendigkeit. Boverfox und besonders Offitt, die Arbeiterregenten, sind nach der Natur gezeichnet wie die Bettler und Branntweinsäufer von Bastien Lepage. Auch alles Zubehör, die Stadt, welche von beschäftigungslosen Arbeitern überfüllt ist, deren Stimmung drohender wird; die Meetings, die Feuerzbrünste, die ganze Kläglichkeit der Verwaltung, welche fortwährend durch politische Rücksichten gebunden ist, die Kleinlichkeit und Nichtswürdigkeit der Bezirkspolitiker; die Fabrikanten, ihre Gesellschaft und der rohe Ton darin, die Bildungslosigkeit und Leerheit ihrer Gespräche, das alles sind photographische Aufnahmen, nur etwas für die Erzählung retouchirt. Am wichtigsten und eine wirkliche Bereicherung der Literatur ist Mattie, die Tochter eines ehrjamen Zimmermeisters, der sie in einer Mädchenschule niedrigen Ranges hat erziehen lassen. Dort aber und aus dem Anblicke des Wohllebens, welches in der großen Stadt an ihr vorüberzieht, hat sie eine krankhafte Sehnsucht nach Genuß in sich aufgenommen und nach dem Reichthum, welcher ihn vermittelt. Sie ist eigentlich roh, ohne feine Empfindung, beschränkt in ihren Kenntnissen; der unablässig spornende Ehrgeiz, der in einer zierlichen Gestalt und einem hübschen Gesicht Anhalt findet, muß alle besseren Triebfedern erseken. Der Ausgang entspricht ihren Wünschen nicht und ist wohl als poetische Strafe aufzufassen. Manche Kritiker haben geglaubt, in dieser Person einen speciell amerikanischen Typus zu erkennen, wie es Daisy Miller in der That ist; allein das scheint mir irrig; jede größere Stadt Europa's züchtet durch das unmittelbare Nebeneinander von Reichthum und Armuth, von kärglich gelohnter Arbeit und schwelgerischem Nichtsthun solche Erscheinungen, nur sind sie z. B. in Deutschland noch nicht, wohl aber in Frankreich und Skandinavien, durch den modernen Realismus in den Roman eingeführt worden. Mattie verknüpft die Arbeiter mit einer kleinen Gruppe von Aristokraten, Arthur Farnham, Alice Belding und ihrer Mutter. Farnham ist als Held der Erzählung gedacht, aber von seinem Schöpfer keineswegs mit be-

sonderer Achtung behandelt worden. Er ist matt und unbedeutend, die ihm benachbarten Damen sind nicht viel besser. Das ist merkwürdig, denn im Grunde hält es der Verfasser mit den herrschenden Capitalisten, verabsäumt es, die tüchtigen Bestandtheile der Arbeiterpartei vorzuführen, und liefert dadurch eine einseitige Darstellung. *The Breadwinners* ist kein Kunstwerk — wie viele moderne Romane sind das in dem ehrwürdigen Sinne dieses Wortes? — aber eine geschickte, kenntnißreiche, in Vielem wahre Schilderung, aus dem Leben gegriffen und durch die Tendenz in ihrer Wirkung noch besonders gesteigert. —

Andere Seiten des amerikanischen Lebens beschreibt der Gesellschaftsroman, der seinen Sitz in Newyork hat. Besonders Hervorragendes gibt es da nicht, aber manch' anständige Leistung. Der Hauptmangel scheint, daß die Schilderungen zufälliger Art sind und auch so aneinander gereiht werden; vielleicht hat die Zeitungspraxis da geschadet. So bringt man es nicht dazu, das Eigenthümliche in Typen zu verdichten, und dieser Abgang läßt sich nicht durch scrupulöse Details wettmachen. Die älteren Darstellungen, denen es an diesen Feinheiten gebrach, gelangten dafür eher zum allgemein gültigen Ausdruck des Geschehenen. So ist der Roman *The House of a Merchant Prince* von Bishop, der auch kleine pathetische Geschichten sehr hübsch erzählt, nur eine Serie zusammengehefteter Skizzen. Robert Grant's *An Average Man* leidet an demselben Uebel und an einer gewissen Verschwommenheit in der Ausführung. Fawcett gelingt es, bewegte Szenen zu entwerfen, Bunner, der Redacteur des trefflichen „Puck“, beobachtet die zahlreichen Schwächen des Newyorker Lebens sehr gut und spottet heiter über sie, ohne zu verletzen. Auch George Parsons Lathrop, dessen Stärke sonst in einer feinen Einbildungskraft und im sentimentalen Pathos liegt — so bei seiner hübschen Novelle *An Echo of Passion* — hat sich im Societymoman durch sein Newport versucht, ohne es zu origineller Gestaltung zu bringen. Auch er neigt zu analytischer Betrachtung der Charaktere. Dafür hat Weir Mitchell, selbst ein ansgezeichneter Arzt, den Bürgerkrieg benützt und in seiner letzten großen Erzählung *In War Time* die Entwicklung eines schwachen Mannes vorzüglich beschrieben, den die Nachgiebigkeit gegen unberechtigte Wünsche, Bequemlichkeit und das Unermögen, auf ein Angenehmes der pflichtmäßigen Thätigkeit halber zu verzichten, langsam aber sicher in die Tiefe zieht.

Eine sonderbare Stellung seitab nimmt Bellamy mit seinen beiden größeren Arbeiten ein: *Dr. Heidenhoff's Process*<sup>1)</sup> und *Miss Ludington's Sister*. Die erstere erzählt nach der gelungenen realistischen Schilderung eines kleinen Ortes in Neu-England eine Liebesgeschichte, die traurig ansieht. In einem Traume schwebt dem unglücklichen Liebhaber die Möglichkeit eines guten Endes vor, indem er sich auf einen Magazinartikel hin mit Dr. Heidenhoff bekannt macht, welcher das Geheimniß entdeckt hat, durch einen physiologischen Proceß das Gedächtniß für gewisse Abschnitte der Vergangenheit auszutilgen. Der Reiz der Geschichte liegt in der Virtuosität, womit der Leser ganz unmerklich in den Traum übergeleitet wird. Wir besitzen ein

<sup>1)</sup> Der Titel erinnert an Dr. Heidegger's Experiment von Nathaniel Hawthorne.

noch feineres Beispiel solcher Kunst in Alfred Schöne's „Blauem Schleier“. — Miss Ludington's Sister ist grotesk erfunden. Miß Ludington war als junges Mädchen sehr schön, bevor sie an den Blattern erkrankte; ihr ganzes Lebensglück faßte sich in die wenigen Jahre ihrer Blüthe zusammen, später erscheint ihr jene Epoche fast als ein für sich bestehender Theil ihres Lebens, ja als ein davon abgelöstes. Ein Gemälde, das sie in dem Zauber ihrer Mädchen-schönheit darstellt, unterstützt diese Phantasie, und als eine große Erbschaft sie sehr reich macht, läßt sie auf ihrem Besitz in Long Island das heimatliche Dorf, Kirche, Schulhaus u. s. f. ganz in der Weise aufbauen, wie es in ihrer Jugend beschaffen war. So lebt sie in der Vergangenheit. Ein phantastisch angelegter Nefte, Paul de Niemer, der sich in das Gemälde verliebt, weiß Miß Ludington durch eine geistreiche Argumentation zu überzeugen, daß die Hauptphasen im Leben eines Menschen selbständige Gestaltungen bilden und daß also sie selbst in ihrer Jugendblüthe irgendwo existire. Diese barocke Idee bezaubert die alte Dame, eine Freundin benutzt es und stellt in einer spiritistischen Sitzung ihre Tochter als die materialisirte Phase von Miß Ludington's Jugend vor. Das Mädchen wird ins Haus aufgenommen und soll Paul heirathen; das geschieht auch, nachdem sie selbst die Täuschung aufgedeckt hat. Bellamy ist das schwierige Wagniß geglückt, den Leser, der natürlich nicht ernsthaft nachdenken darf, in dieser Welt bloßer Einbildung während der Lectüre festzuhalten, und das Ganze wäre ein niedliches Kunststück, das auch in Frankreich und Deutschland schon versucht worden ist, wenn der Autor nicht selbst dem Bologneser Tropfen die Spitze abgebrochen hätte, um den trivial guten Ausgang zu bewerkstelligen; nun zerfällt Alles in Staub.

Hat Hawthorne noch jetzt so viel Einfluß, um in Bellamy einen Schüler zu finden, so ist es begreiflich, daß sein eigener Sohn Julian seinen Spuren mit Begeisterung folgt, leider nicht auch mit gleicher Hingebung an die Arbeit. Julian Hawthorne's Novellen, die allzu schnell nach einander erscheinen, sind meistens glücklich concipirt, aus einer lebhaften, wenn auch etwas wilden und romantischen Einbildungskraft erzeugt, mit feinem Sinn für Beleuchtung, Effecte, bizarre Situationen, abenteuerliche Charaktere geschrieben, aber nicht ausgeglichen im Stil, offenbar bei sehr verschiedener Laune mit wenig Geduld ausgearbeitet, vortreffliche und ganz schwache Partien liegen neben einander. Das beste Stück ist jedenfalls *Dust*. — Eine frei waltende Phantasie ist auch die Hauptquelle des Interesses in den Romanen des General Lew Wallace, von denen Ben Hur am berühmtesten geworden ist, worin die Anfänge des Christenthums und seine überwältigende Macht auf die Gemüther mittelst der Eindrücke geschildert werden, welche der Stifter und die Seinen — die aber nicht persönlich vortreten — auf die wachsenden Gemeinden ausüben. — Ein Fremder, der in den Vereinigten Staaten festen Fuß gefaßt hat, ist Professor Hjalmar Boyesen, ein Norweger, welcher sich angelegen sein läßt, die Sagen und Ueberlieferungen seiner Heimath, auch die gegenwärtigen Zustände daselbst, in leichtflüssiger Erzählung nahe zu bringen; neuestens schreibt er amerikanische Novellen, die gut lesbar sind, ohne sonderliche Bedeutung in Anspruch zu nehmen.

## IX.

Zu jeder Zeit haben die Frauen an der amerikanischen Literatur großen Antheil genommen: der erste Name von Bedeutung in der Reihe amerikanischer Dichter ist der Anne Bradstreet's. In diesem Jahrhundert nun ist ihre Zahl von Decennium zu Decennium so gewachsen, daß Griswold in seiner Anthologie einen besonderen starken Band den Female Poets of America gewidmet hat. Aber die Menge ihrer Gedichte steht kaum in richtigem Verhältniß zu ihrem Werthe und im Ganzen bleiben die poetischen Leistungen der Frauen weit hinter denen ihrer männlichen Concurrenten zurück. Ganz dasselbe ist in der Prosa der Fall. Sehr viele Amerikanerinnen beschäftigen sich ausschließlich oder nebenbei mit der Schriftstellerei und man braucht nur ein paar Jahrgänge belletrischer Zeitschriften zu durchblättern, um über die starke Theilnahme der Frauen zu erstannen (meiner ungefähren Schätzung nach sind ein Drittel bis zur Hälfte der Artikel von ihnen geschrieben); aber es ist — wenn wir die jüngst entpuppte Miß Martine ausnehmen — keine darunter, welche sich in die vorderste Reihe stellen, neben Bret Harte, Howells, James, Cable Platz nehmen könnte. Was sie produciren, ist meistens Mittelgut, lieft sich in der Regel recht angenehm, hinterläßt aber keinen tieferen Eindruck. Aus der Legion von Namen will ich nur einige ausheben. Die transatlantische Kritik stellte bisher an die Spitze der Erzählerinnen Mrs. Constance Fenimore Woolson, eine Großnichte Cooper's, aber ihre Werke werden wohl sehr überschätzt. Das bedeutendste ist jedenfalls Anne, eine Geschichte, welche in dem englischen Theile des nördlichen Seengebietes beginnt und von dem pittoresken französischen Elemente der Bevölkerung eine gute Vorstellung gibt, das schon in Rev. Robert Lowell's The New Priest of Conception Bay vortrefflich geschildert worden war. Dem hübschen Anfang entspricht nur noch eine Partie, das Leben in einem kleinen Bade des Staates Newyork behandelnd; dann läuft die Erzählung mit lästiger Breite in eine Folge von kleinen, zum Theil sensationellen Abschnitten aus, die nur eine lebhaftere Erfindungsgabe bezeugen, aber für die Mängel der Charakteristik und einer knappen, kräftigen Action nicht entschädigen können. Man würde Mrs. Woolson zu nahe treten, wenn man sie mit unserer Marlitt vergliche — „Anne“ ist den flachen und trivialen Schöpfungen unserer Erbin von Benedicte Naubert, Karoline von Pichler und Johanna Schopenhauer um Vieles überlegen, es steckt mehr Bildung und Menschenkenntniß darin, der Stil ist besser — aber einigermaßen finde ich mich doch an die Beherrscherin des Gartenlaibenpublicums erinnert: auch die Gestalten der Amerikanerin haben etwas Philistineses, Sonntagschulmäßiges. Recht hübsch ist die Novelle For the Major, die Geschichte einer besonderen Art weiblicher Aufopferung, und sehr nett sind die kleinen Skizzen aus dem südlichen Leben, vornehmlich von Florida, dessen malerische Eigenthümlichkeiten Mrs. Woolson gut würdigt; für ihre neueste Erzählung East Angels hat sie diesen Schauplatz gewählt. — Mit viel Wärme und gutem Willen, aber sehr ungleich in der Ausführung sind die Romane der Mrs. Mary Halleck Foote geschrieben; diese Dame besitz noch das beneidenswerthe Talent, selbst ihre Darstellungen recht geschmackvoll zu illustriren. — Für einen großen Leserkreis sind

George Fleming's (Miß Fletcher) Erzählungen berechnet, von denen einige, wie Kismet auch in der That sehr populär wurden, die sich aber doch von den besseren englischen Frauenromanen (z. B. der Mrs. Oliphant) nicht stark unterscheiden. — Miß Elizabeth Stuart Phelps ist eine singuläre Erscheinung, ein analytischer Geist mit kraftvoller Phantasie und dabei von einem gläubigen Calvinismus ausgehend; Gates a jar und Behind the Gates sind höchst merkwürdige Stücke, in denen die Vorstellungen eines modernen Frommen vom Leben nach dem Tode, besonders vom Himmelreich, ausgemalt werden. Friends, a Duet, dann Dr. Zay und andere ihrer neuesten Schriften setzen eine lange Reihe von Erzählungen fort, in denen sie nach dem Beispiele ihrer Mutter schwierige Probleme des Gewissens und der Empfindung mit Ernst und Feinheit und einer tiefen Kenntniß des weiblichen Wesens erörtert. — Neben Nora Percy, Mrs. Stoddard u. A. ist besonders die eben verstorbene Helen Jackson, die gewöhnlich unter der Signatur H. H. schrieb, mit Anerkennung zu erwähnen. Diese gewandte Schriftstellerin war sehr viel auf Reisen, deren Eindrücke sie dann in hübschen Skizzen beschrieb, aus Italien, Norwegen, Schottland. Erst vor Kurzem hatte sie sich im Felsengebirge Colorado's ein anmuthiges Heim aufgebaut. Sehr eingehend gab sie sich mit dem Indianerproblem ab und in A Century of Dishonor verfaßte sie eine brillante Anklageschrift wider die Bundesregierung. Besonders genau kannte sie die Zustände Californiens, hatte eingehende Studien über die alten „Missionen“ angestellt und ihre Kenntniß der modernen Verhältnisse dort zu einer sehr guten, pathetischen Erzählung Ramona verwerthet.

## X.

Eine Specialität der amerikanischen Erzählliteratur ist die kurze Geschichte, Novelle, die eine der beliebtesten Gaben der Monatschriften geworden ist. Sie unterscheidet sich sehr von dem, was man in England short stories nennt, in Deutschland ist sie fast unbekannt. Denn die Geschichte, welche seiner Zeit in der „Illustrierten Welt“, in Payne's „Familienblatt“, im „Oesterreichischen Lloyd“ und sonst in Stuttgarter, Leipziger, Berliner Zeitschriften geboten wurden, gehörten einer niedrigen Gattung an, enthielten Abenteuer, Aufregung und Schrecken, Criminalistisches. Am nächsten kommen in der Form einige kleine Sachen von Adalbert Stifter, von Lentner, von Theodor Fontane, und besonders von Rosegger. Aber im Wesentlichen ist doch diese amerikanische short story etwas ganz Eigenartiges. Unsere Novellen sind viel umfangreicher und häufig nur condensirte Romane, indem sie das Vorher und Nachher eines entscheidenden Vorganges im Leben ihrer Gestalten mit vorbringen. Die kurze Magazingeschichte der Amerikaner ist gegenwärtig meistens ein kleines realistisches Lebensbild, ein Ausschnitt aus einem wirklichen Stück Leben, ein einzelner, oft an sich unbedeutender, aber charakteristischer Vorfall wird beschrieben, oft wiederum nur eine mit etlichen Figuren staffirte Landschaft. Was man von dieser Gattung verlangt, ist Stimmung; es kommt daher alles auf den Erzähler selbst an, der aus der Menge kleiner, scharf beobachteter Züge den poetischen Eindruck gewinnt und ungeschädigt darstellt. Am ehesten läßt sich damit die Stimmungslandschaft der modernen Malerei vergleichen, die ja gar

nicht mehr componirt wird, wie man früher pflegte, sondern durchaus den Charakter der Studie besitzt und bei sorgfältiger Ausführung der Einzelheiten doch auch die Essenz einer gewissen Stimmung wiedergibt; der Münchner Reuter versteht sich darauf vortrefflich. Innerhalb des Rahmens der kurzen Geschichte haben natürlich viele besondere Arten Platz. Für Alle gibt es ältere Vorgänger. Nathaniel Hawthorne war ein Meister in dieser Gattung, seine *Mosses from an Old Manse* und *Twice-Told Tales* enthalten Muster aller Nuancen. Washington Irving ist ihm zunächst zu nennen wegen des *Sketch-Book* und der *Chronicles of Wolfert's Roost*; aber auch Kennedy, Neal, der leidenschaftliche Simms, Edgar Allan Poe, dann N. P. Willis in leichten Skizzen. Sehr hübsche Bilder aus dem Kleinleben Neu-Englands nahm O. W. Holmes in seine Romane *Elsie Venner* und *The Guardian Angel* auf, die ungemein anregend gewirkt haben und jetzt wider alles Erwarten in den Veröffentlichungen „aus dem alten Portefeuille“ des *Atlantic Monthly* fortgesetzt werden. Edmund Quincy, der amerikanische Steub, darf besonders wegen seiner behaglichen Geschichte *Wensley* nicht unerwähnt bleiben. Auch an *Harriet Beecher Stowe's* Skizzen in *Old Town Folks* und *The Minister's Wooing* hat sich eine ganze Gruppe von Jüngeren gesammelt. Einer der besten älteren Realisten war Sylvester Tidd, hauptsächlich erfolgreich mit seiner Erzählung: *Margaret, a Tale of the Real and Ideal*. Auch die jetzt so beliebten effectreichen Naturschilderungen, besonders aus dem Leben der Vögel, haben ihre Ahnherren. Zuvörderst in den trefflichen Beschreibungen des Zoologen Audubon, dann in H. D. Thoreau, einem der bedeutendsten Mitglieder des Schriftstellervereines in Concord, als dessen modernen Bögling man den feinsinnigen John Burroughs bezeichnen darf, der nun wieder eine kleine Gemeinde von Mitarbeitern und Enthusiasten, vornehmlich Frauen, wie die zierliche Dichterin Edith Thomas, angeregt hat.

Unstreitig mit Recht gilt jetzt Frank R. Stockton als der Führer des ganzen Reigens. Seine Geschichten zeichnen sich durch mühelose Originalität der Erfindung, durch Witz, elegante Schreibweise und gut gewählte Pointen aus. In dem viel gelesenen *Rudder Grange* sind einige Skizzen aus dem Haushalt eines jungen Ehepaars zu einer ergötzlichen Reihe zusammengeknüpft, erst auf dem ausgemusterten Canalboot und dann im eigenen kleinen Haus, mit dem phantasiereichen und der Colportageliteratur ergebenden Dienstmädchen *Pomona*. Geistreich ist ein älteres Motiv in *The Lady or the Tiger* verwendet, wo die Frage aufgeworfen wird, ob eine orientalische Prinzessin ihren zum Tode verurtheilten Geliebten eher einem Tiger ausliefern, oder einem jungen Mädchen übergeben wird, das er dann heirathen muß. Kuriose Geistergeschichten, wie *The Spectral Mortgage*, humoristische Täuschungen, wie die Geschichte vom Untergang des *Thomas Hyde*, *Burlesken*, z. B. *A Tale of Negative Gravity*, nämlich die Erfindung einer Maschine betreffend, welche das Gewicht ihres Trägers erleichtert — in allen diesen verschiedenen Genres schreibt Stockton immer etwas Frappirendes, Pikantes, Anziehendes. Bisweilen concurrirt *Bishop* mit ihm (z. B. *Braxton's New Art*). — *Rose Terry Coole* erzählt dramatisch bewegte Geschichten aus dem Leben der *Farmer* und kleinen

Leute, Edward Everett Hale prägt mit kurzen, kräftigen Strichen eine gesunde, lebensfrohe Moral ein. Kleine Gruppen von Menschen, die unter sich leben, gewähren interessanten Stoff, so in den letzten Skizzen aus der Newyorker Maler-colonie, die ein pseudonymer „Ivory Black“ ins „Century“ schreibt; in den etwas sentimentalen Bildern aus dem Leben der Arbeiterinnen, wie sie A Working Girl von Zeit zu Zeit in Harper's Monthly liefert, oder in den fein abgestuften Schilderungen aus Old Salem von Eleanor Putnam. Wie weit der Realismus dieser kleinen Geschichten geht, mag man daraus ersehen, daß die hübschen Skizzen Selia Thacher's einen Proceß der darin geschilderten Küstenbewohner von Maine wider den Verleger zur Folge hatten, in welchem denn auch Verfasserin und Buchhändler sachfällig und verurtheilt wurden, bei der nächsten Auflage Aenderungen anzubringen, durch welche die Erkennung der lebenden Originale verhindert würde. — Zu den besten dieser zwischen Skizze und Erzählung schwankenden Stücke gehören P. Deming's „Geschichten aus den Adirondacks“, in reizvoll pittoresker Darstellung, die mehrfach an Bret Harte erinnert. Nichts übertrifft die Erzählungen von Sarah Orne Jewett an Feinheit und Anmuth. Wie man unschwer wahrnimmt, ist sie durch die treffliche Miß Sedgwick und deren Schilderungen des Farmerlebens im altbesiedelten Osten sehr gefördert worden; aber sie hat doch ihre eigene discrete, ruhige Art, welche das Feindselige und Widerwärtige nicht unwahr verkürzt, sondern zu freundlicher Harmonie maßvoll abdämpft. Miß Jewett verwendet mehr gebrochene Halbtöne als scharf abstehende Farben, es herrscht ein gewisses versöhnendes Dämmerlicht in ihren Skizzen, echt weibliche Empfindung ist das Medium ihrer Beobachtungen, das aber nicht in Sentimentalität umschlägt. Abgeschlossene größere Erzählungen bietet sie nur ausnahmsweise (z. B. A Country Doctor, A Marsh Island), meistens sind es ausgehobene Stücke, an deren Rändern überall noch die Verzahnungen mit dem wirklichen Leben stehen gelieben sind. Fischer an der Küste, die hartarbeitenden Farmer im Innern Neu-Englands (besonders Massachusetts, Vermont, Maine), die reicheren Marschbauern von Connecticut gewähren ihr uner schöpflichen Stoff; wo Liebe und Heirath vorkommen, sind sie doch nicht die Hauptsachen und werden unter die Bedingungen gestellt, welche die Realität des ländlichen Daseins erfordert. Ohne dem Leser die Lectüre durch Versuche genauerer Nachahmung des Dialectes, die selten gelingt, zu verleiden, weiß sie mit wenigen Zusammenziehungen und Apostrophen doch den Charakter volkstümlicher Redeweise herzustellen, so daß man sich sofort angeheimelt fühlt und gerne verweilt. Anspruchslos wie Miß Jewett ist, müssen ihre Erzählungen als kleine Cabinetsstücke geschätzt werden; die leise Melancholie, welche über ihren Genrebildern schwebt, macht sie eher Bantier als Knaut und Defregger vergleichbar.

## XI.

Seit ungefähr sechs Jahren hat sich im Südosten, in den Bergen von Tennessee, ein neuer Schriftsteller aufgethan, dessen Bedeutung bisher noch vorzüglich in seinen kurzen Erzählungen ruht, der aber auch große Arbeiten schon begonnen hat und entschieden eine hochbedeutende eigenartige Kraft ist, welcher eine Zukunft bevorsteht. Er nannte sich Charles Egbert Craddock, und obzwar man



wußte, daß der Name nur angenommen sei, zweifelten weder Herausgeber noch Verleger des „Atlantic Monthly“ an dem Geschlechte des Autors. Um so größer war die Ueberraschung, als im Frühling dieses Jahres Miß Mary R. Murfree hinter dem Pseudonym sichtbar wurde, eine junge Dame aus St. Louis, welche sich in den Bergen von Ost-Tennessee ganz heimisch gemacht hatte. Die scharfen, aber nicht unschönen Gesichtszüge der Erzählerin und besonders ihre merkwürdig energische Schrift lassen es begreiflich erscheinen, daß ihr die Täuschung nicht allzu schwer gefallen war. Craddock — wir wollen den Namen beibehalten, wie die Autorin selbst thut — ist auch dem Einflusse Bret Harte's nicht entgangen, aber nur wie jeder spätere Schriftsteller ihn von dem früheren zu fühlen hat. Ihre Technik ist der Verschiedenheit der Aufgabe, welche schon das Local mit sich bringt, angepaßt und steht eigentlich mitten inne zwischen Bret Harte und Miß Jewett. Vor Allem ist die Landschaft noch viel wichtiger als bei Bret Harte und wirkt in gewisser Weise als Decoration der Stimmung bei den Geschichten mit. Schauplatz sind die Gebirge des östlichen Tennessee, der südliche Theil der Appalachians, wo diese mächtige Kette ihre parallele Gliederung aufgegeben hat und in viele verschieden gelagerte Gruppen zerfällt mit Höhen bis zu sechstausend Fuß, dichter Waldung, rauhen Rücken, fruchtbaren Thälern und windigen Hochebenen. Dort, wo dieses Bergland in die „Bundel von Tennessee“ übergeht, eine Masse wild durcheinander geworfener Hügel, sowie in dem üppigen Tafellande, dem „Garten von Tennessee“, fanden während des Bürgerkrieges mehrere große und blutige Schlachten der Westarmee statt. Die Bevölkerung war getheilt; die Bergbewohner hielten an der Union fest, die Städte und Industriellen der Thäler hatten sich der Conföderation angeschlossen. In diesen Gegenden gedeiht ein kräftiger, rauher Menschenschlag, an schwere Arbeit und den Kampf mit der Natur der Berge gewöhnt; aber es bilden sich auch selbständige Charaktere aus, der Wuchs der Individuen ist frei, das Gefühlsleben weniger behindert und uniformirt, das Bergland verleiht den Seinen trotzigen Muth und einen furchtlosen Sinn. Dies Alles, was den Bewohner unserer Alpen im neunzehnten Jahrhundert so werthvoll für die erzählende Dichtung gemacht hat, daß sich mit ihm ein weitaus größerer Theil davon beschäftigt als mit einem andern Stamme Deutschlands, ist auch Quelle der Poesie für Craddock. Bei Bret Harte ist die Poesie der oberste Duft, welcher aus dem Infernum des Minenlebens in Californien aufsteigt; in den „Smoky Mountains“ weht reinere Luft und gewissen ethischen Grundvoraussetzungen der menschlichen Gesellschaft darf dort nicht straflos zuwider gehandelt werden. Craddock hat die Brauchbarkeit dieses Gebietes für dichterische Zwecke wohl erkannt. Ihre ersten Erzählungen sind in der Sammlung *In the Tennessee Mountains* vereinigt worden. Es sind lauter wirkliche Geschichten mit bestimmter Pointe, Vorfälle, welche meistens für das Leben der Hauptpersonen entscheiden; der Punkt tritt hervor, in welchem die individuellen Linien der Handelnden sich durchkreuzen, ihr ganzes Wesen sich voll und leidenschaftlich aufdeckt, das Gerüste ihrer Charaktere auf die Probe gestellt wird. Also nicht der Durchschnitt des gewöhnlichen Lebens, sondern eine außerordentliche Situation, welche die Beteiligten so überrascht, daß sie sich nicht darauf vorbereiten können, sondern den Impulsen ihres Innern unverhohlen folgen. So ist

auch das persönliche Pathos bei Craddock viel stärker als bei den Erzählern des Ostens, steht Bret Harte und Cable zunächst. Die kleinen Novellen sind componirt, wie wahr auch jedes der Stückchen an sich ist, aus denen das Ganze zusammengefügt wurde. Craddock läßt merken, daß diesen Bergbewohnern oft ein sehr feines Gefühl in großen sittlichen Fragen innewohnt, und Electioneering on Big Injun Mounting, wo Rufus Chadd (wahrscheinlich nach dem berühmten Rechtsgelehrten Rufus Choate so genannt), der sonst wegen seiner Strenge verhaßt ist, doch wieder zum Staatsanwalt gewählt wird, weil er den nicht verfolgen will, der ihn selbst meuchlings angefallen hat, ist ein schönes Beispiel dafür. A Playin' of Old Sledge at the Settlement erzählt, wie der Verschmähte dem glücklichen Nebenbuhler im Startenspiel das Haus und allen Besitz abgewinnt, aber die ausgestellte Gerichtsurkunde vor der weinenden Frau ins Feuer wirft mit dem zufriedenen Gefühl, daß sie durch seine Großmuth am besten gestraft sei. In The „Harnt“ that walks Chilhowee wirkt auch die verunglückte Neigung dahin, den Zurückgewiesenen weich und menschlich freundlich zu machen. Alle diese Dinge haben eine starke innere Wahrheit, die Charaktere sind mit energischer, sicherer Hand umrissen, das Weidwerk ist sehr sorgfältig ausgeführt, so auch der Dialekt. Die Landschaftsbilderungen sind von echter Begeisterung eingegeben und nahezu dramatisch belebt. Der Realismus hat aber die Poesie nicht verdrängt, sie durchdringt Beschreibung und Erzählung, künstlerisches Maß und Berechnung walten ob.

Man kann den ersten Roman Craddock's Where the Battle was Fought nicht in derselben Weise rühmen. Meisterhaft ist darin die Rolle, welche dem alten Schlachtfeld (von Stone-River, bei Murfreesboro) zugetheilt ist, das eine Art düstern Chores für die Erzählung abgibt, auf dem Nachts der Wind durch Busch und Kraut bläst über die verfallenen Erdwerke und die mordernden Holzkreuze hin; der rauschende Fluß, der Eisenbahnzug, welcher über die eingebrochenen Kasematten hinrollt — Alles verbindet sich zu dem heimlichen Bilde einer Gespensterschlacht. Und noch sonst ist sehr Vieles gelungen: Tom Toole von der Fähre, sein blödsinniger Schützling Grassy, die Kartenpartie im Hôtel. Die Hauptcharaktere dagegen lassen an Bestimmtheit zu wünschen übrig, die rasch aufgetragene Farbe hat die Zeichnung verwischt, und der mittlere Stoff der Geschichte, die schmuckige Intrigue eines Speculanten und Wucherers ist ordinär erfunden und nicht interessant dargestellt. Das Talent Craddock's findet also, auch nach den vortrefflichen Erzählungen für die Jugend, vorläufig in dem Bergvolke von Ost-Tennessee sein glückliches Hauptthema und seine Begrenzung; das baut sich Alles auf intimer persönlicher Kenntniß auf. Daß aber die neue Erzählerin auch den größten Aufgaben gewachsen sein wird, zeigt ihr eben erscheinender Roman The Prophet of the Big Smoky Mountains. Von den Schriftstellern, welche während der letzten Jahre auftraten, möchte man kaum einem Andern glänzendere Erfolge voraussagen als dieser Dame aus Tennessee.

Gaggleston's guter Roman The Hoosier Schoolmaster, der den Staat Indiana vertritt, muß wenigstens erwähnt werden. Selbst Kansas, einst das „blutige“, jetzt ein blühendes Gemeinwesen, hat einen literarischen Herold ge-

funden, der durch Howells' warme Empfehlung auch im Osten freundlich aufgenommen worden ist. E. W. Howe, Redacteur eines Abendblattes zu Atchison, berichtet über die Entstehung seines Werkes *The Story of a Country Town* in dem Wortwort: „Es ist vollständig während der Nacht verfaßt worden, nachdem der Verfasser ein schweres Tagewerk als Herausgeber und Verleger seiner Zeitung beendet hatte. Ich glaube, daß nicht eine Zeile davon bei Sonnenschein geschrieben wurde, fast in jedem Capitel sind für mich Erinnerungen an die Mitternachtsglocke enthalten . . . Ich war immer übermüdet, während ich daran schrieb und immer unzufrieden, wenn ich den abendlichen Abschnitt beendete.“ Er theilt dann mit, daß er die Erzählung in der Hoffnung begonnen habe, die peinliche und aufreibende Zeitungsarbeit dadurch los zu werden und eine leichtere, angenehmere Beschäftigung ergreifen zu können. Es ist nur natürlich, daß alles Dieses, die tiefgehende Verstimmung und Unzufriedenheit, das Drückende einer mißlichen Stellung in einer verhassten Arbeit, dem Roman seine deutlichen Spuren aufgeprägt hat. Es wird kaum ein melancholischeres Werk in der modernen Literatur geben als dieses. Wenn ein Sonnenstrahl den schüchternen Versuch macht, durch die schweren, dunklen Wolkenmassen zu brechen, so verschwindet er alsbald wieder und läßt das graue Einerlei von Luft, Erde und Himmel nur noch trostloser erscheinen. Ganz unzweifelhaft besitzt Howe ein großes ursprüngliches Talent, mit dem er in dieser Geschichte seine eigenen Erfahrungen ausgebeutet hat. Er erzählt in erster Person und soweit die Erinnerungen zurück reichen wollen. John, der Vater Ned Westlock's, des Berichterstatters, ist Farmer in dem welligen Prairielande von Kansas, hat den Ort Fairview in der Nähe des Städtchens Twin Mounds gegründet und ist zugleich durch viele Jahre Prediger der Methodistengemeinde. Alle die Menschen da sind enttäuscht, fühlen sich elend, gedrückt durch die über-schwere Arbeit, ohne Erholung und aller Lebensfreude baar. Ihre Existenz ist ein einziger trüber Novembertag, ihre Seele wird von dem tiefsten Gefühl ihrer Schuld und Sünde belastet, das neben dem Glauben an die Macht des Teufels und die Strafen der Hölle auch ihre Religion ausmacht. Reverend Westlock ist eine starke Natur, ein kraftvoller Geist, leidenschaftlich angelegt, der den Versuchungen des Lebens und seiner Genüsse mit finstern Ernst lange widersteht, aber endlich erliegt, indem er weiß, daß er jetzt den Pfad des Lasters in das Elend betritt. Zur Hauptfigur ist, wie der Autor mittheilt, erst allmählig Jo Erving geworden, ebenfalls ein starker und begabter Mensch, der sein Herz darauf gesetzt hat, durch die Erbauung und den Betrieb einer Mühle wohlhabend zu werden und Mateel Shephard zu heirathen, die aus dem Osten gekommene Tochter des neuen Geistlichen. Aber auch auf diesen ehrlichen, feinfühligen Menschen hat das freudenleere, schwinglose, öde Leben von Fairview seinen bösen Einfluß geübt: ein Egoismus eigener Art, eine Starrheit, die zur Gewaltthat nur allzu rasch bereit ist, hat sich in ihm ausgebildet. Er ist dem Compromiß der Hoffnungen und Wünsche mit der Wirklichkeit abgeneigt, den wir Tag für Tag schließen müssen, er beugt sich nicht, stößt von sich, was ihm an Liebe entgegenkommt, und tritt so der Katastrophe entgegen, die ihn auch verschlingt. Die Frauen und Mädchen dieses Romanes sind fast alle schwach,

widerstandsunfähig, und von der Last der Hausarbeit beinahe zerquetscht. Keine schöne, freie Regung des Gemüthes kommt auf. Und weil dieser Ton mit solcher Zähigkeit in dem Werke festgehalten, mit solchem Nachdruck theoretisch erörtert wird, glaubt auch Niemand an die Aufhellung des Horizonts, die am Schlusse wenigstens für den Erzähler und seine Geliebte eintreten soll. Die Ansichten des Verfassers über das Leben werden wohl durch Lytle Biggs, den cynischen Philosophen, eine meisterhaft gezeichnete Gestalt, ausgesprochen. Sein bitteres Urtheil über menschliches Elend und menschliche Verlehrtheit läßt sich in den alten, alten Satz zusammenfassen: „Geboren zu werden ist der Unglücke größtes.“ — Die Erzählung ist formlos. Nach kurzem Verlaufe stockt sie immer wieder und setzt dann fast unwillig von Neuem an. Auch die Technik ist mangelhaft, die Rede fällt öfters aus dem Ton, Beschreibungen, breite Reflexionen, Briefe unterbrechen; ein Capitel, das dreißigste, enthält nur Magazine des Mr. Biggs. Der Verfasser steht sehr stark unter dem Einflusse von Dickens, bis zu gewissen äußeren Manierirtheiten, besonders ist „David Copperfield“ maßgebend gewesen, einzelne Figuren sind nur nachgebildet, die Effecte des Düsternen hat Howe dem Meister abgelernt. Trotz alledem ist „The Story of a Country Town“ ein bedeutendes Werk. Es trägt den Stempel innerer Wahrheit, dem Verfasser ist es heiliger Ernst, und so sind auch seine Gestalten, namentlich Jo Erring, von einem ergreifenden Pathos erfüllt. Die fürchtbare Schwere des Lebens hat seine Phantasie nicht gelähmt und sein analytischer Sinn hat die Handlung nicht zurückgedrängt. Die zwanglose Form der Memoiren schadet in Etwas, strammere Gliederung wäre für den Autor wohlthätig gewesen; allein andererseits hat er so auch Raum gefunden für seine natürliche Veredsamkeit, deren rascher Fluß den Leser mitnimmt. Und dennoch ist eine gewisse ebenmäßige Ruhe in der Darstellung vorhanden, welche an den entscheidenden Stellen die Wirkung sehr verstärkt. Es ist schwer, vorauszusagen, was aus diesem Schriftsteller noch werden kann. Zuweilen scheint es mir, als habe er das Beste seiner Kenntniß und Erfahrung schon in dieses Buch, das denn auch an einer Leberfalle von Stoff leidet, zusammengebrängt, wie der „Grüne Heinrich“ in seiner großen Landschaft Alles anbringt, was er überhaupt kann und weiß. Es mag der Reichthum dieser ersten Erzählung sowohl ein Zeichen überschäumender Kraft sein, als auch einer Schwäche, welche die Herrschaft über das Material nicht bewahrt und, einmal zur Production gebracht, das Ganze in ein Werk ausströmen läßt. Vielleicht ist der Roman Howe's die erste einer Reihe von Schöpfungen, über denen dann, wie wir hoffen, ein freundlicherer Genius waltet; vielleicht das einzige hinausgebrängte Erzeugniß einer poetischen Natur, welche der Feindseligkeit des Daseins fast erliegt. Howe's zweites Werk *The Mystery of the Locks* erlaubt keinen Schluß; es ist aus grobem Sensationsstoff, rasch und ohne Ueberlegung hingeworfen, durchaus ungeräthlich. —

## XII.

Dem letzten Abschnitte unserer kritischen Betrachtungen wenden wir uns zu, indem wir die erzählende Poesie des eigentlichen „Südens“ ins Auge fassen, welcher einst politische Begriff jetzt dem einfacheren der bloß territorialen Be-

grenzung Raum gegeben hat. Die Bevölkerung des theils tropischen, theils subtropischen Gebietes dieser Staatengruppe hat während des letzten Menschenalters nach einer ungeheuren Katastrophe auch eine so durchgreifende Umwälzung der Bedingungen ihrer Existenz durchzumachen gehabt, daß es erstaunlich ist, wie sie sich allem Anscheine nach daraus glücklich retten konnte; wo die Geschichte der Menschheit Ähnliches aufweist, sind die betroffenen Staaten darüber zu Grunde gegangen. Die Basis des Lebens im Süden nach allen Beziehungen war vor dem Bürgerkriege die Sklaverei: in Haus und Familie, auf dem Acker und in der Fabrik, auf der Pflanzung und in der Handelsstadt am Meer, wo Baumwolle, Zucker, Tabak, Reis und Indigo verschifft werden, überall war sie die unentbehrliche Voraussetzung. Lincoln's Proclamation, durch welche alle Farbigen emancipirt wurden, das vierzehnte und fünfzehnte Amendment der Constitution haben sie aus der Welt geschafft, und der im Kriege niedergeworfene Süden, welcher die Blüthe seiner Bürger auf den Schlachtfeldern gelassen hatte, dessen Besitz vernichtet, dessen materielle Hilfsquellen verschüttet waren, mußte sich nun mit der neuen Ordnung der Dinge abfinden.

Aus der schlimmsten und gefahrvollsten Zeit, den Jahren unmittelbar nach dem Kriege, schöpft Albion W. Tourgée den Stoff seiner weitverbreiteten Romane. Tourgée war längere Zeit hindurch Richter in Nord-Carolina und führt daher gewöhnlich den Titel „Judge“. Er hatte Gelegenheit, die zerrütteten Verhältnisse des Landes gründlich kennen zu lernen. Sein erstes Buch, *A Fool's Errand*, war ein glücklicher Wurf und fesselte durch die Neuheit des Materials wie durch die Kühnheit der Behandlung. Colonel Serwaffe, der Held des Romanes, der „Fool“, wie er oft darin genannt wird, ist aus seiner Advocatenkanzlei im Norden in das Bundesheer eingetreten und hat den Krieg mit Auszeichnung durchgemacht. Als er zurückkehrt, findet sich, daß inzwischen ein Anderer seinen Platz eingenommen und seine Clientèle an sich gezogen hat, und er beschließt, es mit dem Süden zu versuchen. Er ist Idealist genug, um dieses Wagniß als Erfüllung einer ethischen und politischen Pflicht anzusehen: er will helfen, das gefallene Staatswesen des Südens wieder aufzurichten, den Uebergang zu der neuen Lebensform will er erleichtern, den Regern beistehen, die Weißen versöhnen, und dadurch nach beiden Seiten hin der Humanität dienen. So übersiedelt er denn mit Weib und Kind nach dem Süden. Da harret seiner die bitterste Enttäuschung. Als ehemaliger Officier der Unionsarmee wird er von vornherein mit Mißtrauen angesehen, und da er sich sofort der Regier annimmt, mit den Lehrerinnen verkehrt, welche gekommen sind, um Schulen für die Farbigen zu gründen, so thut ihn die „Gesellschaft“ alsbald in den Bann, er zieht sich als „Radicaler“ den allgemeinen Haß zu. Sehr lebendig und dramatisch wird nun geschildert, wie die alten Pflanzler- und Herrenfamilien das Werk des „Wiederaufbaues“ zu hindern suchen. Können sie schon nicht die Emancipation der Sklaven rückgängig machen, so müssen doch wenigstens die Regier in einer Helotenstellung bleiben; Jeder der sich bemüht, sie zu fördern, durch Schule, Kirche, Pachtgut oder irgendwie, ist staatsgefährlich, muß weggeschafft oder unterdrückt werden. Geht es nicht mit Warnung und Drohung, so muß Gewalt helfen. Es bildet sich die geheime Gesellschaft der „Kulluxer“ (vom

Klicker der Gewehrrohre so genannt), übermüthige, das heißt aufstrebende Neger werden bei nächtlichen, maskirten Ueberfällen gefoltert, getödtet, ihre Häuser verbrannt, und nicht anders geschieht es den Weißen, welche den Farbigen helfen. Darum bewegt sich der größte Theil des Buches. Auch Servosse wird mehrmals persönlich bedroht und endlich einmal vor dem sicheren Tode nur durch einen Verzweilungsschritt seiner muthigen Tochter gerettet. Sühne und Ausgleichung bahnen sich an; Lilly Servosse heirathet den jungen Gurney, den Sohn des Rebellengeneral's, der zu den Führern der Negerfeinde gehört, und als der „Fool“ am Fieber stirbt, trauern auch seine Nachbarn aufrichtig um ihn. Das Buch ist eine politische Schrift und hat als solche gewirkt. Auf künstlerische Forderungen hat man zu verzichten; wollte die Kritik sie aufstellen, dann fände sie sehr viel auszufehen. Denn als Roman ist *A Fool's Errand* schlecht componirt, die Ereignisse bilden ein bloßes Nacheinander, sind nicht innerlich unter sich verknüpft. Die Stärke der Erzählung liegt in der energischen Ausmalung einzelner Situationen und in der kurzen, kräftigen Charakteristik, welche dem wirklichen Leben abgewonnen ist. Eine gewisse Bequemlichkeit des Autors ist schon hier nicht zu verkennen: Briefe, Zeitungsausschnitte, Reden schieben die zögernde Handlung mühsam weiter, und der Schluß ist zu kurz abgekappt, als daß man ihn nicht für einen bloßen Nothbehelf ansehen müßte. Tendenz und Einseitigkeit wohnen dem Buche natürlich inne, wenn Tourgée auch zuweilen ausdrücklich versucht, dem Charakter der Südstaatler gerecht zu werden. Das actuelle Interesse an den geschilderten Verhältnissen gibt dem Werke seinen Hauptwerth; der Gegensatz nördlicher und südlicher Lebensanschauung ist sehr gut dargestellt, nicht minder wirkt die schneidende Ironie vortrefflich, mit der die „weisen Männer“ zu Washington beschrieben werden, welche von ihren Senatorenstühlen aus, ohne über die Lage der Dinge eine klare Anschauung zu haben, salbungsvoll ihre theoretischen Rathschläge erteilen. „*A Fool's Errand*“ ist Tourgée's stärkstes Buch, es zeigt ihn freilich mehr als Politiker denn als Künstler. Alle Gebrechen aber finden sich schon in dem zweiten Werke *Figs and Thistles*. Der Beisatz des Verlegers „Typus eines amerikanischen Lebenslaufes“ erläutert es hinlänglich. Es ist die Geschichte eines begabten Knaben, der aus der Obhut eines rohen und geizigen Oheims in die Schule kommt, mit Hilfe eines aufopfernden Freundes studirt, Jurist und Advocat wird, durch Scharffinn und Gewandtheit bei der Entdeckung eines Diebes die Gunst des reichen Sachwalters Boaz Woodley gewinnt, in den Krieg wider die Conföderation zieht und es dort bis zum General bringt. Marlham, Churr kehrt aber noch vor Beendigung des Krieges zurück und wird Abgeordneter zum Congreß. Durch seine Abstimmung bei einer schwindelhaften Eisenbahnbill geräth er in Conflict mit Woodley und hat dessen mächtige Feindschaft zu empfinden. Erst nach großen Verwicklungen löst sich der Knoten mit dem Tode Woodley's, recte Basil Woodson's. Ich bespreche diesen Roman hier nur des Autors wegen, denn sonst befindet er sich nnter dem Niveau aller bisher erwähnten Erzählungen. Es ist eine unsorgsame grobe Arbeit. Die Charakteristik ist bis zu dem Grade vernachlässigt, daß man sich von den Personen kein deutliches Bild machen kann, die Handlung absorbirt alles Interesse. Sie ist

verworfen, in Absätzen und unregelmäßig berichtet und sinkt vom Sensationellen mehrmals ins Triviale herab. Es herrscht Rohheit und Bildungslosigkeit in dem Werk. Die Säden sind aufs Loöseste geschlungen, Angefangenes wird fallen gelassen und bleibt ohne Zweck, Widersprüche kümmern den Verfasser nicht. An einzelnen Stellen gelingt es ihm, Spannung hervorzurufen, aber nur durch ordinäre Mittel. Aller künstlerischen Absicht hat sich Tourgée dadurch entschlagen, daß er in diese Geschichte Marxham Churr's Züge aus dem Leben General Garfield's, des Präsidenten von 1880, eingeflochten hat, um die Massen anzuziehen. Dadurch und mit seinen dürftigen Holzschnitten gehört das Werk zu der Gattung der „Campaign Biographies“, durch seinen übrigen Inhalt nähert es sich bedenklich der Colportageliteratur, während barocke Zuthaten, z. B. ein kritisches Personenverzeichnis im Anfang, die Mängel nicht aufwiegen können. — Von Tourgée's anderen Werken (A Royal Gentleman und John Fax lasse ich lieber ganz bei Seite) ist Bricks without Straw noch das beste. Es befaßt sich ebenfalls mit den Zuständen des Südens nach dem Kriege, welche der Autor ja vortrefflich kennt. Die Schicksale eines intelligenten Regers, der eine eigene Farm mit Erfolg bewirthschaftet, und seiner Genossen, unter denen Eliab Hill, der lahme Weise, hervortragt, werden lebhaft erzählt und mit realistischen Details ausgestattet. Auch hier wüthet die Aukluzgesellschaft, welche Schule und Kirche der Neger nicht dulden will. Ungemein schwach ist alles Uebrige, Mollie Ainslie, die Lehrerin aus dem Norden, welche die Farbigen erziehen will, und ihr Verhältniß zu dem einarmigen Hesden le Moyne, einem herabgekommenen Pflanzler. Wiederum richtet Tourgée eine complicirte Maschinerie um ein verlorenes Testament auf, die er sehr ungeschickt handhabt; die Virtuosität E. A. Poe's läßt sich eben äußerlich allein nicht nachahmen. Dabei ist das Ganze abermals ganz roh gebaut, verschiedene Male geht die Erzählung in die Abhandlung über, einzelne Capitel sind förmliche Leitartikel und auch mitten in eine gesteigerte Situation fallen trockene Erwägungen. Sehr schlimm steht es in diesem Betracht um Tourgée's letzten Roman, Hot Ploughshares. Derselbe will die Entwicklung der Vereinigten Staaten während der Jahre 1840—1860 vorführen und besonders schildern, wie die Antipathie gegen die Sklaverei im Norden herangewachsen ist. Das geschieht aber vielmehr in den doctrinären Erörterungen des Autors, selbst wenn sie dialogisch vertheilt sind, als in der Erzählung. Brennt ein ödes Grasstückchen ab, so verkohlt und verglüht es langsam, nur ein älterer Wurzelstock oder zufällig verstreute dürre Zweige flackern in kleiner Flamme lebhafter empor; so entwickelt sich auch hier die Handlung langsam, dem Verlöschen häufig nahe, und erhebt sich nur an sensationellen Verknötungen zu größerer Energie. Den Charakteren fehlt alle Tiefe, sie leben bloß in der Fläche. Die größten Nachlässigkeiten passiren in der Darstellung, ganze Sätze und Phrasen wiederholen sich, Ansätze sind reichlich, aus denen nichts wird, Verwirrtes bleibt ungelöst, Alles trägt die Zeichen der Ueberhastung. Tourgée ist von den Amerikanern arg überschätzt worden. Man hat die Sympathie, welche seine politischen Ansichten und Schilderungen erwecken, fälschlich aus den ästhetischen Vorzügen seiner Werke abgeleitet. Es fehlt Tourgée nicht an Kraft und Beobachtungsfähigkeit; auch die romantischen

Neigungen mag man ihm zu Gute halten, wenn er nur nicht beständig romantisch mit sensationell, Erfindung mit Polizeirapport verwechselte. Seine Romane nennen sich geschichtlich und beanspruchen, bestimmte Phasen aus dem Leben der Union in Erzählungen verdichtet darzustellen, das ist eine starke Ueberhebung. Dazu gebracht es Tourgée an Studien, an künstlerischem Maß, an Hingebung für die Arbeit, an Sorgfalt, an feingebildetem Sinn, an Achtung vor der Poesie — an allem Dem vielleicht mehr als an Talent. Die Stimmung der Gegenwart ist ihm günstig, sie hält Derbheit und Rohheit für Merkmale ursprünglicher Begabung und läßt sich ordinäre Handlung gefallen, weil sie überhaupt Handlung ist und somit interessanter als das unmerklich leise Verschieben der Prospective im psychologischen Roman. Aber Tourgée's Name wird sich keine bleibende Stätte schaffen, wosfern sein Träger sich nicht selbst disciplinirt und sich aus dem Politiker, Pamphletisten und Zeitungsschreiber zum Künstler heraufbildet. —

Der Süden und seine Neger, vor und nach der Befreiung, gewährt auch den Stoff der Arbeiten von Joel Chandler Harris. Unter seinem eigenen Namen noch nicht sehr bekannt, ist dieser Schriftsteller als „Uncle Remus“ eine weithin populäre Persönlichkeit. Von ihm stammen die Sammlungen reizender Fabeln und Thiermärchen der Neger, die „Uncle Remus“ dem Söhnchen seines Herrn Abends erzählt, und die durch die hübsch erfundenen Einleitungen, durch ihre schalkhafte Raibetät, durch die treffliche Wiedergabe des Negerenglisch von Georgia gleichermaßen ausgezeichnet sind. Sie eingehend zu würdigen, möchte zu weit führen. Denn dazu wäre erforderlich, daß man die Stoffe dieser Fabeln und Märchen selbst mit der breiten Masse der europäischen Uebersieferung vergleiche; eine Arbeit, welche innerhalb des indogermanischen Sprachgebietes kaum begonnen ist, geschweige denn, daß die von Bleek unternommenen Anfänge einer Durchforschung südafrikanischer Märchen fortgesetzt worden wären. Harris hat dann noch andere volksthümliche Traditionen der Neger verzeichnet: Sprüchwörter, Lieder, Reime zur Arbeit. Es folgten kleine Studien aus dem Leben der Farbigen, später auch Erzählungen, die in den Büchern „Skizzen in Schwarz und Weiß“ und „Mingo und andere Geschichten“ zusammengetragen wurden. Diese kleinen wohlhabgerundeten Stücke zeigen durchaus den Schwarzen von seinen besten Seiten und schildern vornehmlich seine Treue in einem gedämpften Pathos, das mitunter wahrhaft rührt. Dabei beruhen sie auf genauester Kenntniß des Lebens der Farbigen, und Harris hütet sich wohl, über das Gebiet, welches ihm von der Knabenzeit an vertraut ist, nämlich Georgia, hinauszugreifen. Dahin gehört auch die größere Erzählung aus den Bergen, welche es aber nur mit Weißen zu thun hat, At Teague Potects. Sie zeigt in Schilderung und Charakteristik eine merkwürdige Uebereinstimmung mit Craddock's Geschichten und legt damit Zeugniß für die Treue der Beobachtungen beider Schriftsteller, nicht minder jedoch für ihre poetische Auffassung ab. Auch bei Harris kommt die Originalität, die schroffe und eckige Selbstständigkeit der Naturen in den Berglanden trefflich zur Geltung, und eine gleichmäßige Durchbildung des Stoffes zeichnet sie aus. Daß Harris durch Bret Harte beeinflusst worden ist, ersieht man aus den kleinen Episodenfiguren,



die nur einmal gelegentlich vorkommen, deren Umrisse sich aber mit solcher Schärfe abheben, daß sie im Gedächtnisse so fest haften, wie die Hauptgestalten.

Am höchsten unter den immer zahlreicher werdenden Erzählern des Südens steht George W. Cable aus Louisiana. Er schöpft seine Stoffe aus einer ganz eigenthümlichen, jetzt beinahe historisch gewordenen Phase amerikanisches Lebens. Die herrschende Bevölkerung des alten Niesenstaates Louisiana, aus dessen Umfang nach der Uebergabe an die Union viele große Staaten gebildet wurden, ein Gemisch von Stämmen, vorwiegend romanischen Ursprungs, Franzosen obenauf, zunächst dann Spanier, war bis in die ersten Decennien unseres Jahrhunderts ziemlich intact geblieben. Sie hatte ihren Hauptsitz in New-Orleans, war auch weit über das Land hin auf Pflanzungen verstreut, bewahrte ihr eigenthümliches Französisch und ihre ganze Sonderart beharrlich durch lange Zeit und wich erst allgemach, so zu sagen vor unsern Augen, dem überall nachdrängenden, unternehmungsfühnen Yankee. Jetzt sind die Reste der alten, stolzen Creolenfamilien in wenigen Straßen und Häusern spanischer Bauart zu New-Orleans noch seßhaft; sie bilden zwar ihre Gesellschaft für sich, werden aber immer mehr von englischen Elementen durchseht, an denen sich ihre Eigenart abschleift. Cable, der selbst aus diesem Kreise stammt, hat das Creolenthum in Leben, Geschichte und Ueberlieferung begeistert studirt und sich eine so klare Anschauung der Vergangenheit, wie sie bis etwa in die letzten Jahre des vorigen Säculums zurückreicht, erworben, daß er seinen Darstellungen die plastische Fülle, den Reiz der Bewegung einer lebendigen Gegenwart zu verleihen im Stande ist. Cable's historische Aufsätze übergehe ich. Viel wirksamer jedenfalls stellt er das Bild der creolischen Glanzzeit in einer Sammlung kleiner Geschichten dar, welche *Old Creole Days* betitelt ist. Die Charakterstizze eines unglücklichen Spielers, „*Sieur George*“, eröffnet sie; eine Episode aus dem Leben der *Quadroonen* folgt in „*Tite Poulette*“, darauf die ergreifende Geschichte der *Belles Demoiselles Plantation*: nach hartem Kampfe zwischen der Ehrenhaftigkeit und der Liebe zu seinen schönen Töchtern hat sich eben der alte Oberst für das Rechte entschieden, als seine Pflanzung mit Haus und Kindern, voll Fröhlichkeit und Sang, in den *Mississippi* versinkt. Das düstere Bild *Jean-ah-Poquelin's*, der sein Leben in verbitterter Zurückgezogenheit hinbringt, um dem ausfägigen Bruder das Asyl zu erhalten, was Alles erst an den Tag kommt und dem Pöbel Ehrfurcht abzwingt, nachdem er gestorben ist, diese finstere Gestalt steht neben der blühenden Heiterkeit, Anmuth und Lebensfreude der *Madame Delicieuse*, welche den ehrgeizigen, jähzornigen alten General mit seinem Sohne, dem Arzt und Naturforscher ausöhnt, den sie selbst liebt. Eine eindrucksvolle Stizze ist das *Café des Exilés*; sie beschreibt das Treiben der spanischen Flüchtlinge aus den revolutionären Kämpfen *Cuba's* wider das Mutterland. Der drollige *Posson Jones* schließt die Reihe mit einem lebenswürdigen Gemisch von Spaß und Rührung. — Zur Novelle erweitert sich der Stoff in *Madame Delphine*. Eine *Quadroone* verzichtet auf ihr mütterliches Anrecht an die geliebte Tochter und gibt sie für das angenommene Kind rein weißer Eltern aus, um ihr dadurch die Hand eines Creolen und die Stellung in der Gesellschaft zu sichern, sie überlebt aber das schwere Opfer nicht.

Fast tritt der Hauptvorgang der Geschichte, welche mit „Tite Poulette“ etwas verwandt ist, gegen die Nebengestalten zurück.

Schon in diesen kleinen Stücken ist zu erkennen, wie dankbar der Stoff ist, welchen Cable zum ersten Male in der Literatur verwerthet. Die Buntheit südlichen Lebens, die Natürlichkeit des Wesens, die Beweglichkeit des romanischen Charakters, die Schönheit und Grazie der Creolinnen, die Fülle und Pracht tropischer Landschaft, welche entzückt und betäubt, aufregt und wieder lähmt; das Gewirr verschiedener Racen, Creolen, Indianer, Spanier, Quadroonen und Mestizen; die bleichen Laternengesichter der Amerikaner aus dem Norden, Deutsche und Holländer, heißblütige Westindier, die Masse der Neger, katholische Gläubigkeit und afrikanischer Fetischismus, indianische Arzneikunde und die Voudous, die schwarzen Zauberer und Hegen — wie wogt das Alles, kreuzt und mengt sich an den Geländen der Bayous, den Mündungen des Mississippi, dem Hafen von New-Orleans in dem gluthvollen Farbenreichtum, der Leppigkeit und Leidenschaft, Lässigkeit und Kühnheit creolischen Lebens! Hier braucht man Motive und Probleme nicht aufzusuchen; sie drängen sich heran und man ist verlegen, zu wählen. Das romantische Element in den Daseinsformen seiner Heimath ist Cable nicht entgangen, doch ist er auch der naheliegenden Gefahr nicht verfallen, dieses Romantische für das allein Poetische zu halten und dann einer wüsten, verwirrenden Anhäufung von Stoffen sich hinzugeben: er mustert und prüft mit dem klaren, richtigen Auge des Künstlers. Man hat immer das Gefühl bei ihm, daß er seine Geschichten aus einer unerforschlichen Menge von Anschauungen und Kenntnissen aushebt, er wirft das Reiz nur hin und es fällt sich. Diese kleinen Erzählungen haben denn auch eine bewundernswerthe Leichtigkeit in der Zeichnung, ein paar Striche reichen aus, doch ist darum nichts von Oberflächlichkeit zu merken, jede Figur bekommt so viel an Farbe als für sie erforderlich ist. Wie Harris besitzt auch Cable die Fähigkeit, das einfache Pathos unscheinbarer Vorgänge zu erfassen und bei aller Wärme doch discret und ausgeglichen über seine ganze Darstellung zu verbreiten.

Cable's Hauptwerk ist jetzt noch immer der Roman *The Grandissimes*. Dieser Name bezeichnet ein mächtiges Creolengeschlecht, welches, aus bescheidenem Ursprunge rasch emporgewachsen, reich an Besitz, Einfluß und Ehren geworden ist. Es hat sich weithin verzweigt — man denkt unwillkürlich an eine alttrömische Familie wie die Fabier — und nimmt nun in der Zeit, wo Louisiana den Vereinigten Staaten beitrifft, den Kampf für seine Traditionen und seine Lebensweise gegen das hartnäckig und unwiderstehlich vordringende amerikanische Wesen auf. Der Ausgang ist klar, aber die Peripetie nicht einfach, denn die Sklaverei erhöht die Schwierigkeiten, und die historischen Vorbedingungen der Existenz Louisiana's sowie die materiellen seines Gedeihens verschlingen sich zu schwer lösbaren Knoten. Der Roman ist nicht reich an Handlung, das Gerüst bilden die Schicksale einiger Liebespaare; aber doch ist eine Fülle, fast Ueberfülle von Stoff darin aufgenommen. Es sind eine Menge einzelner Bilder, die durch den großen Barockrahmen der *Grandissimes* in ein umfassendes Lebensgemälde gefaßt werden. Alle Schattirungen des creolischen Charakters sind in dieser Familie vorhanden und werden gruppentweise und in einzelnen Figuren abge-

schildert. Nicht immer kommen die Creolen dabei gut weg, manche Partien des Romanes haben Aergerniß gegeben und Cable einige aristokratische Salons von New-Orleans verschlossen. Bössartige Kritiken, die mitunter wirklich ungerecht waren, z. B. wenn sie die Correctheit in der Wiedergabe der Dialekte anzweifeln, bezugen die Erregung, welche das Werk hervorrief. Es ist in der That nicht ohne Mängel, und der wichtigste darunter ist eine gewisse Schwerfälligkeit in der Führung der Geschichte. Cable setzt an verschiedenen Punkten zugleich an, die Linien schneiden sich, es ist aber nicht immer leicht, sie zu verfolgen. Sehr rasch bilden sich dann kleine Blöcke, um welche sich die Handlung langsam wieder und wieder dreht. Es wird die Wirkung eines Vorganges auf verschiedene Personen gezeigt, aber diese leben für sich und kommen zerstreut in weiteren Zwischenräumen vor. Dadurch entstehen manchmal Dunkelheiten. So wirkt die Geschichte des Regers Bras-Coupé ihre Schatten lange voraus, ohne daß wir recht wissen, woher, bis sie wirklich erschütternd erzählt wird und nun wie ein finsternes Schicksal über dem Geschlechte lastet. Durch eine Gewaltthat tritt die Sühne ein, alter Fluch und alter Zwist lösen sich und über dem Grabe Agricola Fusilier's erblüht den Liebenden ein neues Glück. Cable erzählt überall mit ausgesprochen moralischer Tendenz, die hie und da wohl zu merkbar wird und in lebhaften Gesprächen sich ausladet. Doch sind die „Grandissimes“ trotz alledem ein schönes, wahrhaft poetisches Werk, in welchem eine schöpferische Kraft waltet und das überdies in seiner Schilderung der Creolen den letzten Schimmer eines vergehenden, bedeutamen Abschnittes amerikanischen Lebens festhält.

Den neuesten Roman von Cable, Dr. Sevier, finde ich weniger gelungen. Er theilt die oben erwähnten Fehler, ja sie sind darin größer; die Handlung ist noch schlaffer, die Tendenz trägt sich stärker auf, die Moral wird so deutlich exemplificirt, daß die Composition darunter ernstlich Schaden leidet. Das führt sogar zu ganz auffallenden technischen Mängeln. — John Richling ist der Sohn reicher Eltern in den mittleren Staaten, wider ihren Willen heirathet er ein armes hübsches Mädchen, die Tochter eines Pfarrers. Fluch und Enterbung folgen ihm, als das Paar nach New-Orleans zieht, dort will er „sein Leben machen“. Ohne Ausweis und Empfehlung mißlingt ihm dies verschiedene Male (viel zu oft für die lang ausgesponnene Erzählung und geradezu unwahrscheinlich), Unglück, Krankheiten verfolgen die jungen Gatten, denen ihre aufopfernde Liebe hilft. Immer an den gefährlichsten Stellen rettet sie Dr. Sevier, ein angesehenener Arzt in New-Orleans. Das gelbe Fieber und der Bürgerkrieg trennen sie, John stirbt, das Opfer eines falschen Schrittes, aber nicht einer Schuld. Der Schluß soll versöhnend ausklingen, gewährt aber doch keine rechte Befriedigung. Es ist ein socialer Roman: an den Schwierigkeiten, welche die Armuth auch dem redlich Strebenden entgegenstellt, und die John Richling nicht zu überwinden vermag, sollen die Mißstände der modernen Lebensverhältnisse nachgewiesen werden; was können da Nächstenliebe und Barmherzigkeit thun? Dieses Thema wird in dem Geschehe der Richlings variirt, zu weitläufig und nicht geschickt; denn mehrmals finden wir uns in der Erzählung auf denselben Punkt zurückgeschraubt, von dem wir ausgegangen waren. Das arme Ehepaar wird förmlich torquirt, und be-

sonders John ist so unwecklich, benimmt sich so albern, verjäumt eine gute Wendung so oft, daß man beinahe aufhört, ihn zu bemitleiden. Die Gestalt Dr. Sevier's, die nach dem Titel zum Helden außersehen ist, wird nur den wenigsten Lesern ganz klar werden, und auch wer sich der Mühe unterzieht, das Werk ein zweites und drittes Mal zu lesen, kann über Mehreres nicht ins Reine kommen. Wie steht er zu Mary Richling? Ist er bloß Samariter oder mehr? Ist er tief und leidenschaftlich? — Am besten präsentiren sich die Figuren, welche dem modernen Leben von New-Orleans entnommen sind, Narcisse voran, der geistige Erbe Raoul Innerarity's, die Eingewanderten, die Irländerin, Ristofalo, die Kaufleute, Straßenlungerer. In der Erzählung, welche wie ermüdet hinschleicht, wird der Abschnitt, wo Mary versucht, den Gordon der Bundestruppen zu durchbrechen, um zu dem in New-Orleans eingeschlossenen kranken Gatten zu gelangen, zu einer Erholung, da ist Activität. — In den älteren Arbeiten pflegte Cable mit wenigen Worten ganz kurz zu charakterisiren; das wurde in den „Grandiffimes“ zu einer Art andeutender Manier, die aber noch vollkommen verständlich und deshalb von eigenthümlicher Wirkung blieb, in Dr. Sevier entbehrt sie dessen, und das einfache Verfahren, bisweilen durch Gesten eine Stimmung auszudrücken, bringt es zu unklaren oder zweifelhaften Ergebnissen, weil dabei zu stark gekürzt wird und der Autor zu sehr aus seiner eigenen Kenntniß der Dinge heraus schreibt, dem Leser aber nicht rechtzeitig das Erforderliche mittheilt. Bei alledem ist „Dr. Sevier“ eine originelle und über das Mittelmaß emporragende Leistung. Wie denn Cable überhaupt als ein wahrhaftes Talent angesehen werden muß, der für das Charakteristische in den kleinen Leuten sowohl als in ganzen Lebensepochen des Volkes den richtigen Blick besitzt, sich nicht in Detailmalerei verliert, sondern sein großes Problem im Auge behält und seine Gestalten mit erster Leidenschaft erfüllt. Einige Selbstzucht möchte ihm leicht dazu verhelfen, daß er seine Schöpfungen geordnet und ebenmäßig aufbaue; denn daran fehlt es ihnen noch zur Zeit.

## XIII.

Es war ein ziemlich weitjchichtiges Material, welches vor dem Leser ausbreitet werden mußte, wenn ihm eine allgemeine Uebersicht der modernen Romanbildung Amerika's und ein genauere Einblick in ihre wichtigsten Erzeugnisse möglich gemacht werden sollte. Vielleicht führt eine dergleichen Betrachtung, welche in aller Kürze die erzählende Prosa Amerika's seit 1870 gegen die bekannteren Romane der europäischen Culturvölker hält und das Unterscheidende vermerkt, zu etlichen vorläufigen Ergebnissen für die Abgrenzung und Definition. Da macht sich zunächst der geringere Umfang der amerikanischen Werke bemerklich. Im Verhältniß zu den drei- und vierbändigen Romanen von Dickens, den zweibändigen der George Eliot, welche aber in „Middlemarch“ und „Daniel Deronda“ ebenfalls ausarten, fällt es auf, daß der amerikanische Roman in der Regel nur einen Band einnimmt. Die Differenz des Umfanges wirkt natürlich auf die Beschaffenheit der Erzählung zurück. Der amerikanische Roman schwebt zwischen unserer Novelle und unserem Roman mitten inne. Ihm fehlt das abgeschlossene Epizodenhafte der ersten und wieder streckt er sich nicht zur biographischen Länge

und Weite des zweiten aus. Er behandelt einen größeren oder kleineren entscheidenden Abschnitt des Lebens wie unsere Novelle, aber in der Art unseres Romanes insofern, als er meistens nicht wie die Novelle ein rundes Problem im Mittelpunkt hat. Damit ist gegeben, daß die Darstellung knapper, concentrirter wird, sich nicht gerne in gedehnte, übertwuchernde Episoden einläßt, in der Zahl der Figuren sich Beschränkung auferlegt. Wohl hat auch der Umstand, daß die meisten amerikanischen Romane zuerst in Monatschriften erscheinen, Einfluß auf den Umfang geübt; ein Roman, der sich wie Cable's „Dr. Sevier“ durch einen ganzen Jahrgang hinstrickt, ist etwas Ungetöhlliches; denn das Gedächtniß der vielbeschäftigten Leser ist nicht stark genug, die Spannung läßt nach. Aber auch in Buchform zieht der Amerikaner die kürzere der längeren Erzählung vor und verliert bei dieser leicht die Geduld.

Nicht so sehr charakteristisch ist es, daß ein überlegender Kritiker sich so schwer entschließt, die amerikanischen Romane als „Dichtungen“ zu bezeichnen, die Verfasser „Dichter“ zu nennen. Denn daselbe findet bei den modernen Romanen Europa's statt und ist durch den „Realismus“ verschuldet, welcher die freie poetische Gestaltung beschränkt, dem Autor nicht über dem Stoff mit demselben, sondern nur in dem Stoff zu schaffen erlaubt. Die Kleinmalerei erscheint als Hauptsache, hinter welcher die schwungvollen Linien einer großen Composition ganz verschwinden, bald bemühen sich die Schriftsteller nicht mehr darum. Weil sie die höhere Aufgabe einer selbstgeschöpften poetischen Conception nicht mehr angreifen, welche die Summe von Leben und Erfahrung in kunstmäßiger Ausgestaltung zieht, verlieren diese Autoren den Anspruch auf den Ehrennamen des Dichters und müssen sich mit dem bescheideneren Titel eines Erzählers begnügen. Nur wenige Amerikaner durfte ich als Poeten vorführen, gewiß Bret Harte, dann noch Howells und Craddock, sicher Cable.

Der Realismus ist es auch, welcher die enorme Raschheit der Production ermöglicht, die wieder die Qualität des Geschaffenen bestimmt. Gebietet der Erzähler nur über hinlänglich viel Stoff, sammelt er nur emsig genug nach, so legt ihm Composition und Ausführung kaum schwache Fesseln an und er kann unbehindert ins Unendliche fortschreiben. Noch ein Anderes steht damit im engsten Zusammenhange und trifft ebenfalls die Autoren Europa's mit den Amerikanern. Von Jahr zu Jahr mehrt sich die Zahl der Schriftsteller von Beruf. Aus mächtig wohlhabenden oder gar ärmlichen Verhältnissen sich emporringend, gelingt ihnen ein erster Wurf und verschafft — das gilt natürlich zuvörderst für Amerika — eine große Einnahme. Flugs wird das Leben so eingerichtet, als ob diese Einnahme die normale wäre, und nun schreibt die Feder unermüdlich fort, die Arbeit wird zur Robot, nichts reißt mehr aus, die Bogen wandern naß in die Presse. Kann man den Geschmack des großen Publicums nicht bilden, nun so beugt man sich diesem größeren Geschmack, die Mittel werden derber, sensationell, die Kunst flüchtet vor der Hast des Erwerbes. Man könnte auf die deutschen Schriftsteller mit dem Finger weisen, welche nach glänzenden Anfängen dem Niedergange unaufhaltfam verfielen. Dagegen darf nicht eingewendet werden, was man von der großen Schöpferkraft außerordentlicher Dichternaturen weiß; das Maß, welches an diese gelegt werden muß, will sich für unsere Romanciers

nicht schicken. Vielmehr muß man sich mit dem Gedanken vertraut machen, daß sehr viele von unseren Tagesberühmtheiten binnen wenigen Decennien dem Schicksale einst beliebter Erzähler anheimfallen werden, die nach kurzer Popularität nur noch zu literarhistorischen Präparaten verwendet werden. In erhöhtem Maße bezieht sich dies Alles auf den modernen Roman Amerika's. Man legt sich unwillkürlich die Frage vor: was von dem, das wir heute gerne lesen und bewundern, wird auch nur ein Menschenalter überdauern? Ich fürchte, nicht viel, und mit Ausnahme etlicher an sich bedeutamer Werke wird nur der Zufall eines oder das andere Buch aufbewahren, mehr als Repräsentanten überwundener Kichtungen, denn um ihres eigenen Werthes willen.

Es ist nicht zu leugnen, daß die amerikanische Erzählung immer mehr von Vorbildern unabhängig wird. Außer den englischen Mustern, welche gelegentlich erwähnt wurden, sind besonders Franzosen einflußreich gewesen, in erster Linie Balzac, von den Lebenden Gherbuliez und Daudet, dagegen Zola gar nicht, welchen nachzuahmen bisher der gesunde common-sense die Amerikaner abhielt. Der deutsche Roman ist ganz unwirksam geblieben, was Niemanden wundern wird, da es ja doch — sofern wir von Wilhelm Meister und seinem zahlreichen Gefolge absehen — an einer besonderen deutschen Romantechnik gänzlich fehlt.

Um so stärker wird drüben der locale Charakter betont und zwar, wie wir gesehen haben, scheiden sich die Erzählungen schon nach Landschaften, mehr als dies, außer in Vorgeschichten, bei uns der Fall ist. Erst allgemach kommt es zu einer nationalen Haltung; wir erwarten die völlige Ausbildung derselben als eine erfreuliche Spätfrucht des Bürgerkrieges. Dabei muß man den Schwierigkeiten, mit denen der amerikanische Romancier zu kämpfen hat, ihr Recht werden lassen; so vornehmlich der Fülle und Mannigfaltigkeit des Lebens, das meist nur in einzelnen Abschnitten studirt, selten in seiner Gesamtheit überblickt werden kann. Der Realismus der Amerikaner ist etwas nüchterner als der, welcher bei uns mit Dickens eingezogen ist, er leitet seinen Ursprung deutlich von dem Reportertwesen ab. Noch ist die Arbeit selbst nicht zur Quelle der Poesie geworden; in der Ausmalung behaglicher Zustände, in der Vertiefung der Analyse gefallen sich die Begabtesten; der psychologische, der Charakterroman wiegt vor. Und dabei merken wir wohl, um wie viel nervöser die Natur des Amerikaners ist, um wie viel complexer seine Stimmungen sind als die unsrigen.

Wirklich auffallend ist in dem amerikanischen Roman die ungemeine Achtung vor der persönlichen Besonderheit. Sie ist schon in England mehr vorhanden als bei uns Deutschen, denen leicht ein Eigenthümliches zum Kennzeichen des Genies oder der Caricatur wird. Drüben respectirt man die Menschen wie sie eben gewachsen sind, strebt dann durch Erziehung und Unterricht dahin, die Individualität zu entwickeln, nicht aber sie gleichmäßig zu scharren. Schön faßt Emerson (Essay on Education) die amerikanische Anschauung in dem Satze zusammen: „Können wir denn nicht die Menschen ihr Selbst bewahren und das Leben auf ihre eigene Art genießen lassen? Du bemühst Dich immer, den Jüngling zu einem Abbild Deiner selbst zu machen; einer von der Sorte ist doch genug.“ —

Kann man den amerikanischen Erzählern des Nordostens, welche noch in vorderster Reihe stehen, ein Gemeinames vortwerfen, so ist es, daß ihnen das

rechte Temperament fehlt, der heiße Athem der Leidenschaft. Es scheint mir überaus bezeichnend, wie zahm die Liebe im amerikanischen Roman auftritt; alle diese Saiten haben Sordinen und Klängen nur gedämpft. Die echte Liebesgeschichte, wie sie die alten Italiener unübertrefflich erzählten, ist da völlig ausgegangen. Vielleicht ist das bei den Schriftstellern Neu-Englands auf ein Uebermaß im Cultus der Individualität zurückzuführen, welche zu sehr in sich selbst verliebt ist, um mit der ganzen Gluth der Hingebung eine andere Natur zu umfassen. Das liegt bei den Erzählern des Südens einfacher, und darin beruht ein großer Vorzug Cable's. Die Naturen sind bei ihm von simplerem Zuschnitt, aber darum auch größer; sie haben immer ein Stück Kraft in Reserve, das, wenn der Augenblick es fordert, mit imponirender Heftigkeit herausbricht. Sie lassen sich nicht ausmessen wie die kunstvollen Menschen von Massachusetts, ein Unwägbares bleibt zurück, und das muß bei jedem ganzen Menschen so sein. Wir sehen im Allgemeinen bei den amerikanischen Erzählern zu viel interessante, zu wenig einfache Charaktere. — Eins aber haben sie, besonders uns Deutschen gegenüber, voraus: die hohe Ausbildung der Technik. Solche Verstöße gegen die elementaren Forderungen des Romans, wie sie hervorragenden Erzählern bei uns alle Tage begegnen (Mängel der Exposition, aus dem Ton fallen, zwecklose Motive und Epifoden u. dgl.), finden sich drüben selten. Darum ist der Durchschnitt des amerikanischen Romans dem des unsrigen überlegen, und ein Gebildeter kann einen englischen oder amerikanischen Roman mittlerer Qualität ohne Beunruhigung oder Störung genießen, indeß er bei dem heimischen derselben Güte ärgerlich werden muß. Darin liegt es ferner begründet, daß Amerika, wenn auch keinen Romandichter allerersten Ranges, so doch mehrere anzuzweisen hat, die knapp daran sind.

Man wird zugestehen müssen, daß die Amerikaner — seit so wenigen Jahren — würdig ihrer großen Nation, wie sie sich vor unsern Augen bildet, in den allgemeinen Wettkampf der erzählenden Dichtungen eingetreten sind. Sie stellen bereits einen bedeutsamen, eigenartigen Factor der internationalen Romanpoesie dar. Und wenn wir erwägen, daß dieses geschieht, während von der Masse des Volkes eine ungeheure Culturarbeit der schwersten Art geleistet wird, so dürfen wir auch auf diesen Gebieten den Amerikanern unsere Achtung nicht versagen. Man setze ihre Leistungen nicht herab, indem man sagt, sie seien in fieberhafter Jagd nach rasch zu gewinnendem Reichthum unternommen. Erstens ist das nicht wahr, denn die breite Grundschicht der Amerikaner bebaut den Acker langsam und stetig, der drüben nicht sehr viel größere Zinsen abwirft als hien. Dann aber: wer hat in der Geschichte der Menschheit je gesehen, daß ein Volk Wüsten urbar gemacht hätte, in die Tiefen der Berge gefahren wäre aus anderem Grunde als um die Nahrung zu mehren, das Leben zu erhalten und zu schmücken? Die große Republik jenseits des Meeres hat alle Ursache, indem sie auf ihr erstes Jahrhundert zurückblickt, sich auch der Gegenwart zu freuen. Und zu den Ansprüchen auf die Genossenschaft der alten Kulturvölker unseres Erdtheils berechtigt sie unter Andern ihre erzählende Dichtung.

Vermochten die vorstehenden Blätter dies nachzuweisen, so ist ihr Zweck erfüllt und ihr Verfasser zufrieden.

## Julian Schmidt.

---

Wir haben die schmerzliche Genugthuung, auf den folgenden Seiten den letzten Aufsatz Julian Schmidt's zu publiciren: Freitag den 26. März, Mittags zwischen 12 und 1, erhielten wir, von einigen freundlichen Zeilen begleitet, das Manuscript, und zwölf Stunden später, in der Nacht vom Freitag auf den Sonnabend, nicht lange nach Mitternacht, war der Verfasser eine Leiche. Schmerzlos, plötzlich, in Folge eines Lungenschlages, ist der berühmte Literaturhistoriker hingegangen, einer der ältesten und treuesten Freunde dieser Zeitschrift, welcher er, seit ihrem Beginn, als Mitarbeiter angehörte.

Am 7. März 1818 zu Marientwerber geboren, hatte Julian Schmidt eben sein 68. Jahr vollendet. Aber nichts, weder in seiner äußeren Erscheinung, noch in seinen Lebensgewohnheiten deutete auf ein so unerwartet rasches Ende. Seine Schkraft war etwas geschwächt, aber die geistige Kraft war unvermindert. Rüstig, vom frühen Vormittag bis in den Nachmittag hinein war er, einen Tag wie den andern, bei der Arbeit; dann sah man ihn, mit derselben Regelmäßigkeit, seinen Spaziergang machen und in einer Weinstube vorsprechen, aus welcher er, ebenso regelmäßig, nach einem Stündchen heimkehrte, um am Abend wiederum zu dictiren oder von seiner Frau, der treuen Gehilfin seiner Arbeit, sich vorlesen zu lassen. Wie in seinen Schriften, so hatte er in seinem persönlichen Wesen und seiner Unterhaltung etwas Präcises, Scharfes, unter welchem sich eine Fülle der schätzenswertheften Charaktereigenschaften verbarg. Das, was negativ in ihm erschien, beruhte nichtsdestoweniger auf dem sehr positiven Fonds einer sittlichen Integrität, einer stark ausgeprägten Festigkeit der Ueberzeugung und einer warmen Menschenfreundlichkeit. Er war nicht dazu gemacht, durch seine Persönlichkeit in der Oeffentlichkeit eine Rolle zu spielen; er besaß diesen Ehrgeiz nicht. Aber er war der zuverlässige Freund seiner Freunde, und mit dem Anflug studentischen Humors, den er bis in sein Alter sich bewahrt, war er nicht glücklicher und froher, als in jenem kleinen Kreise auserlesener Männer der Literatur, Wissenschaft und Politik, welcher sich allwöchentlich einmal um ihn versammelte und sich beständig durch neue Elemente ergänzte. Trotz dieser geselligen Neigungen und einer im Grunde heiteren Natur, welche den Umgang ihm zum Bedürfnis und Kinder zu seinen Lieblingen machte, lebte Julian Schmidt doch sein eigentliches Leben in seinem Arbeitszimmer. Von hier aus spannen sich die Beziehungen weithin,



nach allen Seiten blieb Julian Schmidt bis an seinen letzten Tag in unmittelbarem Verkehr mit den leitenden Personen und Ideen, Strömungen und Strebungen seiner Zeit, von ihnen beeinflusst und sie wiederum beeinflussend. Unermüdblich thätig und rastlos weiter arbeitend, beschäftigte den Achtundsechzigjährigen eine Fülle von Plänen, an deren Ausführung zu zweifeln weder er noch seine Freunde einen Grund sahen. Denn die Spuren des Alters zeigten sich nicht an ihm; er machte noch immer den Eindruck des ungebeugt streithaften Mannes, fast wie vor dreißig Jahren in Leipzig, in den Tagen der „Grenzboten“. Ebenso hatte er sich die Leichtigkeit bewahrt, mit welcher er von einem Punkte seines weiten Gebietes zum andern überging. Der Aufsatz über Ranke, welchen man in diesem Hefte lesen wird, sollte den Anfang einer Reihe von Studien über unsere modernen deutschen Historiker bilden; und wie Julian Schmidt bereits in einem frühern Hefte über Mommsen, anlässlich des fünften Bandes seiner „Römischen Geschichte“ geschrieben, so sollten nun, nacheinander, J. G. Droysen und H. von Sybel, Ernst Curtius, Max Duncker und Heinrich von Treitschke folgen. Auch ein literarisches Essay über Conrad Ferdinand Meyer, für dessen immer reicher sich gestaltendes Schaffen Julian Schmidt ein ungemein lebhaftes Interesse hegte, war für die nächste Zeit beabsichtigt.

Wenn Etwas uns über den so plötzlichen Verlust zu trösten vermag, so ist es die Nachricht, daß das große Werk, welches Julian Schmidt selbst als den zusammenfassenden Abschluß seiner Lebensarbeit bezeichnete, daß seine „Geschichte der deutschen Literatur von Leibnitz bis auf unsere Zeit“, deren ersten Band wir im vorigen Hefte kurz anzeigten und deren zweiter am Tage seines Todes ausgegeben ward, kein Torso bleiben wird. Dem dritten Bande dürfen wir noch im Laufe dieses Sommers entgegensehen; aber auch die Vorarbeiten zum vierten und fünften Bande waren so weit gediehen, daß ihr Erscheinen gesichert ist.

Ueber den ersten Band liegt uns eine zweite Notiz vor, die nicht bestimmt war, an dieser Stelle unserer Zeitschrift zu erscheinen, die jedoch, unter den so traurig veränderten Verhältnissen schöner, würdiger als Alles, was wir noch hinzufügen könnten, diesen Scheidegruß abschließen mag. Wir haben keinen Anlaß zu verschweigen, daß sie von Wilhelm Scherer ist, der sie schrieb, wenige Tage bevor er Berlin für einige Wochen verließ. Er wird in seinem süblichen Frühlingsaufenthalt von der Todesbotschaft nicht minder erschüttert werden, als wir es sind; und er wird gern gestatten, daß wir in seiner Abwesenheit von seinem Namen Gebrauch machen, um das Andenken des älteren Freundes zu ehren; daß wir die Worte herzlicher Anerkennung, die er dem noch Lebenden widmete, jetzt gleichsam als Kranz auf den Sarg des Dahingeshiedenen niederlegen.

Scherer schreibt:

„Julian Schmidt's dreibändige „Geschichte der deutschen Literatur seit Lessing's Tod“ ist seit langer Zeit in Jedermanns Händen und hat wie wenige Bücher klärend und berichtend auf das Urtheil über die zeitgenössische Literatur eingewirkt. Weniger bekannt und gewürdigt sind die zwei Bände „Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland von Leibnitz bis auf Lessing's Tod“. Beide Bücher erscheinen jetzt, zu einem einheitlichen Werke zusammengefaßt in fünf

Bänden, wovon uns bis jetzt der erste Band vorliegt. Dieselbe Bandzahl, welche Gervinus für die Geschichte der gesammten deutschen Dichtung zu Gebote stand, wird hier für die Erzählung der letzten zweihundert Jahre unseres geistigen Lebens verwendet: man darf eine so vollständige und eingehende Darstellung erwarten, wie sie sonst nirgends geliefert ist. Ohnehin hat Julian Schmidt vor Gervinus voraus, daß er die romantische, nachromantische und zeitgenössische Literatur ebenso sorgfältig berücksichtigt, wie die älteren Zeiten. In Bezug auf die Behandlung hat er jetzt die etwas starr annalistische Anordnung, die er zuletzt begünstigte, fallen gelassen und auf sehr glückliche Weise Gruppen gebildet, in denen die vortwaltenden geistigen Mächte deutlich in die Augen fallen. Wenn z. B. im zweiten Buch ein Abschnitt die Ueberschrift „Willkür und Zucht“ an der Stirne trägt, so ist dabei von vornherein auf die Motive hingewiesen, welche dann fort und fort wiederkehren: die Willkür des französischen „Kococo“ und die Zucht des deutschen „Zopfes“. In dieser neuen Disposition des Stoffes und in der Anschaulichkeit der Darstellung scheint uns der Hauptvortrag der gegenwärtigen Gestalt des Buches vor der älteren Auflage zu liegen. In einem anderen Punkt hat der Verfasser seine frühere Methode des Vortrags beibehalten: er läßt so viel als möglich die Quellen reden, die Autoren, die er bespricht, sich selbst darstellen. Er wählt charakteristische Stellen aus und gibt dazu verbindenden Text, welcher das Urtheil leitet. Es wird dadurch eine große Mannigfaltigkeit des Tones erzielt, gleichsam ein vielstimmiges Concert: und in der That, wie kann man wenigstens Dichter, namentlich Lyrische Dichter, anders schildern, als indem man ein unmittelbares Verhältniß zwischen Dichter und Leser herstellt? Für die Gelehrten, unter denen Julian Schmidt hauptsächlich die Philosophen berücksichtigt, kann schon ein anderes Verfahren Platz greifen: eine anschauliche, vereinfachte Reproduction ihrer entscheidenden Gedanken; was dieser erste Band namentlich für Leibnitz und dann auch schon für Kant's Anfänge leistet. Besonders gelungen scheint uns der letzte Abschnitt, welcher die deutsche Prosa während des siebenjährigen Krieges behandelt (wobei aber nicht „Humanisten“ und Skeptiker, wie es im Inhaltsverzeichnisse heißt, sondern „Humoristen“ und Skeptiker, speciell Sterne und Hume in ihrer Einwirkung auf Deutschland in Betracht kommen). Die Geschichte der deutschen Prosa ist verhältnißmäßig vernachlässigt neben der Geschichte der deutschen Dichtung. Auch darin besteht ein Vortheil Julian Schmidt's gegenüber Gervinus, daß er sich nicht, wie dieser und dessen meiste Nachfolger, auf die Poesie beschränkt, sondern nach einem Gesamtbilde der literarischen Bewegung strebt. Möge es ihm gelingen, seinen großen Plan rasch durchzuführen! Wir werden ihm gern als dankbare Leser von Neuem folgen.“

Nicht ganz hat dieser Wunsch in Erfüllung gehen sollen; aber es war dem Hingeshiedenen vergönnt, bis fast zu seinem letzten Athemzuge thätig zu sein, und die Summe seiner Arbeit wird ein unschätzbarer Besitz des deutschen Volkes bleiben.

Berlin, 28. März 1886.

# Leopold von Ranke.

Von  
Julian Schmidt.

Es ist eine Lieblingswendung Ranke's: er wolle nicht noch einmal erzählen, was ohnehin Jedermann wisse. Diesen Eindruck machen wirklich fast seine sämtlichen Bücher, im Gegensatz zu den „correcten“ Geschichtswerken, die mit gleicher Umständlichkeit in gleicher Beleuchtung Alles geben, was vorgefallen ist, so weit sie es kennen. Ranke, weit entfernt, den Begebenheiten auf Schritt und Tritt nachzugehen, greift Einzelnes heraus, auf das er ein scharfes Licht fallen läßt, und geht über das Andere leicht hinweg. Seine Auswahl wird durch verschiedene Motive bestimmt: zunächst kommt es ihm darauf an, das Neue hervorzuheben, dasjenige, was nicht Jedermann weiß. Dann aber leitet ihn die Vorliebe für das Farbige, das Charakteristische, was in der Zeichnung scharfe Contouren zuläßt. Er geht von dem richtigen Grundsatz aus, daß eine solche anscheinend zerstreute Darstellung den Leser nicht bloß angenehmer unterhält, sondern ihm auch das Bild, auf das es ankommt, deutlicher und dauernder in die Seele prägt.

Ranke verfährt darin wie der epische Dichter. Freilich ist dieser insofern günstiger gestellt, als er sich die einzelnen Züge, auf denen er verweilen will, frei erfinden darf, während der Geschichtschreiber an seine Quellen gewiesen ist: er muß sich auf seinen Blick verlassen, der ihm rasch und entscheidend in der Masse des vorhandenen Materials dasjenige zeigt, was zur Charakteristik des Gesamtbildes nothwendig und darstellbar ist.

Es hat seine großen Bedenken, die Methode eines Meisters nachzuahmen; gleichwohl will ich es diesmal versuchen. Ich will mich bemühen, von Ranke nichts zu sagen, was Jedermann weiß, und nehme mir dafür die Freiheit, sporadisch in dem Material dasjenige zu ergreifen, was mir für ein Bild geeignet scheint. Das Ganze eines großen Lebens wiederzugeben zu wollen, wäre ja ohnehin der Raum in keiner Weise geeignet.

Jedermann weiß, daß Ranke unter den lebenden Historikern der größte ist: darüber sind alle Gebildeten, nicht bloß Europa's, einig. Jedermann weiß, daß er in seinem neunzigsten Jahr mit der Weisheit des Greisenalters die frische, schöpferische Kraft eines Jünglings vereinigt; daß sein Blick ebenso sicher, seine Hand

ebenso fest ist, als sie in der Jugend waren. Von diesen Dingen soll also hier keine Rede sein. Ich will sogar die Empfindungen unterdrücken, die aus solchen Betrachtungen sich naturgemäß ergeben, weil ja auch diese Empfindungen bei Jedermann vorauszusetzen sind. Nicht in Bewunderung des großartigen Werkes, mit dem er uns beschenkt, will ich mich verlieren, sondern nüchtern untersuchen, inwiefern dieses neue Werk unsere Auffassung des Meisters umgewandelt hat. Umgewandelt ist sie allerdings: der Ranke, den wir jetzt kennen, ist für uns ein Anderer, als der uns in unserer Jugend erschien. Ich meine das nicht bloß quantitativ, insofern die Fülle seines Wissens und Könnens unsere Erwartungen weit zurück läßt, sondern auch qualitativ: wir erfahren, daß die Art, wie er sich den Kosmos der Weltgeschichte vergegenwärtigte, wesentlich verschieden ist von demjenigen, die uns in seiner glänzendsten schriftstellerischen Periode entgegen zu treten schienen: durch die „Weltgeschichte“ lernen wir jetzt seine früheren Werke ganz anders verstehen, als wir sie sonst verstanden haben.

Reicher als das irgend eines andern Schriftstellers unserer Zeit, umfaßt sein langes Leben eine vollständige Periode unserer geistigen Entwicklung. Wie er in diese Entwicklung eingegriffen hat, möchte ich wenigstens anzudeuten versuchen.

Das geistige Leben der Zeit überhaupt, und namentlich die Geschichtschreibung stand im 18. Jahrhundert unter dem Banne Voltaire's. Voltaire hat insofern ungünstig auf die Auffassung der Geschichte eingewirkt, als er die Werthbestimmungen des Lebens einseitig auffaßte und manches Große und Hohe nur nach dem Maßstab gemeiner Erfahrung würdigte. Aber ungleich größer war sein segensreicher Einfluß, indem er den todtten Notizenkram beseitigte und den Geschichtschreiber anleitete, das historisch Wichtige zu erkennen und mit Ausschreibung des Gleichgültigen fest zu verbinden. Er hat in England, Deutschland, Spanien, ebenso Schule gemacht, wie in Frankreich, und es gehörte der gewaltige Eindruck der Revolution und des Kaiserreiches dazu, die Ueberzeugungen, von denen diese Schule ausging, zu erschüttern. Diese Umwandlung der Gesinnung fällt in Ranke's Knabenzeit; sie hat, ohne daß er sich derselben vielleicht völlig bewußt wurde, auf seine ganze Lebensauffassung bestimmend eingewirkt; sie bezog sich nicht bloß auf die politischen und socialen Grundsätze, sondern ebenso auf die Begriffe künstlerischer Gestaltung.

Als Ranke an seinem neunzigsten Geburtstage die Glückwünsche seiner Freunde und Verehrer empfing, hielt er zum Schluß ein kleines „Redgen“, in welchem er sich darüber aussprach, wie die Ereignisse und Vorbilder seiner Jugend auf seine wissenschaftlich-künstlerische Bildung eingewirkt haben. Mit großer Freude habe ich in dieser Aufzählung den Namen W. Scott's begrüßt; Ranke führte ihn nicht bloß als Künstler an, sondern als einen Schriftsteller, von dem man viel über die rechte Benutzung der Quellen lernen könne. Durch seine historischen Romane angeregt, hat Ranke schon früh die Quellen, auf denen Jener fußte, gründlich zu studiren angefangen, und theils eine volle Bestätigung der Vorstellungen des Dichters, theils eine Kritik seiner Irrthümer daraus entnommen. Ich habe eine solche dankbare Anerkennung W. Scott's sonst nur bei Einem Fachmann angetroffen, freilich einem der größten, bei Augustin Thierry, der in seiner „Geschichte der Eroberung Englands durch die Normannen“ W. Scott als den eigentlichen

Antequer bekennt. Die Andern sprechen von ihm meistens nur mit einer gewissen Herablassung, am auffallendsten Macaulay, der ihm doch unendlich viel verbannt. W. Scott hat auf die Belebung des historischen Geistes mehr vielleicht als irgend ein anderer Schriftsteller jener Zeit eingewirkt und zwar in directem Gegensatz gegen die Schule Voltaire's, indem er zeigte, wie man aus historischen Nachrichten psychologisch greifbare Gestalten, und episch greifbare Bewegungen zu construiren habe. Er hat uns auch für Zeiten, die zu weit von unserm eigentlichen Horizont ablagen, als daß er ihnen aus Quellen erster Hand hätte beikommen können, lebendiges Interesse eingeflößt und uns befähigt, Namen in wirkliche Figuren zu verwandeln; für Perioden dagegen, denen er näher stand, so daß er ihnen gleichsam die Hand reichen konnte, z. B. für die Periode von „Old Mortality“ oder „Rob Roy“, hat er uns die ganze Fülle historischen Lebens aufgeschlossen. Es ist interessant, bei Ranke zu verfolgen, wie er sich manche seiner Kunstgriffe angeeignet hat: zu diesen Kunstgriffen rechne ich z. B., daß bei ihm wie bei W. Scott das hellste Licht nicht immer auf die Katastrophe der Handlung fällt, die Jedermann kennt, sondern häufig auf gewisse vorbereitende Momente, die den geheimen Nerv der Gestalten uns deutlicher bloß legen.

Unter den Vorbildern seiner Jugend, die Ranke in jenem „Nebchen“ anführt, fehlt Schiller, der doch im Anfang des Jahrhunderts von unsern Geschichtschreibern ziemlich der populärste war. Der Grund ist, wie ich glaube, nicht die Abgunst des Fachmanns gegen Einen, der in diesem Felde doch etwas Dilettant war; daß vielmehr der Künstler dem Künstler gegenüber steht. Schiller hat das große Verdienst, durch seine glänzende Darstellung in der Masse des Publicums die protestantische Auffassung der Geschichte möglichst verbreitet zu haben; aber in der Zeit, wo er Geschichte schrieb, war er mehr Philosoph als Künstler. Es kam ihm mehr darauf an, sein Urtheil über die Helden mitzutheilen, über ihre psychologischen Motive, über den Werth ihrer sittlichen und politischen Grundsätze u. s. w. als sie selbst zu zeichnen, was er in seinen späteren dramatischen Werken zum Theil recht gut verstand. Der Reflexionsstandpunkt des Historikers Schiller ist für Ranke, wie ich glaube, stets ein unbefriedigender gewesen.

Dagegen vermissen wir in jener Aufzählung einen Namen, den ich erwartete und über den Ranke sonst schöne und begeisterte Worte gesprochen hat, Johannes Müller. Vieles in den Schriften desselben — weniger die Schweizer Geschichte, als die vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichte und die Briefe — mußten auf Ranke eine große Anziehung ausüben und die Seiten in Müller's Charakter, die den Patrioten von 1807 abstießen und empörten, konnten wohl in der ruhigen Zeit von 1820 namentlich einen Mann, der auch das Auffallendste zu begreifen strebte, in einem minder ungünstigen Licht erscheinen. Wenn Müller einen glücklichen Moment seines Enthusiasmus hatte, wo die Erhebung seiner Seele der Würde und Bedeutung seines Gegenstandes entsprach, so konnte er herrliche großartige Worte finden. In den vierundzwanzig Büchern seiner allgemeinen Geschichte sind Stellen, die Ranke gar wohl hätte geschrieben haben können; wie auch bei Ranke mitunter ein Satz ziemlich stark an Johannes Müller anklingt, z. B. in der

Geschichte der Reformation, daß die Schmalkaldischen Fürsten in ihrem Verhalten gegen den Kaiser zwar nicht klug gehandelt hätten, aber groß. In Ranke's erstem darstellenden Werk, in der „Geschichte der romanischen und germanischen Völker von 1494—1535“ schillert sein Stil sogar ein wenig in der Weise Müller's, was er später nie wieder versuchte. Eine Art Verwandtschaft zwischen Beiden — ich meine eine künstlerische, nicht eine moralische, — läßt sich nicht ableugnen. Die Art, wie Müller durch scharfe Zusammenstellung einzelner, abgerissener Züge aus seinen Quellen ein Porträt zusammenfügt, hat Ranke, wenn auch geistvoller, ihm nachgemacht. Beide haben gelegentlich das Bedürfnis des Enthusiasmus, und zwar in der umgekehrten Art wie Schiller: wenn dieser sich in stolzer breiter Rhetorik ergeht, so kommt über Müller wie über Ranke der Geist in einem großen schlagenden Aperçu.

Größer freilich als die Aehnlichkeit ist der Unterschied. Müller ist gegen einen starken Eindruck widerstandslos: wenn Männer wie Friedrich der Große oder Napoleon sich eine Stunde freundlich mit ihm unterhalten, so ziehen sie ihm die Seele aus der Brust; er verliert nicht bloß seinen Willen, sondern sein Urtheil; und da er sich recht eigentlich zum Handeln berufen glaubt, so reißt ihn diese augenblickliche Gemüthsströmung wiederholt zu Uebereilungen hin, deren er sich später schämen muß. In beiden Punkten gilt von Ranke das Gegentheil.

Mir ist erst aus Ranke deutlich geworden, was der romantischen Schule vorzschwebte, wenn sie die Ironie verherrlichte; die Ironie nämlich, welche den Enthusiasmus keineswegs ausschließt. Ranke hat wie Müller das starke Bedürfnis zu lieben, sich zu begeistern; aber der Enthusiasmus trübt nie die Schärfe seines Blicks. Auch wo er mit der größten Wärme sich über einen Helden ausspricht, entgehen seinem Auge nie die komischen Züge, die sich an seine Erscheinung knüpfen, und er vermeidet nicht das treffende lustige Wort. Wenn ferner Müller sich in der Begeisterung des Moments in ein Mitwirken hineinträumt, wenn er bei der Darstellung eines Helden in seiner Phantasie sich selbst in einen Helden verwandelt, so verläßt Ranke niemals das klare Bewußtsein, daß er als Geschichtschreiber eigentlich draußen steht; er wird mit seinem wohlbegründeten Beifall nicht zurückhalten, er wird es als seine Pflicht begreifen, übel verstandene Grundsätze und Handlungen in das rechte Licht zu stellen: aber er wird sich nicht einbilden, mit seinem ganzen Leben, mit seiner ganzen Seele dieser Sache verpfändet zu sein. Er bleibt auch, wo er begeistert ist, der ruhige, freie Beobachter, er bleibt Ranke, während Müller in solchen Momenten aufhört, Müller zu sein.

Entgegengesetzt der Art dieses schwungvollen Historikers ist der kühle Justus Möser, der geistvolle Vorgänger der historischen Schule, den Ranke gewiß gründlich studirt und dessen ironische Haltung ihm wiederholt Beifall abgewonnen hat. Gleichwohl kann ich mir erklären, warum er ihn unter seinen Anregern nicht namhaft macht. Gewiß lag in der Art des liebenswürdigen Humoristen, vor dessen scharfem Blick kein Nebel schützte und der dennoch an der physischen wie an der historischen Welt im Großen und Ganzen betrachtet seine innige Freude hatte, sehr viel Sympathisches für ihn; und wenn Möser einmal ausruft: „Mit der moralischen Schnur in der Geschichte ist es nichts als Kinderei“, so hat ihm

Ranke gewiß gern zugestimmt. Aber was Weide an Stelle der moralischen Schnur setzen wollen, weicht doch sehr von einander ab. Möser war Jurist und Verwaltungsbeamter; die Reichsinstitutionen und die Verwaltungsbestimmungen bei den verschiedenen Völkern waren das, worauf es ihm bei dem Studium der verschiedenen Völker zunächst ankam; nicht bloß weil ihm in ihnen das geistige Leben der Völker hauptsächlich aufging, sondern auch aus technischer Vorliebe des Fachmanns. Ranke hat die Wichtigkeit der Institutionen für die historische Entwicklung nie verkannt, und er hat auch wiederholt seine Fähigkeit gezeigt, das allmählig Aufwachsende anschaulich darzustellen: seine Darstellung des türkischen Lehnswesens z. B. ist ein Meisterstück; aber die Vorliebe des Fachmanns für diese Dinge war bei ihm nicht vorhanden. Er betrachtete die Durchforschung der Institutionen nicht als Zweck, sondern nur als Mittel für die eigentliche Geschichtsschreibung: er ging ihnen nach nur so weit sie sein persönliches Interesse erregten und Interesse bei seinen Lesern voraussetzen ließen. Von mehreren Seiten ist bereits darauf hingewiesen, daß im letzten Bande seiner Weltgeschichte der Darstellung des entstehenden Lehnswesens bei den romanisch-germanischen Nationen etwas mehr Körperlichkeit zu wünschen wäre, und ich finde schon in seiner Geschichte Deutschlands während der Reformation, daß er leicht ungeduldig werden konnte, wenn aus der Entwicklung der Institution nichts Rechtes herauskam. Er bemüht sich, die Reichstagsverhandlungen recht ausführlich und zusammenhängend wiederzugeben; aber als sie zu gar keinem Resultat führen, immer nur hemmen und nie fördern, bricht er verschiedentlich in den Ausruf aus, es sei doch zu langweilig, und läßt sie fallen. Als Forscher gelassen, stetig, unermüdblich, fühlt er sich in der Darstellung durchaus als Künstler und geht Allem, was ermüden und langweilen könnte, aus dem Wege. Sein Element ist nicht, wie bei Justus Möser, das allmähliche Keimen und Wachsen der Einrichtungen, sondern das buntbewegte Leben und Treiben sinnlich wahrnehmbarer Figuren; wenn er sich auch nie mit dem bloß Sinnlichen begnügt, wenn er überall der Causalität nachgeht und das Warum der Begebenheiten zu ergründen sucht, so ist das letzte Ziel seiner Forschungen doch das lebendige farbenvolle Bild.

Von der sogenannten historischen Schule, der er selber ja zugerechnet wird, erwähnt er unter seinen Vorbildern nur Niebuhr. Man hat ihm vorgeworfen, er sei wie diese ganze Schule in der Vorliebe für das conservative Princip zu weit gegangen, er habe die Macht und das Recht der neuen schöpferischen und zugleich zerstörenden Ideen verkannt. Dieser Vorwurf schreibt sich nur daher, daß man die historische Schule mit der Schule der eigentlichen Reaction verwechselt: beide gingen freilich aus dem Gegensatz gegen die französische Revolution hervor, aber ihre Voraussetzungen wie die Ziele, nach denen sie strebten, waren grundverschieden.

Ranke's persönliche Stellung innerhalb der conservativen Partei möchte ich mit der Goethe's vergleichen. Beiden war das Ungefühe, Tumultuarische, das unbändig Zwecklose zuwider. Sie fühlten Pietät für heimische, lieb gewordene Zustände; sie trauten der Menge, die sich bei allen Revolutionen in den Vordergrund drängt, wohl die Fähigkeit zum Zuschlagen, aber nicht zum Ur-

theilen, und noch weniger zum Aufbau zu; sie wollten sich lieber mancherlei Uebelstände in der bestehenden Gesellschaft gefallen lassen, als diese Gesellschaft in Frage gestellt sehen. Eine solche Stimmung war begreiflich bei dem Ausgang einer Bewegung, von der man das Größte erwartet hatte, und die erst eine Masse Unrath aufwarf, dann furchtbares Elend nach sich zog und damit endete, daß sie ihr vorgestektes Ziel wenigstens vorläufig aufgab. Die vielfachen jenseitsreichen Nachwirkungen dieser ungeheuren Weltbewegung wurden erst von einem späteren Geschlecht wahrgenommen.

Wenn die historische Schule sich als den Gegensatz der philosophischen ankündigte, so meinte sie zunächst die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, die Philosophie Voltaire's, die den Verstand als die einzig fruchtbare Weltmacht gelten ließ, und die verborgen waltenden Kräfte der Geschichte entweder leugnete, oder leidenschaftlich bekämpfte. Die historische Schule ehrte diese stillen, geheimnißvollen Kräfte, und suchte den Philosophen nachzuweisen, daß sie bei ihrer schrankenlosen Anerkennung des Verstandes im Grunde kurzsichtig waren; daß sie weder die Werthe, noch die Kräfte des geschichtlichen Lebens richtig taxirten. Es war sehr begreiflich, daß diese Schule, deren letzte Absicht aufs Aufbauen gerichtet war, mit einer rücksichtslosen Kritik begann, mit einer Kritik der unreifen Ideale, welche die Entwicklung des vorigen Jahrhunderts in die Irre geführt hatten. Es war kein bloßer Zufall, daß Niebuhr, der Zerstörer der römischen Legende, zugleich ein leidenschaftlicher Vorkämpfer der deutschen nationalen Bewegung gegen das nivellirende Weltreich war. Seine Analyse der hellenistischen Aufklärung innerhalb der römischen Geschichte, die das echt Römische entstellte oder vertuschte, ist wie in der Stimmung eines Patrioten geschrieben, der das heimische Werthvolle vor den unberechtigten Uebergriffen einer fremden Bildung retten will. So hat ein Jahr darauf, gerade als Ranke mit seinen ersten Schriften hervortrat, Ottfried Müller die altgriechischen Rechtszustände gegen die nivellirenden Eingriffe philosophischer Construction vertheidigt. Die Berechtigung nationaler Eigenart im Gegensatz gegen eine gestaltlose weltbürgerliche Abstraction, lag diesen gelehrten Forschungen wie der Erhebung der deutschen Freiheitskriege zu Grunde; es ist das nämliche Grundprincip, welches noch heute, bewußt oder unbewußt, den Gang der Weltgeschichte beherrscht.

Das ist auch wohl das Motiv, das Ranke bestimmt, Fichte's ehrenvoll zu gedenken, der ihm in dem Brausen seiner Freiheitsbegeisterung antipathisch sein mußte, dessen „Reden an die deutsche Nation“ ihm aber als der Wefruf einer großen und bleibenden Idee im Ohre nachklang. Bei Niebuhr ist Ranke ohne Zweifel in die Schule gegangen, um für die Kritik historischer Ueberlieferungen den sicheren Leitfaden und das rechte Maß zu finden; er hat die Grundsätze der Kritik von dem Alterthum auf die moderne Geschichte übertragen, und es darin zu einer Meisterschaft gebracht, mit der kein Anderer wetteifern möchte.

Mit der Kritik der neueren Geschichtschreiber beschäftigt sich gleich Ranke's erstes Werk, das 1824 seinen Ruhm begründete.

Es ist bekannt, daß in der Zeit, da die Barbaren sich gegen die Renaissance erhoben, eine Reihe von Geschichtschreibern auftraten, die mit der vollen Kunst und Bildung der Antike ausgestattet, die Begebenheiten ihrer Zeit nach dem



Muster der Alten darzustellen unternahmen. Sie gehörten zu den gebildetsten Männern ihrer Zeit, und galten länger als ein Jahrhundert als Muster der Darstellung. Diese nun hat Ranke zum Gegenstand seiner Kritik gewählt und nachgewiesen, daß sie mit ihrem einseitigen Streben nach Schönheit die historische Wahrheit übel beeinträchtigt haben. Er hat mit der feinsten Analyse in all' ihren Irthümern und Entstellungen das psychologische Motiv nachgewiesen und die echten Quellen hervorgehoben, die uns über das, was wirklich geschehen, gründlich unterrichten, wenn sie uns auch nicht so angenehm unterhalten, wie jene glänzenden Rhetoren. Ähnliche Versuche hat Ranke bis heute fortgesetzt; ich möchte nicht bestimmt entscheiden, ob diese feinen Analysen der Geschichtsquellen vor seiner eigentlichen historischen Darstellung nicht den Vorzug verdienen.

Am glänzendsten in seinem ersten Versuch tritt die Charakteristik Machiavelli's hervor, dessen räthselhaften Charakter zu ergründen, Deutsche, Franzosen und Italiener sich vergebens abgemüht hatten. Friedrich der Große nahm ihn der allgemeinen Meinung gemäß für einen Bösewicht, der die Fürsten durch schändliche Lehren verführte; Fichte suchte in ihm einen leidenschaftlichen Patrioten, der, um die Barbaren aus Italien zu vertreiben, sich einen Fürsten ausmalte, der ungescheut alle Mittel der Willkür angewendete, um gleichsam Beelzebub mit Lucifer auszutreiben: solche Gedanken konnten nach den Erfahrungen der Pariser Schreckenszeit einem leidenschaftlichen Patrioten wohl aufgehen. Ranke will bei seiner Charakteristik nicht eine abstracte Idee zu Grunde legen; er sucht sich einen concreten, lebendigen Menschen zu versinnlichen, er betrachtet das wechselvolle Leben des Staatsmannes und Schriftstellers, folgt ihm in seine Wünsche, Hoffnungen und Sorgen, wie sie gerade durch die augenblicklichen Zeitumstände auf ihn eindrangen, und so findet sich, daß seine Paradoxien, wenn nicht idealisch, doch natürlich zu erklären sind. Sein berühmtestes Buch erscheint nicht als das letzte Resultat eines philosophischen Gedankens, nicht als der sorgfältig erwogene Plan eines leidenschaftlichen Politikers, sondern als der bittere Ausbruch eines in seinen besten Ansprüchen und Erwartungen getäuschten Herzens, eines rastlosen, unbefriedigten Ehrgeizes und eines Unmuthes, der jede Rücksicht von sich wirft. — Fast um die nämliche Zeit, da Ranke diese Schrift veröffentlichte, widmete Macaulay dem nämlichen Gegenstand eine eingehende Studie, die zu einem abweichenden Resultat kommt. Nach ihm sind Machiavelli's Lehren zwar paradox für uns, sie waren es aber keineswegs für seine italienischen Zeitgenossen, denen er im Grund nichts Neues erzählte und die mit den Grundfäden des Fürsten lange vertraut waren, und kein Arg an ihnen fanden. — Vielleicht hat jeder der beiden ausgezeichneten Schriftsteller einen Theil der Wahrheit getroffen.

Ranke's Kritik moderner Geschichtschreiber erschien als Beigabe zu einem darstellenden Buche der „Geschichte der Romanischen und Germanischen Völker von 1494—1535,“ das mit dem Zuge Karl's VIII. nach Italien begann, aber in dieser Form nicht fortgesetzt wurde. Es ist der Anfang einer Reihe von Schriften, welche die Geschichte des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts behandeln, der rechte Ausdruck einer schöpferischen Natur, das glänzendste Werk seines Mannesalters.

Die „Geschichte der Germanischen und Romanischen Völker“ verschaffte Ranke, der bis dahin eine bescheidene Lehrerstelle in Frankfurt an der Oder bekleidet, 1825 eine Professur in Berlin: er war noch nicht volle dreißig Jahre alt. Es ist der einzige durchgreifende Abschnitt in seiner Laufbahn. Er ist seitdem in stetigem Fortschritt geblieben, sein Wissen und Können ist stetig gewachsen und mit ihm sein Ruf; eigentliche Schicksale hat er nicht erlebt. Vielleicht hat sich das Leben keines andern großen Denkers und Schriftstellers so gleichmäßig abge­spannt: lange Jahre, während seines ganzen Aufenthaltes in Berlin, hat er kaum einmal seine Wohnung gewechselt.

Als Ranke durch seine Berufung nach Berlin in den Mittelpunkt der literarischen Bewegung Deutschlands eintrat, war für die Geschichtsschreibung bei sämmtlichen Culturvölkern ein neues Geschlecht eingetreten, welches nicht mehr wie die historische Schule nur die Grundsteine legen, sondern den Aufbau selbst beginnen wollte. Von den berühmten Geschichtsschreibern der nächsten Decennien sind weitaus die meisten in den letzten Jahren des vorigen, oder in den ersten des gegenwärtigen Jahrhunderts geboren; sie waren fast durchweg Ranke's Altersgenossen. Zu verwundern ist es nicht, denn dies Geschlecht hatte mehr und Größeres erlebt, als die Generationen vor ihm; und nur aus dem, was man selber erlebt, schöpft man die rechte Farbe für die Geschichte der Vergangenheit. Sie hatten nicht bloß große Begebenheiten mit eigenen Augen gesehen, sie hatten auch innerlich den Streit der Meinungen und Ueberzeugungen, welcher die Welt in Brand setzte, mit durchleben müssen und waren genöthigt, ihre Gedanken an den Thatfachen zu prüfen und umgekehrt.

In rascher Folge drängten sich bei den Deutschen die historischen Arbeiten. Ein Jahr bevor Ranke sein Erstlingswerk veröffentlichte, begann Schloffer seine Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts, Raumer seine Geschichte der Hohenstaufen. Neben ihnen hatte bereits Wilken sich durch die Geschichte der Kreuzzüge einen Namen gemacht. Wilken und Raumer wurden wie Ranke hervorragende Mitglieder der Universität Berlin. Beide waren sowohl bei der Wahl ihres Gegenstandes, als bei der Behandlung desselben von der romantischen Schule angeregt; sie wirkten nicht bloß auf die Neigung des Publicums, sondern auf die Conception der gleichzeitigen Dichter. Schloffer, stammer Rationalist und Kantianer, fand für die Entwicklung des achtzehnten Jahrhunderts Gesichtspunkte hauptsächlich moralischer Art, die, damals neu und überraschend, sich mehr und mehr in der deutschen Bildung eingebürgert haben.

Unermüdblich und unerbittlich in seinem Kampf gegen die allgemeinen Redensarten, an welchen die herrschende Richtung des achtzehnten Jahrhunderts so reich war, nöthigte er die spätern Historiker, auf die geheimen Vorgänge in den Tiefen der Gesellschaft zu achten, die man früher gar zu sehr obenhin behandelt hatte.

Nicht minder lebhaft regte sich der historische Geist in England und Frankreich. Die Engländer, durch Burke geschult, machten sich von der Antike los und studirten das Mittelalter und die neue Geschichte. Macaulay's großes Werk über die Geschichte der englischen Revolution erschien zwar erst viel später, aber seine historischen Essays, die an Bedeutung hinter jenem keineswegs zurückstehen,

kreuzten sich der Zeit nach mit Ranke's Arbeiten. Mignet und Thiers schrieben ihre Geschichte der französischen Revolution ungefähr gleichzeitig mit Ranke's Geschichte der Romanischen und Germanischen Völker. Bald folgten Guizot's Studien über die Culturgeschichte des Mittelalters, Villemain's Vorlesungen über die französische Literatur. Thierry trat, ehe er an die Geschichte der Eroberung Englands durch die Normannen ging, mit glänzenden Essays hervor, die auf die Entwicklung der französischen Cultur ein ganz neues Licht warfen. Die Franzosen jener Zeit zeichneten sich nicht bloß durch eine ansprechende Form der Darstellung aus, sie waren ernsthaft und gründlich in der Sammlung von Quellen und Urkunden und deren Bearbeitung; es war eine ungerechtfertigte Ueberhebung, wenn man ihnen Flüchtigkeit vorwarf.

Zwischen den Historikern der drei Völker nimmt man damals einen sehr erheblichen äußeren Unterschied wahr. Die Franzosen begannen fast durchweg als politische Journalisten, als Eiferer für die Sache der Freiheit oder ausnahmsweise auch für die Sache der Aristokratie. Die Engländer waren entweder Parlamentarier oder standen im Staatsdienste, ehe sie an die Darstellung der Begebenheiten gingen. Die Deutschen waren fast ausnahmslos Gelehrte von Fach, Lehrer an der Universität: sie hatten nicht bloß ihre eigenen Arbeiten im Auge, sondern gingen darauf aus, Schule zu machen.

Vor dreißig Jahren würde man die Franzosen und Engländer um ihre praktische Beschäftigung beneidet haben, in der sie sich gleichsam für ihre wissenschaftliche Forschung schulten; heute, da wir das parlamentarische Wesen aus eigener Anschauung kennen, werden wir zugeben müssen, daß die Sache ihre zwei Seiten hat. Das Parlament nöthigt zwar den denkenden Kopf, auf die Details der Cultur, auf Anordnungen, Gesetze und Sitten zu achten, sie in ihrem Entstehen und Fortgang, in ihren nützlichen und schädlichen Einwirkungen zu vergleichen, und das kommt der Geschichtschreibung zu gut. Aber die Gewohnheit des Parlaments bringt nicht bloß in der Ausdrucksweise, sondern auch in der Art, die Dinge zu verfolgen und zu beurtheilen, selbst bei verschiedenen Parteien eine gewisse Gleichförmigkeit hervor, welche die Freiheit des Blicks und die Eigenthümlichkeit der Ausdrucksweise oft stark beeinträchtigt: selbst Macaulay's Essays klingen oft wie verhaltene Parlamentsreden und seine Geschichte wie der etwas ausführliche Bericht eines parlamentarischen Ausschusses. Die Gewohnheit politischer Journalistik ferner fördert allerdings die Sicherheit im Stoßen und Treffen, die Lebhaftigkeit und Prägnanz des Ausdrucks, aber sie verleitet zugleich zu einer Einseitigkeit der Betrachtung, welche die Darstellung eines vollen concreten Lebens erschwert. Nicht bloß Mignet und Thiers, sondern auch Guizot machen selbst bei ihren größeren historischen Arbeiten oft den Eindruck eines Pamphlets, dem es nur auf die eine Seite des Gegenstandes ankommt: sie stellen nicht runde Figuren, sondern Reliefbilder dar. Männern von so eminenten Kraft der Schilderung wie Thierry kann man das freilich nicht vorwerfen; aber selbst bei ihm sind die Schilderungen häufig nur Beweismaterial für den Satz, auf welchen es dem Geschichtschreiber ankommt.

Die Geschichtschreiber Englands und Frankreichs sind im Durchschnitt populärer, die Geschichtschreiber Deutschlands objectiver. Der Universitätslehrer ist

genöthigt, nicht bloß über eine einzelne Seite seines Gegenstandes, sondern über alle Rede zu stehen; er muß sich also mit allen vertraut machen, er muß seine Figuren und Begebenheiten concret fassen. Das gelingt ihm mehr oder weniger, je nachdem er mit der Gründlichkeit seiner Studien die Kraft der Selbstverleugnung vereinigt. Aber die rechte Höhe objectiver Darstellung scheint doch nur auf diesem Wege erreichbar.

Ranke steht darum so einzig in unserer Literatur, da die drei Gaben, welche den Geschichtschreiber machen, des Forschers, des Lehrers und des Künstlers, sich in einem Maße bei ihm vereinigen, von dem wir kaum ein anderes Beispiel haben; er hat für die Quellenforschung, namentlich der modernen Geschichte, den Weg gebahnt, auf dem seine Schüler mit untrüglicher Sicherheit fortgehen können; er hat sie methodisch erzogen, ohne auf die Eigenart ihrer Darstellung irgendwie einwirken zu wollen. Er selbst hat durch die consequente, systematische und allseitige Forschung sein ganzes Leben hindurch eine solche Reife und Fülle sich angeeignet, daß er in seinem höchsten Alter die Früchte eines glücklich angewandten Lebens mit leichter Hand vom Baum schütteln darf. Er hat trotz seiner genialen Anlage, deren er sich gar wohl bewußt war, nie abgelassen, was er schrieb, zu jener Vollkommenheit auszuarbeiten, die nur eine ernste und gewissenhafte Darstellung zu erreichen vermag.

Nicht ohne Widerspruch ist Ranke durchgebrungen. Ich habe vorher seine Objectivität rühmend erwähnt; gerade diese ist ihm aber nicht selten zum Vorwurf gemacht worden. Heute wird es weniger darauf ankommen, diesen Vorwurf zu widerlegen oder einzuschränken, als vielmehr ihn zu verstehen, heute, wo als der schlimmste Tadel eines Historikers der Vorwurf der Subjectivität gilt. Zu verstehen ist aber wirklich, was man an Ranke aussetzte.

Ueberblicken wir die Werke seiner frühen Jugend und seines Mannesalters und lassen die Preussische Geschichte, die in ein anderes Gebiet fällt, vorläufig bei Seite, so scheint der Gegenstand ein gleichmäßiger zu sein: die Geschichte der Romanischen und Germanischen Völker als der Repräsentanten der modernen Cultur im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert. — Ranke beginnt mit Einbruch der französischen Barbaren in das Italien der Renaissance, für welche die darauf folgende Geschichte des Osmanischen Reichs insofern ein Gegenbild ist, als sie gleichfalls einen Conflict der Barbarei mit der europäischen Culturwelt ausdrückt; er geht dann zu dem Spanien der Philippe über, zu der Geschichte der gleichzeitigen Päpste, darauf zu dem Kampf zwischen Reformation und Gegenreformation in Deutschland, Frankreich und England. In allen diesen Geschichten scheint die aufstrebende Macht der Menschheit sich theils in der Renaissance, theils in Protestantismus geltend zu machen, sowie die menschenfeindliche, rückwärts strebende Macht in der Gegenreformation. Wenn der Schriftsteller nun fortwährend zu diesem Gegenstand zurückkehrt, so dürfte man doch wohl vermuthen, daß er ein Herzensinteresse für eine der streitenden Parteien hat, in einem Kampf, der stets verwandte Erscheinungen hervorbringt. Diese Partei kann doch nur die des Lichts und des Fortschritts, die Partei der Renaissance und der Reformation sein: wie ist es nun zu begreifen, daß der Geschichtschreiber objectiv verfährt, als ob ihm an der einen Sache gerade so viel gelegen

wäre, als an der andern? Wie kann er parteilos sein in dem Weltkampf zwischen Gott und dem Teufel?

Darauf kann nun zweierlei geantwortet werden. Einmal ist auf Erden der Gegenjaß zwischen Göttlichem und Teuflichem nie völlig rein ausgesprochen, und der Geschichtschreiber, dem es auf Entdeckung der Wahrheit ankommt, hat die Pflicht, die Gebrechen auch auf der Seite nachzuweisen, der er mit ganzer Seele angehört.

Noch nachdrücklicher würde Ranke ein zweites hervorheben. Ich mag, würde er sagen, nicht erzählen, was Jedermann weiß. Jedermann weiß, daß Philipp II. ein schlimmer Monarch war; wem es sonst noch unbekannt sein sollte, kann es aus Schiller erfahren, und mit Schiller zu concurriren, ist nicht meine Absicht. Aber nur sehr Wenige wissen, wie Philipp II. regierte: welches seine leitenden Motive waren, wie er seine Absichten ins Werk setzte. Wenn ich zeige, wie seine Cabinetsregierung beschaffen war, wie er, zögernd in seinen Entschlüssen, die Meinung aller Rätthe sorgfältig und eingehend erwog, dann aber mit heimlichem Entschluß alle Rathgeber bei Seite schiebend, die Welt zu überraschen und in Entsetzen zu jagen wußte: wenn ich Euch dies und Anderes zeige, so habe ich Euch nicht bloß ein deutliches und interessantes Bild gegeben, sondern Euch auch die menschliche Natur und die Natur eines absoluten Fürsten an einem individuellen Beispiel näher gerückt, das wohl Beachtung verdient. Ich habe Euch wenigstens deutlich gezeigt, was vorgegangen ist; warum es gerade so und nicht anders vorgehen mußte, kann ich Euch nicht zeigen, weil ich es nicht weiß; und vollends Euch mit einem moralischen Endurtheil unter die Arme zu greifen, ist nicht meines Amtes, das hat der Weltriichter zu besorgen. Ich kann Euch nur die Folgen zeigen, die sein Handeln für seinen Staat und für andere Staaten hatte.

Jedermann weiß ferner, daß die Jesuiten sehr vielen Schaden angerichtet haben; das nochmals einzuschärfen, war also unnöthig. Aber ich habe mich bemüht, nachzuweisen, aus welchen Gemüthsströmungen die Idee des Ordens entsprang, wie die Praxis ihn allmählig umwandelte, wie aus dem Vorjaß des unbedingten Spiritualismus mit der Zeit weltliche Interessen sich entwickelten und wie zuletzt der Eigensinn des Verstandes diese frommen Väter zu Paradoxien verführte, die sie vor noch nicht langer Zeit selber für einen baaren Unsinn würden erklärt haben; das Euch zu zeigen, ist mein Geschäft; die Anwendung auf die allgemeine Sitte könnt Ihr selber machen: in der Geschichtschreibung ist's mit der moralischen Schnur nichts als Kinderei.

Solche Antworten dürften wohl zutreffend erscheinen. Aus Ranke's Behandlung des Gegenstandes lernt man viel mehr, als aus irgend einer andern Darstellung, und die Neugier, etwas zu erfahren, was man noch nicht wußte, ist der eigentliche Antrieb zu allen historischen Studien wie zu aller Wissenschaft überhaupt. Das moralische Urtheil zu umgehen, ist dem wissenschaftlichen Forscher wie dem practischen Mann erlaubt, wenn er nur dadurch nicht die Thatfachen verwischt. Zu häufiges und eifriges Moralisiren ist meistens das Symptom eines Gebrechens in der Bildung einer Zeit oder eines Individuums.

Es liegt indeß in Ranke's Objectivität noch etwas Anderes. In dem herr-

lichen Essay über Herodot, den Geschichtschreiber, dem er sich mit Recht am meisten verwandt fühlt, obgleich Herodot dem Jugendalter der Menschheit und Ranke vielleicht dem herannahenden Greifenalter angehört, schildert Ranke den damaligen tief empfundenen Gegensatz zwischen Hellenen und Barbaren und setzt hinzu: „Herodot haßte die Barbaren nicht, wie könnte er sie sonst schildern!“ Das ist einer von den Sätzen Ranke's, bei denen dem Leser das Herz aufgeht, auch wenn er ihm nicht im vollen Umfang beipflichten kann. Man kann auch dasjenige historisch schildern, was man recht gründlich haßt; das hat im Alter Tacitus gezeigt, das zeigt unter den neueren Schriftstellern unter Andern Macaulay. Es gibt Schriftsteller, die nur im Haß ihrer vollen Geisteskräfte mächtig sind, wie es Lebensstellungen gibt, in denen nur die Empfindung des Hasses ihre Berechtigung hat. Ranke gehört nicht zu jenen Männern, ebenso wenig wie Herodot. Seine besten Geisteskräfte entwickeln sich in der Liebe, in jener Liebe, welche der Dichter für seine Figuren hat. Ranke haßt auch die Barbaren nicht, weder die Barbaren der alten noch die der neueren Zeit, sonst hätte er sie nicht so schildern können, wie er sie schildert. Auch seine Lebensstellung fordert nicht seinen Haß heraus: er steht den Helden seiner Geschichte nicht als praktischer Staatsmann oder Politiker gegenüber, der mit Nothwendigkeit hätte Partei nehmen müssen, sondern als Künstler, seine historische Weltanschauung ist nicht eine practisch politische, sondern eine ästhetische; ja das Wort könnte in einem noch engeren Sinne genommen werden. Wenn er nach seiner ganzen Geistesrichtung sich für einen großen Dichter entscheiden müßte, so würde es nicht Shakespeare sein, der als Dichter grimmig hassen kann, hassen bis zur völligen Vernichtung des Lebens, sondern Goethe, der auch verwerfliche Charaktere in den warmen Sonnenschein des Weltbildes zu tauchen versteht, in dem er selber athmet. Für die Charakteristik seiner Helden hat Ranke — abgesehen von W. Scott — wohl aus keiner Dichtung so viel gelernt, als aus Goethe's Egmont. Ranke verfährt mit den düstern Helden des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts wie Goethe mit seinem Alba: er interessirt den Leser für die Pläne und Gemüthsbewegungen derselben, macht sie dadurch interessant und als mythische Probleme werthvoll.

Aber gerade das hat Bedenken erregt, nicht bloß über die Gesinnung des Geschichtschreibers, sondern über die Richtigkeit seiner Darstellung. Wird durch sie nicht der eigentliche Inhalt jener beiden Jahrhunderte, die Gegenreformation, verdunkelt oder wenigstens in ihrer Farbe abgeschwächt? Die Reihe dieser Werke bietet in jedem Bande eine solche Fülle scharf gezeichneter Charakterköpfe, so viel interessantes, bis dahin wenig bekanntes Detail politischer Intriguen und Entwicklungen, daß man nichts vermißt, so lange man unter dem Vauu des künstlerischen Eindrucks steht; dann aber drängt sich die Frage auf, wo bleibt der eigentliche Inhalt der Gegenreformation, der kirchliche Fanatismus, die Ketzerverfolgungen, die Scheiterhaufen — Ranke vertuscht diese Dinge keineswegs, aber sie treten nicht mit sinnlicher Energie hervor, wir werden sie kaum gewahr, oder wenigstens nicht zu ihrer genaueren Betrachtung angeregt, da die schöne künstlerische Farbe des Übrigen unsere ganze Aufmerksamkeit gefangen nimmt.

Ranke hat, um seinen Gegenstand völlig objectiv darzustellen, die Berichte von

Zeitgenossen zu Grunde gelegt, die besonders befähigt und berufen waren, scharf zu beobachten und wahrheitsgetreu zu berichten. In erster Reihe diejenigen der venetianischen Diplomaten, die schon Johannes Müller mit Glück benützt hatte. Die Republik Venedig hatte, trotz ihres verhältnißmäßig geringen Umfangs, einen umfassenden Blick; sie war genöthigt, allen Weltthäteln ihre Aufmerksamkeit zu schenken, weil sie von jedem derselben berührt wurde; sie besaß eine ausgebildete Schule gewiegter Staatsmänner, von scharfer Einsicht in den Zusammenhang der Politik und von ausgesprochener Pflichttreue gegen ihren Staat. An der Zuverlässigkeit ihrer Angaben, so weit menschliche Beobachtung überhaupt ausreicht, ist nicht zu zweifeln. Und da es in der Natur des Diplomaten liegt, seine Vollmachtgeber nicht bloß zu unterrichten, sondern auch zu unterhalten, so fehlt es ihren Relationen selten an pikanten Charakterzügen, aus denen der spätere Künstler sprechende Porträts zusammen setzen kann.

Die venetianischen Gesandten vermieden es, ihren Signore's politische oder religiöse Allgemeinheiten vorzutragen, sie hatten auf bestimmte Fragen bestimmte Antworten zu geben. Sie gingen als Zeitgenossen von den sittlichen Voraussetzungen der stammverwandten Völker aus, und wenn auch die Venetianer in ihrem eigenen Staat in religiösen Dingen liberal dachten und den Uebergriffen des Papstes in das weltliche Gebiet energischen Widerstand entgegensetzten, so erregte doch die Gegenreformation bei ihnen sittlich nicht die Empfindungen, deren wir uns dabei nicht erwehren können. Zudem bewegen sie sich hauptsächlich auf dem Parquet und blicken nicht gern nach den Greueln in der Ferne, so weit sie das Interesse ihres Staats nicht unmittelbar angehen.

Ranke's künstlerisch-historische Auffassung stimmt mit der Art dieser Quellen völlig überein. Im ersten Band der „Fürsten und Völker von Südeuropa“ tritt dies weniger hervor, weil derselbe in eine Reihe von Essays zerfällt, die sich nur mit einem bestimmten Gegenstand beschäftigen, und die Berücksichtigung anderer Gegenstände ablehnen können. Weit mehr in der „Geschichte der Päpste“, die eine zusammenhängende vollständige Erzählung enthalten. Künstlerisch beobachtet, erscheint mir das Buch nicht bloß als das vorzüglichste unter Ranke's Werken, sondern als das vollendetste historische Kunstwerk, das wir in deutscher Sprache besitzen. Hier drängt sich in verhältnißmäßig enger Form eine solche Fülle historisch bedeutender Bilder zusammen, daß man nicht bloß bei der ersten Lecture mit äußerster Spannung folgt, sondern immer wieder von Neuem dazu greift, auch wenn man es halb auswendig weiß, um sich an der schönen Farbharmone dieser Bilder zu ergötzen. Es macht auf mich einen ähnlichen Eindruck wie Goethe's italienische Reise. Die Verwandtschaft zwischen den beiden Büchern ist augenscheinlich und wird noch deutlicher hervortreten, so bald Goethe's Originalbriefe veröffentlicht werden.

„In Rom“, schreibt Goethe, December 1786, „liest sich Geschichte ganz anders als an jedem andern Ort der Welt. Andernorts liest man von außen hinein, hier glaubt man von innen heraus zu lesen; es lagert sich Alles um uns her, und geht wieder aus von uns. Kann ich doch von hier aus die Eroberer bis an die Weser und an den Euphrat begleiten, oder wenn ich ein Maulaffe sein will, die zurückkehrenden Triumphatoren in der heiligen Straße erwarten; in-

dessen habe ich mich von Korn- und Geldspenden genährt und nehme behaglich Theil an all dieser Herrlichkeit.“

Goethe spricht hier von der Geschichte des kaiserlichen Roms, aber im gewissen Sinne gilt dies auch vom päpstlichen. Freilich wurde dort die Weltgeschichte in Rom wirklich gemacht, hier zum Theil doch nur erlebt. Am päpstlichen Hof reflectirte sich im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert die europäische Gegenreformation, aber bestimmt wurde sie von allgemeineren geistigen Mächten. Rom ist insofern ein günstiger Ort, die Geschichte des innern Katholicismus zu überblicken, als die interessantesten Physiognomien sich dort zusammenfinden; aber dem großen Gang der Begebenheiten sieht man doch nur von der Seite zu. In die kleinen italienischen Interessen und Intriguen verflochten, brücken die Päpste jener Jahrhunderte die Herrschaft über die Kirche, oder auch die Führerschaft im kirchlichen Kampf nicht ganz rein aus: anscheinend erteilt Rom die Stichworte, aber es empfängt den tiefern Inhalt derselben von geistigen Regungen, über die es nicht ganz klar ist. Das war anders im Mittelalter: gewaltige Menschen, wie Gregor VII. oder Innocenz III., haben wirklich das geistige Leben Europa's theilweis bestimmt. Ihre Person deckte sich mit ihrem Beruf, während die katholische Wiedergeburt andere Kräfte zu Hilfe nehmen mußte.

Männer von so großem und gewaltigem Zuschnitt wie Gregor VII. und Innocenz darzustellen, liegt eigentlich nicht in Ranke's Neigung; sie müßten plastisch dargestellt werden und Ranke ist mehr Maler; er geht in seinen Porträts weit mehr auf feine, geistvolle, complicirte Züge, als auf plastisch harte, festknöchige Physiognomien aus. Aber was für eine Macht der Physiognomie in jenen gemischten Charakterköpfen! Wie vollendet kommen die Caraffa, Coyola, Sixtus V. u. s. w. heraus, die Schrecken erregen, aber auch eine gewisse Ironie herausfordern. Der scharfe psychologische Blick des Malers weiß in den kleinsten Zügen, die aus seinen Quellen überliefert werden, das volle ideale Bild, das er sucht, zu finden. So scharf ausgeführt sind die Gemälde der einzelnen Päpste, daß es uns zuweilen vorkommen wollte, als störten sie im gewissen Sinn den Eindruck des Ganzen: wie eine Wand, die man mit Oelgemälden statt mit Fresken füllte; aber der Schönheitsinn, der über dem Ganzen waltet, läßt es dazu nicht kommen, wir finden uns wie in einer Gemäldesammlung, in welcher Alles harmonisch, mit Rücksicht auf die Architektur gruppiert und geordnet ist.

Wir haben einen sicheren Mittelpunkt, wo wir uns stets wiederfinden, wenn wir uns einmal zu weit verloren haben. Die Ideen haben stets persönliche locale Anknüpfungspunkte. Wir werden heimisch im Conclave, wir werden jeder einzelnen Person vorgestellt, die irgend ein interessantes Gesicht hat. Wir orientiren uns in der Stadt, wir sehen das neue Rom aufwachsen, seine Paläste, seine Straßen, wir wissen von jeder Familie, von jeder Classe, was sie hergeführt hat. Unter unsern Augen werden die Gemälde, die Statuen ausgeführt, wird der Obelisk aufgerichtet, die Peterkirche gebaut. Wir begleiten die Nepoten in die Gouvernements, auf ihre Güter, wo wir mit ihren Nachbarn verkehren; die politischen Verwicklungen bekommen für uns ein persönliches Interesse. Unmerklich dehnt sich der Horizont weiter aus, wir reisen



in Gesellschaft des uns wohlbekannten Legaten an die verschiedenen Höfe; die Beziehungen der Staaten zu Rom treten eine nach der andern ans Licht; wir kümmern uns um die gelehrten und gebildeten Männer in der Nähe, nehmen, wie es Weltmännern geziemt, im Allgemeinen Notiz selbst von den philosophischen Bestrebungen, ohne uns zu sehr aufs Einzelne einzulassen. Ja, wir lassen uns in den Jesuitenorden einführen, und so wird es uns leicht, die gründlichsten Nachrichten aus allen Weltgegenden zu erhalten, ohne den Vatican zu verlassen, denn dahin kehren wir doch immer zurück, wenn wir des Herumtreibens müde sind.

So ist uns die Geschichtschreibung, die von Rom aus die Welt überblickt, wie sie Goethe wünschte und für möglich erklärte, wirklich zu Theil geworden. Der Geschichtschreiber nimmt es mit seinem Geschäft ernsthaft genug; er hält es für seine Pflicht, uns über alles Einzelne zu unterrichten, und prägt uns auch eine gewisse Achtung vor der vornehmen Welt ein, in die er uns einführt. Aber ein gewisses Lächeln kann er so wenig als Goethe unterdrücken; er ist Protestant wie dieser, nicht wie Luther, dessen ganzes Blut sich bei Anschauung der römischen Greuel empört: er findet das römische Treiben im Ganzen nicht gerade erbaulich, aber lustig genug, und diese Stimmung wird immer unbefangener, je weiter wir kommen. Das kirchliche Leben verliert allmählig den blutigen Ernst, mit welchem es in der Gegenreformation auftrat; es glättet sich zu einer Art geistvoller Liebhaberei, und das Bild der Königin Christine, das uns gegen den Schluß des Werks hin vorgestellt wird, macht einen ebenso beruhigenden als heiteren Eindruck. Das Kunstwerk scheint sich auch episch vollständig abzurunden.

In der Vorrede zur ersten Ausgabe seiner „Päpste“ meint Ranke, ein protestantischer Geschichtschreiber verhalte sich um Vieles indifferenter gegen die päpstliche Gewalt als ein katholischer: „auf eine Wärme der Darstellung, wie sie aus Vorliebe oder Widerwillen hervorgeht, muß er verzichten.“

„Was ist es heut zu Tage noch, das uns die Geschichte der päpstlichen Gewalt wichtig machen kann? Nicht mehr ihr besonderes Verhältniß zu uns, das ja keinen wesentlichen Einfluß weiter ausübt: die Zeiten, wo wir etwas fürchten konnten, sind vorüber, es kann nichts sein, als ihre weltgeschichtliche Entwicklung. Für uns, die wir außerhalb stehen, ist die Beobachtung der inneren Wandlungen des Papstthums vom vornehmsten Interesse.“

Mit anderen Worten, das Papstthum hat für uns nur noch ein historisches Interesse. — In demselben Jahre, da das geschrieben wurde, begannen die Kölner Wirren, und wenn wir im gegenwärtigen Augenblick auch nicht gerade mit dem Abgeordneten Windthorst behaupten möchten, daß der Papst die Welt regiert, so müssen wir doch bekennen, daß er einen großen Theil derselben regiert, und daß auch für uns Protestanten die katholische Kirche noch immer ein mehr als historisches Interesse bietet. Seit Goethe's italienischer Reise haben sich die Zeiten sehr geändert, und was wir selber erlebt, scheint unsern ganzen Ernst herauszufordern.

Ranke's Päpste sind als künstlerische Darstellung ein so schönes Werk, daß wir diesen letzten Mißklang gern überhören. Zudem ist uns jetzt durch die Weltgeschichte Ranke's ein Einblick in die geheime Werkstatt seiner Gedanken

eröffnet worden, der uns auch die Päpste in einem neuen Licht zeigt: was wir früher als ein Kunstwerk für sich betrachteten, stellt sich jetzt als Fragment eines umfassenden weisevollen Weltbildes heraus.

Aber für die Zeit, da es erschien, hat es eine andere Bewandniß: es fiel in eine Periode geistiger Widersprüche und Kämpfe, die sich zur Leidenschaft steigerten und in welche Ranke lebhaft genug verwickelt wurde.

Als Ranke sich in Berlin heimisch machte, erregte die Stadt im übrigen Deutschland ein sehr gemischtes Gefühl, man betrachtete sie überwiegend mit Mißtrauen. Zwar konnte man nicht in Abrede stellen, daß sich viele bedeutende Männer in ihr sammelten; aber die süddeutschen Liberalen zuckten die Achseln über einen Staat, von dessen Wirksamkeit man eigentlich nichts erfuhr, während die Volksmänner in Baden und andertwärts die Welt mit ihren lauten Rufes erfüllten. Die Berliner, so meinte man, beständen theils aus Geheimräthen, theils aus Eckenstehern; die letzteren machten ihre bekannten gemüthlosen Berliner Witz, die ersteren hüllten sich in ein vornehmes Stillschweigen, hinter welchem sich Indolenz und Unwissenheit verstecken sollten. Wie ernsthaft diese politischen Geheimräthe an der wirtschaftlichen Regeneration arbeiteten, wie viel Scharfsinn und Geduld sie dabei aufboten, davon hatte man keine Ahnung; man glaubte um so weniger daran, da eine andere Classe Berliner Geheimräthe, die Frondeurs im Stil Varnhagen, dafür sorgten, ihre arbeitenden Collegen durch spitzige Anbeutungen in Journalen lächerlich zu machen. Den echten Geheimrath-Stil fand man auch in der Berliner Universität. Da waren die Männer der historischen Schule, die mit einem entschlichen Aufwand von Gelehrsamkeit, jedem Volksmann unverständlich, ihre geheimen reactionären Gelüste zu rechtfertigen suchten und, ohne es sich selber klar zu machen, der schwarzen Reaction in die Hände arbeiteten, die eben in der evangelischen Kirchenzeitung offen das Panier des Rückschritts aufsteckten. Da waren ferner die Hegelianer, deren Meister selbst erklärt hatte, er sei nur von Einem verstanden und von diesem mißverstanden, die also gewiß nicht verlangen konnten, daß ein gesunder naturwüchsiger Mensch aus ihren Lehren klug werden sollte; von denen aber wenigstens Ein Satz jedem nüchternen Beobachter ein Licht aufstecken mußte, der Satz nämlich: Das Wirkliche ist vernünftig. Mit anderen Worten: Alles, was in Preußen geschieht, ist eben darum gerechtfertigt, und außerhalb Preußens gibt es nur Zbioten. Dann hörte man noch von geistreichen Berliner Salons sprechen, in denen hauptsächlich überspannte Zübingen den Geheimräthen Orakel austheilen sollten. Man hörte zu viel von Berlin, um nicht mißtrauisch und verdrießlich zu werden, zu wenig, um sich klar zu machen, was eigentlich vorging. Vollenbs verwirrt wurde man seit der Julirevolution, als, hauptsächlich unter dem Einfluß der Heine'schen Gedichte, in Berlin sogar eine Art Radicalismus aufstauhte, der seltsam gegen die Geheimrathssphäre abstaht.

Daß Ranke, der nicht bloß an Tiefe, sondern auch an Beweglichkeit des Geistes mit allen Berliner Scoryphäen wetteifern durfte, in diesen Kreisen eine hervorragende Rolle spielte, ließ sich von vorn herein annehmen, ist auch durch wiederholte Zeugnisse beglaubigt. Weniger war man darüber im Klaren, welcher Richtung der objective Historiker sich am meisten zuneigte. Seiner äußeren

Stellung nach glaubte man ihn der historischen Schule zurechnen zu müssen, und da diese mit den Hegelianern wiederholt in Conflict gerieth, ihn am wenigsten mit den letzteren in Verbindung denken zu dürfen. Erst seitdem er die Weltgeschichte begann, mußte man gewahr werden, wie tief er sich auch in die Speculation eingetaucht hatte; fast jeder Abschnitt dieses Buchs verräth ein ernsthaftes Studium der Philosophie der Geschichte. Vielleicht hätte er sich ebenso aus Herder unterrichten können, auf den die Hegel'sche Lehre trotz mannigfacher Widersprüche vielfach zurückführt; aber Herder, dessen Lehren bereits in alle Richtungen des Geistes eingebracht waren, wurde damals wenig gelesen, während man, wenigstens in Berlin, mit der Schule Hegel's in unablässige Berührung kam.

Wie Ranke über die geistigen Mächte des Lebens dachte, hätte man freilich von ihm selbst erfahren können, da er 1831—36 eine eigene historisch-politische Zeitschrift herausgab; aber diese sah beinahe so aus, als ob ein geistvoller Historiker eines künftigen Jahrhunderts von einem überlegenen Standpunkt aus die Wirren der Gegenwart analysiren wolle. Sie wurde daher im Ganzen wenig beachtet, die Gegenätze hatten sich zu sehr zugespitzt, und wenn man Jemand anhören sollte, so mußte er rüchhaltslos bekennen: rechts oder links!

Bei Besprechung des Theramenes, der nach der Besiegung Athens mäßigend und mit Vernunft zu wirken suchte, sagt Ranke: „Solche Menschen sind unglücklich, denn nur die absoluten Gedanken sind mächtig in der Welt“.

Ganz gilt das freilich von Ranke nicht, unglücklich ist er nie gewesen; sein Geist war immer frei und hell. Aber ein Mißbehagen bleibt es immer, wenn ein Mann, der sich nicht bloß als Künstler zeigen, sondern mit seinen Ueberzeugungen ins practische Leben eingreifen will, eben nur als Künstler gefeiert wird. Die spätere Generation hat ihm auch nach dieser Richtung hin mehr Recht widerfahren lassen, die Aufsätze jener Zeitschrift sind für uns äußerst belehrend, freilich nur darum, weil sie ein Zeitalter behandeln, das für uns bereits Geschichte geworden ist. —

Ende 1842 habe ich bei Ranke hospitiert und in einem Artikel über ihn den Eindruck einer Vorlesung veröffentlicht. Da die Zahl Derer, die vor 44 Jahren ihn gehört haben, wohl nicht mehr sehr groß ist, so mögen diese flüchtigen Aufzeichnungen auch hier ihren Platz finden.

Vor dem gedrängtesten Auditorium, das sich überhaupt in Berlin zusammenfindet — eine Menge Gardeofficiere geben dem gewöhnlichen Universitätspublicum eine größere Abwechslung — sitzt oder steht ein kleiner Mann mit schwarzem Haar und schwarzen funkelnden Augen. Obgleich in dem weiten Saal eine Stille herrscht, daß man das Fallen einer Feder hören könnte, vernimmt man doch zu Anfang von dem Redner wenig. Einige dumpf und unverständlich herausgestoßene Laute, das ist Alles. Dagegen arbeitet es in seinen Augen, die nach dem Plafond gerichtet sind und die beständig zucken, in einer heftigen Gährung; der dünne feine Mund vibriert unausgesetzt. Gesicht und Körper ist in einer unruhigen Bewegung. Plötzlich schnellt er vom Sitz in die Höhe und wieder zurück, aus dem Zucken seiner Augen wird ein scharfer durchdringender Blick, und mit einer Volubilität, die etwas Unbegreifliches hat, drängt sich das vorher

concipirte Bild in seiner Rede heraus. Dabei bleibt es nicht; der Gegenstand wird — geistig wie physisch — von den verschiedenartigsten Gesichtspunkten betrachtet, und bei jeder neuen Wendung blüht ein neuer, überraschender, geistvoller Einfall hervor. Dabei ist der ganzen Darstellung ein gewisses Wohlwollen aufgeprägt, es ist nicht der Ausdruck aristokratischer Abgeschlossenheit und Indifferenz, der seine Objectivität charakterisirt; es ist die Freude am Gegenständlichen, am Seienden überhaupt, das unmittelbare Interesse am Stoff, wie er da ist.

Allgemein gefeiert als Forscher und Künstler, stand Ranke unter den eigentlichen Politikern isolirt. Bei der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. wurde Ranke zum preussischen Historiographen ernannt und dadurch veranlaßt, die neun Bücher preussischer Geschichte auszuarbeiten, die, unschätzbar durch ihre Detailkenntniß, durch ihre „Objectivität“ dem Leser zuweilen zu viel zumutheten. Hier wirkte seine Pietät für das preussische Königshaus mit. Wenn er bei dem Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. die positiven Seiten herausfand, so bewährte er dadurch nur sein richtiges Urtheil. Alle späteren Historiker sind ihm darin gefolgt; aber wenn er nur diese positiven Seiten zeigte und alles Uebrige in Schatten stellte, so blieb sein Gemälde doch unvollständig. Nicht ganz klar ist mir sein Verhältniß zu Friedrich Wilhelm IV. Auch hier wirkt die Pietät mit, und zwar eine persönliche. Der König muß im persönlichen Umgang etwas Fascinirendes gehabt haben, was dem Fernstehenden nicht recht verständlich wird. Auch ist Ranke's Pietät nicht ganz ohne Ironie; wenn er einmal aus dem Jahre 1849 berichtet, der König habe auf ihn den Eindruck eines Studenten gemacht, der im Examen nicht bestanden ist, so würde das Friedrich Wilhelm wohl kaum als ein Compliment aufgenommen haben. Bei alledem ist die Pietät echt, und ich erkläre mir die Vorrede zu dem Briefwechsel des Königs mit Bunsen, dem merkwürdigsten politischen Actenstück des neunzehnten Jahrhunderts, keineswegs aus Rücksicht auf die Familie, die ihm die Papiere anvertraut hatte, sondern aus der warmen Sympathie des Künstlers für eine Figur, die ihn durch ihr Räthselhaftes ebenso beschäftigte und interessirte als die Helden seiner früheren Werke.

Die Krone seiner Werke, seine „Weltgeschichte“, hat, wie ich vermuthete, selbst seine gläubigsten Verehrer übertascht. Ich darf mich hier kurz fassen, da ich jeden einzelnen Band derselben bereits ausführlich besprochen habe. Nur den Hauptpunkt muß ich berühren, in wiefern unser Urtheil über Ranke durch dies Buch wesentlich umgestaltet ist.

Zunächst unser Urtheil über den Künstler. Alle Porträts in seinen früheren Werken sehen wie Oelgemälde aus, hier zum ersten Male tritt er als Frescomaler auf, und zwar im größten Stil. Ich habe früher bemerkt und fühle mich in meiner Meinung auch durch die „Weltgeschichte“ nicht widerlegt, daß die großen gewaltigen Männer der Geschichte nicht sein eigentliches Feld sind. Iwan Turgenjew schildert einmal in einem etwas wilden Phantasiestück, übrigens meisterhaft, die Erscheinung Cäsar's und den Eindruck, welchen sie auf die Phantasie des Dichters macht: sie lößt ihm Entsetzen ein. Es ist dies keine willkürliche Erfindung; in jedem übergewaltigen Menschen steckt etwas, was über das Maß der Sterblichen hinaus geht, etwas Dämonisches, vor welchem

die einfache Natur schaudert. Diesen Schauder ruft keiner von Ranke's Helden hervor, sie scheinen sich alle in das dem Menschen bestimmte Maß zu fügen.

Aber in der Frescomalerei des Buchs empfindet man nicht, daß irgend etwas fehle. Die Helden sind in dem Gesamtgemälde gleichsam Symbole für große Ideen, die sich als wohlthätig und als nothwendig im Zusammenhang der Natur erweisen. Das eigentliche Spiel des Kampfes findet nicht zwischen den Helden statt, sondern zwischen den Göttern.

Wir werden im ersten Gemälde nach Aegypten geführt, wo drei ernste mächtige Göttergestalten neben einander aufstehen und sich scheiden, jeder einer anderen Richtung folgend; Ammon Baal und der einsame Jehova auf Sinai. Von ihnen lösen sich die heiteren, anmuthigen, selbst uestischen griechischen Götterbilder ab, deren Eingebungen jene Dichter und Weisen folgten, die den Traum des Lebens am schönsten träumten. Als der Traum ausgeträumt, nimmt das ernste Volk der Römer die Schätze der griechischen Cultur in seinen Gewahrsam, wie es sein welthistorischer Beruf war. Sie wandeln sich unter seinen Händen; die schönen Fabelwesen werden ernste, auf die irdische Weltordnung bezogene Symbole, das irdische Wesen wird Gegenstand für sich und culminirt im Imperium, dem Erbtheil, welches die Römer der Nachwelt überließen. Nun hebt sich gegen dies Weltwesen auf der einen Seite eine mächtige Gottheit empor, der Erbe des alten einsamen Jehova, der gekreuzigte Heiland; auf der anderen Seite die wilden jungfräulichen Völker mit ihrem Cultus dunkler, ihrer selbst noch nicht recht bewußten Götter. Wie sich das ineinander arbeitet, indem aber als stiller Leitfaden das Erbtheil der Römer, das Imperium, bleibt, erneuert und auf die moderne Welt übertragen wird, erst durch Karl, dann durch Otto den Großen: das zieht in gewaltigen Gemälden an uns vorüber.

In dieser Beleuchtung wird nun auch die Objectivität der früheren Werke verständlicher. Was soll in Mitte dieser riesenhaften Gestalten noch der moralische Haß gegen die Kleinen Sünden sterblicher Menschen bedeuten? Erscheinungen wie die Mutter Gottes, der Gekreuzigte und der Prophet von Mekka nehmen anders unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Und daß dies gigantische Gemälde sich über einem Boden erhebt, in dem der Klarste, ja fast nüchternste Verstand sein Spiel treibt, das erhöht durch den Contrast den wunderbaren Reiz dieses Weltbildes.

Ranke's Leben scheint bis ans Ende ein glückliches zu sein, wie es von Anfang an ein glückliches und gesegnetes war. Für die Mehrzahl der anderen Schriftsteller kommt die Zeit der Anerkennung zu spät, sie können von ihren Früchten nicht mehr schmecken. Von Ranke, dem lebenden, darf man sagen, was Goethe seinem todtten Freunde Schiller nachrief:

So manche Geister, die mit ihm gerungen,  
 Sein groß Verdienst unwillig anerkannt,  
 Sie fühlen sich von seiner Kraft durchdrungen,  
 In seinem Kreise willig fest gebannt.

# Californien.

Von  
C. Reyer.

## IV. Die californische Ebene.

Zwischen dem schwach bewaldeten Küstengebirge und der kahlen Landwelle, mit welcher die Sierra beginnt, liegt die weite muldige oder besser kahnförmige Ebene, durch welche die vom Osten, Norden und Süden kommenden Flüsse ruhig hinziehen, um ihre Gewässer in die Bucht von San Francisco und durch das goldene Thor in das stille Meer zu ergießen.

Nach der Regenzeit ist hier Alles frisch und grün, aber schon im Frühsommer vergilbt und verdorrt das höhere Land; dann herrscht auf Tagereisen weit dürre Weide und Heide, nur wenige dunkle Punkte (struppige Eichen und Föhren) unterbrechen die gelbe Monotonie des wüsten, welligen Landes. Der lange grelle Sommer schlüfert das Leben in diesen wasserarmen Gebieten ein, während unten in den Niederungen Binsensumpf und Waldbestand und üppiges Wachstum herrscht.

Dieser scharfe Gegensatz, welchen man noch heute in einzelnen Gebieten beobachten kann, hat seiner Zeit das ganze mittlere und südliche Californien charakterisirt. Seit Menschengedenken aber schaltet sich zwischen beide Extreme eine Kulturzone ein, welche von Jahr zu Jahr sich weiter ausbreitet und das trockene Oberland, wie das sumpfige Tiefland erobert. Rings um die Ortschaften breitet sich Gartenland, dann folgen endlose von vereinzelt Bäumen durchsetzte Feldebene, aus welchen hier und dort ein Gehöft mit Eulantuspflanzung und Windmühlthurm aufragt.

Schon in den fünfziger Jahren gab es große Bauerngüter; aber der einsame Farmer jener Tage lebte in einer schlechten Baracke, von welcher aus er im Winter die endlose Regenebene und im Sommer das ebenso monotone dürre Weizenfeld übersehen konnte. Jetzt sind die Verhältnisse consolidirt und die Züge des Bildes haben sich entsprechend verschönt; Schattenbäume und Obstgärten umgeben das wohnliche Haus, in welchem Weib und Kind und allerhand Behagen des Lebens Platz gefunden haben.

Freilich, die Lehrjahre waren hart, denn alle Lebensverhältnisse waren hier dem Einwanderer neu. Der lange milde Winter bringt Regen und Wachstum und Futter in Fülle; im Sommer aber verkümmert das Vieh, wenn es nicht in bewässerbare Triften oder aber ins Hochgebirge getrieben wird. Nach den überreichen Ernten braucht in frisch belegten Gebieten keine neue Aussaat zu erfolgen, denn es fallen genug Körner aus, welche, wenn nur ein wenig geeget wird oder wenn die Ueberschwemmung etwas Schlamm aufträgt, nicht minder ergiebig ist, als die erste Ernte — vorausgesetzt, daß die Mäuse und Eichhörnchen die Saat nicht vertilgen.

Nach der Ernte wird das Getreide auf dem Feld verdröschet und unmittelbar versendet, das Heu wird gehäuft oder gleich gepreßt und verkauft; all das geschieht während der trockenen Zeit ohne Besorgniß vor Verzug und Verderb, welcher bei uns so oft durch anhaltenden Regen verursacht wird. So kann der Farmer in diesem Lande ohne Scheune wirthschaften, und da der milde Winter auch die Stallwirthschaft entbehrlich macht, begreift es sich, warum man so oft inmitten eines großen Complexes nur das Wohnhaus und keinerlei Oekonomiegebäude sieht.

Die Weizenernten sind im Allgemeinen um ein Drittel reichlicher, als im Osten, frisch umgebrochener Boden gibt hier wie in den reichen subtropischen Gebieten die dreißigfache Aussaat. Kein Wunder, daß das dünnbevölkerte Land (gleich Rußland und Australien) nur die halbe Weizenernte verbraucht und die andere Hälfte versenden kann. Mit Riesenschritten hat sich der Getreidebau ausgebreitet. Im Jahre 1855 gab es nur 0,1 Mill. Hectar ( $\frac{1}{4}$  Mill. Acker) Getreideland; jetzt bedeckt diese Kultur die zwanzigfache Fläche — aber freilich, die Rentabilität hat mit dieser Ausbreitung nicht Schritt gehalten. Damals, in den Jahren 1849—50, kostete der Hectar in der Ebene nur 20 bis einige 100 Mark, warf dem Farmer, welcher sich auf Gemüse- und Kartoffelbau verlegte, bis zu 10,000 Mark (1000 Doll. pro Acre) Erntewerthe ab, und von den großen Weizenfarmen rechnete man trotz des hohen Taglohnes immerhin den halben Ertrag als Reingewinn. Jetzt sind die Gründe theuer geworden, und selbst Gemüse und Obst werfen nur selten übermäßigen Gewinn ab, seitdem man diese Culturen allertwärts betreibt.

Wie überall in der Welt, so klagt natürlich auch der Bauer in Californien; der kleine Farmer erklärt, die Preise seien so gering, daß er von seinem Gütchen gerade knapp leben könne; der Großbesitzer dagegen behauptet, daß sein Grund nichts abwerfe, weil der Taglohn den ganzen Verdienst aufzehre. Trotz dieser Klagen gedeiht aber doch ein und der andere, ja der große Ranchero ist nicht selten in der Lage, auf fürstlichem Fuße zu leben. Bezog doch Glenn von seiner Weizenfarm, welche 18,000 Hectare mißt, im Jahre 1880 reichlich 3 Millionen Mark Ernteerlös.

Diese riesige Entfaltung der Weizenkultur verlieh begreiflicher Weise auch der Müllerei einen entsprechenden Aufschwung. In dem Gebiete des heutigen Sacramento stand zu Sutter's Zeit (1847) nur eine Pferdewühle, welche das grobe Mehl zu 60 bis 70 Pfg. per Kilo verkaufte, während der Weizen nur 8 Pfg. kostete. Noch armseliger stand es im südlichen Californien (Los Angeles), wo der Ranchero seinen Bedarf mit der Handmühle producirte.

In den ersten Goldjahren genügten die vorhandenen Mühlen natürlich nicht; es mußten namhafte Mengen Mehl importirt werden und dieser Import hielt durch Jahre an, obwohl die Müller von Californien alle Anstrengungen machten, dem wachsenden Bedarfe zu genügen. Vic baute schon im Jahre 1852 für 2 Millionen Mark die erste große Mühle, welche täglich 20 Tonnen, jährlich also etwa 6000 Tonnen Mehl erzeugte und durch einige Zeit etwa den vierten Theil der ganzen californischen Mehlproduction deckte. Im folgenden Jahre gab es in Californien sechzehn große Mühlen mit 30,000 Tonnen jährlicher Leistung, zwei Jahre später (1854) standen 54 Mühlen mit 120,000 Tonnen, 1858 aber 135 Mühlen (hiervon 62 Dampfmühlen) mit 300 Steinen und  $\frac{1}{4}$  Million Tonnen Production. Durch die fabelhafte Entwicklung deckten die californischen Müller schon zu Ende der fünfziger Jahre nicht nur den Landesbedarf, sondern begannen schon ihr Product massenhaft zu exportiren. Jetzt arbeiten bereits einige Mühlen, welche täglich 100, ja 140 Tonnen, also siebenmal so viel Mehl erzeugen, als Vic's Riesenmühle vom Jahre 1852; trotz all dieser Fortschritte wird aber noch heute viel Weizen und wenig Mehl exportirt, und es dürfte noch lange währen, bis die inländische Mülkereei die Ernten vollauf bewältigt.

Nächst dem Weizen sind Wein und Obst die wichtigsten und schon derzeit exportfähigen Producte der californischen Farm. Pater Junipero hatte bereits den Weinbau versucht; ungeachtet der guten Erfolge gewann diese Cultur aber doch nur auf einem beschränkten Gebiete des Südens (Los Angeles) Verbreitung. So blieb es bis zur Goldära, welche auch dem Wein- und Obstbaue glänzenden Absatz und rasche Blüthe brachte. Zu Anfang der fünfziger Jahre verkaufte man die Tafeltrauben (von Los Angeles) in San Francisco zu 4—6 Mark per Kilo, ein schöner Apfel kostete 4 ja 12 Mark u. s. f. Flint erntete von 6000 im Jahre 1852 gepflanzten Pfirsichbäumen nach ein paar Jahren 45 Tonnen Pfirsiche, und Wollskill bezog von seinen 20 Hectaren Gartenland bei Los Angeles in einem Jahre nicht weniger als 100,000 Mark Erntewerth!

Selbstverständlich mußte das Volk zunächst Lehrgeld zahlen: Viele waren nie vorher Farmer gewesen, und selbst der Bauer aus dem Osten konnte aus seinen Kenntnissen wenig Nutzen ziehen. Man legte Culturen auf ungeeignetem Boden oder in falscher Lage an und erfuhr erst nach einigen Jahren, nachdem die Bäume und Reben herangewachsen waren, daß die Qualität nicht entsprach oder daß die Ernte alle paar Jahre den Frösten und Nebeln zum Opfer fiel. So mußten wiederholt große Landstriche schwer leiden. Noch in den siebziger Jahren wurden viele hundert Wein- und Obstgärten umgepflanzt und in Felder verwandelt; der directe Schaden belief sich auf mehrere Millionen. Jetzt aber sind die Qualitäten der einzelnen Gebiete doch schon soweit fixirt, daß man die geographische Ausbreitung der Culturen einigermaßen vorausbestimmen kann.

Zunächst hat der Weinbauer die Gehänge des Küstengebirges, welche gegen den Ocean schauen, verlassen, weil dort die kalten Nebel und Fröste einstreichen; dagegen wird die inländische Seite dieses mergeligen Sandsteinzuges mit bestem Erfolg kultivirt. Man hat ferner den Weinbau in der Ebene größtentheils aufgegeben, weil dort nur schwerer, düstloser Wein erzielt wird; dafür breiten sich



die Wein- und Obstgärten in den lehmig-sandigen Fußhügeln der Sierra mehr und mehr aus.

Der Ertrag der Weingärten in jenen Gebieten ist im Allgemeinen reich und sicher. Fünf Rilo Trauben pro Weinstock, ja 10 Tonnen pro Hectar ist nicht ungewöhnlich, mancher Weingarten gibt aber auch durch mehrere Jahre hintereinander das Doppelte. Um die Mitte der siebziger Jahre war der Traubenpreis en gros in Folge der Ueberproduction auf 50—70 Mark pro Tonne gesunken. — Damals ackerten viele ihre Weingärten wieder um, weil sie von anderen Culturen bessern Ertrag erwarteten. Im Jahre 1880 hat sich der Traubenpreis en gros aber wieder auf 80—120 Mark pro Tonne gehoben und man rechnet in guter Lage und bei einem Weinpreis von 20 Pfennig pro Liter auf einen Ertrag von 500—1500 Mark pro Hectar, während die Arbeit nicht viel über 50 Mark kostet. Zu Ende der fünfziger Jahre wurden im ganzen Land nur 2000 Kubikmeter (à 1000 Liter) Wein producirt; anfangs der siebziger Jahre stieg die Weinernte auf 20,000 Kubikmeter, 1880 auf das Doppelte, und 1886 dürfte sich der Ertrag, wenn man nur 5 Kubikmeter Wein pro Hectar erntet, auf 200,000 Kubikmeter belaufen. Kaum die Hälfte dieser Menge wird consumirt, die Hälfte exportirt.

Freilich kann sich Californien mit seinen 200,000 Kubikmetern Wein noch nicht vergleichen mit Frankreich, welches vor der Rebenkrankheit bis zu 8 Millionen Kubikmeter, das ist 8000 hausgroße Kufen Wein erzeugte (1875); wenn man aber bedenkt, daß die californische Production sich binnen dreißig Jahren auf das Hundertfache gehoben hat, und daß noch unabsehbare Gebiete des Küstengebirges und der Sierragehänge brach liegen, so bleibt wohl kaum ein Zweifel, daß Californien seiner Zeit als Weinproducent neben Italien und Spanien, ja neben Frankreich eine hervorragende Stelle einnehmen wird.

In den alten orientalischen Culturländern waren schon ein paar Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung technische Arbeiten durchgeführt, welche den Zweck hatten, die Fruchtebenen mit den wünschenswerthen Wassermengen zu versorgen; Kanäle führten das Wasser in die trockenen Gegenden, tiefe Landstriche hingegen wurden durch Dämme gegen das Hochwasser geschützt und von dem überschüssigen Wasser frei erhalten. Im frühen Mittelalter haben die Araber in Spanien Werke dieser Art angelegt, später folgten die Italiener und Holländer, in neuester Zeit haben auch alle anderen Culturvölker Europa's diese großen ökonomischen Arbeiten in die Hand genommen, und obwohl in manchem Reiche schon Milliarden in solcher Weise angelegt sind, stehen doch noch gewaltige Aufgaben bevor.

Liegt es im Wesen derartiger Werke, daß sie nur von einer Reihenfolge von Geschlechtern vollendet werden können, so begreift es sich, daß jung besiedelte Gebiete dem Hydrotechniker ein unermeßliches Feld fruchtbarer Arbeit bieten. Ein Blick auf Californien bestätigt dies; er belehrt uns zugleich über die Energie, mit welcher die Männer des fernen Westens auch an diese Aufgabe herangetreten sind.

Eingangs habe ich den Gegensatz zwischen den sommerdürren Ausläufern

der Sierra und den Ueberschwemmungsgebieten des Tieflandes hervorgehoben; das gilt für die Mitte des Landes und in noch höherem Maße für den Süden. Während im nördlichen Californien Ernten ohne Bewässerung fast durchgehends gedeihen, sind die Sommer im mittleren Californien schon in manchem Jahre zu trocken, und im Süden ist eine verlässliche Ernte ohne Bewässerung geradezu unmöglich. Im mittleren Lande fällt (etwa so wie im südlichen Spanien) während der kühlen Zeit  $\frac{1}{2}$  Meter, während der warmen Jahreszeit aber kaum eine Spanne Regen; im südlichen Californien betragen die Niederschläge des Frühlings und Sommers gar nur 2—3 Zoll.

Diese Verhältnisse haben schon die spanischen Missionen veranlaßt, einzelne leicht zugängliche Strecken zu bewässern; im großen Stile aber wird die Bewässerung erst seit den fünfziger Jahren zur Anwendung gebracht. Jedes Gehöft in der südlichen Ebene hat sein Windmühlpumpwerk, welches bei einem Raddurchmesser von drei Meter etwa einen Hectar Landes befriedigt. Fort und fort werden neue Gebiete in dieser Weise durch einzelne unternehmende Männer der Cultur zugeführt, und sobald es dem Ersten gelungen ist, steigt der Landwerth von 20 Mark (Minimum) pro Hectar auf 200 oder 300, in der Nähe von Ortschaften aber von 200 auf 1000 Mark. Außerdem wurden bis zum Jahre 1880 im südlichen Californien schon über tausend artesische Brunnen eröffnet. Als dritter und bedeutendster Factor aber wirken die Canäle, welche, durch einzelne Private oder Gesellschaften gebaut, schon jetzt ein gewaltiges, wenn auch noch unharmonisches Netz darstellen. Zwei starke Adern verlaufen zwischen Ebene und Küstengebirge, und eine ergänzende Canalzone soll seiner Zeit zwischen den Fußhügeln der Sierra und der Ebene hinziehen, so daß dann das ganze Tiefland von Canälen umfassen sein wird. Achthundert Kilometer (eine Strecke von 20 starken Tagemärschen) Canäle sind vollendet und wesentlich durch ihre Hilfe werden schon derzeit 120,000 Hectaren trockenen Landes — zumeist im südlichen Californien — bewässert.

Ein Liter Wasser pro Secunde genügt in den trockensten Gebieten von Frankreich und Spanien zur Bewässerung von einem Hectar; in den meisten Gebieten dieser Länder, ferner in Oberitalien und Indien bewässert man aber mit dieser Quantität ein doppelt so großes Feld ( $\frac{1}{2}$  Secundenliter per Hectar, oder ein Secundenfuß per 130 Acres). Im südlichen Californien rechnet man derzeit noch den ersteren hohen Wasserbedarf (1 Secundenfuß für 30 bis 100 — im Mittel für 60 Acre), was zum Theil allerdings durch die übermäßige Trockenheit des Landes bedingt wird, sicher aber auch zum Theil der sinnlosen Verschwendung zuzuschreiben ist, welche z. B. im Gebiete des Kern River soweit geht, daß man statt eines Liters zwei bis vier Secundenliter pro Hectar consumirt; das ganze disponible Wasser des Flusses wird verbraucht, um 16,000 Hectare jenes Landstriches zu bewässern, während bei guter Oekonomie mit dem gleichen Wasserquantum die dreifache Fläche versorgt werden könnte. Solche Fälle stehen nicht vereinzelt, und riesige Landstriche müssen in Folge dieser Mißwirthschaft wegen Wassermangels brach bleiben. Ingenieur Hall hat in seinem ausführlichen Bericht die Nothwendigkeit der strengsten Sparjamkeit klar gelegt, zugleich aber auch gezeigt, daß selbst bei Anwendung der kleinen Wasservation

( $\frac{1}{2}$  Secundenliter pro Hectar) der sommerliche Wasservorrath im südlichen Californien doch kaum zur Befriedigung der Hälfte alles guten Ackergrundes hinreichen wird. Artesische Brunnen und Reservoirs, welche den Ueberfluß der nassen Jahreszeit aufspeichern, werden allerdings mit der Zeit in noch höherem Maße als jetzt dem trockenen Süden zu Hilfe kommen; doch läßt sich die Anwendbarkeit und Wirksamkeit dieser Hilfsmittel noch nicht abschätzen. Hall empfiehlt vorläufig einen einheitlichen Bewässerungsplan, welcher, unter Leitung der Vereinigten Staaten durchgeführt, eine wesentliche Wasser-Oekonomie und Wertherhöhung der Ländereien bewirken wird.

Bevor eine solche Reform durchgeführt werden kann, müßten aber natürlich die wasserrechtlichen Verhältnisse, welche sehr im Argen liegen, geregelt werden.

In vielen Gebieten Californiens und Australiens haben bekanntlich die Goldwäscher die ältesten Rechte. Sie eigneten sich Land und Wasser anfangs widerspruchslos an; als aber mehr und mehr Wasser für Wäschern und bald auch für Acker und Wiesen beansprucht wurde, kam es zu Reibungen. Der Arntaner behauptete das uneingeschränkte Recht zu haben; der Grundbesitzer wollte einen projectirten Canal nicht durch seinen Boden leiten lassen. Leute im Oberland fingen die Bäche ab und leiteten sie sogar durch Tunnels unter der Wasserscheide hinweg in andere Gebiete; die im Unterland verwahrten sich gegen derartige Vorgänge, ferger gegen die übermäßige Trübung des Wassers, sowie gegen die Schuttmassen, welche von den Goldwäschern durch den Bach hinabbefördert wurden u. s. f. Und für all diese Conflicte gab und gibt es in Californien keine rechtliche Norm, kein geschriebenes Gesetz, sondern jedes Mal müssen die Parteien processiren und der Richter und das Obergericht entscheiden von Fall zu Fall. Die endlosen und kostspieligen Wasserproceße haben den Ackerbau wesentlich behindert und viele Bewässerungsunternehmungen vereitelt. Schließlich wurden die Capitalisten scheu und der Techniker konnte für das beste Project kein Geld aufbringen. Sollen diese Uebelstände schwinden, so muß, wie gesagt, zunächst ein Wasserrecht geschaffen werden und müssen die einzelnen Berechtigungen jedes Bezirkes in ein Grund- oder Wasserbuch verzeichnet werden, wie dies in den alten Kulturländern üblich ist.

~~~~~

Gibt schon die Bewässerung in Californien vollauf zu thun, so ist damit aber doch erst eine Seite des großen hydrotechnischen Programmes erledigt; Regulirungen und Entwässerungsarbeiten müssen ergänzend hinzutreten, und sie heißen gewiß nicht geringere Opfer und versprechen nicht weniger ökonomischen Gewinn, als die Bewässerungsanlagen. Wie viel da noch geschehen muß, ahnt man, wenn man die Bahnen des Westens während der Regenzeit befahren hat. Nur an wenigen Punkten sind die Flußufer geschützt, da und dort brechen sich die Gewässer weithin neue Wege. Die Bahn war vielfach unterbrochen und ist nur zur Noth wieder fahrbar; unterworfene und verlassene Geleise hängen sammt den anhaftenden Schwellen in die trüben Fluthen hinab, Tische und Sandfäcke schützen die neue Strecke; der Zug fährt langsam über eine provisorische Brücke, deren Pfeiler aus Balkenscheiterhaufen bestehen, ein Rechen geht durch das Gebälk, und sobald der Zug hinüber ist, athmet das Holzwerk wieder auf und

knarrt zurück. Dort bei dem Gehänge mit dem bösen Erdschlupf stehen Wachen, Arbeiterscharen wandern hin und her und schaffen auch Nachts beim Scheine der Fackeln. So geht es durch Tage, ja mitunter kann eine Strecke wochenlang nicht befahren werden. Oft sind die Flüsse der Fußhügel unpassirbar, die Brücken sind fort, schwere Wagen, welche hier und dort in den bodenlosen Wegen stecken geblieben, sperren selbst den Localverkehr. In der Ebene sind Gebiete so groß wie einige deutsche Duodezstaaten in Seen verwandelt. Gegen die Hügel hin schaut das hohe Gras aus der Fluth, weiterhin aber sieht man nur die Wipfel der Bäume, die Giebel der Häuser aus dem stillen grauen Meer aufragen. In den alten Straßen der Tiefstädte ist Alles todtenstill und Rähne gleiten, wo vordem der Straßenlärm wogte. Die Nächte sind angstvoll und trostlos. Die Rähne fahren Tag und Nacht, die Rettungsdampfer kreuzen zwischen Obstbäumen und Bauerngehöften — sie fahren dahin über die ertrunkene Ernte, vertheilen Proviant und holen die Leute von den verlorenen Posten.

Die Häufigkeit solcher Ereignisse charakterisirt das junge Land, in welchem die Wässer noch nicht durch die vielhundertjährige Arbeit des Bürgers in feste Bahnen gezwungen und unschädlich gemacht worden sind. Jedes Jahr bringt in Californien Wasserschäden, alle zehn Jahre aber kommt überdies wenigstens eine Hochfluth, welche weite Districte bedeckt (1849—50, 1852—53, 1861—62, 1867—68, 1877—78). Meist fallen nicht gerade im ganzen Gebirge zur selben Zeit schwere Regen nieder, sondern nur ein oder das andere Thal hat Hochwasser; in diesem Falle rollt die Fluth durch das Unterland meist ohne Schaden ab. Wenn aber die Hochwasser verschiedener Niederschlagsgebiete im Unterland aufeinandertreffen — was insbesondere Platz greift, wenn anhaltende warme Frühlingregen und Winde über weite Strecken der Sierra hinziehen — dann sind Dämme und Werke, Städte und Saaten preisgegeben. Während einer solchen allgemeinen Hochfluth steht das Wasser im unteren Sacramentothal gemeiniglich 6—7 Meter über der Niedertwassermarke und verwandelt die gefällarmen Gebiete des Tieflandes in weite Seen, aus deren trübem Spiegel nur Wipfel und Dächer austauschen.

Seit den fünfziger Jahren haben die Unrainer auf eigene Faust Dämme aufgeführt, um diese schrecklichen Fluthen von ihren Gründen und Häusern abzufalten; aber die Systemlosigkeit der Arbeiten hat mehr Schaden als Nutzen gestiftet; jetzt wird die Regulirung nach Hall's Entwurf in einem Zuge durchgeführt. Die Dämme werden durch angepöhlte Ruch-Matrasen gesichert, die Sandbänke erhalten flache Einschnitte und werden dann durch die natürliche Strömung abgetragen, von Strecke zu Strecke aber sollen die Dämme im Bereiche der Stauungsgebiete absichtlich so niedrig gehalten werden, daß sie allerdings die normalen Fluthen im Bett halten, andererseits aber von den Hochfluthen leicht und schadlos überschritten werden können. Solche Sicherheitsüberlässe sind gewiß äußerst rationell im Gebiete eines Flusses, welcher gleich dem Sacramento bei Hochfluth vierzig oder fünfzig Mal mehr Wasser führt, als bei Niedertwasser. Man darf mit Recht fordern, daß das Bett eines solchen Flusses ein normales Hochwasser sicher abführe; es würde sich aber gewiß nicht lohnen, das Bett für die doppelt so gewaltigen decennialen Hochfluthen einzurichten. Da ist es ent-

schieden klüger und ökonomischer, den Ueberschuß gegen werthlose Tiefmulden der Ebene frei abziehen zu lassen.

Als letztes Glied dieser großen Reihe technischer Arbeiten erscheint die Entpumpung, deren Bedeutung und Rentabilität in Californien erst in der letzten Zeit klar gestellt worden ist. In den fünfziger Jahren stritten sich noch die Vereinigten Staaten und Californien um das Ueberschwemmungsland. Die Käufer, welche das Land von einer Autorität erstanden, wurden von dem Gegner nicht anerkannt, eine Rechtsunsicherheit, welche die Inangriffnahme einschlägiger Arbeiten wesentlich verzögert hat, bis endlich im Jahre 1861 das Recht der californischen Regierung zugesprochen wurde. Hat schon diese Entscheidung ermunternd gewirkt, so ist die Unternehmungslust in neuerer Zeit (1872) in noch höherem Grade angeregt worden durch die Bestimmung, daß jedem Käufer, sobald er für die Entwässerungsarbeiten 20 Mark pro Hectar (2 D. p. Acre) ausgegeben, das Kaufgeld refundirt werden solle. Die Serie der erfolgreichen Arbeiten begann aber schon vor dem Datum dieser Verfügung mit Sherman's Island, einer Insel von 5600 Hectaren Fläche, welche im unteren Sacramentogebiete liegt. Eine Innung kleiner Bauern hat diese entscheidende Pionierarbeit im Jahre 1868 durchgeführt. Die Leute schossen 50 Mark pro Hectar zusammen, nahmen Chinesische Arbeiter auf und hoben rings um die Insel einen 1.3 Meter tiefen und 80 Kilometer langen Graben aus, die Erde aber warfen sie als Damm zwischen Canal und Fluß auf. Im Graben sammelte sich das von der Sumpfinsel abfließende Wasser und floß durch dreißig Schleußen während der Ebbe in den Fluß ab. Mit der Fluth schließen sich die Schleußen automatisch und halten das Wasser ab; wünscht man aber das Inselgebiet zu überschwemmen und zu bewässern, so kann man dies natürlich in leichtester Weise erreichen.

Das besagte Unternehmen bewährte sich glänzend. Die Leute hatten für den Hectar 10 Mark gezahlt und dazu 50 Mark für Arbeit ausgelegt. Im Herbst 1868 verkauften sie den Hectar schon um 100 Mark, im Frühjahr 1869 zu 250 und ein Jahr später um 1000 Mark; überdieß bezogen sie in den ersten Jahren fabelhafte Ernten. Auf einigen Strecken wurden pro Hectar 50 bis 100 Tonnen Kartoffeln geerntet (bei uns ist man mit 10 zufrieden), ein anderes Feld trug im ersten Jahre angeblich Zwiebeln im Werthe von 15,000 Mark. Mag das auch übertrieben sein, gewiß trug mancher Landstrich, der pro Hectar nur 60 Mark gekostet hatte, [mehrere 1000 Mark Erntewerth. Das war der Gewinn der Pioniere von Sherman's Island. —

Ludwig Börne.

Zu seinem hundertjährigen Geburtstage.

~~~~~  
Von  
Otto Brahm.

## I.

Dasſelbe Jahr, in welchem ſich die Erinnerung an Moſes Mendelsſohn erneut hat, weckt auch das Andenken Ludwig Börne's auf: eben, als jener vom Leben abgeſchieden war, trat dieſer in die Welt ein. Am 4. Januar 1786 ſtarb Mendelsſohn, am 6. Mai des nämlichen Jahres wurde Börne geboren. Auf den jüdiſchen Philoſophen folgt der jüdiſche Publiciſt, die Weltweiſheit wird von der Politik abgelöst. Gegenſätzlich genug ſind die beiden Männer, der Aufklärer aus Deſſau und der Frankfurter Feuilletoniſt; aber das Wirken des Einen iſt Vorausſetzung für den Andern, und auch an verwandten Zügen zwiſchen den Stammesgenoſſen fehlt es nicht.

Mit Moſes Mendelsſohn war das Judenthum in die deutſche Literatur eingetreten; den Beſten zur Seite, hatte es für die Interellen des nationalen Lebens gekämpft, und indem es an der deutſchen Bildung thätigen Antheil nahm, hatte es ſich aus der mittelalterlichen Verſumpfung am ſicherſten losgerungen. Die Milde und weiſe Vorſicht in Mendelsſohn's Natur hatte ſchon die nächſte Generation völlig für ſeine Ziele gewonnen; die Jugend fiel ihm zu und überall in Deutſchland folgten ihm gelehrige Schüler nach. Ludwig Börne hat die Bedeutung dieſes Mendelsſohn'schen Geiſtes zwiefach verſpürt: zuerſt lenkte ihm der Lehrer ſeiner Kindheit, Jakob Sachs, den Blick aus der Beſchränkttheit der Frankfurter Judengaffe in die Weite deutſcher Kultur, Jakob Sachs, der (wie uns Guzkow bezeugt) „von den aus Berlin ſtammenden Reformationsideen eines Mendelsſohn und Friedländer fortgeriſſen“ war und der den Schüler Deutſch lehrte, an der Hand der Mendelsſohn'schen Bibelüberſetzung; ſodann trat Börne als ein ſechzehnähriger Jüngling in das Berliner Geiſtesleben ſelbſt ein, in die Sphäre der Henriette Herz und Dorothea Mendelsſohn.

Es war nicht mehr das Berlin Mendelsſohn's, welches er kennen lernte; aber deſſen Geiſt, verjüngt und gewandelt, lebte doch in dieſen geiſtreichen Jüdinnen des neunzehnten Jahrhundert's, bei ſeiner Tochter und ihren Freundinnen, noch fort. Die Schnelligkeit in der geiſtigen Entwicklung dieſer Zeit läßt ſich auch innerhalb des Judenthums wahrnehmen: auf Mendelsſohn, den Anhänger Leibnizens und Wolf's,

war zuerst Marcus Herz, als der Repräsentant einer neuen Zeit, gefolgt; ihm war Kant's Größe aufgegangen, welche Mendelssohn noch ein Buch mit sieben Siegeln geblieben war. Aber eine zweite Generation erscheint in der Tochter Mendelssohn's, in der Frau von Marcus Herz; nicht für Lessing und die Aufklärung streiten diese, sondern für Goethe und Werther schwärmen sie. Und wieder ein neues Geschlecht tritt mit Börne auf; ein Geschlecht, das an die Güter der französischen Revolution glaubt, an Freiheit und Gleichheit, und das Goethe, den Aristokraten, gering achtet. Doch auch die Enkel stehen noch auf den Schultern der Vorfahren, und dankbar erkennen sie, selbst wo sie eigene Wege gehen, das Große, das Jene geleistet. „Mendelssohn,“ sagt Börne einmal, als er von den Vätern der deutschen Literatur redet, „Mendelssohn hat von den Rosen der Philosophie die Dornen weggebrochen“; und er fügt hinzu, daß die Ansichten der älteren Schriftsteller ihm oft lehrreicher sind, als die der mit ihm Lebenden.

Durch jenes Wort Börne's ist zweierlei bereits gegeben, was für ihn charakteristisch erscheint. Er anerkennt die Fähigkeit der schriftstellerischen Darstellung in Mendelssohn, die ebenmäßige Kunst seines Stiles — weil er selbst von dieser gelehrt hat, weil er von der Erörterung trockener politischer Fragen „die Dornen wegbriecht“, wie jener von der Erörterung philosophischer Fragen. Wie jener hat er die deutsche Sprache allmählig, und halb noch wie eine fremde erlernt, aber nur, um nach gewonnener Kenntniß sie herzlicher zu lieben, sie freier zu beherrschen. Und weiter kleidet er seine Anschauung in eine witzige Wendung, eine Antithese: es ist der natürliche Ausdruck seines Wesens, immer, in der mündlichen und in der schriftlichen Rede, findet er sich zu den contrastirenden Vorstellungen des Witzes fortgeführt. Der Witz, sagt Jean Paul einmal, ist wie ein Pfarver: er copulirt zwei entfernte Vorstellungen, am liebsten solche, gegen deren Vereinigung alle Verwandte sind; und Börne, als ein Schüler Jean Paul's, hat stets nach dem nämlichen Wort gehandelt. Schon in dem Kinde erkennt man diese Eigenart, es wurde geradezu mit dem Spitznamen „Witzbold“ von der Familie angerufen; und der Mann, noch im Angesichte des Todes, bewahrte die Schlagfertigkeit seiner Laune: „Was haben Sie für einen Geschmack?“ fragte der Arzt den Sterbenden, und er erhielt die Antwort: „Gar keinen, wie die deutsche Literatur.“ Auch Moses Mendelssohn besaß diese unmittelbare Schlagkraft des Witzes, die man wohl als eine Besonderheit der jüdischen Rasse ansehen darf; und Börne, wenn er sie auch von früh an übte, stärkte sie in der durch Mendelssohn beeinflussten Berliner Gesellschaft. „Börne's Witz,“ bezeugt H. Steintal, „ist von der Art, wie er im ersten Viertel unseres Jahrhunderts in den Berliner jüdischen Kreisen herrschend war.“

Aber dieser Witz ist nicht souverän, er herrscht nicht um seiner selbst willen, sondern ganz steht er im Dienste einer geistigen Anschauung: er ist ein Mittel zum Zweck, ein Schild zur Abwehr und eine Waffe im Angriff. Auch dieses hatte Börne seine Kindheit gelehrt: er bekämpfte mit natürlichem Witz den bösen Hausgeist in der Familie, die Magd Elle, welche dem unansehnlichen, verschlossenen Knaben feindlich war und nur vor seiner scharfen Zunge sich zurückzog. „Du kommst gewiß in die Hölle,“ rief sie ihm dann wohl zu; er aber ant-

wortete unerschrocken: „Das thut mir leid, so hab' ich auch noch im Jenseits keine Ruhe vor Dir!“

Vor den gefährlichen Folgen des Witzes blieb Börne so bewahrt: er war für ihn nur eine andere Form der Kritik, unterschieden von dieser, wie der Reisende im Wagen von dem Fußgänger: Jener kommt rascher zum Ziel, der Witz ist nur ein schnelleres Urtheilen. Börne opferte nicht einem Wortspiel die Gesinnung; er gab nicht Empfindungen, an die er glaubte, dem Spiel seiner Laune preis. An leeren und unbedeutenden Scherzen, an gelungenen, geistreichelnden Wendungen fehlt es bei ihm freilich nicht; aber die besten seiner Wirkungen kommen stets aus dem Charakter, sie haben einen ganz persönlichen Anhauch. Aus der Liebe zum Rechten, noch mehr aus dem Zorn auf das Schlechte entstammen sie.

Was den Menschen zum Schriftsteller macht, ist ein Anderes in jedem Falle. Die Gabe des Staunens ist es bei einem Dichter wie Gottfried Keller: „Ich wundre mich über die Massen, wie's überall doch so schön,“ sagt dieser Poet, und er besitzt, wie sein ‚grüner Heinrich‘, die Fähigkeit, sich über das kleinste Neue zu freuen. Bei Börne trifft das Gegenteil zu; von der Beobachtung des Kleinen geht auch er aus, denn er ist ein Schüler Jean Paul's wie Keller, aber seine vorherrschende Gabe ist, sich über das Kleinste, nicht zu freuen, nein zu ärgern. Der Aerger hat Börne zum Schriftsteller gemacht; im Dienste dieses Aergers aber steht sein Witz. Denn Tadel ohne Witz, so meint er, „ist Gluth ohne Licht. Das Lob braucht den Witz nicht, verträgt ihn nicht; Wohlgefallen ist nur wo Einheit der Empfindung, und der Witz trennt, zerreißt. Der Tadel braucht ihn; der Witz macht ihn milder, erhebt den Aerger zu einem Kunstwerk. Ohne ihn ist die Kritik gemein und böshaft.“

Auch diese Neigung zum Tadel, zur scharfen Beobachtung und Kritik ist in dem Kind Börne schon lebendig; eine seiner geläufigsten Wendungen, eines seiner häufigsten Urtheile lautete: „Das ist dumm!“ Der Mann hat keinen anderen Maßstab anzulegen, und wenn er etwa von den Tyrolern des Trauerspiels „Andreas Hofer“ das Schlimmste sagen will, so ruft er: „Die Tyroler waren nicht bloß schwach, sie waren auch dumm. Schwach und dumm zugleich. Das ist zu viel!“ Oder er urtheilt in seiner berühmt gewordenen „Tell“-Kritik von Tell's angeblichen „schlechten Streichen“: sie seien traurig — ja schlimmer: verdrießlich. Der ganze Börne steckt in dieser seltsamen Steigerung: kein zweiter Schriftsteller unter den Deutschen hätte sie angewendet.

Was ihn aber ärgert und verdrießt, was dumm und was schlecht ist, dagegen kämpft Börne. Er bescheidet sich nicht, wie der Dichter der „Jungfrau von Orleans“, mit dem Worte, daß gegen Dummheit Götter selbst vergebens kämpfen; sondern in sich fühlt er die Kraft, einer Welt von Vorurtheilen und Thorheiten zu stehen. Heroismus und Donquixoterie mischen sich in ihm; und oft freilich glaubt er gegen Ritter zu kämpfen, wo er es nur mit Windmühlen zu thun hat. Aber er, gleichviel ob das Große oder Kleine, die Freiheit oder die hohen Theater-Hüte der Damen, die Langsamkeit der politischen Entwicklung oder diejenige der „Postschnecke“ in Frage steht — er zieht mit seinen besten Waffen in den Streit: „Ich werde wild,“ ruft er dann aus, „ich kann nicht an mir halten und



nenne dieses Aufzuzerieren.“ Und nun entbrennt sein Zorn, hagelbicht fallen die Hiebe, und in der Hitze des Kampfes trifft er wohl auch die Gerechten mit den Ungerechten; bis diese sich zur Wehr setzen und es aus dem Wald herauserschallt, wie es hineingerufen: „Das ist zu viel!“ Wohl mochte er darum, der ungeduldigste aller Menschen, an die Geduld sein humoristisches Gebet richten, und in einem herzlichen Stoßenszer die Gabe, die ihm Tugend und Untugend der Deutschen schien, auf sich selber herabwünschen: „Geduld, sanfte Tochter des grausamsten Vaters, Beherrscherin der Deutschen und der Schildkröten, Schmachbelastete, segenspendende Geduld, erhöre mich. Sieh, ich renne toll, wie ein Secundenzeiger um die schleichende Stunde, ich peitsche und sporne vergebens die stätige Zeit: die hartmögliche Mähre geht zurück und spottet meiner. Deutsche mich, gute Göttin, von der Ferse bis zur Spitze meiner Haare.“

Wie nun aber diese Gaben Ludwig Börne's, sein Zorn und sein Wiß, sein Aerger und sein Spott sich entwickeln durch persönliche und allgemeine Erlebnisse, was er durch die Menschen und was er durch seine Zeit ward, wollen wir mit knappen Zügen hier in die Erinnerung zurückrufen.

## II.

Geboren wird Börne und aufgezogen in engen und nicht erfreulichen Verhältnissen. Schlimmer noch als der Druck, der auf den Bewohnern der Frankfurter Judengasse lastete, mußte der Knabe die Kahlheit im Elternhause empfinden. Der Vater, ein kühler, vorsichtiger Weltmann, kam schon wegen seiner zahlreichen Reisen in kein nahes Verhältniß zu den Kindern; die Mutter war nüchternen Gemüthes. Auch den Brüdern stand Ludwig fern, und jene Magd Elze verstärkte noch den Gegensatz zu ihnen. „Ich bin ungern in meinem elterlichen Hause,“ hat er später selbst gesagt. „Es ist da so schwül.“ Schüchtern stand er zur Seite, wenn die Anderen zum Spiele gingen, und nur wenn gegen ihn ein Angriff sich wendete, fand er ein scharfes, überraschendes Wort. In solchem Augenblick hatte einmal der Großvater, das Haupt der Familie, Börne's Partei genommen: „Laßt mir den Jungen gehen,“ sagte er, „das gibt noch einmal einen großen Mann.“ Seitdem hatte man angefangen, zu glauben, daß etwas Ungewöhnliches in dem schweigsamen Knaben stecke, und der Vater entschloß sich, ihn studiren zu lassen. Das einzige Fach, das den Juden freistand, war die Medicin; so wurde also Ludwig nach Gießen geschickt, sich für diese Wissenschaft vorzubereiten.

Der Knabe athmete auf und genoß die Freiheit in vollen Zügen. Er war nicht sonderlich fleißig, und sein Lehrer, Professor Hebel, ließ ihn gewähren. Auch ein erstes Liebesverhältniß, mit der Tochter Hebel's, wurde angeknüpft. Aber vor einer anderen Henriette erblickte dieses Bild schnell. Börne kam nach Berlin, in das Haus des Marcus Herz; und dessen Gattin, in voller Frauenschönheit strahlend, gewann seine ganze Neigung. Die Bekanntschaft und Briefe des sechzehnjährigen Jünglings an die zwanzig Jahre ältere Frau sind charakteristisch genug: überreif und unreif zugleich, zeugen sie bald von naiver Selbstbespiegelung, bald von wirklichem psychologischem Tiefblick. Das Controliren und Zerfasern der Gefühle, das in diesem Berliner Kreise umging, dieses Belauschen jeder

Seelenregung mit der Feder in der Hand, hatte auch ihn erfaßt; und der halb-wüchsige Bursche, der eben noch mit kindlicher Harmlosigkeit erzählt hatte, wie er ganze zwölf Groschen in der Conditorei durchgebracht, oder der sich über „die freundliche Sorgfalt von Madame Herz wegen des Butterbrotes“ entzückt hatte, faßt nun den großartigen Voratz, seine „Lebensgeschichte“ herauszugeben: „Ludwig Bartel, ein psychologischer Roman.“ Zuerst, als er in das Haus eingetreten, spricht nur das allgemeine Liebesbedürfnis des Knaben sich aus, das eine freudlose Kindheit geweckt hat: „O, nur Menschen, guter Gott,“ wünscht er, „Menschen, die mich lieben, und die ich lieben kann.“ Und rührend erklingt das Bekenntniß, in dem die Neigung zu Henriette schon deutlicher aufsteigt: „Ich wollte, Madame Herz wäre meine Mutter oder ich könnte meine Mutter lieben wie sie.“

Die Neigung war eine ausichtslose, selbst als Marcus Herz plötzlich gestorben war; Henriette behielt den Jüngling im Hause und wußte ihm Schranken zu ziehen, wie sehr er auch in seiner Leidenschaft sich erhitzte, bat und flehte, und drohte. Zweimal faßte er den Plan, sich mit Arsenik zu vergiften, aber sein Vorhaben wurde vereitelt. Endlich gelang es, ihn zur Vernunft zurückzuführen; und Henriette wird ihm nun wirklich die „liebe Mutter“, die Vertraute seiner geistigen Entwicklung. Sie veranlaßt ihn nach Halle zu übersiedeln und macht ihn mit ihrem Freunde Schleiermacher bekannt. Börne verehrt zuerst in diesem „einen wahrhaft göttlichen Mann“, aber später findet er, daß Schleiermacher's „dialektische Augen“ ihn kalt lassen. Von gleichaltrigen Genossen hören wir nichts; auch hier steht Börne einsam da, unverstanden: „Die ganze Stadt hält mich für einen halben Narren und die halbe Stadt für einen ganzen“, berichtet er. In mancherlei Wunderlichkeiten tritt die tiefe Gährung seines Wesens hervor, etwa wie bei Goethe in Leipzig; auch Henriette findet den neunzehnjährigen Studenten „affectirt“ und rath ihm, nicht so „genialisch“ zu sein; er aber erzählt mit Wohlbehagen, wenn er sich in Gesellschaft „verrückt“ benommen hat. An Widersprüchen und leeren Antithesen, an geschraubten Weisheitsprüchen und Radomontaden fehlt es in diesen Briefen nicht; allein wenn Schleiermacher den seltsamen Menschen fallen ließ, so hat er doch weniger gut gesehen, als Henriette: sie hielt seine Partei noch jetzt, und nicht nur die Folgezeit, auch manche Aussprüche aus jenen Tagen geben ihr Recht. Die Freude Börne's am Kampfe, die Kraft und die Entschiedenheit seines Willens sprechen sich in knappen Worten schon hier aus: er erkennt, ganz wie Lessing, das Streben nach der Wahrheit, nicht ihren Besitz, als das höchste Gut: „Hielte den Menschen dieses nicht aufrecht“, sagt er, „so würde er bis zur untersten Stufe der Glückseligkeit eines Hundes herabsinken.“ Oder er preist den Schöpfer dafür, daß er dem Menschen die Leidenschaft schenkte; „sie allein läßt uns das Dasein genießen,“ ruft er, „sie allein läßt uns nach dem Guten streben“; und er spricht ein Wort ganz aus dem Innersten seines Wesens heraus, wenn er Henrietten bekennt: „Ich kann die Dämmerung nicht leiden. Licht oder Finsterniß.“

Von Politik ist in diesen Briefen kaum die Rede, so wenig wie in den Goethe-Schiller'schen, in denen Börne sie später so sehr vermischte. Selbst der Zusammenbruch des preussischen Staates, der sich unter seinen Augen vollzog und der ihn aus Halle vertrieb, entreizt Börne kein wärmeres Wort. Er ging

nach Heidelberg, wo er als flotter Bruder Studio dem kleindentenden Vater manche Sorge machte; man mißgönnete ihm die volle akademische Freiheit, man wollte ihn überwachen und leiten. Der Druck erzeugt den Gegendruck, die Selbstständigkeit seines Wesens prägt sich immer stolzer aus. Ganz erstaunt schreibt er einmal seinem alten Lehrer: „Mein Gott, welcher Mensch von Kraft und Geist wird sich denn seinen Willen binden lassen?“ Börne war damals einundzwanzig Jahre alt.

Die Fremdherrschaft der Franzosen hatte doch für ihn eine größere Freiheit der Bewegung geschaffen; er konnte jetzt die Medicin, an der er nie viel Interesse genommen hatte, mit den Staatswissenschaften vertauschen und erlangte schnell den Siebener Doctorgrad. „Ueber die geometrische Vertheilung des Staatsgebietes“ hatte er geschrieben und hier zum ersten Mal jene Anschauungen entwickelt, welche uns Heutigen wie ein wunderlicher Traum erscheinen müssen, an denen Börne jedoch für sein ganzes Leben festhielt: Frankreich und Deutschland, so meinte er, sind durch den Willen des Schicksals aneinandergekettet, und die innere Vereinigung der beiden Nationen würde jeder zum Heile gereichen: „Welch ein glücklicher Staat würde das nicht werden, wenn sich die deutsche Natur mit der französischen vermählte und beide sich neutralisirten.“ Das politische Interesse durch den Wechsel in seinen Studien erweckt, arbeitete nun lebhaft in ihm fort; und die Ereignisse der Zeit sorgten dafür, daß ihm immer reich der Stoff zuflöß, und sie wendeten es in eine neue Bahn.

### III.

Als Börne sich einst in Frankfurt auf dem Römer einen Paß ausfertigen ließ, setzte ihm der Schreiber die Worte hinein: „juif de Francfort“. Börne, mit seinem Talent, sich über das Kleine zu ärgern, empfand dies als eine schlimme Kränkung und in seinem Herzen schmerzte er: „Wartet nur! ich schreibe euch auch einmal einen Paß, euch und Allen.“ Das Gelübniß erfüllte sich zuerst in wörtlichem Sinne: eine seltsame Wendung machte Börne selbst, im Jahre 1811, zum Polizeiactuar; und nun saß wirklich er auf dem Römer und schrieb den Leuten den Paß. Aber mit der Rückkehr der alten Zustände im Jahre 1814 endigte sein Amt, der Jude war in der freien Stadt Frankfurt wieder unfrei, und Börne lebte still und unthätig vor sich hin. Was er an sich erfahren hatte: daß die Befreiung Deutschlands die Bedrückung im Innern nicht gemindert, sondern gemehrt hatte, konnte er auch ringsum wahrnehmen; und der Wunsch erwachte noch einmal, einen Paß zu schreiben „euch und Allen“. In kleineren Aufsätzen und Artikeln hatte er wohl schon gelegentlich seine Stimme für Freiheit und Fortschritt erhoben; aber nun, in der Reihe seiner Jahre, faßte er den Entschluß, mit ganzer Kraft in den politischen Kampf einzutreten. Aufgewachsen in den Ideen der Revolutionsjahre, und dreifach bedrückt, von der Enge des Vaterhauses, von der Enge der Frankfurter Judengasse und von dem Stillstand der Entwicklung im ganzen Deutschland, konnte er nur in der Reihe Jener streiten, welche dem Bestehenden Opposition machten; und keine Lockung der Metternich und Genß, keine polizeiliche Chicane vermochten nun, ihn von dem für recht Erkannten um einen Schritt abzubringen.

„Die Wage, eine Zeitschrift für Bürgerleben, Wissenschaft und Kunst“, nannte Börne die Zeitschrift, welche er seit dem Jahre 1818 in zwanglosen Hefen herausgab. Das „Bürgerleben“ stellte er als den vornehmsten Zweck in den Vordergrund, aber es zeigte sich bald, daß er politische Fragen nur mit behutsamen Umschreibungen zur Debatte stellen konnte; daß die Censur, diese gefürchtete und verspottete Macht, auch ihm das Wort abzuschneiden drohte. Er mußte sich zu Anspielungen und indirecten Wendungen verstehen, und fühlte mit Schmerz, wie man ihm verwehrte, die eine Richtung zu verfolgen, zu welcher sein Geist immer ausschließlich getrieben ward. „Ich gab eine Zeitschrift heraus: Die Wage,“ klagte er. „Ach Himmel! An Gewichten fehlte es mir nicht, aber ich hatte nichts zu wiegen!“ So suchte er sich, nicht ein anderes Ziel, aber einen versteckteren Weg, der ihn in derselben einen Richtung fortführte: er wurde Theaterkritiker. Wenn man den Ausgangspunkt dieser Thätigkeit und die principiellen Anschauungen betrachtet, die ihn in ihr leiteten, so möchte man sagen: Gott hat ihn in seinem Zorn dazu gemacht.

Mit aller Offenheit spricht Börne aus, daß es ihm nicht um die Sache, um das Theater selbst zu thun sei. Er kenne nicht die Theorien der dramatischen Kunst, sagt er; er sei nur ein „Natur-Kritiker“. Nur als ein Spiegelbild des Lebens habe das Schauspiel ihn angezogen: „und wenn mir das Bild nicht gefiel, schlug ich, und wenn es mich antwiderte, zerbrach ich den Spiegel“. Es ist der alte, jornige Börne, dessen Leidenschaftlichkeit aus einem weichen, empfindlichen Gemüth kommt. Er sucht des Abends im Theater, was er des Morgens in der Zeitung nicht gefunden hatte: das Abbild des Tages, nationales Leben und ein freies Wort. Das alles mangelt dem Drama der Gegenwart, erkennt er; und der Kunstwerth an sich kann ihm das Fehlende nicht ersetzen. Denn er besitzt nicht die Sachdenklichkeit des Artisten, die Goethe'sche Objectivität, die sich nur um das Wie der Darstellung, nicht um das Was kümmert, und der ein Fisch, eine Gurke, eine Hammelkeule, ein Wilhelm Meister gleich gilt; und eher vermag er der Frau von Weiffenthurn ihre schlechten Verse, als ihre schlechten politischen Lehren zu verzeihen. Von hier aus betrachtet er Schiller's „Tell“, Immermann's „Hofer“, Shakespeare's „Hamlet“: an Tell verdrückt ihn die Untertänigkeit, an den Tyrolern die hündische Treue, an Hamlet die Thatenlosigkeit, die die Figur den Deutschen so verständlich mache: und er scheint das Wort Freiligrath's „Deutschland ist Hamlet“ in solchen Auseinandersetzungen vortweg zu nehmen, gleichwie er auch sonst die ganze politische Lyrik der vierziger Jahre durch seine kühnen Gedankengänge inspirirt.

Börne's Theaterkritiken hatten einen ungewöhnlichen Erfolg; aber dem Autor wollte nicht recht wohl dabei werden. Nicht die politischen Grundanschauungen, nicht die Seitenblicke auf Fürstenhoheit und Tyrannenfeinde, auf den Brei der Gewohnheit und die Vorurtheile der ständischen Gliederung hatten die Leser so lebhaft aufgefaßt; sondern das uner schöpliche Theaterinteresse jener schlaffen Zeit war von dem scharfen, witzigen Ton des Urtheils, um dieses Urtheils selbst willen, in aller Naivetät angezogen worden. Man zeigte sich gegenseitig den Doctor Börne, der „gegen die Komödianten schrieb“, man fragte ihn bei einer ersten Vorstellung begierig und voller Respect um seine Meinung. In der That hatte

der schiefe Standpunkt Börne's seine Urtheile im Einzelnen nicht ausgeschlossen; er hatte Kleist, Grillparzer gegen die Meinung des Tages gehalten, und war mit dem vergötterten Schicksalstragöden Houtwald nach Verdienst ins Gericht gegangen. Aber Niemand konnte geringer denken von der so gewonnenen Berühmtheit als Börne selber: nur als Journiere für die späteren Schriften haben diese dramaturgischen Blätter Werth für ihn, sie sollen jenen Quartier machen. „Geht nun, geht und macht mir Ruhm,“ ruft er seinen Kritikern höhnisch zu: „O, ich sehe es schon im Geiste; man wird an das Fenster laufen, wenn ich vorüber gehe, man wird vielleicht an manchem Orte mir die Pferde ausspannen. Was kann man Schöneres, Glorreicheres thun, als über Theater sprechen und schreiben?“

Zahlreiche kleinere Schriften folgten, in denen Börne nun doch deutlicher mit der Sprache heransging. Noch immer glaubte er, daß „Wahrheit, Grobheit und Satire“ stark machen und daß man von dieser Dreieit den Deutschen nicht genug reichen könne. In leichten Schilderungen, nicht in zusammenhängenden größeren Werken spricht sich sein Talent aus; er legt gern Blättchen auf Blättchen, rundet jeden Artikel sorgsam mit einer natürlichen Pointe ab, aber der Athem versagt ihm für das Ganze eines Kunstwerks. Ehe er seine Gedanken auseinanderwickelt, hat er sie schon im Kopfe völlig durchgedacht; und in kurzen Sätzen, von entschiedener, kräftiger Prägung, oft eigenwillig, immer eigenthümlich, stellt er das Lebendig Empfundene lebendig und witzig dar. Die Monographie der deutschen Postschnecke, der Narr im weißen Schwan und der Eßkünstler sind unter diesen Fenilletons die berühmtesten geworden; Börne hat mit ihnen die Gattung erst begründet, welche nun seit einem halben Jahrhundert so stetig gepflegt, so reich und vielseitig fortgebildet worden ist. In der deutschen Journalistik wird man ihm deshalb stets einen Ehrenplatz zugestehen müssen; und nichts ist verwunderlicher, als wenn einer der modernen Gegner Börne's, Herr von Treitschke, ganz dürr und trocken feststellt: daß „diesem Manne Alles, was den Publicisten macht, schlechterdings fehlte“. Wenn irgendwo, so entscheidet auf diesem Gebiete der Erfolg; und daß Börne fünfzig Jahre nach seinem Tode noch so heftige Widersacher findet, beweist am besten, daß er dasjenige ausübt, „was den Publicisten macht“: Wirkung.

#### IV.

Wenn die Zustände im Vaterland Börne gar zu heftig drückten, wenn die Ungebuld ihn packte und schüttelte, rief er unmutig aus: „Ich ertrage es, ich ertrage es in Deutschland nicht.“ Er hatte Manches versucht im Leben, Zeitungen gegründet und wieder eingehen lassen, hatte sich mit der Censur herumgeschlagen und in einem häufigen Aufenthaltswechsel die innere Anruhe zu vertoben gesucht: in Frankfurt, Stuttgart, München, Paris, wieder Frankfurt, in Berlin, Hamburg, Hannover, wieder Paris, finden wir ihn. Dazu kamen in jedem Jahre Badereisen, auf denen der leidende Mann Erholung von körperlichen und von geistigen Schmerzen suchte: mehr diese als jene wollte er wahr haben, und versicherte: „Ich bin nur krank an meinem Vaterlande; es werde frei, und ich gesunde.“ Während eines solchen Badeaufenthaltes, als Börne eben, aus seiner trüben Stimmung heraus, ungerechte, bittere Worte über Goethe niedergeschrieben

hatte, kam die Nachricht von der Julirevolution: und wirklich wollte die unverhoffte Kunde den Kranken mit einem Schlage gesund machen. „Es schien ein Wunder mit ihm vorgegangen.“ berichtet Gukow. In der Seligkeit seines Herzens eilte er nach Paris; und er gab sich mit so vielen seiner Zeitgenossen dem Glauben hin, daß auch für Deutschland nun ein neuer Tag herauf komme. Nichts kennzeichnet besser die trübe, matte Stimmung jener Zeit, als die jubelnde Freude, mit der die Börne, Heine, Gukow die Verjagung Karl's X. begrüßten: sie glaubten den Signalschuß zu hören, der eine bessere Zukunft ankündige.

Herzlich bewillkommnete Börne jeden Deutschen, der sich gleich ihm in Paris einfand: hier sei der Convent der Patrioten, rief er, alle Völker müßten sich zu dem großen Werk die Hände reichen. Er sah der Revolution auch in Deutschland entgegen und bangte vor ihren Schrecken nicht zurück. Jede kleinste Bewegung, die ihm einen Fortschritt zu verkünden schien, begrüßte er mit Enthusiasmus. Und als zu Pfingsten 1832 das große Hambacher Fest gefeiert wurde, litt es ihn nicht im fremden Lande, er mußte hinüber und brachte neue Hoffnungen nach Paris zurück. Der Geist des Volkes schien nun wirklich erwacht, und lange hielt Börne an dem Eindruck dieser schönen Tage fest.

Enttäuschungen konnten nicht ausbleiben. Viel zu langsam für Börne's Ungebuld schritt die Entwicklung fort. Er hatte gleich nach der Julirevolution, als er eben seine Reise angetreten, ausführliche Berichte in die Heimath gesandt, Briefe an seine vertraute Freundin Frau Wohl, die zunächst völlig als private Schreiben gedacht waren; auf die Anregung der Freundin hin ließ sie Börne dann im Druck erscheinen und so entstanden, auf eine halb zufällige Weise, die berühmt gewordenen „Pariser Briefe“. Eine freudige Zustimmung und ein lärmender Widerspruch hatte diese kühnen, glühenden Ergüsse eines leidenschaftlich erregten Freiheitsfreundes begrüßt; Eduard Meyer in Hamburg schrieb „Gegen Börne, den Wahrheit-, Recht- und Ehrvergessenen Schriftsteller aus Paris“, Willibald Alexis-Häring trat gleichfalls dem alten Freunde entgegen und wurde dafür von Börne mit einem „Härringsalat“ bedacht. Auf der anderen Seite hatte gerade das Hambacher Fest in Börne den Eindruck erwecken müssen, daß seine Schilderungen zum Guten spornten; man hatte ihn herzlich begrüßt und gefeiert, von allen Lippen rief es laut: „Es lebe Börne, der Verfasser der Briefe aus Paris“. Ihm, ihm zuerst hätte man die vaterländische Bewegung zu danken, erklärten die Leiter des Festes. So glaubte er ein gutes Werk zu thun, wenn er eine noch schärfere Tonart anschlug, noch heißer seinen Wih gegen deutsche Fürsten und deutsche Michel richtete: man muß bitter, ungebühlich, anmaßend poltern und zurechtweisen, sagte er, wenn man auf die sanften, bescheidenen, gemäßigten Deutschen wirken will: „Man muß nicht aufhören, sie zu ärgern; das allein kann helfen. Man muß sie zum Nationalläger stacheln, kann man sie nicht zur Nationalfreude begeistern, und vielleicht führt das Eine zum Andern. Man muß ihnen Tag und Nacht zurufen: Ihr seid keine Nation, Ihr taugt nichts als Nation. Man darf nicht vernünftig, man muß unvernünftig, leidenschaftlich mit ihnen sprechen; denn nicht die Vernunft fehlt ihnen, sondern die Unvernunft, die Leidenschaft, ohne welche der

Verstand keine FüÙe hat. Nicht durch Geduld, durch Ungebuld werden die VöÙler frei.“ Noch immer spricht der nämliche ungeduldige Mann, dessen Maßlosigkeit, wie verlegend sie auch erscheinen mochten, aus einer reinen Absicht entsprangen; und wie der Hallenser Student, so preist jetzt der Mann im Exil die Leidenschaft, welche allein zum Guten führt.

Es ist HaÙ aus Liebe, den Börne predigt. Sagt er den Deutschen arge Dinge und hält er ihnen das Vorbild der Franzosen allzu eifrig vor, so weiß sich doch auch sein Patriotismus so voll und schön, wie nur bei irgend einem Franzosenfresser, auszusprechen. Treffend sagt Heine, daß Börne's Weltbürgertum nur im Kopf, nicht im Herzen saÙ. Einseitig bis zur Ungerechtigkeit, konnte er die Deutschen loben, wenn er sie mit anderen Nationen verglich; und nie hat er vor französischen Hörern und Lesern deutsches Wesen herabgesetzt, selbst sein Goethe-HaÙ verstummte hier: „Es ist gegen mein Gefühl,“ erklärt er „in französischer Sprache etwas gegen Goethe zu sagen.“ Er preist die Sprache der Deutschen, diese Sprache, um die er selbst so liebend geworben hatte, und deren Herr er geworden ist durch nimmermüde Beharrlichkeit: sie ist unser Aller Mutter, sagt er, in der Liebe zu ihr finden die getrennten Brüder sich zusammen. Er preist das Herz der Deutschen, das nimmer altert: „Ein immer junges Herz ward nur den Deutschen gegeben. Wir sind ein junges Volk. Wir haben keine Vergangenheit; andere VöÙler haben keine Zukunft. Wer ist glücklicher?“ In die Zukunft Deutschlands bringt sein Blick voll Hoffnung, und schärfer hat Niemand, als dieser leidenschaftliche Patriot, gesehen, wo das Heil des Vaterlandes lag: nur in Preußen erblickt er die leitende Macht der Deutschen. Schon in den „schüchternen Bemerkungen über Oesterreich und Preußen“ (von 1818) hat er es ausgesprochen: „Preußen kann in seinem langgestreckten Gebiete sich nur mühsam bewegen; seine Grenzen schlottern ihm wie ein weites Kleid um die Glieder — es muß und wird durch Wachsen das Kleid auszufüllen suchen. Preußen ist eine deutsche Macht, und da es die einzig reine ist, so ist Deutschland nur in Preußen. Deutschlands Geist ist in Preußen, und der ist's, der den Körper regiert.“ An solche prophetischen Worte erinnern wir uns gern, heute, wo es gilt, Börne's Gedächtniß zu erneuen; was uns mit ihm verbindet, nicht was uns von ihm trennt, suchen wir auf; und wir erkennen in dem vielgelobten und vielgeschmähten Schriftsteller einen edlen Patrioten, einen Mann in schlaffer Zeit, der mit der ganzen Kraft seiner Empfindung, mit seiner Liebe und seinem Zorn, seinem WiÙ und Pathos auch für uns Lebende gestritten und gelitten.

# Die frühen Leute.

(Wintermorgen in Berlin.)

Von

Julius Rodenberg.

Ja freilich bin ich einer von Denen, die frühe Stunden halten — mögen meine Freunde darum nicht weniger gut von mir denken! Ich liebe die späten Gesellschaften nicht; ich bin nicht glücklicher, als wenn ich des Morgens aufstehen kann mit klarem Kopf und erfrischter Lust zu den täglichen Geschäften. Ich mag mir des Abends, wenn andere ehrliche und gesezte Leute zu Bette gehen, nicht den Frack anziehen, um mich in Säle zu begeben, die von Gas und Hitze strahlen, unter einen Haufen gepuzter Herren und Damen, die mir (und meistens auch sich unter einander) gleichgültig oder langweilig sind; mit denen ich Gespräche führen muß, die weder sie noch mich interessiren, bald mit Diesem, bald mit Jenem, um die Zeit hinzubringen, Gespräche, die keinen Anfang und kein Ende haben. Auch die Musik zwischen elf und zwölf ist mir fatal, und ich glaube, diesen Herren und Damen nicht minder, die den Augenblick nicht erwarten können, bis sie sich, hungrig wie die Wölfe, nach Mitternacht zur Tafel setzen, — wenn sich nicht etwa, zum Schrecken Aller, ein Büffet aufthut, wo die Hand und Gabel Jedes gegen Jeden erhoben ist — und dann Gott noch mehr als ihren Wirthen danken, wenn die Sache zuletzt überstanden — um morgen Abend von Neuem anzufangen und jeden Abend, drei Monate lang, den ganzen Winter hindurch, sich zu wiederholen.

Wer mich vergnügt sehen will, der muß in eine von den kleinen Wirthsstuben kommen, in denen man an Tischen von unpolarisirtem Eichenholz sitzt. Die Platten sind so weiß und so rein geschleuert, daß man alle Mafern und Adern des ursprünglichen Wuchses darin erkennen kann; und das allein schon würde hinreichen, mir ein Gefühl des Behagens zu geben. Wenn ich eintrete, pflegt es noch still zu sein; kaum, daß hier oder dort, an dem einen Tisch oder dem andern, ein früher Gast sitzt, gleich mir selber. Die Lichter brennen nur halb, und der Kellner, der mich kennt, gibt sich keine Mühe, sie höher zu schrauben. Denn er weiß, daß ich die mittlere Helligkeit und die mittlere Temperatur be-



vorzuge. Er kennt mich und meine Gewohnheiten, und meinen Platz; wir haben uns nicht sehr viel zu sagen und hegen doch die größte Hochachtung vor einander. Er bringt mir meinen Wein und mein Couvert und meine Zeitung, und läßt mich alsdann allein. O, wie die Einsamkeit Einem wohl thut in solch einer gemüthlichen Wirthsstube! Sich endlich einmal ganz selber zu gehören — kein überflüssiges Wort sprechen, keine leere Frage beantworten zu müssen, thun und denken zu dürfen, was Einem gefällt — oder auch gar nicht zu denken — zu träumen! Und wie vielerlei, wie schön läßt sich träumen vor einem Glase mattgelben jungen Moselweins, in dem die feinen Schaumperlchen auf- und niedersteigen! Von den sonnigen Bergen, an denen er gewachsen, von den lieblichen Thälern und dem vielfach gewundenen Flusse, von den alterthümlichen Städtlein an seinen Ufern, ihren hügeligen Straßen, Kirchen, Schlössern und sonstigem Gemäuer — von der Augusta Trevirorum, dem herrlichen Trier, von der Porta Nigra, der Arena, den Kaiserpalästen, in einer Landschaft und unter einem Himmel, die — ich weiß nicht welchen Zauber südllicher Weichheit athmen, daß sie, vor anderthalbtausend Jahren, den Römern Constantin's die Täuschung der fernen, transalpinen Heimath gaben, und heute noch uns, den Nachkommen der Barbaren, Sehnsucht erwecken, unendliche, ungestillte nach der Stadt, die vor allen andern Städten war, und noch immer ist — bis wir ihn auftauchen sehen, aus dem Morgengraun, den gelben Tiber — bis er uns zum ersten Male seine Fluth entgegenrollt — mit einem grünen Thalkessel und scharf umrissenen Gebirgskamm, mit Cypressen und Pinien, und einer weidenden Schafsheerde und einem Hirten im Ziegenfell, mit dem weiten Blick über die bläulich schimmernde Campagna und dem weißen Aquäduct und dem schwärzlichen Steinhausen und der mächtigen Kuppel, von der aufgehenden Sonne vergolbet — bis der Zug in die Halle einläuft und der Schaffner, die Thüren öffnend, von Wagen zu Wagen ruft: „Roma!“ . . . .

Nun, meine Herrschaften, ist es Zeit, daß ich gehe. Denn ich kann auf die Minute berechnen, wie lang ich gebrauche, um von meinem Glase Brauneberger bis nach Rom zu gelangen. Jedesmal, wenn der Zug hält und der Schaffner ruft, ist auch der Moment da, wo das Stübchen sich mit Leuten füllt, die nicht vom Forum oder Capitol, sondern aus dem königl. Schauspielhaus oder Deutschen Theater kommen — braven Leuten, die gewaltigen Hunger und nicht mindern Durst haben, und denen ich alles Gute wünsche, so wie es mir vorher zu Theil geworden ist. Gemächlich mach' ich meinen Heimweg durch die klare Winternacht, und es hat noch nicht elf von meinem Kirchturm geschlagen, Ihr könnt Euch darauf verlassen, so suche ich mein Lager, in der frohen Erwartung einer guten Nacht und eines guten Morgens.

Aber solch ein Wintermorgen kommt langsam, langsam; und ich bin gar nicht unwillig, wenn ich, von einer Zeit zur andern erwachend, dem Gange der Nacht folgen kann. Wann wird es einmal still, ganz still in einer Stadt wie Berlin? Der Platz, an dem ich wohne, gehört nicht zu den lauten Gegenden; keine Verkehrsstraße berührt ihn, bei Tage wenig lärmend, verstummt er gänzlich bei Nacht. Nur aus weiter Ferne, ringsumher, wie das Branden des Meeres hinter den Dünen, vernehm' ich das Leben der Hauptstadt, das wohl etwas

schwächer wird, aber niemals ganz er stirbt. Da läuft noch ein später Eisenbahnzug ein oder aus, und ich höre den Pfiff der Locomotive, ganz weit und ganz schwach. Das Rollen der Wagen ist zu einem monotonen einschläfernden Geräusch gedämpft, das jetzt sich im Umkreis zu verlieren scheint, jetzt erneut aus demselben hervorbricht — wie das Meer zur Ebbezeit immer weiter zurücktritt und doch immer wieder anschlägt. Es sind die Wagen und Equipagen, in welchen die gepuderten Herren und Damen, die sich eben „gejegnete Mahlzeit“ gewünscht haben, nach Hause fahren. Manchmal verirrt sich ein solches Gefährt, das mit müdem Gerassel über die Steine holtpert, auf unsern Platz; denn wenn abseits der Welt, leben wir doch nicht völlig außer der Welt. Der Wagen hält; ich höre, wie der Kutschenschlag geöffnet wird — oder ich höre vielmehr, wie man sich alle Mühe gibt, ihn zu öffnen, ohne daß er Miene machte, sich zu rühren, eben so wenig, wie der Kutscher. Worauf das ganze Bild vor meiner Seele steht: er, der Trefliche, fest in seinen dicken Mantel gewickelt, mit der Fuchsbalgkappe über den Ohren und den pelzgefütterten Stiefeln bis über die Knie — beide unbeweglich, der Kutscher und der Kutschenschlag, als ob die Sache sie nichts angehe — was, im Grunde genommen, doch auch der Fall ist. Es ist, als ob es sie nur interessire, zu sehen, wie die Nachtgäste sich aus ihrer schwierigen Lage befreien. Und sie müssen es sich wohl gefallen lassen und fertig zu werden suchen, so gut sie können. Denn wir, auf unserm Platze, sind bescheidene Leute; wir fahren nicht erster Classe, wenn wir eine Droschke zweiter Classe haben können. Endlich, endlich fliegt der Schlag auf und wieder zu, das Fuhrwerk setzt sich in Bewegung, verliert sich, ich weiß nicht in welcher Richtung, und nun ist es eine Weile still — so still, daß ich das Ticken meiner Wanduhr vom Gange her deutlich vernehmen kann. Trauter Klang — Musik aus der Kinderzeit! Diese Uhr ist so alt — so alt wie ich denken kann. Sie stand im Elternhaus, auf dem Treppenabjaz; ich habe ihr Tick-tack schon als Knabe gehört, genau so, wie ich es jetzt höre, hier, in der Winternacht, in Berlin. Ah, wenn sie sprechen wollte, wie viel könnte sie verrathen — wie viel erzählen von Dingen, die nur sie gesehen — von schlaflos stürmischen Nächten des Frühlings und der Jugend; von Sommernächten, voll vom Rauschen des einsamen Mühlbachs, voll von Düften des Jasmins, voll von leisen Gesängen! . . . Aber es ist gut, daß ich es jetzt allein bin, der ihre Sprache noch versteht — wie ich mir, in diesem Hause, das Privileg vorbehalten habe, sie wöchentlich einmal aufzuziehen, wie mein Vater einst gethan, an jedem Freitag Nachmittag, vor dreißig, vierzig Jahren . . .

Und sie beschämt noch, in ihren alten Tagen, den Kirchturm auf dem Platze, der so viel jünger ist. Denn dieser, mit seiner großen Uhr und seinen vier Zifferblättern, ist ein recht unzuverlässiger Gesell — ich will nichts gegen ihn sagen, beileibe nicht — denn auch ihn habe ich sehr lieb, ich könnte nicht ohne ihn leben und er würde mir sehr fehlen, besonders in den Nächten, wenn er einmal ganz schweige — was er übrigens, bei plötzlichem Witterungswechsel, auch manchmal thut. Mag die Thurmuhr falsch schlagen, wenn sie nur schlägt! Sie ist für mich die Stimme der Nacht, wobei ich freilich — um der Wahrheit die Ehre zu geben — nicht verweigern darf, daß sie bei Tage manches Unheil anrichtet.

Keiner traut ihr und Alle berufen sich auf sie — der Barbier, wenn er zu spät kommt, die Köchin, wenn sie mit dem Mittagessen nicht fertig wird, das Hausmädchen, wenn sie Sonntags von ihrem Ansgang nicht zeitig zurück ist. Aber laßt sie, wir haben Alle unsere Fehler — Menschen und Kirchthürme; wir müssen Nachsicht mit einander üben, und darüber schlaf' ich in Frieden wieder ein — schlafe, schlafe, bis mich Etwas weckt wie der Schlußaccord einer verhallenden Melodie, die sich seltsam mit dem Traumzustand des Erwachens zu vermischen scheint, — wahrhaftig, es ist der Kirchthurm, von welchem es Dreiviertel schlägt! Dreiviertel! Wenn man nur wüßte, was folgen wird! Es ist noch dunkel. Nur ein Schimmer der Gaslaternen fliehet sich von unten herauf durch die freigelassene Ritze der Jalousien und wirft einen zitternden Lichtstreif an die gegenüber stehende Wand. Ganz vereinzelt und sehr weit entfernt läßt sich das Rollen eines Wagens vernehmen — ist es der letzte der späten Gesellschaften, ist es der erste der frühen Arbeit — ist dies der Moment, wo das Ende der Nacht und der Anfang des Tages in Berlin einander begegnen? Noch bevor ich die Frage mir beantwortet, bin ich wieder eingeschlafen, und wenn ich, nach einem gesunden und festen Schlaf, in dem mich nichts mehr stört, wieder erwache, schlägt es abermals; und jetzt, auch wenn ich die Schläge nicht zählte, würde ich wissen, daß es sechs Uhr ist — sechs Uhr früh. Denn diese Stunde hat ein ganz eigenes Colorit des Tones, das sie von allen anderen Stunden des Tages und auch der Nacht unterscheidet. Es ist nicht mehr der vereinzelte Stoß oder Laut, der durch die Stille dringt: es ist das Erwachen der Hauptstadt, das ich in tausend Zeichen aus der Entfernung vernehme, die Wiedertehr des allgemeinen Lebens, das auch das meine weckt und in Spannung setzt. Diese Stunde möcht' ich, könnt' ich nicht verschlafen: es ist, als rausche die Fluth näher und näher heran, bis der Augenblick kommt, wo auch ich mich wieder hineinstürzen darf. O, diese Verkünder des neuen Tages, mit Allem, was er Unbekanntes, Unvorhergesehenes, Ueberraschendes in sich bergen mag — wie ich sie liebe! Da ist wieder der Pfiff der Locomotive — jedoch so viel heller, freudiger, hoffnungsreicher; wer weiß, welchen glücklichen Menschen sie heute zur Heimath, zu den Eltern, zur Braut, zur Geliebten bringen wird! Ah, so jung zu sein, wie er — wie er, Kopfenden Herzens, dem schnellen Zuge noch vorauszufliegen durch die Winterlandschaft, zum ersehnten Ziele hin. . . . Und immer neue Laute, nicht mehr in weiten Zwischenräumen auftauchend und wieder dahinsterbend, nein, mit scharfem Accent einsetzend in die wachsende Bewegung, die von allen Seiten zur Stadt drängt, in ihre Straßen und auf ihre Märkte; und nun auf einmal ein leichtes Wägelchen, das in munterm Tempo herankommt und mit einer Art fröhlichen Allegro's über den Platz rennt. Wenn ich das höre, nach dem zuweilen schweren Andante der Nacht, dann ergreift Freude mein Herz — denn es ist der Milchmann, der Milchwagen. Er kommt zwar nur von Schöneberg oder Wilmersdorf — aber er kommt doch vom Lande und bringt uns die gute Milch — und dem ersten folgt der zweite, und dem zweiten der dritte; und wo sie halten in der Nachbarschaft, diese traulichen Gespanne mit dem mageren Pferdchen und den blechernen Kannen, da wird es lebendig, da geht es hinein und heraus, da wird Feuer angezündet auf dem Herde, da steigt Rauch

aus den Schornsteinen und da fangen die Kaffeemühlen an zu klappern . . . Rein, nein, ich bin keiner von denen, die das Leben unerträglich und den folgenden Tag noch langweiliger finden, als den vorhergegangenen; ich, im Gegentheil, finde, daß jeder neue Tag die Verheißung von etwas Besserem in sich trägt, und daß das Alltägliche das Beste von Allem ist; und so lange noch der Milchmann und der Milchwagen kommen, bin ich zufrieden.

Jetzt ist sieben Uhr nicht fern; der Wintertag in Berlin beginnt und seine Boten sind geschäftig, die uns unser leibliches und unser geistiges Brot bringen, die für uns sorgen, die geräuschlos ihre Arbeit thun, halb noch unter dem Schleier der Nacht, damit Alles hübsch in der Reihe sei, wenn wir aufstehen. Aber ich muß mich eilen, wenn ich sie noch erblicken will. Denn diese frühen Leute sind pünktliche Leute; sie lassen nicht auf sich warten, aber sie warten auch nicht, und den Tag wollt' ich nicht loben, wo wir nicht, Jeder von uns den Andern, zu genau derselben Zeit an genau derselben Stelle träfen. Der Erste von ihnen ist fast eine mythische Figur, nur sichtbar im Zwielicht, wenn die Nächte am längsten und die Tage am kürzesten sind. Dann sehe ich ihn wohl über den Platz schreiten, den Laternenmann, und phlegmatisch eine Flamme nach der andren auslöschend, die schläfrig sind wie vom langen Brennen; und im Halbdunkel mit seinen hohen Häusern und schneebedeckten Dächern liegt dann dieser kleine Ausschnitt der Welt vor mir. Aber im Morgengrau, wie wohl thut diese erste Spur der Helligkeit, die dem Anbruch des Tages vorausgeht — des wirklichen Tages, der unsre Kraft aufs Neue herausfordert und uns die Welt gleichsam zum zweiten Male schenkt; und wie köstlich ist der Anhauch der frischen, herben Winterluft, wenn er, Lebenslust und Freudigkeit wehend, uns zuerst entgegenweht, und mit all' diesen Zeichen und Verkündigungen rings um uns her eine Stimme wie die des Predigers in uns spricht: „Es ist das Licht süße und lieblich die Sonne zu sehen.“ „Morjen, Morjen!“ schallt es hinüber und herüber. Eine eigene Population bewegt sich in der kleinen Straße. Es ist der Bäckerjunge, der mit dem hohen Korb auf den Schultern daher kommt, und die Zeitungsfrau, welcher ein nicht minder gefüllter Korb am Arme hängt. Der Bäckerjunge trägt schwer an dem Ernst seines Berufes; er unterscheidet sich von allen andern Jünglingen dieser Stadt. Er pfeift nicht, er treibt keinen Unfug — Nichts reizt weder seine Neugier noch seinen Muthwillen, und sein einziges Vergnügen scheint darin zu bestehen, daß er mitten durch die Sperlingschar geht, welche jetzt, am Tische des Ueberflusses schwelgend, sich auf einem leeren Droschkenstande niedergelassen hat und die verstreuten Körner aufspickt. Aber die Berliner Sperlinge haben nichts von der Ursprünglichkeit ihrer Natur eingebüßt; sie sind die frechsten, die man sich denken kann, und thun dem Bäckerjungen nicht einmal den Gefallen, fortzuliegen. Denn sie kennen seine Gemüthsart. Die Zeitungsfrau dagegen ist ein muntres Wesen in gesehten Jahren, und mit einer Art mütterlichen Wohlgefallens sieht sie auf ihren jungen Freund herab, wenn er ihr, in der mehlfestaubten Kappe und mit dem Geruche frischen Backwerks vor sich her, an den Thüren begegnet. Friedlich in ihrem Tragkorb, wie gute Kameraden, schlummern neben einander Regierung und Opposition, Freisinn und Reaction, Kulturkampf und Socialdemokratie; und mit derselben Liebe trägt sie dies Alles

umher und schükt es sogar, wenn es regnet oder schneit, mit einem Zipfel ihres braunen Umhängeluches. Sie hat etwas Mütterliches, wie gesagt; und ist eine Philosophin obendrein. Man muß sie beobachtet haben, wie sie die Hintertreppen hinauf- und heruntersteigt und ihre Blätter vor die verschlossenen Thüren wirft — mit einem Gesichtsausdruck, als wollte sie sagen: schlaft Ihr nur! So lange Ihr schlaft, hat die Welt Ruhe! Wie viel besser ist es auf Erden, wenn die noch nicht aufgestanden sind, die den vielen Lärm machen; auch der noch nicht, der im Parlamente sich zu rühmen pflegt, daß er am frühesten von allen aufstehe! . . .

Der einzige, mit der Auctorität und Gewalt des Gesetzes Bekleidete, der um diese Zeit an den Ecken der Straßen auftaucht, ist der Schutzmann. Aber auch er ist jetzt ein gemüthlicher Mann gegen das, was er in den späteren Stunden des Tages vorstellt. Er ist der gute Freund der Portiers, die mit Schneeschippe, Besen, Schaufel und Aschenkasten herauskommen, um den Bürgersteig gangbar zu machen. Sie haben den größten Respect vor dem Schutzmann, in dessen Zügen alsdann manchmal Etwas erscheint wie ein menschliches Lächeln. Davon wissen auch nur wir, die frühen Leute, zu erzählen. Denn wer hätte sonst jemals einen Berliner Schutzmann lächeln sehen?

Indessen bin ich in den Thiergarten hinausgetreten und die Pracht und Schönheit des Wintermorgens beginnen ihr magisches Spiel. Wie ein Zauberpalaß steht er vor mir, dieser unergleichliche Park. Seine dunklen, hohen Säulen, die Bäume, mit phantastischen Kränzen von Schnee behängt, mit der bläulichen Fernsicht seiner Alleen und dem schimmernden Eispiegel seiner Seen — mit dem Monde, der groß und golden noch im klaren Aether des Westens schwebt, mit dem feurigen Morgenroth, das den ganzen Osten färbt. Das Eichhörnchen schlüpft über den Weg, die Krähe schwingt sich hoch über die Schneekrone der Kiefer. Hier und dort und immer mehr beleben sich die Pfade, die von den Seitenstraßen nach dem Brandenburger Thor und den Linden, aus dem Innern der Stadt in unsre Vorstadt und von Moabit in die Geschäftsgegenden des Westens führen. Handwerksleute sind es, Schneidermamsellen, Putzmacherinnen und Ladenmädchen; Buchhalter und Comptoiristen, tüchtige Männer, die dem Anscheine nach gut geschlafen und gut gekrüht haben, mit sich und der Welt in Frieden leben und deren Behagen nichts vergleichbar, wenn sie so des Morgens von Haus kommen, ihre erste Cigarre im Munde. Wie der Duft derselben mir zu Herzen geht, trotzdem ich nicht darauf schwören möchte, daß es 85er Importen sind. Aber er weckt liebliche Vorahnungen nichtsdestoweniger und ich freue mich jedes Mal, wenn ich diesen Männern begegne. Denn sie geben mir, indem sie, wichtig und laut mit einander redend, ihrem Geschäfte zusteuern, an jedem Morgen aufs Neue die Zusicherung eines Glücks, das, gleichsam mitten inne zwischen den Bahnen des Ruhms und des Ehrgeizes, der Macht und des Reichthums, von diesen weder berührt noch gestört wird. Hier auch, wo eine Querallee mündet, ist die Stelle, an der ich jahrelang ein merkwürdiges Paar traf — frühe Leute, wie wir Andern, und immer mit dem Glockenschlag. Zuerst, in der Dämmerung, konnte ich sie nicht recht erkennen; ich sah nur, daß sie Arm in Arm gingen, und hörte nur, wie sie beständig mit einander sprachen, als ob

sie junge Eheleute wären, die sich unendlich viel zu sagen haben. Aber sie waren in der That ein alter Mann und eine alte Frau, die sich zärtlich zu lieben schienen und denen offenbar der Morgenspaziergang so zuträglich war, daß sie mit behenden Schritten dahin gingen, immer untergefaßt und immer plaudernd. Philemon und Baucis, dacht' ich, wenn sie vorüber kamen; und oftmals blieb ich stehen, um den beiden Alten, Liebenden, nachzuschauen. Aber eines Tages kam er allein und eines andern Tages blieb auch er aus; und seitdem suche ich im ganzen Thiergarten die beiden verschlungenen Bäume, die einst Philemon und Baucis waren.

Und hier auf einmal, wo der schmale Baumgang nach der breiten Thiergartenstraße sich öffnet, bin ich mitten unter der Jugend, die jetzt, wenige Minuten vor acht, in hellen Haufen zur Schule strömt. Aus dem Morgenroth tritt die Sonne heraus und beleuchtet mit ihrem ersten goldnen Strahl diese fröhliche Schar, die sich wie eine kleine Armee dem gemeinsamen Ziele entgegen bewegt. Und hier unter ihnen, mit so manchem halbvergessenen Wort aus halbvergessenen Büchern, das ich erhasche, werden die alten, glücklichen Erinnerungen wach, von der rosenfingrigen Eos und dem vielgewandten Odysseus — und da, wahrhaftig — es sind die Verwandlungen des Ovid, Buch acht, Vers 616 — es ist die Geschichte von Philemon und Baucis, die der eine Junge dem andern abhört:

Während um Beider Gesicht schon wuchs in die Höhe der Wipfel,  
Wechselten Worte sie noch, so lange sie konnten, und sprachen  
Beide zugleich: „Leb' wohl, o Gemahl!“

Es ist gut, daß ich nicht weit mehr von Hause bin. Vom Thurme des Kirchturms herab schlägt es acht, und vor der Routine des Tages verblaßt die Poesie der frühen Leute. Die Briefträger machen die erste Runde; die Herren Barbieri sind in vollem Trab; die gelben Wagen des heiligen Stephan, die braunen der Packetgesellschaft, die dunkelgrünen und olivenfarbenen des Magistrats, des Kammergerichts und der Ministerien beginnen ihren Dienst, mit unleidlichem Rasseln faufen die Mehrgertwagen um die Ecken herum und das melodische „Kooft Sand! kooft Sand!“ klingt hinter ihnen her.

Bei diesem Rufe pflegt Berlin sich aus dem Schlafe zu erheben; aber wenn Diejenigen, die sich jetzt, noch verdrießlich von dem letzten Souper, die Augen reiben, wenn sie wüßten, welch' auserlesene Genüsse diese erste Stunde des Wintertages in sich birgt, vielleicht daß sie's auch einmal versuchten, und wär' es auch nur, weil der Morgentee und die Morgencigarre wahrscheinlich in ganz Berlin Niemandem besser schmeckt, als uns, den frühen Leuten!

# Martin Salander.

~~~~~  
Roman

von

Gottfried Keller.

~~~~~

## XII.

Die Brüder, so einig sie waren, trennten sich nun insofern vor der Welt, als Jeder denjenigen Volks- oder Bürgerkreisen nachging, die seinem Parteinamen entsprachen. Da sie noch wenig politischen Verstand und Gedankenbarrath besaßen, so fiel es ihnen nicht schwer, sich mehr durch ihre Anwesenheit, als durch Reden bemerklich zu machen und dagegen mit einer, den Sprachführern getwidmeten schmeichelhaften Aufmerksamkeit deren Wohlgefallen zu erwerben. Nach und nach erwießen sie sich nützlich durch vorkommende mindere Schreibarbeiten, die sie bereitwillig besorgten, und durch vertrauliche Mittheilungen aus dem Lager der Gegenpartei, von Absichten und Beschlüssen, drolligen oder nachtheiligen Vorfällen, persönlichen Reibungen und dergleichen, was sie einander jeweilig ungesäumt zuraunteten. Das gab ihnen unter ihren Leuten dann den Ruf rühriger und gut unterrichteter Politiker, wenn sie vorsichtig und ganz wie beiläufig die Neuigkeit an den Mann brachten. Es ist übrigens anzunehmen, daß der letztere Zug nicht sowohl aus bössartiger Falschheit, als aus dem leichtsinnigen Spiel hervorging, das sie mit dem Parteiwesen trieben. Noch andere, unschuldigere Ränke übten sie fleißig. Wenn sie in eine öffentliche Zusammenkunft, einen Verein oder auch nur sonst ins Wirthshaus gingen, sorgten sie dafür, daß ihnen ab und zu dringliche Geschäftsbriefe und Telegramme aus ihren Kanzleien nachgeschickt, oder daß sie persönlich hinausgerufen wurden. Das belächelten zwar erfahrene Unter-Streber, aber mit Achtung und Wohlwollen. Sie hielten es für etwas durchaus Tüchtiges, quasi Staatsmännisches, und verriethen das ihnen bekannte Geheimniß keineswegs an die Menge.

Die Brüder gebiethen auf das Beste und gewannen Jeder an seinem Orte täglich an Ansehen und Beliebtheit im Volke. Die sichereren Hoffnungen auf die Aemter ihrer beiden Vorgesetzten erfüllten sich allerdings nicht. Der Eine, der hatte abgehen wollen, ward plötzlich eifersüchtig und befann sich anders; Der-

jenige, der nach Ablauf seiner Amtsdauer gestürzt werden sollte, machte verzweifelte Anstrengungen und empfahl sich persönlich in den Häusern der Stimmberechtigten, so daß er mit knapper Mehrheit wieder bestätigt wurde. Sein Substitut Julian, der sich unbefangenen betworben, erhielt aber so viel Stimmen, daß er durch die Ziffer schon eine Anwartschaft unter den hervorragenden Candidaten bekam.

Die zwei jungen Männer säumten unter solchen Umständen nicht länger, sich außerhalb ihrer Notariatskreise umzuthun und erworbene Freundschaften zu benutzen, und so wahrte es nicht zu lange, bis Jeder in einer fruchtbaren, wohlhabenden Gegend des Landes zum Notar erwählt worden, Isidor, der Altliberale, im Norden, und Julian, der Demokrat, im Osten von Münsterlingen.

Im Zeisig herrschte Freude. Frau Amalie Weidelich rief: „Zwei Landschreiber zu Söhnen!“ und der Vater Jakob sagte: „Ja, Du hast's erreicht, was die Ehre betrifft! Aber mit dem Einkommen der Notare soll es nicht mehr glänzend stehen! Wir werden noch weiter opfern müssen!“

„Ei, da sorg' Du nicht!“ eiferte die Mutter, „diese Sorte bleibt nicht lang auf dem Fleck stehen!“

„Jedenfalls,“ fuhr Jakob Weidelich unbeirrt fort, „braucht Jeder alsbald ein Hans, einen anständigen Wohnsitz; denn mit einer Landschreiberei kann man nicht bei Bauersleuten zur Miete wohnen! Das wird auch Geld kosten!“

Die Söhne beruhigten den Vater. Zu einem artigen Hans oder gar einem mäßigen Landgute zu kommen, ergebe sich die vortheilhafteste Gelegenheit aus dem amtlichen Geschäftsleben selbst, bei Anlaß von Concursabsteigerungen, Erbverkäufen und andern Fällen von Handänderungen, wo ein gewandter Notar, wenn er die Augen aufthue und etwas wage, ja zunächst bei der Anrichte stehe.

Vater Weidelich verstand sich nicht recht auf solche Geschäftsläufe; von den alten Landschreibern seines Gedenkens hatte man dergleichen Praxis nicht vernommen; doch war er selber kein Gewinnverächter und fand es schließlich um so besser, wenn hier das biblische Wort gelte: dem Ochsen, der da drischt, sollst du nicht das Maul verbinden.

Die gute Mutter vermochte kein Wort mehr zu sagen, so gerührt, ja betroffen war sie, die Söhne in eigenen Herrenhäusern sitzen zu sehen, weit auseinander im Lande wohnend.

Während die jungen Notare einstweilen noch in den Wohnräumen ihrer Vorgänger die Aemter antraten und verwalteten, suchte gelegentlich Jeder in den Ortshäusern seines Kreises eine Behausung. Das gab Gelegenheit, sich der angefessenen Wohnerschaft zu zeigen und Lentseligkeiten mit ihr zu tauschen. Um auf der nunmehrigen Laufbahn nicht mehr verwechselt zu werden, hatten sie auch das Aeußere so ungleich als möglich gemacht, Julian das üppige Haar kurz gestutzt und ein zartes Schnurrbärtchen gepflanzt, Isidor das Haar mit Pomade glatt gestrichen und gescheitelt; dazu trug jener einen schwarzen Filzhut, breit wie ein Wagenrad, dieser ein Hütlein wie ein Suppenteller.

Das Glück wollte, daß Beide in kurzer Zeit Anlaß fanden, ein schönes Grundstück zu billigem Preise an sich zu ziehen und statt der bisherigen Besitzker lediglich den eigenen Namen in die Grundbücher einzutragen. Nachher



konnten sie so viel Land davon verkaufen, daß sie beinahe zinsfrei wohnten. Julian's Sitz lag im Osten in der großen Dorfschaft Lindenberg; die weit zerstreuten Häuser zogen sich um den Fuß des Berges herum, die neue Kanzlei aber glänzte weiß von der Höhe ins Land hinaus. Isidor hatte zur Residenz die Kirchengemeinde Unterlaub gewählt, und das kleine, aber zierliche Landhaus, das er bezogen, war ebenfalls auf einer anmuthigen, aus grünem Buchengehölz ragenden Erdbrust gelegen, wo es „im Lautenspiel“ hieß. Wenn die Eltern Weidlich zu einer gewissen Jahreszeit des Abends, bei schönem Wetter, die Anhöhen über dem Zeisighofe bestiegen, so konnten sie in der Ferne die weißen Mauern und die Fenster beider Häuser im Scheine der niedergehenden Sonne schimmern und funkeln sehen.

Aber nicht nur das Himmelslicht, auch die Gunst der Menschen schien die glückseligen Wohnungen und ihre Eigner zu verklären; denn als wiederum eine kleine Zeit verstrichen, starb in Isidor's Gegend ein altes Mitglied des Großen Rathes und nahm in Julian's Revier ein anderes, durch Verhältnisse genöthigt, seinen Austritt. Die Altliberalen, über den Verlust ihres alten Genossen betrübt, wollten es auch einmal mit jungem Holze versuchen und hoben den jungen Notar im Lautenspiel auf den Schild; die Demokraten im Osten holten schon seines großen Hutes wegen den Julian vom Lindenberg herunter; denn dieser Hut, als ein unverschleiertes Zeichen der Gesinnung, bildete einen trefflichen Gegensatz zu dem gescheitelten Haar und dem glatten Gesicht Isidor's und eine Herausforderung aller Andersgesinnten überhaupt.

Sie wurden zur nächsten Versammlung des zweihundertköpfigen Rathes einberufen und, nachdem die Wahlen anerkannt, zum Handgelübde in den Saal geführt. Sie hatten aber schon vor der Sitzung unter Anleitung des Waibels sich die Plätze ihrer Vorgänger gesucht und nahmen nach vollzogener kurzer Handlung dieselben ein.

Als sie nun da saßen, der Eine hier, der Andere dort, waren Beide gleichmäßig still und doch unaufmerksam, so daß sie kaum wußten, was jetzt verhandelt wurde. Nach und nach fiel es ihnen ein, daß sie gedruckte Sachen in einem Umschlag mit sich führten, neue Vorlagen wurden ausgeheilt, sie vertieften sich blätternnd darein und ertwischten auch den Faden, an welchem die Berathung eines Gesekentwurfes sich hinspann. Aber schon bei der ersten Abstimmung, die im Laufe des Morgens stattfand, fehlten sie im Saale, da sie ihren guten Bekannten gefolgt, die ihnen gewunken, und mit denselben zum Frühstücke in eine Schenke gelaufen waren. Es konnte wegen Unvollständigkeit überhaupt nicht abgestimmt und mußten die Waibel ausgesandt werden, aus den umliegenden Wirtschaften die Abwesenden herbeizuholen, während der ernstere und an Ausdauer mehr gewöhnte Theil der Senatoren, der auf dem Rathhause saß, irgend einen Bericht anhörte. In den ihnen wohlbekannten dunkeln, von Geräusch erfüllten Bechstuben stellten sich die Waibel unter die Thüren und ersuchten mit lauten Ausrufestimmen die hochgeachteten Herren, zur Abstimmung zu kommen. Mit einigem Tumult erhoben sich die eifrigen Frühstückler und kamen, die Zwillinge mitten unter ihnen, eilig in einer dichten Wolke durch die uralte Thüre herein geströmt.

Isidor und Julian fanden die Sache lustig und kamen mit lachenden Gesichtern, während der verdrießliche Präsident auf dem Hochsitz zum ersten Vicepräsidenten neben ihm sagte: „Das geht ja bald wie in einer Schule, wenn man die Knaben herein treibt!“

Es wurde mit dem Entwurf fortgefahren, wollte aber nicht recht kleben, weshalb der Präsident vorschlug, abzubrechen und eine Nachmittagsitzung zu halten. Das beliebte der Versammlung und verschaffte den zwei jüngsten Mitgliedern ein neues Vergnügen, indem sie, Jeder unter einer Schar seiner Gefinnungsgeoffen, zum Mittagessen ins Gasthaus wanderten. Dort thauten sie vollständig auf, beim Kartenspiel um den schwarzen Kaffee die Weiße der Ebenbürtigkeit erwerbend.

Als man nach zwei Stunden in die Rathssitzung zurückkehrte, fühlten sie sich schon wie zu Hause. Sie begannen an diesem ersten Tage die äußerlichen Gewohnheiten älterer Stammgäste und vielbeschäftigter Männer nachzuahmen, Julian verließ seine Bank, um sich an einen Tisch zu setzen, welcher mit Schreibmaterial bedeckt in der Mitte des Saales stand. Einen Vorrath klein geschnittener Blätter nicht beachtend, löste Julian von einem Buche des schönsten Papiers einen großen Bogen ab, schlug ihn auseinander und statt ein Falzbein zu gebrauchen, riß er ihn aus freier Hand, um seine Kanzlistenkünste zu zeigen, mit einem Zuge mitten durch, allerdings Schnurgerade.

„Ratsch!“ machte der Herr Präsident, dem der schrille Laut in den Ohren wehe that, gegen seinen Nachbar, „diesen Vergeuder möchte ich nie zum Finanzminister machen! Wie er nur mit dem schönen Papier umgeht, das ihn nichts kostet!“

Julian aber fuhr fort, die Stücke entzwei zu reißen, bis er endlich eines passend fand, darauf zu schreiben, die Feder eintauchte, nachdenklich zur Saaldecke empor schaute, und dann ansing, etwas zu schreiben, zuweilen ein wenig aufhorchend, um den Gang der Berathung nicht außer Acht zu lassen. Zuletzt drehte er sich auf seinem Stuhle nach dem Redner hin, lehnte sich zurück, schlug die Beine übereinander und schien, die Feder hinter dem Ohre, aufmerksam, ja gespannt zuzuhören. Dann schrieb er weiter, sandelte endlich, las das Geschriebene, faltete es zusammen und schritt nach seinem Plaze zurück.

Bald darauf begab sich Isidor an den Tisch, wo er ein Bögeltchen Postpapier nahm und mit fliegender Hand einen Brief schrieb. Die Unterschrift aber vollzog er langsam und nachdrücklich, bis er plötzlich die Faust in eine kreisende Bewegung versetzte, die eine Weile in der Luft spielte, eh' sie sich auf das Papier niederließ und eine Wolke von kraus durcheinander geringelten Federzügen auf und um den Namen triebelte. Schließlich spritzte er geschickt drei Tupsen dazwischen, zur Erbauung der Leute, die ihm von der Galerie herab zuschauten. Dann faltete er den Brief, that denselben in ein Couvert und schrieb die Adresse, streckte den Federhalter empor und winkte den Waibel herbei, der aufmerksam auf seinem Posten stand. Dienstfertig eilte der auf den Fehen herbei, den silbernen Schild an drei Kettlein an der Brust, nahm den Brief in Empfang und legte ihn mit einer Oblate unter die an den Tisch befestigte Siegelpresse, das kleinere Staatswappen darauf drückend, worauf er ihn hinaus trug oder

vielmehr durch das mit einem kleinen Thürchen versehene Guckloch in der schweren Eichenthüre einem der draußen stehenden Läufer hinaus bot. Isidor lehnte indessen ausruhend in seinem Sessel am Tische, mit verchränkten Armen sich das Publicum auf der Galerie betrachtend.

Der Vorsitzende sagte zum Nebenmann: „Ich wollte wetten, der hat sich gewiß ein halbes Duzend Frankfurter Bratwürstchen bestellt, die er heute Abend mit nach Hause nehmen will!“

„Er kann auch um eine halbe Million Franken für seine Hypothekarclintel geschrieben haben,“ erwiderte lachend der Vicepräsident; „Sie scheinen übrigens unserer neuesten Rathsjugend nicht sehr getwogen zu sein?“

„Nun, je nachdem! Wenn sie anfangen, zwillingsweise aufzuziehen und sich benehmen wie auf dem Fastnachtstheater, oder bei sonst einem Knabensport, so muß ich gestehen — darf ich Sie bitten, mir Ihren Zusatzantrag schriftlich einzureichen!“ unterbrach sich der Präsident, als ein Redner sein Votum schloß und sich niedersetzte; „wer begehrt ferner das Wort?“

Diese Nachmittagsitzung dauerte so lange, daß die Herren Volksvertreter nach Schluß derselben sofort die Bahnhöfe aufsuchen mußten, um die Heimath zu erreichen. Denn seit das Ländchen überall von den Schienentwegen durchzogen war, galt es nicht mehr für wohlstandig, die Nacht in der Hauptstadt zuzubringen, während man in einer halben oder ganzen Stunde zu Hause, und am Morgen eben so rasch wieder da sein konnte.

Um nicht nachtheilig aufzufallen, sahen sich auch die Brüder Weidelich genöthigt, mit den Rathsgenossen nach ihren betreffenden Bezirken zurückzufahren. Es gehörte überdies zum Tageslauf, an den Gesprächen der Heimkehrenden Theil zu nehmen, wenn auch nur mit den Ohren, und so gewissermaßen bis zum Ende dabei zu sein.

An diesem Abend saßen im Zeißig die Eltern der jungen Großrätthe untwirsch, fast betrübt am Tische. Stolz auf das heutige Ereigniß, welches die Gutheißung all' ihrer Opfer und Hoffnungen enthielt, hatten sie den ganzen Tag auf den Augenblick geharrt, den die Söhne finden würden, Vater und Mutter aufzusuchen und zu begrüßen. Schon zur Mittagszeit hielten sie kräftige Speise und besseren Trank bereit, und zögerten lange vergeblich, bis sie endlich zu essen begannen. Dester verließen sie ihre Geschäfte und liefen auf die Straße, in der Hoffnung, die neuen Würdenträger von der nahen Stadt heraufkommen zu sehen. Allein sie kamen nicht.

„Sie werden nicht Zeit finden,“ sagte Jakob Weidelich, „sie sind jetzt eben angebunden bei den Geschäften, an allen Enden!“

Als die guten Leute spät Abends nochmals hinaus gingen und die letzten Bahnzüge in der Ferne durch die Stille rollen und pfeifen hörten, wußten sie, daß sie die Söhne nun nicht mehr sehen würden. Die Frau wischte sich die Augen, was seit unbenklichen Zeiten nur geschah, wenn sie Zwiebeln schälte; es war ihr zu Muth, als ob die Söhne für immer entschwunden und in ein unbekanntes Land gefahren wären.

„Sie kommen ja morgen wieder,“ sagte Jakob, „und übermorgen wahrscheinlich auch!“

„Wer weiß, ob sie dann an uns denken! Es ist mir ums Herz, wie wenn sie uns nichts mehr angingen!“

Die Frau schlich ins Haus zurück, damit Niemand ihre Betrübniß bemerte und deren Ursache erräthe, und der Mann drückte sich nach ein paar Minuten auch hinein. Sie tranken zusammen von dem besseren Wein, den sie für die Söhne bereit gehalten.

„Und warum brauchen sie denn alle Tage hin- und herzufahren wie die Maulaffen?“ schalt die Mutter, „da sie ja so bequem bei uns übernachten könnten und kein Geld ausgeben müßten?“

„Das verstehst Du nicht! Sie haben doch in ihren Kanzleien nachzusehen, was vorgegangen ist; und Morgens früh, eh' sie weggehen, weisen sie den Schreibergefellern die Arbeit an. Das macht sich auch besser, als wenn sie sich drei oder vier Tage lang nicht blicken ließen! Zu was hat man alle die Eisenbahnen, für die sich die Gemeinden und der Staat so überschuldet haben? Das kommt ihnen jezt zu Gute, sie können den Tag über prächtig hier im Rathhaus sitzen, und am Abend wie am Morgen früh doch ein paar Stunden zu Haus arbeiten! Denn sie haben eine große Verantwortlichkeit!“

Auch in Martin Salander's Wohnung war der Tag nicht ohne seltsame Spuren vorüber gegangen. Als die Familie beim Mittagmahle vereinigt saß, zog er eine Zeitung aus der Tasche, die um elf Uhr ausgegeben worden. Er warf nur einen Blick auf die neuesten Nachrichten, worunter die Eröffnung des Großen Rathes nebst den zwei oder drei ersten Geschäften; des Eintrittes der beiden jungen Notare war erwähnt.

Salander, dem die Wahlen nicht unbekannt geblieben, hatte noch nicht daran gedacht, daß heute eine Session begann und die Gebrüder Weidlich an derselben Theil nahmen. Er fühlte sich wunderbar überrascht. Die unwillkommenen Liebhaber seiner Töchter waren nicht nur als seine Gönner aufgetreten und nahe daran gewesen, ihm selbst in den obersten Rath zu verhelfen, sondern sie saßen jezt selber darin, während er, der bewährte und erfahrene Volksfreund, der Vater, in der Zeitung lesen mußte, was dort vorging. In Gegenwart seines weiblichen Haushaltes überließ mit dem Schatten der Menschlichkeit eine unbequeme Eifersucht sein Gemüth.

„Was gibt es in der Zeitung, daß Du so ein bedenkliches Gesicht machst?“ fragte Frau Marie, die ihn ansah, weil die Töchter ihn verstoßen zu beobachten schienen.

„Ich?“ sagte er, die Augen nicht von dem Blatte wegwendend, „es gibt weiter nichts! Ich lese da just, daß die Herren Weidlich heut' in das Rathshaus eingezogen sind.“

Erst jezt blickte er auf, da die Gattin sich bewegte, wie wenn sie erschräte. Mit ihr zusammen nahm er wahr, daß die Augen der Jungfrauen seltsam glänzten und ihre Lippen zuckten, als wollten sie sagen: sind sie nun alt genug?

„Die gute Suppe ist versalzen, Magdalena, nehmt mir den Teller weg!“ rief die Mutter der eintretenden Köchin zu. Diese nahm den Teller sammt dem Löffel und kostete die Suppe.

„Ich begreife nicht,“ entgegnete sie, „ich habe gewiß nicht mehr Salz genommen als gewöhnlich!“

„Gleichviel, sie ist versalzen! Ich mag überhaupt nicht essen!“ Hiermit legte Frau Salander ihr Tellertuch weg und erhob sich.

„Marie, sei nicht thöricht und is! Oder ist Dir nicht wohl?“ rief nun Martin, als er sah, daß die Frau blaß geworden. Befragt stand er auf, und auch die Töchter schoben mit ganz veränderten Gesichtern die Stühle zurück, um der Mutter beizuspringen. Sie saßte sich jedoch unvermuthet. „Bleibt nur sitzen und eßt!“ sagte sie, „ich will es auch thun, so gut ich kann!“

Als Alle ihre Plätze wieder eingenommen und die bewegte Frau etwas ruhiger geworden, fuhr sie zu sprechen fort:

„Ich sehe, daß Ihr nicht von Eurem Willen weicht und die Dinge ihren Lauf nehmen. Wenn Ihr etwas zu sagen habt, so redet offen, ich mische mich nicht mehr darein und überlasse Eurem Vater den Rath und die That, wenn etwas zu thun ist!“

„Sprich nicht so!“ sagte Martin, „wir wollen nicht als geschiedene Leute vor den Kindern stehen! Wie steht es denn nun,“ wandte er sich an die Töchter, „was geht vor mit den jungen Leuten, den Zwillingen?“

Es blieb ein Weilchen still. Dann nahm Fräulein Setti sich zusammen. „Liebe Eltern!“ sagte sie mit gesenkten Augen, während Retti mit Herzklöpfen neben ihr saß, „die Zeit ist jezt da. Am nächsten Sonntag wollen sie kommen und uns ans halten. Wir bitten Euch, uns nicht entgegen zu sein!“

Wieder herrschte ein kurzes Schweigen. Dann sagte Salander: „Wir wollen sie kommen lassen! Bis dahin dürfen Euere Eltern wohl noch ein wenig nachdenken und auch dann die übliche Bedenkzeit ausbitten, insofern es wünschenswerth scheint.“

„O, wir wollen ja nichts überstürzen!“ rief Retti.

„Schon gut, is jezt nur, es wird ja Alles kalt!“ schloß Salander und setzte allein die Mahlzeit fort, da die Mädchen feierten und die Mutter wieder aufgestanden war und sich schweigend im Zimmer zu schaffen machte.

Die Töchter zeigten sich von dieser Stunde an unterwürfig und sehr lebenswürdig gegen Vater und Mutter. Wenn sie auch entschlossen waren, ihr persönliches Recht zu behaupten, so wußten sie doch den Unterschied zwischen einem friedlichen Ausscheiden aus dem Elternhaus und einem gewaltsamen Bruche richtig zu schätzen. Sie hatten auch ihr gutes Gewissen wieder hergestellt, indem sie mit den Geliebten nicht mehr zusammen getroffen und den brieflichen Verkehr auf das Nothwendige beschränkten. Zur etwelchen Entschädigung bestiegen sie in schönen Morgen- oder Abendstunden zuweilen die Berghöhe, wo man das Haus des Notars am Lindenberg und dasjenige des Notars im Lautenspiel sehen konnte. Jede trug ein Doppelglas an schmalen Riemen umgehängt, und wenn sie oben anlangten, forschten sie mit besetzten Augen in dem Ferneblau, welches die darin entrückten Gegenstände ihrer Liebeswahl noch tausendmal verschönerte. Retti vermochte durch ihr Glas die Fenster am Hause Julian's zu zählen; der Schwester gelang das an Isidor's Hause nicht, weil es zu jener Zeit im Schatten stand. Dafür sah sie im Lautenspiel einen weißen Rauch

aufsteigen und deutlich einen Streifen Sonnenlichts auf einem Weiser und durch die Bäume blihen.

„Wie schön wird es sein,“ rief sie, „wenn ich meinen Brief an Dich datiren kann: Lautenspiel, den 1. Mai!“

„Auf Lindenberg, am 1. Juni' wird sich auch nicht übel ausnehmen!“ meinte Nettchen und guckte weiter; „wenn Ihr zum Besuch kommt, so essen wir in der oberen Eckstube, sieh' mal das äußerste Fenster links, dort muß man weit ins Land hinaussehen! Es soll ein allerliebster kleiner Saal sein, hat er mir geschrieben.“

Jetzt aber sahen sie mit noch größerer Sehnsucht, als in das Land hinaus, dem kommenden Sonntag entgegen, so daß derselbe für sie nicht so unversehens da war, wie für die Eltern.

Frau Salander hatte sich inzwischen aus den Unterredungen mit Martin schmerzlich überzeugt, daß kein greifbarer Grund zu längerem Widerstande vorhanden war, der das bevorstehende Heirathen vor der Welt nur noch auffälliger machen würde, wenn die Töchter einfach wegliefen. Sie brachte es aber nicht über sich, der Heimzuchung und dem Triumphe der beiden hinterlistigen Töchter als Opferlamm beizuwohnen; daher beschloß sie, den Tag zu einem längst verheißenen Besuch auf dem Lande zu benutzen und zugleich durch ihre Abwesenheit den nach ihrer Meinung muthwillig verirrten Kindern eine Strafe anzuthun. Da sie jedoch dem Mann zugegeben hatte, man werde die Freier in jedem Falle zu Tisch behalten müssen, so sorgte sie selbst für ein anständiges und doch in richtigem Maße gehaltenes Essen, und Niemand war froher, mit zu helfen, als Magdalena, welche durch den glücklichen Ausgang ihrer Sünden völlig entlastet zu werden hoffte. Sie diente gerne in dem Hause und wünschte dasselbe nie zu verlassen.

Als am Sonntag Vormittag der Wagen für die Mutter schon vor dem Hause stand, sprach sie gegen Mann und Töchter noch die Hoffnung aus, man werde, was auch kommen möge, von einer Verlobungsfeier absehen, welche ja keinen Sinn haben würde, da man sich auf Grund der Volljährigkeit ohne Zuthun der Eltern schon verlobt habe.

Die zwei Fräulein verzichteten in ihrer Freude gern auf das Fest, das die Mutter selbst für überflüssig erklärte; sie waren sogar ja froh, daß sie für heute fortging, weil sie wußten, wie die Zwillinge sich vor ihr scheuten und die heutige Handlung leichter abgewickelt werde.

Martin Salander hingegen sah die Frau fast mit Trauer wegfahren, betroffen von ihrer beharrlichen Strenge in dieser Sache; er wußte, wie reblich und frei von aller Gehässigkeit sie war, und fühlte daher aus ihrem Verhalten eine schwere Ahnung von Unglück heraus, die er nicht zu theilen vermochte und doch achten mußte.

Nicht lange war Frau Salander fort, so erschienen die Brüder Julian und Sidor, Beide feiertäglich gekleidet. Mit ihnen trat ein voller Sonnenschein in das Zimmer. Salander war wie geblendet von den Gesichtern der Mädchen, die nicht einmal lachten und doch so von Glück leuchteten, daß er wünschte, die Mutter könnte die merkwürdige Erscheinung auch sehen.

Die Fräulein saßen standesgemäß auf dem Sopha des Besuchzimmers, der Vater und die Freiersjünglinge auf Stühlen, und letztere so befangen, daß es einer guten angeborenen Bescheidenheit gleich sah. Das kam vornehmlich von der Abwesenheit der Hausfrau her. Die Spazierstöcke hatten sie vor der Thüre stehen lassen, wie es die Landleute thaten, wenn sie auf die Kanzlei kamen; die Hüte hielten sie in den Händen und schauten während der ersten Wechselreden verlegen im Zimmer umher.

Endlich brachte Salander sie auf den Zweck ihres Besuches; es gefiel ihm, daß so feste und jugendliche Politiker doch so bescheiden und sogar schüchtern sein konnten in so erstem Augenblick. Selbstverständlich hatten sie nach Allem, was geschehen, nicht mehr viel zu sagen und thaten es auch kurz und natürlich, der Herr Großrathspräsident hätte nichts daran zu tabeln gefunden. Wieder sahen sie sich an den Wänden um, während Salander seine Antwort erst flüchtig ertrog; der wohlgeordnete Raum erhöhte ihre ungewohnte Achtung und diese wieder Salander's gute Meinung: jedes Bedenken, jede Vorstellung über diesen oder jenen Punkt, alle Fragen nach ihren Lebensplänen und Ausichten unterlassend, erklärte er, immerhin mit ernster Miene, daß er und die Mutter dem Willen der Töchter nicht entgegen seien und nur der Hoffnung leben könnten, diese Verbindungen werden u. s. w., worauf er kurz abschnitt und die Notare, wenn sie nichts Anderes vorhätten, auf den Mittag zum Essen einlud.

Sie waren noch immer so befangen, daß sie nicht einmal wagten, in Bräutigamsweise sich den Mädchen zu nähern, die sie doch so gut kannten, und diese von ihrer feierlichen Würde zur Verlegenheit übergangen und darob fast erboht wurden; denn sie wußten selbst nicht, wie vornehm sie plötzlich den Zwillingen erschienen. Der Vater, solche Zartheit mit neuem Wohlgefallen bemerkend und in der Absicht, die Verlobten jetzt allein zu lassen, nahm für kurze Zeit Abschied, um auf das Contor zu gehen und die eingegangenen Briefe zu öffnen.

Am Mittagsmahle thaten die Notare ein wenig auf, doch nicht genug, um das Gespräch zu würzen. Salander wollte von Politik und den Rathsverhandlungen reden; sie schienen aber nicht dazu gelaunt und ließen ihm meistens allein das Wort, was er schließlich auch als Bescheidenheit auslegte. Er bedachte hierauf, daß man den Eltern Weidlich, die so nah wohnten, doch auch entgegenkommen müsse, und daß der Anfang am besten zu bewerkstelligen wäre, wenn er jetzt die Töchter ermahnte, mit den Herren nach dem Zeißig zu spazieren und sich den künftigen Schwiegereltern vorzustellen. Dadurch würde Frau Marie Salander des ersten Schrittes überhoben; er selbst wollte sie auf der einsamen Rückfahrt überraschen und dem Mietswagen ein paar Stunden weit entgegen wandern.

Sein Vorschlag wurde von Jedermann sehr gebilligt, von den Töchtern, weil sie auf einen ergiebigen Spaziergang rechneten, von den Zwillingen, weil sie ein böses Gewissen hatten und die Eltern zu versöhnen hofften. Die drei Sitzungstage im Beginn der verfloffenen Woche waren nämlich vorüber gegangen, ohne daß sie ein einziges Mal Zeit gefunden, die sehnüchtig ihrer harrenden Eltern aufzusuchen, die nicht wußten, was sie denken sollten, bald mit der Wichtigkeit

der Geschäfte und der Personen ihrer Söhne sich tröstend, bald an ihrem Herzen, ihrer Kindesliebe verzweifelnd, und wahrscheinlich in beidem irrend. Auch wußten sie nichts davon, was heute, an diesem schönen Sonntage, vorging. Die Zwillinge hatten ihre Absicht verschwiegen, damit nicht etwa auf dem Markte durch Schuld der mütterlichen Reden eine schädliche Scene entstand.

So saßen nun Jakob Weidelich und seine Frau Amalie auf der Bank vor dem Hause und machten Kalender, als sie zwei schwarzgekleidete junge Herren mit hohen Hüten daher kommen sahen, jeder mit einer hübschen, blühenden und schön gepuhten jungen Dame am Arm. Denn die Salanderfräulein hatten es darauf abgesehen, den fremden Eltern wie ihren Söhnen Vergnügen und ein wenig Ehre zu bereiten, da die eigenen Eltern kein sonderliches Freuden- und Ruhmesgeschrei erhoben. So wollten sie nun die Elternlust im Zeißig zu erhöhen suchen und sich mit daran gütlich thun.

Mann und Frau Weidelich dachten eher an den Tod, als daß das ihre Söhne wären, bis sie ganz herangekommen.

Jetzt endlich erkannten sie ihr Blut, von gutem Weine und noch besserem Abenteuer so rosig angehaucht, wie noch nie; als aber vollends die zwei Fräulein Salander genannt und als Bräute vorgestellt wurden, da vergaßen sie, wenigstens die Mutter, alles Leid schneller, als ein Licht ausgeblasen wird. Wenigstens ward es ihr fast dunkel vor den Augen: Die Salanderinnen, von denen das Stück erst eine halbe Million Franken gelten sollte! Das heißt, wenn ihr Vater nicht wieder Dummheiten machte! Denn wer kann heutzutage noch fest auf seinen Willen bauen? Das ist jetzt so, sie haben die Bräute und sind Mannes genug mit und ohne die halbe Million.

Solche Gedanken stürzten in der Brust der guten Frau, wurden aber nicht laut; denn sie war stracks in das Haus hineingelaufen und puhte sich in der Geschwindigkeit so gut als möglich heraus. In der Zeit führte der ehrliche Milch- und Gemüsehändler den Ehrenbesuch in die ländliche Stube, nöthigte die jungen Leute um den Tisch herum Platz zu nehmen und eilte, um nicht sofort reden zu müssen, mit der blanken Weinkanne in den Keller.

Während er dort war, kam die Frau gesprungen, rief: „So ist's recht, ruhet nur aus!“ lief aber zur anderen Thüre wieder hinaus, um die Magd aufzutreiben, wie sie sagte, damit sie schnell Küchlein backen helfe, nur eine Schüssel voll, zum Kaffee, der gemacht werden müsse. Umsouft gingen und riefen die jungen Leute ihr nach, sie solle doch Alles bleiben lassen, sie hätten weder Hunger noch Durst. Das gehe sie nichts an und der Tag sei noch lang und noch nichts bereit, gab sie zurück und trollte sich weiter. Sie prallte mit ihrem Manne zusammen, der mit der gefüllten Zinnkanne und einem großen Stück Käse auf bemaltem Teller gemessenen Ganges herein kam, auf dem Tisch abstellte, denselben mit Gläsern bedeckte, dann aber nicht dablief, sondern wieder hinausging und nach einer Weile mit einer riesigen Schüssel voll Schinkenschnitze zurückkehrte. Dann nahm er kleinere, ebenfalls mit bunten Nelken verzierte Teller, Messer und Gabeln aus dem Schrank und holte zuletzt ein großes Bauernbrot herbei, das er anschnitt. Dazwischen hörte man von der Küche her schon das Feuer knistern und die Butter in der Pfanne spratzeln.



„Ei, was machst Du denn, Vater?“ rief Frau Weideliſch, in weißer Küchenschürze und mit geröthetem Geſichte eintretend, „das wäre ja ſpäter nach dem Kaffee recht gewesen! Wo ſoll ich denn damit hin?“

„Bring' nur, was Du haſt, wenn Du fertig biſt!“ ſagte gelaffen Jakob Weideliſch, „wir ſtellen Alles durcheinander, ſo ſieht unſere Armuth um ſo reicher aus! Ohnehin trinken ich und die Buben lieber ein Glas Wein als Kaffee.“

„Die Buben, ja! Wißt ihr ungerathenen Rathsherrn, daß wir den ſchönen Schinken vergangene Woche ſchon für Euch geſotten haben? Aber Ihr habt Euch nicht ein Augenblicklein gezeigt und uns vergeblich warten laſſen!“

„Du mußt es nicht übel nehmen, Mama!“ entſchuldigten ſich die Söhne, „wir gehören unſeren Stellungen, nicht mehr uns ſelbſt an; Geſchäfte und Umſtände nahmen uns dies erſte Mal ſo in Anſpruch, daß wir uns vor der Abſahrt nie los machen konnten. Künftig wird es hoffentlich nicht mehr ſo gehen!“

„Gott beſſere es!“ ſagte die Mutter, „aber das Kücheln macht mir einen Heidenbrenn! Gieb mir ein halbes Glas voll Wein, Vater, und ſchenke den jungen Herrſchaften auch ein, weil's einmal daſteht!“

Weideliſch goß einen klaren, halbrothen Wein in die Gläſer.

„Zur guten Geſundheit, ihr lieben Jungfern! Zur Geſundheit, Vater! Und Sidor und Julian!“

Sie trank das halbe Glas mit einem Zuge leer und wiſchte den Mund mit der Schürze, ſichtlich erfrücht weiter ſprechend:

„Und was machen denn die lieben Eltern, ihr Fräulein? iſt die Mama wohl auf und der Herr Papa auch?“

„Vater und Mutter ſind Beide wohl auf, wir danken der Nachfrage!“ ſagte Setti, „wir ſollen Sie und Herrn Weideliſch freundlich von ihnen grüßen, und ſie hoffen bald Gelegenheit zu haben, die geehrten Eltern unſerer Bräutigame ſelbſt zu begrüßen!“

„Jetzt iſt's Zeit für Dich als Vater, auch Dein Wörtlein zu ſagen,“ ſtieß die fröhliche Frau den Mann an; der, von der Verlobungsgeschichte zwar nur halb unterrichtet, den Stand der Sache im Ganzen doch zu beurtheilen wußte; er räusperte ſich ein Weniges, eh' er ſprach:

„Was ſoll ich da viel ſagen, als daß es mir eine Ehre iſt, oder uns, wollt' ich ſagen! Ich bin ein ſchlichter Landwirth (die Söhne hatten ihm dieſen Ausdruck eingeſchrieben, weil der alte Name Bauer, der immer einen Herrn vorausſetzt, im ſouveränen Volke nicht mehr üblich ſei), ich bin ein ſchlichter Landwirth und weiß nicht gelehrte und wohlgeſetzte Worte zu machen! Ich kann nur die freundlichen Jungfern, die mir ganz gut gefallen, willkommen heißen, und hätte nie gedacht, zu ſo vornehmen Sohnsfrauen zu kommen! Möge der Herr ſeinen Segen dazu geben!“

„Ich hab' es ſchon lang gethan!“ rief Mama Weideliſch, „es ſoll gelten! Laßt uns darauf anstoßen!“

Sie trank die andere Hälfte ihres Glases aus, wiſchte ſich aber dieſesmal mit der Schürze gerührt die Augen, ſtatt des Mundes; denn ein schöner Theil all' ihres Sinnes und Trachtens ſchien jetzt in Erfüllung zu gehen. Vor der Hand lief ſie wieder in die Küche, um ihrerſeits die Arbeit am Glücke nicht ausgehen

zu lassen; man hörte sie Stäbe mahlen, Zucker zerstoßen und dazwischen laut mit der Magd reden, die, einen Spritzkuchen an einer langen Gabel emporhaltend, nicht aus dem Staunen über das Ereigniß heraustrat.

Es blieb keine Zeit für den Spaziergang, auf den die Jungen gehofft; die Frau wollte die unterbrochene Verlobungsfeier nicht unterbrechen, den Triumph sich nicht verkürzen lassen, und sie theilte die Heiterkeit ihres Gemüthes auch den Anderen mit, zumal den zwei Bräuten, welche für die Ausdauer ihrer Gefühle hier mehr Anerkennung fanden, als im eigenen Elternhause, und sich offenen Herzens daran erfreuten. Es wurden sogar einige Liedchen im Chor gesungen; vor dem Hause sammelten sich neugierige Kinder, bei dem alten Brunnen mit dem abgefäigten Flintenlauf standen Weiber aus der Nachbarschaft, welche das Gerücht herbeigelockt, und suchten des Anblickes der Brautleute theilhaftig zu werden.

Das gelang ihnen auch. Die Herren Notare konnten trotz des mütterlichen Eindringens nicht über Nacht bleiben, weil für Beide auf den nächsten Morgen Geschäfte vertagt waren; die Bräute aber waren zuletzt doch froh, sich auf den Heimweg zu machen, um noch vor der Mutter zu Hause zu sein.

Die Zuschauer auf dem Brunnenplätze, Weiber und Kinder, jahen daher unvermuthet den kleinen Festzug aus der Thüre treten und sich über den Platz bewegen, zu zwei und zweien, voran die Brautpaare, zuletzt die Eltern als Nachhut. Mama Weideliß wollte sich sehen lassen und bestand darauf, eine Strecke weit das Geleite zu geben.

„Seht!“ flüsterten die Leute, „da kommen sie! Das sind die Landschreiber, poßtaugend! Und das also die Fräulein, die hortreich sein sollen! Sauber sind sie, leutliche Weibsbilder! Und die Alte, die blüht ja wie eine Rose! Guten Abend Frau Weideliß, guten Abend, Herr Weideliß!“

Sie winkte den Weibern dankbar zu, weil sie so hübsch am Wege standen.

### XIII.

Nachdem das Doppelbündniß einmal entschieden war, nahm sich die andere Mutter, Marie Salander, der Aussteuer ihrer Töchter um so sorgfältiger und freigebiger an. Nicht nur alles Gewobene, sondern so ziemlich die ganze haus-hältliche Einrichtung im Lautenspiel zu Unterlaub und in Lindenberg sollten sie mitbringen. Martin, ihr Mann, meinte, man müsse doch den Leuten im Zeißig auch das Nöthliche zu thun einräumen; allein sie sagte, vor Allem wünsche sie, daß die Kinder in ihrem Zugebrachten sitzen und stehen, schlafen und wachen können; man wisse nicht, wozu es gut sei. Ein weiterer Vortheil bestehe in dem gleichmäßigeren, einfachen Geschmack, der dabei herauskomme; wenn man nicht in altgewohntem Väterhause lebe, so müsse man sich das Neue auch für die Augen wohllich zu machen suchen.

„Hör' auf, Frau!“ lachte Salander, „woher fliegen die Mücken? Du wirfst mir am Ende gelehrt und arbeitest an einer Mobilienpsychologie!“

„Laß mich zufrieden,“ sagte sie, „ich bin nicht zu Poffen aufgelegt!“

Setti und Retti ließen die Mutter gerne gewähren, um sie bei gutem Willen zu erhalten; gleich sie doch in ihrem Walten beinahe einem jungen Mädchen, daß

eines Tages nochmals über seine alte Puppenstube geräth und träumerisch damit zu spielen beginnt. Sie sah dabei aus, wie wenn man sie nicht stören dürfte, um nicht das öffentliche Geheimniß ihres Kummer's zu wecken.

Die Töchter hatten indessen andere Schmerzen; die Frage, wer alles zu der Hochzeit geladen werden sollte, gab ihnen zu schaffen. Daß beide Hochzeitsfeste in eines verschmolzen werden müssen, schien in der Natur dieser außerordentlichen Heirathsgeheißnisse selbst zu liegen und eine gerechte Krönung des ganzen Liebeskunstwerkes, eine Vergütung der dabei erlittenen Unbilde zu sein. Nun erfreute sich aber die Salanderfamilie keiner ausgebreiteten Freundschaft und geselliger Beziehungen, einmal wegen ihrer wechselreichen Schicksale, dann auch wegen Salander's politischem Wesen. Wohlhabende Geschäftslente und Aehnliche, die aus den für besonnen geltenden Reichen des bisherigen Zustandes heraustraten und mit den bewegten Massen voranstürmen, gelten bei jenen Standesgenossen mindestens für wunderliche, unvertraute Künze, denen die gesicherte Staatsordnung ein Spielball der Leidenschaft oder des Ehrgeizes sei; hieraus erwächst immer ein Lösen des engeren Verkehrs, während die allgemeine Achtbarkeit schon der nützlichen Geschäftssachen wegen bestehen bleibt. So wenigstens suchte Martin Salander den Seinigen entschuldigend die Verlegenheit zu erklären, die bei der Auswahl der Hochzeitsgäste zu Tage trat. Die Töchter vollends besaßen gar keine „intimen“ Freundinnen mehr. Unter diesen Umständen dachte der Vater eine Zeit lang daran, aus der Hochzeit ein freihetliches Volksfest zu gestalten und eine Schar Demokraten mit ihren Frauensleuten zu laden, die in Verbindung mit dem zu erwartenden Anhang der Häuser Weidlich ein wackeres Bild, einen Auszug des Volkes, darstellen würden. Die Mutter wußte ihm jedoch den Gedanken auszureden, und er sah ein, daß es vielleicht nicht gut wäre, diese Hochzeit zu einem politischen Parteifeste zu machen, mit einem nicht abzusehenden Verlaufe. Auch die Töchter scheuten sich, mit ihrem erkämpften Glücke ein öffentliches Schauspiel zu geben.

Desto eifriger wünschten die Bräute den Bruder Arnold zur Hochzeit herbei. Sie hatten einen mit den Eltern gemeinschaftlich geschriebenen Brief an ihn nach England gesandt, nachdem er die erste Verlobungsanzeige mit einem kurzen Glückwunsch ohne alle scherzhaften Wendungen erwidert.

Auf die vierfache Einladung traf nun ein Brief Arnold's an den Vater ein. „Liebster Vater!“ schrieb er, „Euere bringende Gesamtauforderung, zur Hochzeit zu kommen, hat meinem gut Salander'schen Sohnes- und Bruderherzen gewiß wohlgethan, und fast thut es mir weh, dem Vergnügen, das ich mir versprechen dürfte, entsagen zu müssen. Vielleicht werden die I. Schwestern es auch nicht galant finden, wenn ich über dies Müßigen eigenmächtig selbst entscheide; allein es ist so, ich kann jetzt wegen der Hochzeit nicht den hiesigen Aufenthalt plötzlich unterbrechen, um möglicher Weise, wie es eben so geht, nachher nicht mehr zurückzukehren, wenn ich einmal dort bin. Die I. Mutter, welche, es sei gesagt, ohne Eifersucht erregen zu wollen, eine Specialität meines Herzens ist, wird mich verstehen!“

„Liebster Vater! Ich habe Dir zu bekennen, daß ich hier nicht Jura treibe, wie wir verabredet, sondern englische Geschichte, wobei ja ‚wünschendenfalls‘, wie sie in Münsterlingen sagen, immer etwas Recht mit unterläuft. Ich weiß

wohl, daß man nicht gerade in die Länder zu gehen braucht, deren Geschichte man im Allgemeinen studiren will; wenn man aber da ist, kann man in Land und Leuten einen Anschauungsunterricht genießen, der nicht zu verachten ist.

„Ich muß nun gleich zu dem übergehen, was hiermit zusammenhängt und ich Dir vorzulegen habe. Du hast bis jetzt gewünscht, daß ich sofort die juristische Praxis antrete, wenn ich heimgekehrt bin, und zugleich beginne, mich am politischen Leben zu betheiligen. Das möchte ich mit Deiner Zustimmung gern etwas anders anfassen. Die Jurisprudenz werde ich nach Kräften weiterpflegen, fühle aber einen lebhaften Drang, mehr als bis zur Stunde geschehen, mich den historischen Studien zu widmen, was ich mir folgendermaßen denke. Unsere Mittel würden mir gestatten, eine Zeit lang in der Heimath als unabhängiger Privatgelehrter zu leben, womit sich, damit ich nicht ganz umsonst esse, wohl vereinigen ließe, in Deinem Handelsgeschäfte diese oder jene Functionen zu besorgen. Ich habe ja früher schon manche Stunde an Deinem Pulte mitgeschrieben. Würde so allmählig ein leidlicher Kaufmann daraus, so thäte die etwelche Gelehrtheit ihm keinen Abbruch, und die Frage, welches die Zukunft Deiner Firma sein soll, wäre im Nothfall zugleich für eine weitere Zeit gelöst. Also: ein junger Jurist arbeitet nach Bedürfniß und Gelegenheit im Handelshause seines Vaters mit, treibt daneben Geschichte für seinen Hausgebrauch, um die werdende Geschichte besser zu verstehen und ihre Dimensionen messen, ihre Bedingungswerthe schätzen zu lernen.“

„Was Teufel ist das?“ unterbrach sich Martin Salander im Lesen, vergeblich über den Sinn der Phrase nachdenkend; las dann aber weiter:

„Wo will das hinaus? wirst Du fragen! Ich will gleich den Schlüssel hersehen. In G. ging ich mit einigen Landsleuten um, welche sich vorzugsweise gern über die politischen Zustände der Heimath unterhielten und die empfangenen Nachrichten unter weisen Betrachtungen austauschten. Einer davon aus dem Canton X. wurde von seinem Vater aufgesucht, der nach dem Seebade reiste. Er brachte einen Abend mit dem Sohne und uns zu, hörte unsere Gespräche an, in die wir den alten Herrn bald verwickelten. Als er ein und das andere ungeduldige und vorschnelle Urtheil vernahm, woran sich der Schluß knüpfte, es dürfte der betreffende Uebelstand wohl erst durch ein neues Geschlecht von Gesetzgebern, von frischen Kräften gehoben werden, lächelte der Alte und meinte, es handle sich nach seiner Erfahrung nicht sowohl um einen Mangel an frischen Kräften, die ja ohnehin schon durch das allgemeine Menschenschicksal unaufhörlich zuflößen, als im Gegentheil um einen bedächtigeren, beharrlicheren Ansbau des Geschaffenen. Er erzählte nun anschaulich, wie er zum dritten Mal erlebt habe, daß nach einem kraftvollen Umschwung die Söhne der Männer, die ihn bewirkt und im besten Mannesalter standen, als Schüler sich zusammengethan und verabredet hätten, sie wollten noch etwas ganz Anderes herstellen, wenn sie dran kommen würden. Ohne zu wissen, was das Unerhörte eigentlich sein sollte, hätten sie später wirklich Wort gehalten, wie wenn sie auf dem Rütli geschworen hätten, und ihre Zeit lang die heilige Gesetzgebung verwirrt und gestört, bis ihre eigenen Sprößlinge den gleichen Schwur gethan und als neue Generation ihnen vom Amte halfen oder wenigstens mit großem Spektakel zu helfen suchten. In diesem

Lichte gesehen, sei der Fortschritt nur ein blindes Hasten nach dem Ende hin und gleiche einem Laufkäfer, der über eine runde Tischplatte wegrenne und, am Rande angelangt, auf den Boden falle, oder höchstens dem Rande entlang im Kreise herumlaufe, wenn er nicht vorziehe, umzulehnen und zurückzurennen, wo er dann auf der entgegengesetzten Seite wieder an den Rand komme. Es sei ein Naturgesetz, daß alles Leben, je rastloser es gelebt werde, um so schneller sich auslebe und ein Ende nehme; daher, schloß er humoristisch, vermöge er es nicht gerade als ein zweckmäßiges Mittel zur Lebensverlängerung anzusehen, wenn ein Volk die letzte Consequenz, deren Keim in ihm stecke, vor der Zeit zu Tode heße und damit sich selbst.

„Wir waren von dieser zurechtweisenden Rede des alten Herrn nicht wenig verblüfft, nahmen sie aber mit Achtung auf; wir mußten das Thatächliche daran zugestehen, da wir Aehnliches selbst schon unter der Jugend beobachtet, und belächten den Humor davon.

„Nachher sprach ich mit einem der Freunde, dem ich näher stehe, wiederholt von jener Unterhaltung; wir dachten von dem Gesichtspunkte des Alten aus mehr über die politischen Tagesläufe nach, die wir aus der Heimath vernahmen. Kurz, wir gelangten endlich zu dem Entschlusse, im Gegensatz zu den Schulbankagitatoren, uns nicht als neue Generation aufzuthun, sondern uns im Stillen für alle Fälle brauchbar zu machen in Zeiten, wo es nothwendig werden könnte, mit einzustehen und den Rang finden zu helfen. Am Allgemeinen mitzudenken sei immer nöthig, mitzuschwätzen aber nicht.

„Lieber Vater! So ist nun die Gesinnung oder Stimmung beschaffen, aus welcher heraus ich mein Verhalten, wie ich es oben dargelegt, einzurichten vor habe, insofern Du den Sohn in solcher Gestalt zunächst im Hause dulden kannst. Den Tribut, den ein Haus dem öffentlichen Leben schuldig ist, bezahlst Du ja indessen mit Deiner Person so vollgültig, daß ich noch langhin im Schatten Deines Beispiels mich ruhig fortbilden kann!“

Martin legte den weitläufigen Brief offen auf sein Pult, nahm ihn wieder auf, wandte die Blätter und sagte:

„Was ist nun das? Treibt er Spaß oder Ernst? Mit seiner Geschichte! Und was ist das für ein alter Herr mit dem Käfer auf dem Tisch, den er dem Fortschritt vergleicht? Halt, da dämmert was — ich glaube bald, ich habe einen jungen Doctrinär in die Welt gesetzt! Er weiß, daß ich ein Mann des Fortschrittes bin, und kommt mir mit dem Käfer! Das ist doctrinäre Kritik, am Ende die ganze Geschichte von dem alten Kerl erfunden! Und doch nicht, er ist dafür zu ehelich und ernsthaft! Im Grunde, wenn er im Geschäfte mithelfen will, kann mir das nur lieb sein, ein doctor juris steht ihm nicht schlecht an. Der historische Doctrinarismus im politischen Gebiete wird ihm schon vergehen, wenn er in den Zug kommt. Dimensionen und Bedingungswerthe der werdenden Geschichte! Was wachsen hören! Will er eingeschlagene Eier baden, den Thermometer in der Pfanne? Sei es! wenn er nur was Rechtes weiß, so ist ihm zuletzt Dies oder Jenes abzulernen, woran er selbst nicht denkt! Das Ding mit dem stillen Privatgelehrten und dem Kaufmann, der es drauf ankommen läßt, ob er hervortreten wird oder nicht, hat doch etwas für sich und sieht gut

aus, zumal wenn man es ja bequem machen kann! In der That, es gefällt mir immer weniger übel! Was schreibt er denn da noch? Er wünschte noch ein Jahr zu reisen, wenn es anginge! Warum nicht? Ich wollt', ich hätt' es auch thun können, als ich jung war, nur um mich zu unterrichten! Nachher mußte ich freilich reisen, weit genug, hab' aber vor Plackerei kaum was gesehen und an Weib und Kind denken müssen!"

Er theilte den Brief den Frauenzimmern mit, die aus verschiedenen Gründen betrübt waren, die Töchter, weil der Bruder nicht zur Hochzeit kam, die Mutter, weil sie den Sohn noch länger entbehren mußte, und gerade jetzt, wo sie die Töchter verlor. Und er hatte ihr noch nie Kummer gemacht. Sein Lebensplan aber, oder wie man die Auseinanderziehung seiner Absicht benennen will, auf die Martin sie aufmerksam machte, erfüllte sie mit stolzer Freude, so würdig und ernst erschien ihr Alles, was er schrieb, und sie billigte zuletzt Alles, selbst das Reisen. Mit dem Manne später allein, konnte sie sich nicht enthalten, sich mit einiger Ueberhebung mit der Gegenschwägerin zu vergleichen, und im Hinblick auf deren Zwillinge den eigenen Sohn zu preisen.

Salander wurde ordentlich eifersüchtig auf ihn.

„Du bist ein bißchen Aristokratin,“ sagte er, „ich weiß gar nicht, warum Du die Leute so wenig leiden kannst! Warte das Ende ab, wer zuletzt lacht, lacht am besten! Die Zwillinge werden noch ein paar handfeste Männer werden und obenaufkommen, während unser Arnold mit seinen Schruhlen vielleicht ein unbedeutender Stubenbocker wird!“

Er nahm den Brief mit auf das Contor und las ihn nochmals durch. Wieder lief ihm der fortschrittliche Käfer des alten Herrn über die Leber und ärgerte ihn; ein Gedanke gab den andern, Salander hätte Arnold auch gern an der Hochzeit gehabt, und bei diesem Punkte angekommen, änderte er plötzlich wieder seine Ansicht von dem Feste und beschloß, dem doctrinären Sprößling zum Poffen doch eine politische Volkshochzeit zu feiern, damit er in der Ferne vernehme, was die Glocke geschlagen!

Ohne sich der Gattin weiter mitzutheilen, verband er sich mit den künftigen Schwieger söhnen und setzte mit ihnen den Plan fest. Dem Geiste der Zeit entsprechend, wurde von allem Auffahren einer Menge Kutschen abgesehen und die Eisenbahn als Beförderungsmittel gewählt. Die aus der Stadt und ihrer Umgebung geladenen Gäste verfügen sich nach dem Bahnhof, wo die Hochzeitspaare und deren Eltern sie erwarten. Jedermann ist anständig gekleidet, wie zu einem sonntäglichen Ausfluge; aber keine Ballroben, keine Fräcke werden gesehen. Im Saale der Bahnhofwirthschaft wird die Morgensuppe genossen, mitten im Verkehr des reisenden Publicums, ein Bild des rastlosen Lebens. Es ist indessen dafür gesorgt, daß das Beste aufgetragen wird in der stillen Zeit, da diezüge abgefahren und die Säle leer sind. Dann führt ein Extrazug die Hochzeit nach dem Orte, wo die Trauung stattfinden soll; es ist ein ansehnliches Dorf mit guter Wirthschaft, das ziemlich in der Mitte zwischen der Stadt, dem Lindenberg und Unterlaub liegt. Zwei kleine Sängerschöre, die von den beidseitigen Freunden und Anhängern der Brautpaare gestellt sind, empfangen die Versammlung und begleiten sie, eine kräftige Landwehnmusik voran, in die Kirche, wo ein

geistlicher Demokrat die Predigt und den Trauungsact verrichtet. Dann geht es zum Hochzeitsmahle, für das bei gutem Wetter im Baumgarten beim Hauptwirthshaus, also im Freien, die Tische gedeckt stehen, und eine Zahl fernerer Gäste der Landesgegenden sind herbeschieden, worunter redekundige Leute.

Ein kleines Festspiel unterbricht den Schmaus und die Gefänge. Auf die verschiedene Parteistellung der zwei jungen Großräthe anspielend, wird von allegorischen Figuren ein Waffenstillstand zwischen den Demokraten und den Altliberalen berathen und abgeschlossen, nicht ohne Hinweis auf die doppelte enge Verschwisterung der Hochzeitsparteien, die als schönstes Vorbild für das Wiedervereinigen der Landesparteien ausgerufen werden u. s. w. Hat sich, wie zu erwarten, aus der zuschauend theilnehmenden Bevölkerung, welche freundlich zu bewirthen ist, mit den Gästen zusammen eine kleine Volksversammlung gebildet, so treten die Redner auf und benutzen die Reihe der üblichen Toaste zum Einfließen derjenigen Betrachtungen, welche geeignet sind, das Volksbewußtsein zu heben, und in den höchsten sittlichen Principien des freien Staates gipfeln, dessen Wurzeln in der freien Familie gegründet sind.

Vom Tanzen wird vorläufig abgesehen und vielmehr auf die Musik zum Anstimmen und Begleiten einiger National- und Freiheitslieder gerechnet, welche durch die anbrechende Nacht bei Fackelglanz, von der ganzen Menge gesungen, weithin sich hören lassen sollen. Als Salander das Programm mit den Söhnen Weideliich's an Ort und Stelle des Festes zu ihrem anfänglichen Erstaunen und nachherigem großen Vergnügen vereinbart hatte, und zwar mit dem schließlichen Bemerken, daß er selbstverständlich als Urheber des Projectes die ganzen Kosten übernehme, fuhr er guter Laune nach Münsterburg zurück.

„So, Meister Arnold, der das Gras will wachsen hören,“ schmunzelte er in sich hinein, „kämst Du an die Hochzeit Deiner Schwestern, so würdest Du es einen guten Athemzug thun sehen, vielmehr hören, will ich sagen, oder beides zusammen! Du würdest lernen, daß dies Land noch keine runde Tischplatte ist, wo Käfer drauf hin und her rennen! Sein alter Herr hat vielleicht an Krebsse gedacht, die keine Augen in den Schwänzen zu haben pflegen, wenn sie ihre Fortschrittswege zurücklegen!“

In der fröhlichen Laune machte er auch Frau und Töchter mit dem Festverlaufe, wie er bestimmt worden, bekannt. Zu seiner Verwunderung blieb die Frau ganz gelassen und schien gar nicht so unzufrieden zu sein.

„Ich freue mich,“ sagte er, „daß Du keinen Widerspruch mehr erhebst, Du wirst sehen, es wird eine gelungene Hochzeitfeier abgehen, wie sie nicht alle Tage vorkommt!“

Sie erwiderte mit schonendem Lächeln für die Töchter:

„Ja, es ist mir soeben, während Du erzähltest, ein anderes Licht aufgegangen: ich glaube jetzt, daß durch diese außerordentliche Art von Hochzeit die ungewöhnliche Geschichte derselben in den Hintergrund rückt oder vielleicht ganz ausgeglichen wird!“

„Nicht wahr? Siehst Du, wie klug Du bist? Daran habe ich nicht einmal gedacht!“

„Uebrigens ist es mir auch sonst ein wenig besser zu Muth in der Sache.

Ich bin heute im Zeißig oben gewesen wegen Aussteuerjachen und habe die Frau Weiblich in großer Wochenarbeit getroffen und ein Weibchen warten und zusehen müssen. Es gefiel mir, daß sie gar keine Complimente machte. Und dann hab' ich mich ordentlich erbaut an dem rüstigen Fleiße, mit dem sie hantierte und die Arbeit regierte, wahrhaftig unermülich und auch umsichtig; sie ließ nichts durchgehen, legte überall Hand an und sorgte zugleich für die Waschweiber und Plätterinnen. Den Mann hab' ich auch gesprochen, und er gefiel mir in seiner ehrlichen Bescheidenheit und Ruhe noch besser als die Frau. Auch er scheint nie müßig zu sein, so gemessen er sich herumbewegt. Nun, dachte ich, wenn die Äpfel nicht weit vom Stamme fallen, so kann es auch da nicht stark fehlen!"

"Hört ihr, Kinder? freut es euch nicht?" riedete Salander die Töchter an.

"Was?" sagten sie, aus düsterm Sinnen erwachend, in welchem sie gar nicht auf das Gespräch der Eltern geachtet hatten. Ihre Augen waren sogar voll Wasser.

Nach und nach stellte sich heraus, daß die Morgensuppe ihres Ehrentages nicht im Gasthose obern Ranges, sondern in der Bahnhofrestauration, unter Geschäftstreibenden und glänzenden Engländerinnen eingenommen, ihre Betrübnis verursachte; daß es keine Kutschen geben sollte, gerade für sie allein, während die ärmste Magd in einer Droschke zur Kirche fahre, machte sie traurig; daß sie entweder im Brautgewand und Schleier, die Myrthen auf dem Kopf, vielleicht den Regenschirm in der Hand, zu Fuß nach dem Bahnhof marschiren, oder dann, wie es den Gästen vorgeschrieben, als Rigireisende verkleidet gehen würden, beleidigte sie.

"Merkwürdig! Euere Verlobten haben gerade diese Idee mit wahren Gaudium aufgenommen und denken sich damit auszuzeichnen! Sie gehen sogar damit um, weiße leinene Sommeranzüge machen zu lassen und Strohhüte zu tragen!" berichtete der Vater.

"So, thun sie das? Dann gehen wir einfach nicht mit!" sagte Setti; „wir haben nicht so lange geharrt und ausgehalten, um aus unserer Vermählung eine Maskerade zu machen!"

"Nein, das thun wir nicht!" bestätigte Retti; „wir haben auch etwas dazu zu sagen!"

Die Mutter schlichtete den Streit.

"Genau genommen haben sie Recht, was den hiesigen Theil des Festes betrifft," sagte sie, „es wäre im Bahnhof doch eine wunderliche Existenz und auch die Küche in einem guten Hotel angemessener. Das Getrappel zu Fuß geht ja eigentlich auch nicht, dazu ist die Stadt zu bevölkert; tausend Kinder würden uns vor- und nachlaufen. Den Mädchen können wir das Brautkleid, das sie nur einmal im Leben tragen, auch nicht absprechen, und so sind Kutschen im Voraus nothwendig und damit müssen wir für die ganze Gesellschaft Kutschen haben! Wie es draußen im Dorf gehalten werden soll, mag bei euerem Programm bleiben, dieser Theil ist ja die Hauptsache."

"Gut, ich füge mich!" entschied sich Salander. „Dann frühstückt man aber im großen Saal zu den Vier Winden und fährt dahin und von dort nach dem



Bahnhof, meinethwegen in hundert Kutschen oder mehr! Die Vier Winde möchte ich haben, weil das Local einen politischen Beigeschmack hat."

Frau Marie Salander blickte den Mann mit unmerklich zuckendem Munde an, vielleicht das erste Mal mit dem zweifelhaft fragenden Ausdruck, der in ihren Augen lag.

Der Tag war nach allen Vorbereitungen endlich da, inmitten des Juni-monats, und der Himmel unbewölkt. Vom Salander'schen Hause fuhren zwei Wagen mit den Braut- und Elternpaaren nach den Vier Winden, während in einer Anzahl anderer Fuhrwerke gegen vierzig Personen beiderlei Geschlechts dort anlangten. Außer den Bräutigamen und ihren Vätern erschienen fast sämtliche Männer in bequemen Kleidern jeder Farbe und MACHENSCHAFT. Nur Herr Mōni Wighart, vielleicht der einzige nicht demokratische Gast, kam schwarz gekleidet. Er stimmte stets mit der liberalen Partei, freute sich aber zuweilen, wenn sie eine Ohrfeige bekam, weil er es vorausgesagt, und ließ im Uebrigen die Dinge sich nicht viel zu Herzen gehen. Heute war er überaus gespannt auf das Hochzeitsfest, das schon im Voraus von sich reden gemacht, und hatte die Einladung des alten Freundes mit Dank aufgenommen.

Die Frauensleute der ganzen Gesellschaft kamen hochzeitlich gekleidet, mit freisirten Haaren, Blumen und anderer Zierrat, wie es Alter, Geschmack und Mittel erlaubten. Und das ohne alle Verabredung; Jede that, was sie wollte, und alle hatten das Gleiche gewollt, trotz den Mahnungen der Männer, die sich an Salander's Vorschrift hielten. Sie freuten sich jetzt doppelt, als sie sich mit besüßener Neugier um die Bräute versammelten und deren romantischen Staat und Anblick bewunderten, den sie feenhaft nannten, während man ihnen hatte weis machen wollen, sie würden auch in gewohnten Sonntagsröcken auftreten.

Setti und Retti aber fühlten eine große Befangenheit, denn noch nie war eine Hochzeit in Münsterburg gewesen, an welcher die Braut so wenig bekannte Gesichter unter den Hochzeitsgästen sah.

Indessen schuf das gute Frühstück, verbunden mit dem sonnigen Tage, bald eine vertrautere Stimmung, und der Extrazug in der Bahnhofhalle nahm eine zur Heiterkeit ziemlich gleichmäßig vorbereitete Gesellschaft auf. In einer Stunde war man an Ort und Stelle. Auf dem Stationsplatze bliesen acht gebiente und geübte Musikanten einen schönen Marsch, bis der Zug anhielt und die Insassen ausstiegen; im Wartesaal begrüßten die versammelten Gäste von der Landschaft die Ankommenenden und ordneten sich mit denselben zum Gange nach der Kirche. Beim Heraustreten machte die Musik Kehrt und führte den Zug unverweilt mit klingendem Spiele in den Tempel. Der Theil des Volkes, das nicht schon dort saß, besonders die Jugend, lief nebenher, am dichtesten, wo die denkwürdigen Zwillingbrüder und die geschmückten, ebenso merkwürdigen Bräute gingen.

In der gefüllten Kirche standen auf der Empore in der That zwei Häuflein Sängers, jedes von einem Schulmeister mit gelber Stimmpfeife angeführt, die ihm zugleich als Tactstock diente. Tact im weiteren Sinne besaßen sie nicht genug, denn statt sich als ein Chor zusammen zu thun, hatten sie sich aufgestellt, als ob sie gegen einander das bekannte Pintschgauer Wallfahrtslied singen wollten.

Dennoch intonirten sie gemeinschaftlich unter dem Schwingen der zwei Stimm-  
pfeifen ganz ordentlich ein kirchliches Lied, welches vom Gemeindegesang kräftig  
gedeckt wurde.

Der Pfarrer verlas hierauf ein eigens verfaßtes Gebet, welches den kirch-  
lichen Sinn und die Rechte des freien Denkens gleichmäßig vertrat, und hielt  
eine schöne Predigt oder religiöse Rede über das gefeierte Ereigniß, daselbe  
mehrfach erklärend und zu einer Parabel ausgestaltend, die allgemein wohlgefiel  
und wahrhaft erbauend genannt wurde.

Zum Schlusse trugen die Sänger eine treffliche Composition von Uhländ's  
„Brautgesang“ vor, die ihnen etwas schwieriger wurde, als der vorherige Choral,  
indem sie jetzt ohne die Gemeinde singen mußten und die gelben Stimm-  
pfeifen nicht ganz gleich auf- und nieder gingen. Auch war im Text durch den heutigen  
Sonderfall eine kleine Aenderung als geboten erachtet worden. Statt des Ein-  
ganges:

„Das Haus benede! ich und preis' es laut,  
Das empfangen hat eine liebliche Braut;  
Zum Garten muß es erblühen;

wurde gesungen:

„Das Haus benede! ich und preis' es heut,  
Das empfangen hat zwei liebliche Bräut' u. s. w.,

und statt „Aus dem Brautgemach tritt eine herrliche Sonn“, hieß es: „tritt  
eine doppelte Sonn“.

Allein Niemand bemerkte die unnöthige Verschlimmerung, und die kleinen  
Tact- und Harmoniewirren fanden bildsame Hörer. Zufrieden mit dem guten  
Willen, wenn es unter sich ist, betrachtet das Volk eine stramme Kunstübung  
eher als aristokratisches Wesen, und ist durch alle Schichten hindurch darauf  
aus, eifrig zu demokratisiren, was in seinen Bereich kommt. So ungefähr  
äußerte sich Martin Salander der Gattin gegenüber, als sie später neben ihm  
am Tische saß und bemerkte, es dünkte sie, die Sänger hätten ein wenig stark  
falsch gesungen.

„Und das Volk hat Recht!“ schloß er.

„Warum Recht? Früher, es ist freilich lange her, dachtest Du anders, als  
der Wohlwend so falsch sang und declamirte!“

„Hm! Ja, das heißt, es ist nicht der gleiche Fall! Dieser that es in einer  
gebildeten Welt, inmitten eines Vereines wohlgeübter Leute, die er störte. Hier  
hätte er Niemandem die Freude verdorben!“

Marie Salander ließ aber den Mann noch nicht los von dem leise geführten  
Zwischengespräch.

„Es will mir aber doch scheinen, daß es nicht ganz recht sei, das gute  
Volk nicht auch darüber aufzuklären. Was brauchen sie denn so schwere Stücke  
zu singen, die sie nicht ausführen können? Mich dünkt, wer in der einen Sache  
pfuscht, gewöhnt es sich auch in allen andern Dingen an, und man darf ihm  
zulezt nirgends mehr die Wahrheit sagen, er leidet es einfach nicht!“

Martin schwieg hierzu eine Minute und sann, in das Kelchglas blickend,  
daß er in der Hand hielt. Dann ließ er es sanft an dem ihrigen klingen und sagte:

„Trink' auf Deine gute Gesundheit, Marie! Du sollst den ersten Toast

haben an dieser Hochzeit, ganz im Stillen! Und jetzt wollen wir der Sache den Lauf lassen!" Sie trank unverweilt einen besseren Schluck, als gewöhnlich, und mit ihm einen jener kurzen Sonnen- oder Silberblicke, die mit der Länge der Zeit sich immer mehr verlieren, wenn die Menschen sich in Wind und Wetter leise ändern, so daß die Klugen weniger klug, die weniger Klugen Narren, und die Narren oft schnell noch Hallunken werden, eh' sie sterben, wie wenn sie Gott weiß was versäumten.

Als die Mama Weidelich, die gegenüber saß, das verstohlene Anstoßen des Ehepaars Salander bemerkte, hielt sie ihr Glas auch herüber und rief fröhlich: „Pohtausend, darf man nicht dabei sein?" Sie stießen mit ihr an, der Weidelichsvater kam auch herbei, und von da verbreitete sich das Klingeln über den ganzen Tisch, über alle Tische wie ein Sturmgeläute, ohne daß man wußte wie es entstand und was es bedeute; und als man nichts Gewisses erfahren konnte, lachte Alles über den blinden Lärm, der darum nicht minder vergnüglich gewesen.

Da das Essen eben erst begonnen und Salander ein verfrühtes Reden befürchtete, welches die Gastgemeinde darin störte, die Ordnung des Auftragens unterbrach und die Schüsseln kalt werden ließ, so forderte er die Musik auf, zu blasen und fleißig fortzufahren. Das thaten die ältlichen Kriegstrompeter auf die zweckmäßigste Art. Statt der geläufigen Soldatenmärsche führten sie eines ihrer Concertstücke auf, mit denen sie Staat zu machen pflegten, nämlich die für eine kleinere Blechmusik arrangirte Overture zu der Oper Wilhelm Tell. Mit redlicher Mühe, im gemächlichsten Zeitmaße halfen sie sich so vorsichtig und Gott vertrauend über das Meer von Schwierigkeiten hinweg, daß die tadelnden Völker weder im Essen, noch im gemüthlichen Gemurmel der einzelnen Nachbargruppen beirrt wurden und am Ende, welches auch diese Thathandlung nahm, mit einem donnernden Bravo die gewissenhaften acht Männer belohnten. Dankbar ließen sie nach kurzer Pause eine muthig schmetternde Marschweise erschallen und etwas später ein beliebtes Volkslied, worauf sie aber schleunig das Wasser aus den Instrumenten ablaufen machten und dicht hinter einander das Treppchen an ihrer Bühne herunterstiegen, um in die Ecke zu eilen, wo auch für sie der Tisch gedeckt war.

Da so eben in Erwartung neuer Gerichte die Teller gewechselt wurden, benutzte der Herr Pfarrer den Augenblick, das erste Lebehoch auf die Brautpaare und beiderseitige Eltern auszubringen. Er schlug mit dem Messerrücken kräftig an das Glas, blickte gebieterisch umher, bis das Tellerklappern nachließ, unterstützte durch Silenztromsen, und erhob dann die weithin tönende Stimme. Seine Toastrede bildete die Ergänzung der gehaltenen Predigt. Erst schilderte er das Elternhaus der so eben vermählten Jünglinge, den schlichten Landmann, der im Verein mit der rastlosen Hausfrau sich zu bescheidenem Wohlstande emporgeschwungen, aber wozu? Nur um das blühende Knabenpaar, welches der im All waltende Gott in christlichem Ehestande ihnen aus reicher Hand geschenkt, des Segens der Schulanstalten theilhaftig werden zu lassen mit derselben unermüdblichen Opferwilligkeit, mit welcher unser Volk sie gegründet hat und durch alle Stürme aufrecht hält! Und wie hat dieser Segen angehängen? Es ist ein

etwig denkwürdiges Beispiel! Nach kaum erreichtem Alter hat das Volk die Jünglinge, ja Jünglinge sage ich! an wichtige Amtsstellen berufen, deren treue Verwaltung namentlich der landwirthschaftlichen Oekonomie so unendlich wichtig ist! Und nicht nur das; in unsere höchste Landesbehörde, die nur das Gesamtvolk und Gott allein über sich hat und sonst Niemanden fürchtet, hat es sie gleichzeitig entsendet, eine Ehre, welche wohl kaum je einem so bescheidenen Hause widerfahren ist. Blicket hin, und seht sie dort bei einander sitzen, Eltern und Söhne, in all' ihrem Werthe, als ob es sie nichts angehe!

Sie schauten den Sprecher unverwandt an, als alles Volk nach ihnen sah und Beifall rief. Erst jetzt kehrte sich der Vater ab und blickte verlegen vor sich nieder; die Mutter wischte sich die Augen, aus denen die Thränen flossen, und faltete die Hände; die Söhne neben ihren Bräuten verneigten sich leicht gegen die Rufenden und den Redner, der weiter sprach: „Treten wir hinüber in das bräutliche Haus, was sehen wir da? Auch einen aus dem Volke hervorgegangenen Mann, der sich durch Fleiß und Intelligenz emporgeschwungen und gegen alle Schicksalsschläge immer wieder erhoben hat, höher als vorher. In fernem Welttheilen ums Dasein kämpfend, kehrt er immer wieder mit der gerechten Siegesbeute zu den Seinigen zurück, zu den Kindern, die ihm die Gattin, ein Muster edler Weiblichkeit, treulich erzieht. Ein geachteter Handelsherr, ist er jetzt ein reicher Mann, ein Großer unter den Großen. Was thut er? Baut er sich Paläste und Willen? Führt er in Kuttschen, hält er Pferde, wie die Anderen seinesgleichen? Nein, er kennt schönere Freuden! Die Ideale seiner Jugend sind es, welchen er nachgeht, fort und fort, jetzt wie einst; an ihnen hängt er, an sie denkt er im Wachen und im Schlafen, für sie arbeitet und lebt und webt er! Und was sind das denn für Ideale, wo liegen sie? Sie liegen bei dir, o Volk, dein Wohl, deine Bildung, deine Rechte, deine Freiheit sind es, denen er einzig Zeit und Arbeit widmet, die er dem Geschäftsdrange abringen kann. Und was verlangt er dafür? Anerkennung? Ehrenämter? Titel und Würden? Nicht, daß ich wüßte, meine Freunde! Da sitzt er unter uns mit der verehrten Gattin, wie der Geringste so anspruchlos, um dem Volke sein Bestes darzubringen, den jugendlichen Söhnen und Vertretern desselben die geliebten Töchter! Eine bedeutungsvolle Hochzeit! Hat er sie in den blumengeschmückten, teppichbelegten Domkirchen, in den Prunksälen der Hauptstadt feiern wollen? Hierher in unsere ländliche Gegend hat es ihn gezogen; unser altes Dorfkirchlein, dieser grüne Rasen, der Schatten dieser Frucht bäume ist der Schauplatz, den er sich auswählte, um so recht in der Mitte, am Herzen des Volkes das Fest abzuhalten; da ist ihm wohl, und da soll es auch den neuen Familien wohl sein und bleiben; denn hellere Sterne könnten nicht über ihren Dächern strahlen, als die Ideale unseres Freundes Martin Salander! Sehet dort die lieblichen Bräute in Schleiern und Myrthenkränzen, und sehet die edlen Eltern, und helfet mir nun, das feurigste Lebehoch mit Glück-, Heil- und Segenswünschen den vier verbundenen Gastfreunden darzubringen!“

Bis das Hochrufen und Gläserklingen verbracht war, hatten sich die Sänger zusammengestellt und trugen ein bei politischen und sonstigen öffentlichen Acten übliches Vaterlandslied vor. Der Geistliche, von der Bühne heruntergestiegen,

drang mit seinem Rothpokale, einem vom Wirth gezielerten Schützenbecher, bis zu dem Tischhaupte vor, wo die Gefeierten saßen und auch er seinen Platz hatte.

Salander sagte jußt zu seiner Frau, die Bluroth im Gesichte war und nicht aufblühte, der Herr Pfarrer habe ihm die Rede unmöglich gemacht, die er nun zu halten beabsichtigt. Alle Gesichtspunkte seien ihm von der gewaltfamen Schmeichelei schief gedrückt. Da unterbrach ihn der Pfarrer mit dem Pokale, mit dem er umherging. Salander schwieg und stieß mit ihm an.

„Ich danke herzlich für die gute Meinung!“ sagte er, ihm die Hand schüttelnd.

„Wie so gute Meinung? Hab' ich etwa gelogen?“ erwiderte jener mit dem Tone, in welchem derartige Naturen in solch' unvermutheten Fällen sogleich eine Schraube anziehen.

Einen Schritt weiter, mit Frau Marie Salander anstoßend, sagte er: „Wie steht es mit Ihnen, verehrte Frau, sind Sie auch nicht zufrieden mit meinem Toast?“

„Im Gegentheil, mehr als zufrieden, Herr Pfarrer,“ gab sie zur Antwort, „ich danke Ihnen auch nur für das, was mir wirklich zukommt!“

„Das kann ich nicht so genau bemessen, wie Sie sich denken können, und nehme daher an, Sie danken mir für Alles, was ich gesagt. Ein Volksredner muß immer ein Ganzes bieten, das sozusagen künstlerisch abgerundet ist. Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um, das müssen Sie nicht vergessen!“

„Wir wollen uns nicht streiten, Herr Pfarrer! Auf Ihr Wohlsein!“

Damit schien sie ihn abzudanken, und er schritt würdig um das obere Tischende herum zu den Gegenektern.

Jakob Weidelich äußerte gar nichts, als er mit ihm anstieß, als daß er für die Ehre danke, worauf der geistliche Herr sich an Frau Amalie wandte:

„Und wie sind Sie mit meinem Trinkspruch zufrieden, Frau Weidelich, hab' ich's Ihnen recht gemacht?“

„Schön haben Sie's gemacht, Herr Pfarrer; wenn ich so reden könnte! Es muß doch, der tausend noch einmal! etwas Schönes sein, wenn man den Menschen eine solche Freude machen kann! Sehen Sie, es ist mir nicht um mich zu thun, ich bin eine unwissende Frau; aber der Söhne wegen freut es mich doch, solche Dinge zu erfahren! Sie sollen auch hochleben, Herr Pfarrer! Ich danke Ihnen tausendmal!“

Der Pfarrer betrachtete sie mit wohlwollendem Lächeln. Sie glühte vor Vergnügen und auch vom heute zahlreicheren Rippen wie eine Rose, durch welche die Sonne scheint, und sah dabei aus wie eine Landvögtin. Auf den Rath der Salandertöchter hatte sie eine frisirende Frauensperson kommen lassen und sich von ihr die immer noch braunen Haare besser ordnen und mit ein wenig Spitzentwerk bereichern lassen. Auf dem nagelneuen dunkeln Seidenkleide prangten Uhr und Kette nebst einer Agraffe, welche die auf Porzellan übertragenen Photographien der Zwillinge enthielt, wie sie als Knaben gewesen.

Sie war aufgestanden, und da der Pfarrer sich mit seinem Schützenbecher den Brautpaaren selbst näherte, ging sie, das Glas in der Hand, in ihrer Lebhaftigkeit mit, um auch mit ihnen anzustoßen und anzuzugagen, wie es ihnen gefalle und gehe.

„Gut!“ jagten sie mit einer seltsamen Mischung von Glück und Befangenheit, indem sich jedes Paar bei der Hand faßte. Die Jünglinge hatten sich die Rede des Pfarrers als baare Münze zu Herzen genommen und doch das Gefühl, daß nicht Alles ganz richtig sei; überlegend, ob sie nicht redend auftreten sollten, wußten sie im Augenblick nichts zu sagen, das ihnen genügen würde, und fanden, es sei angemessener, wenn sie sich still verhielten an diesem Tage. Dennoch strahlten die jugendlich unvorsichtige Eitelkeit und das Selbstgefallen von ihren hübschen Gesichtern und gaben ihnen einen Anflug von Unreife neben den in voller Reife aufgeblühten Bräuten, und diese verspürten denn auch im hellen Tageslicht dieses Festes eine wunderliche Empfindung, etwa wie diejenige einer reichen Schönen, die sich mit vollem Bewußtsein einem armen, unansehnlichen, ja häßlichen Menschen mit ihrer Neigung zugewendet hat und doch wünscht, das Hochzeitsfest möchte überstanden sein.

Da jetzt neue Speisen aufgetragen wurden, beschloß das Salander'sche Elternpaar, das für einmal genug gespeist hatte, einen Gang zwischen den Tischen und um die Baumwiese herum zu machen. Das Weidelich'sche Paar wollte späterhin das Gleiche thun.

Als Marie an Salander's Arm ging, drängte es sie nachträglich, sich über den Geistlichen auszusprechen.

„Das scheint doch ein schnurriger Herr zu sein!“ sagte sie, „erst die dicke Lohhudelei, und nachher, wenn man nur das Nöthigste dagegen höflich bemerkt, wenn er kommt, den Dank zu holen, gleich spitze Worte, deren Zusammenhang man suchen muß. Wie verfänglich grob hat er Dir so blitzschnell geantwortet! Und mir hat er mit gleicher Artigkeit zu verstehen gegeben, daß es sich nicht um mich, sondern um eine künstlerisch abgerundete Volksrede handle!“

„Du mußt das nicht für so gefährlich auffassen,“ entgegnete Martin Salander, „er liegt eben immer im Kampfe mit seiner eigenen Sophistik, die sich stets in seine Rede drängt, auch wenn er nichts damit will. Er braucht sie unbewußt, wie ein natürliches Vertheidigungsmittel, auch wo kein Mensch ihn angreift. Ich habe einmal über einen Parteigenossen mit ihm gesprochen und beklagt, daß dieser so viel Lüge. Da gab er mir zur Antwort, er sei der beste Hausvater und erziehe seine Kinder musterhaft. Damit war ich abgefertigt, weil es ihm nicht bequem war, über das Thema zu sprechen, und er nicht wußte, wie weit es sich gegen ihn drehen könnte.“

„Du lieber Gott,“ sagte die Frau Marie in ihrer Einfalt, „das ist ja eine traurige Existenz!“

„Nicht so traurig! Es ist nur Manier! Jeder, der viel spricht, besonders in Politik, hat seine Manier, und es gibt Solche, welche eine Manier der Unwahrheit haben, ohne gerade etwas Uebles damit zu bezwecken; diese sind immer damit geplagt, Andern kleine Fallen zu stellen, sie aufs Eis zu führen, verfängliche Fragen an sie zu richten; das Alles bildet mehr eine schützende Hecke für sie selbst, ein System der Abschreckung, als ein Angriffsmittel. Aber was führen wir da für Hochzeitsgespräche!“

Sie hielten da und dort grüßend bei den Gästen an, welche sie nicht gerade am Tafelvergnügen störten. Dann wandelten sie längs des Einfanges um den

Baumgarten herum, wo sich bereits allerlei Zuschauer zu sammeln begannen und im Schatten überhängender Bäume auch etwas zu hören trachteten. Es war dafür gesorgt, daß dem sich zusammenschließenden Menschenkranze späterhin erfrischendes Getränk und Körbe voll Kuchenbäckerei geboten wurden für Jeden, der zugreifen mochte.

Schon wurden einige Tische für Gefäße und Körbe an den leichten Stangenzaun gerückt. Ein Bübchen in weißen Hemdsärmeln, die Daumen beider Hände in den Armlöchern des Sonntagswestchens haltend, wie ein Alter, stand zuvorderst und verfolgte mit offenem Munde und großer Spannung diese Anstalten. Frau Marie konnte sich nicht ver sagen, vom nächsten Tafeltische ein Stückchen Torte zu holen und es dem Kinde vor den Mund zu halten, das gleich hinein biß. Der Knirps machte Miene, so fortzufahren, ohne die Däumchen aus der Weste hervorzuziehen; erst als ein zweiter größerer seine Zähne auch ansetzen wollte, packte jener das süße Stück und fuhr wie der Blitz hinweg.

Auch für die Brautkern war es Zeit, umzukehren; sie wurden benachrichtigt, es sei das kleine Festspiel in Bereitschaft, und sie eilten an ihren Platz. In dessen Nähe, auf der hölzernen Terrasse des anstoßenden Hauses, hatte man mittelst einiger Duzend Ellen weißer und rothgefärbter Baumwolltücher einen Spielraum abgegrenzt. Das aufzuführende Stück bestand aus einem in gereinigten Versen geschriebenen Zwiegespräch, ungefähr nach der von Salander angegebenen Idee. Den Inhalt oder Text kannte er selbst nicht, da er nach getroffener Verabredung mit den betreffenden Genies nicht mehr Zeit gefunden, sich darum zu kümmern.

Als ein Trompetenstoß das Zeichen gegeben und die ganze Hochzeit nach dem Theaterchen gackte, trat aus den Tüchern hervor eine derbe, junge Bauernfrau auf, mit einer hölzernen Kelle oder Kochlöffel im Gürtel, und stellte sich als die reine Demokratie, das heißt Volksherrschaft, vor, die gewohnt sei, ihren Brei selbst zu kochen, anzurichten und warm zu essen u. s. w. Von der andern Seite kam sodann ein sogenannter ältlicher Halbherr in der Tracht der ersten dreißiger Jahre, mit hohem Hut, Watermördern, blauem Frack und kleinen Ohrringen. Er sah ungleich komischer aus, als Salander gedacht, daß er aussehen sollte, und sich für den Fall gebührte. Befragt, wer er sei und wo er denn hin wolle, stellte er sich als den alten Liberalismus vor. Er habe vernommen, daß eine große demokratische Hochzeit gefeiert werde, und obgleich ihm sonst die Demokratie von Weitem lieber als von Nahem sei, möchte er doch gern ein bißchen sehen, wie sie sich im Familienleben annehme, wenn es unbemerkt geschehen könne. Da sei er gerade vor die rechte Schmiede gekommen, sagte die rüstige Person, sie sei die Demokratie, er solle sich nur an sie halten, sie wolle ihm Alles zeigen. Als er aber näher trat und ihr das Pufentuch neugierig ganz sachte etwas lüften wollte, zog sie die Kelle und schlug ihm damit so derb auf den Hut, daß er tönte, wie eine Trommel.

Von solchen Späßen begleitet, setzten sie einen gegenseitigen Unterricht in Gang, wobei aber der Liberalismus, so ziemlich wie es im Leben geschieht, ohne es zu merken, einen Satz der Demokratie nach dem andern zu dem feinigten

machte und gegen sie selbst vertheidigte, während sie mit neuen Sätzen wieder weit voraus war und auf seinem Hüte trommelte.

Als sie endlich sahen, daß sie auf diese Art nicht sobald zusammen kämen, schlossen sie einen vorläufigen Frieden, um die Hochzeit lustig mitzumachen und sich vielleicht zu heirathen, wenn es sein müßte. Worauf die Musik plötzlich einfiel und einen Hopsier spielte, die Demokratie und der Liberalismus aber sich zu packen kriegten und einen drolligen Tanz aufführten. Dabei riß die wilde Person den guten Herrn so gewaltig herum, daß seine Frackschöße flogen, die Füße stolperten und die Vatermörder die Spitzen nach hinten lehrten. Kurz, die beiden darstellenden Gefellen unterließen keine der bei solchem Anlaß üblichen Hanzstürtpossen. Zuletzt zogen sie ab, indem das Weib auf dem Hüte des Mannes mit der Stelle den Zapfenstreich schlug und dazu die bekannte Weise pfiß.

Das fröhliche Gelächter inner- und außerhalb des Baumgartens verwandelte sich in ein jubelndes Beifallrufen. Nur ein Häuflein altliberaler Wähler Sidor Weidelich's, die ihm zu Gefallen eingeladen und gekommen waren, machte verdrossene Gesichter und sie murrten unter einander, wenn sie das gewußt hätten, so wären sie nicht gekommen. Es waren biedere Leute, die durch alle Ungunst der Zeit ihrer Gesinnung treu geblieben und die im Grunde richtigen Anspielungen auf den Wankelmuth oder die Nachgiebigkeit, welche das, was sie fürchtet, selbst herbeiführen hilft, nicht einmal verstanden.

Auch Martin Salander war betroffen von der Gestalt, welche seine Anregung bekommen hatte, und fühlte sich als Gastgeber verlegt. Er benutzte daher die eingetretene Stille, die von ihm zu leistende Rede jetzt zu halten und mit einer genugthuenden Wendung den Schaden auszugleichen, die reinere Idee, welche er in der Sache ursprünglich gesehen, wieder herzustellen.

Es gelang ihm auch leidlich, und das gleiche Völllein, welches dem übermüthigen Tractiren des Liberalismus zugejubelt, klatschte ihm Beifall, als er sein Hoch unter anderm auch den ehrenwerthen anwesenden Vertretern der alten freisinnigen Partei darbrachte, als den Zeugen des wahren Wortes, daß man in Freude und Leid zusammengehen und jener schöneren Zukunft entgegen leben müsse, welche nur eine Partei noch kennen werde, diejenige der geeinigten und befriedigten Patrioten!

Das sogenannte Oeffnen der Schleißen war nun geschehen. Während zwei voller Stunden wurde fast unaufhörlich und von allen Enden her toastirt. Zum größeren Behagen oder Troste der Festgenossen hatte aber ein neues Essen begonnen mit anderen Gerichten und feineren Weinen. Die zwei Brautpaare sollten mit anbrechender Dunkelheit das Fest verlassen und die durchgehenden Wahnzige benutzen, um nach Lindenberg einerseits und in die Nähe des Lautenspiels anderseits zu gelangen. Es waren Züge, die sich bequem und gleichzeitig hier kreuzten. Man hatte von der Hochzeitsreise abgesehen, weil die Notare noch keine Amtsverweiser hatten und die Bräute kein Verlangen danach trugen, vielmehr nichts sehnlicher wünschten, als in den Idyllen der neuen Häuslichkeiten sich einzuspinnen, fern vom Geräusche der Welt. Alles war dazu eingerichtet und in jeder Behausung ein tüchtiges Dienstmädchen bereit.



Die zwei Paare beendigten einen Umgang, welchen sie unter den Gästen gethan, mit Dank für die erwiesene Ehre und geziemender Verabschiedung, während die Tische bereits mit zahlreichen Lichtern besetzt und am Saume des Baumgartens Pechpfannen angezündet wurden. Am Fuße der kleinen Schaubühne angelangt, standen sie einen Augenblick still; denn den Brüdern tauchte gleichzeitig der Gedanke auf, sie sollten, nach dem Vorgefallenen, als Mitglieder des Großen Rathes doch noch einige Worte zum Besten geben. Am füglichsten könnten sie es thun, meinten sie, wenn sie in Person die vom Schwiegervater verkündete Veröhnung der Parteien, als Angehörige derselben, so zu sagen illustriren, die Bühne rasch bestiegen und oben sich unter passenden kurzen Reden Angesichts der ganzen Hochzeitsgemeinde die Hände reichten. Indem sie berietßen, welcher von ihnen das Wort zuerst ergreifen solle, Isidor der Altliberale, oder Julian der Demokrat, entstand auf der Bühne über ihren Köpfen ein polterndes Geräusch, welches die allgemeine Aufmerksamkeit erregte und Aller Blicke dorthin lenkte.

Zwei Küpel oder zerlumpte Stromer, mit Knotenstöcken und Bündeln am Rücken, zogen Arm in Arm auf und drückten sich gröhrend umher. Sie trugen zerzauste Perrücken und Härte von Berg und mächtige falsche Nasen im Gesicht, daß kein Mensch ahnte, wer sie waren. Sie schienen nicht mehr zu wissen, wo sie hinaus sollten, ließen sich endlich fahren und stellten sich einander gegenüber. Es waren offenbar zwei Spaßbögel, die in dieser Verkleidung auftraten, einen Vortrag an die Festlichkeit zu leisten; und man gewärtigte vergnügt, was sie vorbringen würden. Nachdem sie eine Weile über das Schicksal, über Gott und die Welt geschimpft, fingen sie an zu berathen, was sie denn anfangen könnten, sich ferner redlich durchzubringen? Sie zählten eine Menge tollen Zeugens auf, was sie schon versucht oder noch probiren könnten, bis der Eine auf den Einfall gerieth, seine Gefinnung zu verwerthen, die noch irgendwo vorhanden sein müsse, da er sie nie gebraucht. „Gefinnung?“ schrie der Andere, „eine solche muß ich ja auch noch haben, eine wie ein neugeborenes Kind!“ Sogleich nahmen sie die Reisebündel vom Rücken, schnürten sie auf und wühlten in dem unhabseligen Schunde herum, fanden aber lange nichts. „Halt,“ rief der Eine, „da muß was sein!“ und brachte ein hölzernes Nadelbüchlein zum Vorschein. Behutsam hob er das Deckelchen zur Hälfte ab und guckte mit einem Auge in die Höhlung. „Ja, da drin sitzt es,“ rief er, und machte stracks wieder zu. Der andere Küpel fand ein winziges Pillenschächtelchen, öffnete es ebenso vorsichtig, wie jener sein Nadelbüchlein, verschloß es ebenso schnell und schrie, da sitze seine Gefinnung auch ganz wohlbehalten drin.

Da nun jeder dieser Habseligkeit sicher war, hieß es, was damit anfangen? Plötzlich erinnert sich der eine Küpel, daß ehestens in der Gegend eine glänzende Hochzeit zwischen der reinen Jungfrau Demokratie und dem alten Herrn Liberalismus gefeiert und bei diesem Anlasse ein großer Vorrath von Gefinnung benöthigt werde, und zwar von beiden Arten, von der liberalen und von der demokratischen. Jeder, der damit versehen sei, und auch kleinere Beiträge sind willkommen, werde trefflich verpflegt, und wenn er tapfer fresse und saufe, so sei er einer gut besoldeten Anstellung mit permanentem Urlaub sicher u. s. w. Sie wurden einig, an die Hochzeit zu gehen und ihre Gefinnung anzubieten. Um

sich aber nicht selber hinderlich zu sein, beschloßen sie, sich auf beide Seiten zu vertheilen und der Eine bei der Braut, der Andere beim Bräutigam sich zu melden. Sie besahen nochmals die kleinen Habseligkeiten im Büchschén und im Schächtelchen, ob sie nicht eine Wegleitung daran zu erkennen vermöchten. Allein sie konnten durchaus nichts errathen und erjanden daher den Ausweg, auszuwürfeln, wessen Gesinnung liberal und wessen Gesinnung demokratisch sein sollte.

Sie setzten sich also auf den Boden, zogen einen schmutzigen alten Lederbecher mit Würfeln hervor und würfelten die Parteien unter sich aus, natürlich wieder mit allerhand Schnurren und Pöffen. „Es ist doch ein lausiges Spiel,“ schrieb der Eine, „wenn man kein Bier dazu hat!“ — „Wir wollen uns ein paar frisch gefüllte Töpfe denken,“ rief der Andere, „sieh den schönen Anstich! Trinkt!“

Endlich wurden sie mit dem Würfeln, das sie mit vielen Mogeleyen lustig zu verlängern gewußt hatten, fertig. Jeder prägte sich seinen Parteinamen wiederholt ins Gedächtniß und machte zur größeren Sicherheit einen Knoten in das alte Schnupftuch, welches der Eine von ihnen besaß, so daß dieser beide Versicherungen mit sich trug: Dann gingen sie mit Halloh und Juhe hinter die Bühne und verschwanden, wie sie gekommen.

Die ganze Zeit über waren die Notare mit den Bräuten vor der Bühne gestanden und hatten stumm hinaufgeschaut. Jetzt sahen sie sich mit rothen Gesichtern an, durften aber nicht mit einander reden. Glücklicher Weise war es für sie die höchste Zeit, nach der Station zu gehen, wozu sie bereits gemahnt wurden. Von den Eltern begleitet begaben sie sich, nach Vornahme des nöthigen Kleiderwechsels, unbemerkt hinweg. Beide Bahnzüge waren zum Ausfahren bereit. Die Brüder fanden einen Augenblick Zeit, einander zu fragen, welcher die Würfelgeschichte ausgeschwätzt habe; Jeder betheuerte, daß er mit keiner Silbe das gethan. Dann muß uns damals Einer beobachtet haben, der uns kannte! fanden sie einstimmig, und trugen von der schönen Hochzeit das unangenehme Bewußtsein hinweg, mit einem Geräusche behaftet in den Ehestand einzugehen. Als der erste Bahnzug bestiegen werden mußte und die Schwestern Setti und Netti sich zum ersten Male in ihrem Leben trennten, befiel auch sie eine traurige, wie ahnungsvolle Stimmung; sie fielen sich weinend um den Hals und wußten vor Schluchzen sich beinahe nicht zu fassen.

In dem Hochzeitgarten wurde inzwischen nichts davon verspürt, daß der Schwank der zwei Rüpel verstanden worden und seine Bedeutung bekannt sei; er wurde als eine harmlos satirische Hochzeitsposse aufgefaßt und belacht. Man wunderte sich nur, wer die beiden Bursche gewesen seien.

Der vielen jungen Frauensleute wegen wurde im Wirthshausjaale nun doch noch ein Tanz angeordnet, und als Salander's Extrazug um Mitternacht den von Münsterburg gekommenen Theil der Gäste wieder abholte, blieben dennoch Haus und Baumgarten ganz erhellt und voll Gesang und Musik in der schönen Zuminacht zurück.

(Fortsetzung im nächsten Heft.)

## Die Berliner Theater.

~~~~~  
Berlin, 8. April 1886.

Der böse Stern, der über dem Beginn der Theaterfaison gestanden, ist auch in ihrem weiteren Verlauf, wenn man ihre künstlerische Ernte betrachtet, die literarische wie die schauspielerische, nicht gewichen. Im Jahre 1836, gerade vor fünfzig Jahren, führte das königliche Schauspielhaus allein achtzehn neue Stücke auf, diesmal haben vom ersten September 1885 bis heute die sechs größeren Theater Berlins zusammen diese Zahl nur um ein Geringes überschritten. Selbst die besonderen Unglücksfälle, die in erster Reihe das Schauspielhaus und das Deutsche Theater durch die Erkrankung hervorragender Mitglieder getroffen, billig in Betracht gezogen, ist der Schluß auf die Abnahme der dichterischen Production unabweislich. Erwägt man freilich, daß die meisten Theater dennoch „gute Geschäfte“ gemacht haben, so scheint die Räßigkeit der Directionen, sich um Neuigkeiten zu bemühen, durchaus begreiflich, wenn auch nicht gerechtfertigt. Vor fünfzig Jahren waren der Theaterbesucher verhältnißmäßig so wenige, daß nur ein rasch wechselndes Repertoire die Theilnahme dieses ständigen Publicums warm erhalten konnten. Heute, wo das Publicum, zum nicht geringen Theil durch den Zuhrang der Fremden, ein beständig wechselndes ist, hat das Repertoire eine größere Stätigkeit und Gleichmäßigkeit erhalten. Die classischen Dramen genügen im Verein mit der einen oder der andern Neuigkeit, die einen lebhafteren Erfolg gehabt, den Bedürfnissen des Hoftheaters und des Deutschen Theaters, der reiche Bestand an Schauspielen und Komödien, den jede dieser Bühnen sich allmählig neben dem classischen Schatz erworben hat, ist dann der Ueberfluß, auch eine gefällige Abwechslung in den Vorstellungen hervorzubringen. In den beiden Operetten-Theatern behauptet sich eine „durchschlagende“ Operette meist bis zur hundertsten Vorstellung; eine französische Sittenkomödie geht fünfzig Male über die Bretter des Residenz-Theaters. Eine Weile kann also die Nothwendigkeit, das Theaterleben durch neue Schöpfungen zu erfrischen, bei der bunten Zusammensetzung des Publicums in einer Weltstadt hinausgeschoben werden, ohne daß der Mangel sich in den Cassenabzählungen offenbar machte; für die Schauspielkunst ist er dagegen immer verhängnißvoll. Wie eine lange, müßige Friedenszeit für ein Heer. Es fehlt an jüngeren schauspielerischen Talenten, weil es an neuen Rollen und Aufgaben fehlt und die alten von so vielen, so großen und verschiedenartigen Talenten bis auf die kleinste Einzelheit geformt und ausgearbeitet worden sind, daß dem Jünger der Kunst beinahe nur noch die Auswahl des Modells übrig bleibt; wie er sich auch dreht, er bleibt ein Nachahmer. Man kann denselben Proceß in der italienischen Malerei verfolgen: sie war im siebzehnten Jahrhundert, zwei eigenartige Talente, Caravaggio und Salvator Rosa ausgenommen, auf die Nachahmung der früheren Epoche, auf die Vereinigung der Vorzüge Raphael's, Michel Angelo's und Correggio's angewiesen.

Der plötzliche Tod Verndal's und die langwierige, sich durch Monate hinziehende Krankheit des Heldenspielers, Hrn. Ludwig, hat die Thätigkeit des Hoftheaters in

Bezug auf die Vorführung von Neuigkeiten beinahe ganz eingeschränkt; Francis Stahl's lustiger Schwanz „Tilli“ hat hier für Alles, was versprochen war und nicht kam, Ersatz bieten müssen. Ein neues Schauspiel von Richard Voß hatte nur einen halben Erfolg und ein Eintagsleben. Unter den jüngeren Dichtern, die sich, obgleich kein Lenz und kein Klinger in ihren Reihen ist, pathetisch die neuen Stärker und Dränger nennen, nimmt Richard Voß schon durch die Beweglichkeit und Arbeitslust seines Talentes einen ersten Platz ein. Mit einer Hast und Unruhe, die für den älteren Beobachter einen krankhaften Zug nicht verleugnen kann, wirft er sich auf die verschiedenartigsten Stoffe und wechselt Zeiten und Länder, Menschen und Dinge mit unheimlicher Geschwindigkeit. Zwei Uebelstände ergeben sich mit Nothwendigkeit aus dieser Art des Schaffens: das Unausgereifte der Schöpfung, die trotz aller Anstrengungen sich nicht aus der Skizze zu einem Bilde gestalten will, und die Haltungslosigkeit des Dichters seinen eigenen Entwürfen gegenüber, in denen er beständig Aenderungen, bald in der Erfindung, bald in der Anordnung, vornimmt, ohne jemals mit sich selbst völlig einig zu werden. Indem er zu viel will, verwirrt er nicht nur sich, sondern, was für den Erfolg seiner Stücke verhängnißvoll wird, auch den Zuschauer. An diesem Grundfehler litt sein Schauspiel „Der Mohr des Jaren“, das im Frühjahr 1884 auf der Bühne des Schauspielhauses erschien, leidet sein neues Schauspiel in vier Acten „Treu dem Herrn“, das am Sonnabend den 6. Februar zum ersten Male aufgeführt wurde. Seinen Stoff entlehnte der Dichter einer Erzählung der Friederike Lohmann „Die Entscheidung bei Hochkirch“, die Paul Heyse in den fünften Band seines im Verein mit Hermann Kurz herausgegebenen deutschen Novellenschatzes aufgenommen hat. Den epischen Charakter des Vorwurfs hat Richard Voß nicht ganz zu überwinden gewußt; bei ihm wie in der Erzählung löst schließlich ein Befehl Friedrich's II. und das Eingreifen des Generals von Zietzen den verworrenen Knoten. Auch die weibliche Erfinderin macht sich in dem Drama noch in der ungebührlichen Breite geltend, in der die Jungfrau Justine, die alte treue Haushälterin, sich gibt und auslebt. Für die Erzählung ist freilich diese Figur Heldin und Achse, für das Schauspiel aber tritt sie an Schärfe der Charakteristik, im Gewicht für die Handlung gegen den Calculator Börne und den General Zietzen weit zurück. Die schlechte und kunstlose Fabel der gemüthlichen Erzählerin, im Pöpsel und Puderstaub, hat in Hoffens Bearbeitung einen pridelneren Reiz gewonnen, der ihr Leider mehrfach die Klarheit und Ueberführlichkeit der Vorgänge und die Einfachheit und Wahrheit der Motive geraubt hat. Etwas Schwüles und Peinliches ist dadurch in das Ganze hineingekommen, das in den Zuschauern keine reine ungemischte Empfindung hervorzurufen vermag.

Wir sind in Dresden, auf dem Weingut des Steuerraths Bernhard Ellinger vor der Stadt, unmittelbar nach der Waffenstreckung des sächsischen Heeres bei Pirna, im Herbst 1756. Die Schreckensstunde, die der Gewatter Neumann, ein schwärmerischer Verehrer des Preukenkönigs, trotz seiner sächsischen Unterthanspflicht, aus der Stadt bei seinem Besuche mitbringt, sprengt das Kaffeekränzchen der Jungfer Justine, das, ein wenig langathmig, das Schauspiel eröffnet. Die gute, treue und geschwähige Justine ist das Factotum im Hause, den Töchtern des Rathes hat sie die Mutter, die ihnen früh gestorben ist, ersetzt, darum erlaubt sie sich auch bei aller Dienstwilligkeit ihrem Herrn gegenüber in allen Dingen ein Wort mitzusprechen. Wie sie, ein märkisches Bauernkind, das in seiner Jugend den Junker Zietzen als Kindermädchen gewartet, nach Dresden verschlagen worden ist, erfahren wir nicht, desto häufiger redet sie von ihren Beziehungen zu dem berühmten General. Die Ueberwältigung des sächsischen Heeres fährt in Dresden eine Beschlagnahme der kurfürstlichen Cassen durch die Preußen herbei: Ellinger, der als Hauptsteuereinnahmer über eine große Summe Geldes verfügt, rettet als treuer Diener seines Herrn dieselbe dem Kurfürsten. Aber er vermag es, nach unserem Dichter, nur durch den Calculator Börne, der — wunderbarlich genug — den einzigen Schlüssel zur Cassen besitzt. Die Erfindung der Erzählerin ist einfacher und natürlicher: sie läßt Ellinger mit Hilfe des Calculators beständig von den eingehenden

Steuern gewisse Summen unterschlagen und dem Kurfürsten senden. So geräth Ellinger in die Gewalt Börne's und dieser fordert als Belohnung seiner Mithilfe die Hand der ältesten Tochter Marianne, die schon halbwegs mit dem sächsischen Lieutenant Leopold von Pistor versprochen ist. Auch dieser Zug ist aus der Erzählung entnommen: dort will Ellinger nicht, daß seine Tochter einen Soldaten heirathe; Börner — so heißt hier der Beamte — erscheint dem Vater als der vorzuziehende Freier, um so mehr, seit er eine kleine Erbschaft gemacht hat. Der Natur seines Talentes nach kann Richard Voß mit solchen hausbackenen Motiven nichts beginnen; sein Börne ist eine Mischung von Schiller's Wurm und Brachvogel's Narziß, halb ein Schuft, halb ein Weltkmerzler, der die Qualen der Armuth, den Groll und Jammer des Hochstrebenden und immer Zurückgesetzten in leidenschaftlichen Reden ausströmt — in Worten, die mehr aus der Empfindung des Dichters, als aus der eines Calculators im Jahre 1756, eines Zeitgenossen und Mitbürgers von Rabener fließen. Aus diesen Verhältnissen ergeben sich nun eine Reihe dramatisch bewegter, aber peinlicher Scenen. Der Vater muß der Tochter befehlen, dem Geliebten zu entsagen und Abschied für immer von ihm zu nehmen; die Tochter sich zu dem Opfer ihrer Liebe entschließen, weil sie die Ehre ihres Vaters für gefährdet, weil sie ihn für den Unterschlagler der ihm anvertrauten Cassé hält. In wilder Wallung wirbt Börne um die Liebe Mariannens, nur um in härtester Weise von ihr abgewiesen zu werden. Das ganze sonst so friedliche Haus ist in Streit und Verwirrung gerathen. Da beschließt die Jungfer Justine mit einem Gewaltstreich Ordnung zu schaffen und weil sie das geheime Band, das den Rath an den Calculator fesselt, wohl errathen hat, schreibt sie dem preussischen Commandanten in Dresden einen Brief, in dem sie ihren Herrn und Börne der Veraubung der Cassé anklagt. Der Rath wird daraufhin in seinem Hause bewacht; Börne erschießt sich und die Angelegenheit könnte nun zu einem tragischen Abschluß kommen, wenn nicht der General Zietzen mit einem Quartierbillet in das Haus Ellinger's träte. Er erkennt in Justinen seine Kindwärtlerin wieder und verwendet sich für seinen Wirth bei dem König Friedrich II., der an diesem Tage seines Einzugs in Dresden besonders gnädig gestimmt ist. So wird dem Rath Ellinger, dem überdies der Kurfürst von Sachsen jene Summe zurückschickt, Alles verziehen, Justine im Hause wieder in ihre frühere Ehrenstellung eingesetzt und jedes Hinderniß der Verbindung Mariannens mit Leopold aufgehoben. Schon aus diesen Umrissen sieht der Leser, daß es dem Schauspiel weder an Bewegung noch an Wechsel fehlt; Richard Voß hat aber noch obendrein, wohl um die Weinerlichkeit des zweiten und dritten Actes zu durchbrechen, eine kindische Liebelei zwischen Lottchen, der jüngsten Tochter des Raths, und ihrem kleinen Vetter Fröhchen eingelegt, der seinem Livius und der Schule entlaufen ist, um bei den Sachsen als Tambour einzutreten. Auch kann man der Umarbeitung des epischen Stoffes in die dramatische Form Geschick und theatrales Verständniß keineswegs absprechen. Wenn nun doch, trotz des sentimentalischen Eindrucks der Liebes-scenen und der humoristischen Wirkung der Erscheinung Zietzens, das Schauspiel keinen rechten Erfolg erwarb und vor Allem keine Wurzel faßte, so liegt der Grund, wie ich oben andeutete, in der Unsicherheit des Dichters seinen eigenen Figuren gegenüber. Börne, offenbar der Charakter, an dem Voß nicht nur mit Vorliebe gemobelt und geboffelt hat, sondern in dem sich auch des Dichters Wesen und Begabung am reichsten entfaltet, ist zu schwankend, zu schillernd, um dem Zuschauer Sympathie oder Schrecken erregen zu können. Der Bösewicht, der sich mit Kleinigkeiten abgibt, wirkt auf der Bühne abstoßend, und zugleich widerspricht das Feuer seiner Leidenschaft, die Wildheit seines Zornes, sein Selbstmord, wenn vielleicht nicht in der Wirklichkeit, doch im Rahmen der Bühne, seiner schleichen Nichtswürdigkeit. Ebenso wenig kommt der Dichter über den Rath Ellinger zu einem klaren Urtheil. Ein liebender Vater, ein würdiger Beamter, der die Folgen einer großmüthigen aber unbedachten Handlung von sich auf die Tochter abwälzen will! Indem Voß die schlichte Fabel der Friederike Lohmann auf das Leidenschaftliche und Gewagte eines Räuberdramas zu stimmen versuchte, streifte er ihr wohl den altmodischen Duft und

Staub, aber damit auch die Natürlichkeit und Liebenswürdigeit ab: das Feinliche und Verzerrte herrscht nun vor und die charakteristische lebensvolle Gestalt des Hufarengenerals, die Voh wesentlich aus eigenen Mitteln geschaffen hat, bleibt zu sehr ein *deus ex machina*, um das Publicum in voll betriebigter, harmonischer Stimmung zu entlassen. Weder in seinem Fühlen noch in seinem Schaffen hat der Dichter bisher den festen Punkt, auf dem er ruhen, von dem aus er die Erscheinungen betrachten könnte, gefunden; aber es wäre schade, wenn ein so vielseitiges Talent durch den Mangel an Ueberlegung und Selbstkritik in diesem chaotischen Zustand verharre und nicht endlich aus dem Nebel und Dunst seiner Einfälle klare Formen zu bilden und bestimmte Farben zu gewinnen vermöchte!

Etwas reicher als das Repertoire des Schauspielhauses gestaltete sich das des Deutschen Theaters in der zweiten Hälfte der Saison. Die Vorführung der Sophokleischen „Antigone“ mit der Musik von Mendelssohn-Bartoldy Dienstag den 16. März war ein Versuch, der um seiner Kühnheit willen Anerkennung verdient, wenn auch die Ausführung meiner Ansicht nach mißlang. Schon die Enge und Schmalheit der Bühne des Deutschen Theaters verhindert die Herstellung einer antiken Bühne mit der breiten Orchestra, dem Altar des Dionysos und der dahinter aufsteigenden Palastdecoration. Die Scene, in durchaus moderner Weise, mit Seitencoullissen und wenig erhöhter Hinterwand eingerichtet, schloß die Aufstellung des Altars, die Trennung des Chors in zwei Gruppen, Strophe und Antistrophe, die feierlichen Anzüge und den Tanz aus. Der Vorhang sank nicht wie bei dem antiken Theater in die Tiefe, sondern rollte in die Höhe, die Figuren des Stücks bewegten sich nicht auf der Estrade in der Halle des Palastes, sondern spielten und sprachen auf dem gleichen Niveau mit dem Chor. Wie die Einrichtung war auch die Darstellung in Geberde und Declamation modern: nichts von der Würde und Majestät, dem Statuarischen des Alterthums; Antigone war ein modernes Trauerspiel geworden. Da wäre es einfacher und schicklicher gewesen, man hätte auch die Musik gestrichen und die Chorlieder einzelnen Figuren, dem ersten, zweiten, dritten Greise zugetheilt: Adolf Wilbrandt hat den „Oedipus“ bekanntlich so eingerichtet und eine tiefe Wirkung damit erzielt. Läßt man den antiken Chor in der „Antigone“ bestehen, so muß auch alles Uebrige im antiken Sinn und Geist gehalten werden, wenn das Ganze einen harmonischen Eindruck hervorbringen soll.

Von den drei Neuigkeiten, die das Deutsche Theater ausführte, war, literarisch betrachtet, Adolf L'Arronge's Trauerspiel in fünf Aufzügen: „Die Lorelei“, das am Sonnabend den 6. Februar zum ersten Male dargestellt wurde, die bedeutungsvollste und anziehendste. Es ist nicht möglich, durch eine Schilderung dem Leser auch nur eine ungefähre Vorstellung von dieser wunderlichen Dichtung zu geben: das melodramatische, decorative und pantomimische Element spielen in ihr eine ebenso große Rolle als das Wort und die Handlung. Das Ganze gemahnt wie ein Kunstwerk der Zukunft. Ein buntes, stilloses Gewebe von lauter Erinnerungen, wo Byron's Manfred harmlos Arm in Arm mit Schiller's Posa wandelt, wo Zauberspul und Legende sich mit der dürrsten Verstandesaufklärung vermählen. Daß sich ein Dichter, dem wie Adolf L'Arronge mancher Wurf gelungen, höhere Ziele steckt und aus der Alltäglichkeit, die er so wahr und behaglich zu schildern weiß, einmal einen Ritt in das alte romantische Land wagt, ist begreiflich; schwerer verständlich ist, wie ein gereifter Mann so wenig die Tragweite seines eigenen Talentes ermißt, so wenig Achtung vor dem Kunstgeschick hat. Das Gebiet, das L'Arronge nicht nur durch Fleiß, sondern auch durch das Anrecht seiner Begabung beherrscht, ist in komischer wie in sentimentaler Richtung das Leben und Treiben des mittleren Bürgerstandes, seine Muse wohnt in der „guten Stube“, eine Polymhymnia aus Eisenbeinmasse. Nun würde es immer ein fähnes Unternehmen sein, statt dieser modernen Wirklichkeit das Bürgerthum und das Handwerksleben des Mittelalters dramatisch zu gestalten, aber es bestände doch eine gewisse Verbindung zwischen einer solchen und den früheren Schöpfungen: eine Dramatisirung der Brentano'schen Sage von der Lorelei, die ursprünglich ein Bürgermädchen

aus einer rheinischen Stadt gewesen, hätte wohl im Bereich der Phantasie und der Kunstweise L'Arronge's gelegen. Was er dagegen brachsigt: eine Art symbolischen Dramas im Stile Wagner's konnte nur zu einer Mißgeburt werden und im eigentlichsten Sinne den Vers des Horaz: *desinit in piscem mulier formosa superne* zur Wahrheit machen. Was ist die Lorelei? Für den Dichter ist sie bald ein Traumbild, eine Volksvorstellung; bald eine leibhaftige Erscheinung; bald eine Symbolisierung der bösen Lust und Begierde im Menschenherzen — und zwar nicht der Lust, noch der Schönheit, sondern der Herrschsucht und Gewaltthätigkeit. Je nachdem er sie für den Gang seiner Handlung braucht, wechselt L'Arronge diese Vorstellungen. Die Unklarheit und Unbestimmtheit — ich weiß nicht, ob ich Begriff, Idee, Wesen sagen soll — der „Lorelei“ wirkt nothwendig auch auf den Helden des Stücks, Philippus, ein: ist er ein Unglücklicher, ein von einem Zauberspul bis zur Raserei Bethörter, der in keiner Weise für seine Thaten verantwortlich gemacht werden kann, oder ein jähzorniger, ruhelofer Mann, den die eingeborene böse Lust zu immer neuer Unthat reizt? Zuletzt verflüchtigt sich Alles zu Visionen und Schattenspielen; hat uns der Dichter an der Nase herumgeführt oder hat er selbst aus dem Irrgarten der Romantik, in den er sich leichtsinnig gewagt, den Ausgang nicht zu finden vermocht?

In einer Rheinlandschaft, so beginnt der erste Act, ist das Volk um die Leiche eines im Strom Umgekommenen versammelt. Die Hexe Lorelei soll ihn mit ihren Liedern verlockt haben, an ihrem Felsen, der dort drüben aufragt, sei sein Kahn gescheitert. Ein alter Mönch, der Bruder Constantin aus dem nahegelegenen Franziskanerkloster, sucht die Menge umsonst eines Besseren zu belehren, ganz wie ein rationalistisch gesinnter Pfarrer aus dem vorigen Jahrhundert verweist er ihnen den Aberglauben. Die Lorelei ist für ihn eine Einbildung, ein Wesenloses; nicht sie, das Gewitter der vergangenen Nacht und der reizende Strom haben den jungen Fischer getödtet. Mit dem Bruder Constantin ist der junge Bruder Philippus des Weges gekommen, der Alte ist dem Jungen zugleich als Lehrer und Wächter beigegeben, denn Philippus verweilt nur gezwungen und widerwillig im Kloster. Seine Verwandtschaft, an ihrer Spitze sein älterer Bruder, hat ihn, einen jungen Grafen von Ragenellenbogen, seiner Unbändigkeit und Grausamkeit wegen gefangen genommen und ihn nach dem Kloster gebracht, damit er dort die Mönchsgelübde ablege. Aber Philippus schwört sich selbst, bei der ersten günstigen Gelegenheit die Kutte abzuwerfen. Alles freundliche Zureden Constantin's bricht seinen Troß nicht und wandelt seinen Haß gegen die Mönche nicht in Neigung. Die Sagen, welche sich das Volk von der Lorelei erzählt, erhitzen seine Phantasie, und als der Bruder Constantin der Witte eines Mädchens, das ihn beschwört, zu ihrer kranken Mutter zu kommen, gefolgt ist, streckt er sich unter einem Baum aus, die Zauberin anrufend. Wirklich erscheint sie auf der Höhe des Felsens und verspricht ihm Glück, Macht und Herrlichkeit, wenn er sich selbst treu bleibe. Hier ist die Lorelei in lieblicherer Form dem Wesen nach daselbe, was die Hexen im „Macbeth“ sind, die Anspornerin zu Thaten der Leidenschaft. Ganz erfüllt von seinem Traum, den Verheißungen des schönen Dämons vertrauend, folgt Philippus dem von seinem Krankenbesuch zurückkehrenden Constantin nun ohne Widerrede nach dem Kloster. Der zweite Act spielt im Kloster, unmittelbar vor der Einkleidung des Bruders Philippus. Vergebens sucht Constantin dem Jüngling noch einen kurzen Aufschub zu verschaffen. Der Guardian des Klosters, ein harter und fanatischer Mann, stützt sich auf die Befehle, die ihm der Bischof von Mainz — warum L'Arronge den Erzbischof und Kurfürsten des Reichs zu einem einfachen Bischof erniedrigt, weiß ich nicht — ertheilt hat, und hofft, das wilde junge Blut in der Kutte am leichtesten zu zähmen. Wir werden in die Sphäre des Culturkampfes hineingeführt. Der Prior widerstrebt der weltlichen Gewalt eben so sehr wie der weltlichen Wissenschaft. Einen jungen Maler Walter, bei dem er für die Klosterkirche ein Altarbild bestellt: wie die Jungfrau dem heiligen Franziskus erscheint, fährt er heftig an, als dieser, von seinen Reisen ergötzt, in ein begeistertes Schwärmen für Kunst und Wissenschaft, für den beginnenden Geistesfrühling der Welt ausbricht. Den Bruder Philippus läßt er trotz

seines Sträubens zum Altar führen. Aber ehe ihm noch das Haupt geschoren, ehe er noch die Gelübde gesprochen, erkürmen die Reifigen und Vasallen des Graüengeschlechts das Kloster, ihren jungen Herrn zu befreien. Sein Bruder ist auf der Jagd von einem wüthenden Eber getödtet worden, Philipp ist der Erbe. Einem der Mannen das Schwert entreißend, zwingt er den Prior, nicht nur ihn freizulassen, sondern ihm auch, als seinen weltlichen Herrn, Treue und Gehorsam zu geloben. Wie wunderbarlich sich auch im Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts die Stichworte unserer Zeit, im Kampfe der Wissenschaft gegen das Dogma, des Staates gegen die Kirche, ausnehmen, der Aufbau und die Steigerung des Actes ist eine vortreffliche und der Abschluß wirkt gleich mächtig als farbenreiches Bild auf das Auge wie als bedeutsame Handlung auf das Gemüth der Zuschauer. Im dritten Act sehen wir den Helden in Sieg und Herrlichkeit auf seinem prächtigen Schloß. Er hat die schöne Schwester des Landgrafen von Hessen, Maria, geheirathet, unterhält aber trotz seiner Ehe ein Liebesverhältniß mit jenem Bürgermädchen, das uns im ersten Act begegnete, und das nun im Gefolge der Gräfin auftritt. Leidenschaftlich und leichtsinnig wie in diesem Falle zeigt sich Philipp auch den Männern gegenüber, in politischen Händeln. Den klugen Rathschlägen seines Schwagers, der ihn mahnt, Frieden mit seinen Nachbarn zu halten und seine besiegten Feinde nicht zu hart zu drücken, setzt er Troß und Hochmuth entgegen: beide Männer scheiden erbittert von einander, der Landgraf mit der Drohung, sich zu Philipp's Gegnern zu schlagen, wenn er neuen Krieg begönne. Der alte Burgvogt Peter Sturm, der treueste Mann des Grafen, stellt ihm darauf seinen Sohn vor: jenen Maler Walter, der in der Gräfin Maria das Vorbild für die Himmelsjungfrau seines Bildes gefunden hat und nun sie und den Grafen bittet, ihr Abbild nehmen zu dürfen. Während Philipp dann mit den Männern zecht, berichtet die arme Marthe ihrer Herrin ihr schuldvolles Verhältniß zu dem Graien. Nach einer solchen Entthüllung kann die Gräfin ihrem Gatten, als er in toller Weinlaune zurückkehrt, nicht wohl anders als streng und kalt begegnen. Aber ihre Abweisung entseffelt seine Raserei: ein Tönen erklingt in der Luft, er glaubt das lockende Lied der Lorelei zu vernehmen und springt trunken vom Söller in den Rhein. Neben der Geschlossenheit des zweiten Actes erscheint der dritte wie ein buntes Durcheinander von Auftritten und Abenteuern, denen jede Verbindung, jeder durchgehende Accord fehlt, die nur durch die Decoration zusammengeschlossen werden. Indessen der vierte Act überbietet noch diesen Wirrwarr und diese Regellofigkeit. Graf Philipp ist auf das Aeußerste von seinen Feinden bedrängt. Nur das Stammschloß seines Geschlechtes ist ihm geblieben, die Raß; hier kämpft er wie Macbeth auf Dunfinan um Freiheit und Leben. Auch ist er in der rechten Tyrannenlaune. Hart geräth er mit dem Maler Walter, der inzwischen sein Gemälde vollendet und sich dabei sterblich in die Gräfin verliebt hat, zusammen. Als der Maler sich, wie Rosa vor König Philipp, zum Vertheidiger der Menschenrechte aufwirft, stößt ihn der Graf nieder. Kampf vor der Weste, Gefangennahme Philipp's. Der Bischof von Mainz beschließt, den Gefangenen zu tödten, der Landgraf, ihn zu retten. Zwei Minen werden nun gegen einander getrieben. Während die Einen einen Landstnecht gewinnen, Philipp zu tödten, wenn er fliehen sollte, gelingt es den Bitten und Thränen Maria's den Burgvogt, der wegen der schändlichen Ermordung seines Sohnes seinem Herrn Rache geschworen hat, umzustimmen. Während Maria in der Kutte eines Franziskaners den Landstnecht kauft, als sei sie der Graf, und von der Kugel seiner Halsbüchse getroffen stirbt, entkommt ihr Gatte auf einem anderen Wege aus dem Verließ. So verworren in der Anordnung, so überladen mit melodramatischen Effecten, so wenig ausgearbeitet im Einzelnen ist dieser Act, daß der Verlauf der Handlung auch bei der Darstellung unwahrscheinlich und undurchsichtig bleibt. Der fünfte Act ist eine Phantasmagorie in zwei Bildern. Philipp aus seinem Gefängniß entflohen, klettert den Lorelei-Felsen hinan. Er hadert mit dem Schicksal und der Welt, er beschwört den Spukgeist: Lord Byron's Manfred in Miniatur. Vor ihm hin und her gaukelt die Lorelei, ihn verhöhrend und die Schuld seiner Thorheiten und Verbrechen, die er ihr zuschreibt, auf ihn zurückflehend.

Will er den Dämon aus trunkenen Liebe oder Wuth ergreifen? Ich weiß nur, daß er bei dieser Gelegenheit in die Tiefe stürzt. Im zweiten Bilde liegt er sterbend von den Mönchen umgeben und unterfüßt auf den Stufen des Altars in der Kirche. Der Prior reicht ihm die Absolution und den letzten Segen, aber aus dem Bilde über dem Altar neigt sich ihm die Jungfrau, mit den Zügen, der Haltung und Geberde seiner Gattin, hilfreich und verzeihend entgegen. Einer solchen in sich selbst widerspruchsvollen und ungleichartigen Schöpfung konnte, über das erste Erstaunen hinaus, kein Erfolg beschieden sein, um so weniger, da ihr die Melodie der Sprache und der lyrische Schwung fehlen, welche vielleicht den Hörer über alle Unebenheiten und Unmöglichkeiten hinweggetragen hätten. Der Vers L'Arçonge's ist lustlos und trodner als seine Prosa, die nicht ganz der charakteristischen Wendung und des humoristischen Gesinners entbehrt. Wenn dies wunderfame Trauerspiel jedoch dem Dichter ein für alle Male seine Grenze gezeigt hat und ihn fortan von dem phantastischen Gebiet, in das er schon in dem Schauspiel „das Heimchen“ hineintappte, fern hält, wird es trotz alledem seinen Zweck und Verzug nicht verfehlt haben.

Die zwei anderen Neuigkeiten des Deutschen Theaters: „Der Bureaokrat“, Schwank in 4 Aufzügen von Gustav von Moser, am 31. December 1885, und „Die armen Reichen“, Lustspiel in 4 Aufzügen von Hugo Lubliner, Sonnabend den 20. Februar 1886 zum ersten Male aufgeführt, ragen über das Durchschnittsmaß der deutschen Komödie nicht hinaus — das ist bei der ersten nicht verwunderlich, da Gustav von Moser bei seinen Schwänken kaum eine literarische Absicht verfolgt, bei der zweiten aber betrüblich, da es uns das Talent Lubliner's in einem bedenklichen Niedergang zeigt. Gustav von Moser hat in seinem Lustspiel das alte Thema von der Liebe zwischen dem Vetter und dem Väschen, die sich einander um keinen Preis ihre Herzenneigung gestehen wollen und durch die Bemühungen ungeschickter Freunde, eine Erklärung herbeizuführen, nur noch mehr gereizt werden, durch die drollige Figur eines „Bureaokraten“, des Rentanten Lemke, aufzufrischen versucht: ein Unternehmen, das ihm mit Hilfe des Hrn. Engels, der den Beamten, wie er im Buche steht, vortrefflich darstellte, wohl gelungen ist. Der eifrige, pflicht-treue Beamte, der von der Welt nichts als seine Acten kennt und die Zeit nach der Stunde mißt, wo er im Bureau erscheinen muß, geräth durch die Verwicklungen des Zufalls, durch die Neigung seiner Frau, ein wenig über ihre Verhältnisse hinauszuleben, und die Heirathslust seiner Töchter und ihrer Freier, eines Schriftstellers und eines Musikus, in allerlei spaßige Verlegenheiten, aber nur um mit blankem Ehrenschild und einem höheren Titel daraus hervorzugehen. In dieser Figur und in der munteren Schilderung des Beamtenheims findet die Verwechslungskomödie ihren eigentlichen Halt und erheitert ein frohgestimmtes Publicum durch ihre Harmlosigkeit und ihre alten, nie ihre Wirkung verhehlenden Theaterscherze. Strenger muß die Kritik mit Hugo Lubliner's Lustspiel „Die armen Reichen“ ins Gericht gehen, eben weil der Dichter selbst einen höheren Flug nimmt. Zwei Eigenschaften waren es, die nun vor zwei Jahren meine Aufmerksamkeit und Theilnahme auf den jungen Dichter lenkten: seine Erfindungs- und Verknüpfungslust, sein Gefühl, seine Witterung für gewisse Eigenheiten, Verhältnisse, Schwächen und Verirrungen des modernen gesellschaftlichen Lebens. Je weniger mir seine historischen Versuche: „Die Florentiner“ und „Die Modelle des Sberidan“ wegen ihrer Halbbildung und ihrer Verstöße gegen die Sitten und Lebensformen der Zeiten, denen die Stoffe entnommen waren, desto lebhafter zogen mich die Komödien: „Der Frauenadvokat“, „Gabriele“, „Die Frau ohne Geist“, „Die Brautfahrt“ an. Genügte auch keine den Ansprüchen der feineren und vollkommeneren Kunst, überwog auch in ihnen die Kunstfertigkeit den künstlerischen Sinn, so waren doch die Gestalten und Vorfälle unmittelbar aus der Wahrheit und Wirklichkeit unseres Lebens ergriffen, ein Anlauf wurde genommen, aus der Sphäre des Benedix'schen Lustspiels und der kleinen deutschen Stadt in die Weltstadt, in das Weltgetriebe vorzubringen. Wenn nun Lubliner in seinen späteren Arbeiten hinter seinen

Anfängen zurückgeblieben ist, so trägt ebenso wohl die Fülle seiner Schöpfungen wie die Leichtigkeit seines Talentcs daran die Schuld. Bei der Beweglichkeit und der Spielfreudigkeit seiner Phantasie begnügt er sich mit dem guten Einfall, dem angeschlagenen Accord. Mag der Zuschauer sich die Sache ausdenken, der Dichter sich nicht den Kopf über seinen Stoff zerbrechen. An Uebergängen, Wendungen, Episoden fehlt es einem so fixirigen Taschenspieler nie, und so bringt er eine Fabel immer glücklich zum Abschluß, wie wenig auch, wenn man schärfer zusieht, der Anfang mit dem Ende stimmt. Er hat eben selber den Punkt vergessen, von dem er ausgegangen ist. Die Naivetät seines Schaffens, die allen seinen Komödien im Beginn etwas Frisches und Anmuthendes verleihet, und seine Gleichgültigkeit gegen jedes Kunstgesetz wandern lustig neben einander her. Schon aus dem Titel „Die armen Reichen“ springt der Grundgedanke heraus. Gerade bei der Ueberschätzung, die der Reichtum in unsern Tagen erfährt, konnte es dem komischen und satirischen Dichter als eine lohnende Aufgabe erscheinen, auf die Güter hinzuweisen, die der Nichtsknur, zum Theil aus seiner Natur heraus, entbehrt: die Heiterkeit und Sorglosigkeit des Gemüths, die Gewißheit, um seiner Person, nicht um seiner Schätze willen geliebt zu werden, die Freuden der Genügsamkeit und der Arbeit. Auch hat Lubliner ursprünglich an all' das, an eine Art Physiologie des Reichtums gedacht: in den Gesprächen wird bald das eine, bald das andere Thema angeschlagen, und der reiche Mann des Stückes, Anton Bergmann, entwirft eine ergötzliche und doch leise misanthropisch gefärbte Schilderung seines Lebens. Zuletzt aber läuft die Fabel auf den hundertmal behandelten Roman des reichen Mädchens hier, das sich vor seinem eigenen Herzen fürchtet, und des armen jungen Mannes dort hinaus, der aus Scheu, unedler Motive beschuldigt zu werden, nicht um die reiche Geliebte zu werben wagt. Lubliner hat die Lage seines Helden noch durch die eigene Erkenntniß von dem Werth des Geldes — er hat sein Vermögen durchgebracht — und durch die ungeschickte Hülfe guter Freunde verschlimmert, die Alles verderben, indem sie ihn so schnell wie möglich durch eine Heirath wieder zum reichen Manne machen wollen. Stimmungsvoll eröffnet das Ganze mit einer Auktion: der Freiherr Rudolph von Schönbühl läßt sein Mobiliar versteigern. Sein Banquier Anton Bergmann händigt ihm den Abschluß zwischen seinem Soll und Haben ein. Von allen seinen Besitzthümern bleibt dem jungen, liebenswürdigen, edeln aber verschwenderischen Manne nur ein kleines Gut in Schlessien, dorthin will er sich mit einem Freunde, dem Doctor Max Ringhoier zurückziehen. Aber eine Dame aus der Gesellschaft, eine Wittwe, Katharina von Saratow, die ihn kennt und schätzt, findet es vortheilhafter und angemessener, ihn mit ihrer uuermeßlich reichen Freundin Melanie Amberg zu verheirathen. Der Banquier, der Melanie's Vermögen verwaltet, bietet die Hand zu dem Plan, und so trifft sich die ganze Gesellschaft, einige Wochen nach dem ersten Acte, in Schlessien wieder. Frau von Saratow hat in der Nähe von Rudolph's Häuschen eine stattliche Villa. Ländliche Idylle mit Milch und Schwarzbrot: Rudolph hat eine Weile Selbstmordgedanken nachgehungen, so daß der vorsorgliche Freund alle Schießgewehre vor ihm unter Verschuß gehalten hat. Die Begegnung mit Melanie gibt ihm die Freude am Dasein wieder und auch in ihrem Herzen keimt die Neigung auf, bis die vorlauten Reden der Andern den Verdacht in ihr erwecken, Alles sei eine hinter ihrem Rücken verabredete Sache. Neue stolze Zurückweisung des Bewerbers und ein Liebesjanduet, das sich während des dritten Actes unermüdet fortsetzt. Im vierten Act sind wir wieder in der schlessischen Idylle, Rudolph ist über Nacht ein berühmter nationalökonomischer Schriftsteller geworden, und der kleine Trozkopf Melanie hat endlich in der Liebe eine uüberwindliche Macht kennen gelernt. Nach alter Komödienfittte gefellen sich zu dem einen Brautpaar zwei andere, welche mit ihren Reflexionen und dem Auf und Nieder ihrer Gefühle die dürftige Haupthandlung umranken. Die Sprache, die diesmal glänzender und geschliffener als sonst in Lubliner's Komödien ist, vermag für den Mangel an dramatischer Bewegung, an Originalität der Erfindung nicht zu entschädigen. Mit all' ihren witzigen, zielreichen

Redensarten bleiben die Figuren dieses Lustspiels blutleere Schatten, die nur ein Theaterleben führen — Marivaux'sche Porzellanfiguren ins Realistische getönt.

Und so kommen wir denn wieder zu dem beschämenden Eingeständniß, daß auch in der zweiten Hälfte dieser Saison das einzige Theaterstück, das den Verstand zu beschäftigen, die Kritik herauszufordern, das Gemüth in Mitleidenschaft zu ziehen vermochte, ein französisches war: Denise, Schauspiel in 4 Acten von Alexander Dumas, das am Sonnabend den 16. Januar zum ersten Male im Rejidenz-Theater gespielt wurde. Das Stück gehört keineswegs zu den vollkommeneren Arbeiten des Dichters, gleichweit steht es in der Fülle und Mannigfaltigkeit der Handlung hinter „Demi-Monde“, wie in der Schärfe der Charakteristik hinter „Monsieur Alphonse“ zurück; es fehlt vor Allem darin, daß es eine Handlung, die nur ein Act der Leidenschaft sein kann, theoretisch zu begründen sucht. Gewiß kann ein Ehrenmann ein Mädchen, das in Liebeschuld gefallen, heirathen, nur muß er sich uns als ein Mann zeigen, dessen Herz und Wille den Vorurtheilen der Welt überlegen ist; wenn er sich den Rath und die Zustimmung der Andern zu seinem Vorhaben erbittet, wird uns seine Liebe noch verdächtiger als seine That. Dumas' unglückliche Sucht, seine Stücke philosophisch und moralisch zuzuspitzen und gleichsam als Beweis eines Grundsatzes, einer Lehre vorzuführen, schadet gerade hier der Wirkung auf das Empfindlichste. Noch zehn, noch hundert Grafen Bardannes könnten eine Gefallene heirathen: die Gesellschaft würde dennoch, und mit vollem Recht, sich nicht von ihrer Ansicht bekehren, daß eine solche Frau, wie groß oder klein ihre Schuld sein mag, nicht in ihren Kreis gehört. Je mehr sich Dumas bemüht, aus dem einzelnen Fall eine Regel zu machen, ihn typisch zu gestalten, um so mehr raubt er ihm jene Wärme, das echte Feuer der Leidenschaft, das dem Zuschauer die Handlung trotz ihrer Ungewöhnlichkeit nicht nur begreiflich und verzeihlich, sondern nothwendig erscheinen läßt. Segen diesen Grundfehler des Schauspiels kann man nicht die Augen verschließen. Aber mit welcher Kunst und mit welchem Verständniß der theatralischen Wirkung ist es aufgebaut! Wie leicht und geräuschlos greifen die Federn ineinander! Jeder Wechsel des Schauplatzes ist vermieden, keine Lücke in der Zeit gähnt uns entgegen. Es wird uns nicht zugemuthet, in der Pause zwischen zwei Acten einen plötzlichen Stimmungsumschlag der Heldin, eine Wandlung in den Vermögensverhältnissen des Helden anzunehmen. Die Handlung, die sich vor uns abspielt, erfordert im Leben keinen längeren Zeitraum, keinen größeren Kreis: wir haben ein getreues Abbild der Wirklichkeit vor uns. Ohne Zweifel verliert die Dichtung dadurch an Frische und Freiheit der Bewegung; wie in der photographischen Abbildung ist auch in ihr ein gutes Theil künstlicher Anordnung und Zurichtung. Aber wer nähme nicht gerne diese Uebelstände in den Kauf, wenn gerade durch sie die Geschlossenheit der Begebenheit, die Lebendigkeit der Vorfälle erhöht wird? Die Episoden und das Rankenwerk, die unsere deutschen Lustspiele überwuchern, dienen meistens nur dazu, die Verheit und Armseligkeit des eigentlichen Vorwurfs zu verbergen.

Es ist nach dem Frühstück in dem Schlosse des Grafen Bardannes. Die jungen Damen, Fräulein Martha, des Grafen Schwester, Fräulein Clarisse, ihre Freundin, und Fräulein Denise, Martha's Gesellschafterin, machen Musik. Clarissens Stiefmutter, Frau von Pontferrand, eine Dame, die sich auf den Tugenddrachen und die Frömmlerin hinauspielt, ergeht sich in einigen vorzüglichen Reden über die Gegenwart Denisens in dem Hause eines reichen Jungesellen. Allein Denise ist mit ihren Eltern, Vater und Mutter Briffot, auf dem Schlosse. Graf André hat nach einer in zerstreuten Vergnügungen verbrachten Jugend das Bedürfniß gefühlt, für die Verwaltung seiner Güter Sorge zu tragen. Eine Freundin, Frau von Chauvette, hat ihm Herrn Briffot als einen ehrenwerthen und geschickten Verwalter vorgeschlagen. Ihr verstorbenen Mann hat sich in seinen Geldgeschäften Briffot's bedient. So sind die Briffots in das Schloß gekommen und André kann sich ihrer Gegenwart nur freuen; Briffot hat die zerrütteten Verhältnisse des Grafen wieder in Ordnung gebracht und den Ertrag des Gutes erhöht, Frau Briffot steht dem Hauswesen würdig und geschickt vor, in Denise

findet André die geeignetste Gesellschafterin und Freundin seiner jungen Schwester, die bisher im Kloster erzogen wurde und nun in das Haus ihres Bruders zurückgekehrt ist. Denisens Anmuth und Klugheit, ihre Güte und die Tadellosigkeit ihres Betragens haben es indessen dem Grafen angethan und er macht seinem Freunde Thouvenin, dem Redner und Chor des Stückes, einem wohlhabenden Fabricanten aus der Umgegend, sein Gehl daraus. Thouvenin, der kühle gesunde Menschenverstand, räth ihm denn auch ohne Zögern seiner Neigung zu folgen und sich über das Gerüde der Welt, daß ein Graf Barbannes ein armes bürgerliches Mädchen, die Clavierlehrerin seiner Schwester, heirathe, hinwegzusetzen. André ist auch zu einer Erklärung Denisens gegenüber schon halb entschlossen, als ein hingeworfenes Wort der Frau von Thauzette seinen Argwohn erweckt. Als junger Mensch, eben aus der Schule entlassen, hat er Frau von Thauzette, die Mutter seines Schulkameraden, kennen gelernt und sich sterblich in sie verliebt. Die leichtlebige Frau hat an der Leidenschaft des Jünglings eine Weile ihr Vergnügen gehabt, empfindet noch jetzt etwas wie Eifersucht gegen Denise, will aber vor Allem ihr früheres Verhältniß dazu benutzen, ihren Sohn Fernand, den sie vergöttert, die Hand der reichen Martha Barbannes zu verschaffen. André sträubt sich gegen diese Verbindung: wohl nennt er Fernand seinen Freund, allein in der Gesellschaft lauten ungünstige Gerüchte über dessen Schulden und Spielwuth herum, im Club hat es Rärm über ihn gegeben — er schlägt der Frau von Thauzette ihre Bitte ab. In der Hitze des Gesprächs wird auch Denisens gedacht, Frau von Thauzette nennt sie die Geliebte des Grafen und als er abwehrt, meint sie lachend: er würde wohl nicht der erste sein. Vergebens will sie vor dem Zornesausbruch André's ihr Wort zurückziehen, er besteht darauf, sie solle es beweisen. Die Thauzettes sind früher eng befreundet mit den Briffots gewesen, der Graf hört auch von dem alten Briffot, daß einmal von einer Heirath zwischen Fernand und Denise die Rede gewesen, bis die Väter auseinander gekommen. Wer anders als Fernand kann darum ein Liebesverhältniß mit Denisens gehabt haben? Eine Auseinandersetzung André's mit Fernand findet statt: in Gegenwart seiner Mutter gibt Fernand sein Ehrenwort, daß zwischen ihm und Denisens nicht entfernt ein Verhältniß, kaum einer Jugendfreundschaft bestanden habe. Jetzt glaubt André seine Werbung nicht länger verschoben zu dürfen, um so weniger, da zwischen Denisens und Marthen ein heftiger Streit ausgebrochen ist. Martha fühlt sich von ihrem Bruder zurückgesetzt, von Denisens beobachtet: sie hegt etwas wie eine erste Neigung zu Fernand und ist über Denisens Sorge, jede Annäherung zwischen den Beiden zu verhindern und zu überwachen, außer sich. Statt sich einer solchen Behandlung länger auszusetzen, will sie lieber in das Kloster zurückkehren, bis ihre Mündigkeit sie zur Herrin ihrer Hand und ihres Vermögens macht. Alle diese Schwierigkeiten auszugleichen hält der Graf bei dem alten Briffot um die Hand Denisens an. Der Vater weist ihn an die Tochter. Aber welche Offenbarung steht André bevor! Ja, Denise liebt ihn, allein sie kann niemals die Seine werden. Von Jugend, Zufall und Leidenschaft berückt, ist sie Fernand's Geliebte gewesen: schmählich und treulos hat er sie in ihrer Noth verlassen. Ihr Kind ist bald nach der Geburt gestorben, nur ihre Mutter kennt ihr Unglück und ihre Schuld. Diese Erzählung ist ein Meisterstück der Redekunst, voll Schmerz, Verzweiflung und Zorn. Kaum ist Denise mit ihrem Geständniß zu Ende gekommen, noch ganz aufgelöst in Thränen und Reue, als ihr Vater hereinkürzt. Er hat im Nebenzimmer Alles gehört, er will die Tochter, die ihn getäuscht, die Unchre über sein graues Haar gebracht, tödten, verfluchen: der Graf nimmt sie schützend in seine Arme. Hier scheint mir der Schluß des Stückes zu sein. Alles, was folgt, erkaltet unsere Spannung und Theilnahme. Der ergrimmete Briffot zwingt Fernand und seine Mutter förmlich, ihn und seine Frau um Denisens Hand anzugehen: Denise nimmt Fernand's Werbung, die Bitten der erschreckten Frau von Thauzette, die von Briffot's Zorn Alles für ihren Liebling fürchtet, zustimmend auf. Als aber durch diesen Antrag ihre Ehre wieder hergestellt ist, erklärt sie mit Marthen, die nach Allem, was geschehen, aus einer Feindin ihre bewundernde Freundin geworden ist, in das Kloster gehen zu wollen. Jetzt erst er-

mannt sich Andr^e zu einem Entschluß; nicht sowohl durch eigene Willenskraft, als durch das Zureden und die Philosophie Thouvenin's, der ihn für einen Thoren erklärt, wenn er eines Vorurtheils wegen sein Glück von sich stieße. Mag darum die Gesellschaft sagen, was sie will, er wird Denise heirathen. Eben schlägt die Stunde zum Mittagsschlaf. Die Geschlossenheit der Handlung, der unaufhaltfame Fortgang in jeder Scene, die innere Nothwendigkeit jedes Zuges, der zugleich Wirkung der vorangegangenen und die Ursache der folgenden Vorfälle und Entwicklungen ist, lassen sich in einer solchen fahlen Inhaltsangabe nur andeuten. Bis gegen den Ausgang des dritten Actes hin wächst mit unserer Unruhe auch unsere gemüthliche Erregung. Daß wir trotzdem unbetriebligt von dem Schauspiel scheiden, liegt in der Grille des Dichters, uns nicht nur rühren, sondern überzeugen zu wollen; aber indem er aus dem bewegten, mit ihm verschworenen Zuschauer einen prüfenden leidenschaftslosen Richter machen will, verliert er seinen Proceß. So gut wie heute der Graf bei den Rathschlägen Thouvenin's folgt, könnte er morgen der Meinung der Frau von Pontferrand folgen, die jede nicht standesgemäße Ehe verpönt; nichts sichert uns, daß er morgen seine That nicht bereuen wird.

Wie Sardou's „Theodora“ von der Posse „Clara Solal“, ist Dumas' Schauspiel von einer übermüthigen Posse „Frau Doctor“ von Paul Ferrier und Henri Vocage im Residenz-Theater abgelöst worden. Ein dreiactiger Scherz, der um einen Act zu lang ist. Eine junge Frau hat Medicin studirt, das Doctorexamen bestanden und übt eine gewisse Praxis, groß genug, daß sie darüber die Pflichten der Hausfrau vernachlässigt und ihren Mann, der statt ihrer die Wirthschaft führen soll, aus dem Hause hinaus und auf Abenteuer treibt zu einer Künstlerfamilie des Circus. Dort wird er von der Frau, in ihrer Eigenschaft als Doctor, ertappt. Und indem sie nun ihr Unrecht erkennt, ihre Praxis aufgibt und wieder zu einer rechtschaffenen Hausfrau wird, er Reue empfindet und seiner Circusschönen entsagt, kehrt der Friede in die Ehe zurück. Eine echte Pariser Tollheit mit allen möglichen leiblichen und geistigen Verrentungen.

Wie die Dinge sich entwickelt haben, ist die Gründung des Deutschen Theaters vor Allem für das Wallner-Theater verhängnißvoll geworden. Die neue Bühne hat das vorzügliche Ensemble der alten durch die Herüberziehung hervorragender Schauspieler gestört und ihr Repertoire auf das Empfindlichste eingeschränkt. L'Arronge war eine Weile der glückliche und berufene Dichter des Wallner-Theaters, geschickt wußte er aus der Berliner Posse und dem Jfländischen Schauspiel eine in mehr als einem Sinn originale Form des Familienstücks zu schaffen, die wie sie seinem Talente, seinem Humor und seiner Beobachtung, so auch den Ansprüchen und Wünschen des Publicums entsprach. Lustspiele wie „Mein Leopold“ und „Wohlthätige Frauen“, „Doctor Klaus“ und „Hasemann's Töchter“ brachten zugleich die Natur des Dichters und den Genius gerade dieses Theaters zur gefälligen Erscheinung. So hat das Wallner-Theater, ärmer an Stücken und an Schauspielern, die frühere Gunst des Publicums eingebüßt und im Anfang des Jahres in Herrn Wilhelm Hasemann einen neuen Director erhalten. Aber zunächst war auch er, wie der langjährige, vielfach verdiente Leiter dieser Bühne, Theodor Lebrun, in seinen letzten Jahren, auf die verschiedenartigsten Experimente angewiesen. Weber ein Zuglück, noch eine Zugkraft, wie es Ernestine Wegner war, will sich wieder einfänden. Dem Publicum fehlt das Vertrauen, den Schauspielern die Siegeszuversicht. An Fleiß in der Vorführung von Neuigkeiten haben es die Letzteren nicht mangeln lassen, aber ein rechter Erfolg ist keiner zu Theil geworden. Mit einem Lustspiel in 4 Acten von Oskar Blumenthal, „Sammt und Seide“, eröffnete am Sonnabend den 30. Januar die neue Leitung ihre Thätigkeit. Wenn nicht die ganze Komödie, wie sie aufgeführt wurde: der Entwurf und die Hauptscenen stammen aus der früheren Zeit Blumenthal's. Noch überwiegen in ihnen, wie einst in den Lustspielen „Unsere Abgeordneten“ und „Die Teufelskessel“, die satirischen Genrebilder, die komischen Einfälle außerhalb der eigentlichen Handlung, die Wortwitze und das Rankenwerk die eigentliche Fabel. Anhänglich wird eine Verpötnung des Frauenluzus beabsichtigt,

und ein Modewaarenlager, dessen Besitzer bei dem Verkauf einer bedeutlichen Geschäftspraxis huldigt, wird ein Hauptschauplatz der Handlung; dann aber schiebt sich dem ersten Motiv ein zweites unter: die Satire gegen das Börsenspiel. Manu und Frau, der Rechtsanwalt Otto Flemming und seine Gattin Haunah, spekuliren heimlich vor einander bei demselben Banquier Felix Rothmann: was sie verliert, gewinnt er. Um ihre Spielschulden abzugahlen, verfällt die junge Frau mit der Hilfe des Bureauvorstehers ihres Mannes auf allerlei Auskunftsmittel, die ihrem erfinderischen Kopfe ein glänzendes, dem Takte ihres Herzens jedoch ein um so schlechteres Zeugniß ausstellen. Das Ganze verräth in Erfindung und Ausführung nur den Witzbold, der sich auf der „Bank der Spötter“ gefällt, noch nicht den Dichter, dem es um eine Abbildung der Wirklichkeit, um eine Darstellung von Menschen, nicht von Zerrbildern zu thun ist. Noch schwächer als diese Komödie, die wenigstens nach der Seite der Satire und der Caricatur hin manchen treffenden Zug enthielt, war der Schwank in 4 Acten „Alfred's Briefe“ von Oskar Klausmann und Fritz Brentano, dem jede Originalität abging. Nicht einmal mit vereinten Kräften waren die Autoren über die alte Theaterschablone der Mißverständnisse und Verwechslungen hinausgekommen. Die besten Raffengeschäfte, glaub' ich, hat das Wallner-Theater mit dem Versuch Ernesto Rossi's gemacht, der als Graf Thorane in Guklow's „Königsleutenant“ auftrat. Nicht zum Ruhm seiner Kunst — da selbst das Kunststück des Kadebrechens der französischen wie der deutschen Sprache nur halb, nach der komischen Seite hin, gerieth, während es für die ernststen und sentimentalen Stellen der Rolle völlig versagte — wohl aber zum Vergnügen des Publicums, das sich drei Abende hinter einander an dieser „Kunstleistung“ ergözte.

Die beiden Operetten-Theater haben — das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater in Johann Strauß' „Zigeunerbaron“, das Walhalla-Theater in der Poffen-Anthologie von E. Jacobson und H. Wilken: „Das lachende Berlin“, wo die muntersten Scenen aus den Berliner Poffen, von dem „Stralower Fischzug“ an bis zum „Jüngsten Lieutenant“, vorgeführt werden — fräftige Magnete gefunden. Wahrscheinlich bis zu hundert Vorstellungen. Denn nichts ist anziehender für die Menge als Musik und Gelächter.

Karl Frenzel.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte April.

„Aus den Kammern des Vaticanus“ ist das Actenstück vom 4. April erlassen, welches dazu bestimmt ist, auf die Gestaltung der kirchenpolitischen Verhältnisse Preußens einen bedeutsamen Einfluß auszuüben. In der am 30. März gehaltenen Sitzung der vom Herrenhause mit der Prüfung der kirchenpolitischen Vorlage betrauten Commission hatte Bischof Kopp von Fulda, der Vertrauensmann der römischen Curie, mitgetheilt, daß die Commissionsbeschlüsse, falls sie mit den von ihm selbst eingebrachten Amendements zur Annahme gelangten, als ein erfreulicher Fortschritt in der Entwicklung der in Betracht kommenden Verhältnisse angesehen werden würden. Der Bischof fügte jedoch hinzu, daß die volle Erfüllung der Anzeigepflicht von der Curie nicht zugestanden, vielmehr nach Erlaß eines den Beschlüssen der Commission und den Abänderungsanträgen entsprechenden Gesetzes die Benennung nur hinsichtlich der zur Zeit erledigten Pfarreien in Aussicht gestellt worden wäre. Der preußische Gesandte beim Vatican, Herr von Schlöyer, welcher nach Berlin berufen wurde, um über die Stellung der Curie zu der kirchenpolitischen Vorlage zu berichten, bestätigte im Wesentlichen die Mittheilungen des Bischofs Kopp, welche er noch dahin ergänzte, daß Papst Leo XIII. nach der gesetzlichen Publication der Commissionsbeschlüsse mit den am 26. März gestellten Amendements geneigt sein würde, „die Bischöfe für die vacanten Pfarreien mit den zur Anzeigepflicht erforderlichen Instructionen versehen zu lassen, und dieses Zugeständniß auch auf die zukünftigen Vacanzen auszudehnen, sobald der religiöse Friede, wie der Papst fest vertraue, hergestellt sein werde.“ Als der preußische Cultusminister, von Gohler, in der Commissionsitzung vom 5. April über diesen Stand der Angelegenheit berichtete, nachdem am 30. März die Amendements des Bischofs Kopp unter dem Eindrucke der von diesem abgegebenen Erklärungen abgelehnt worden waren, formulirte der Vertreter der preußischen Staatsregierung zugleich die Auffassung der letztern. Er betonte, daß dieselbe über die Anehmbareit der vorliegenden Anträge erst dann einen endgültigen Beschluß fassen würde, wenn sich auf Grund der Verhandlungen des Herren- und des Abgeordnetenhauses übersehen ließe, welche Rückwirkung die von dem Staatsministerium dem Könige anzurathenden Entschlüsse auf die innere politische Lage, sowie auf die Stellung der Mehrheit beider Häuser des Landtages zur Regierung ausüben würden.

Daß Fürst Bismarck, dem selbst bei den schwierigsten Unterhandlungen sicherlich nicht Mangel an Initiative vorgeworfen werden kann, die Verantwortlichkeit für das weitere Schicksal der kirchenpolitischen Vorlage, in gewissem Maße wenigstens, den beiden Häusern des preußischen Landtages zugewiesen wissen will, muß immerhin Verwunderung erregen. Dieses Erstaunen wurde auch nicht beseitigt, als die bereits erwähnte päpstliche Note in Berlin eintraf, in welcher nach allerlei Umschweifen erklärt wird, der Cardinal-Staatssecretär Jacobini wäre zu dem Zugeständnisse ermächtigt, daß der Papst die ständige Anzeige gewähren wolle, sobald der römischen Curie

officiell die Versicherung ertheilt würde, daß in nächster Zukunft eine weitere Revision der kirchenpolitischen Gesetze erfolgen soll. Betrachtet man allerdings das in Aussicht gestellte Zugeständniß des Vaticanus genauer, so erweist sich dasselbe um so problematischer, als aus einer weiteren Antwort des Cardinal-Staatssecretärs an den preussischen Gesandten von Schlöger deutlich hervorgeht, welche politischen Folgen die römische Curie der von ihr verheißenen ständigen Anzeige zu geben bereit ist. Die preussische Regierung soll, nachdem diese Anzeige erfolgt ist, nur befugt sein, der Diöcesanbehörde gegenüber ihre Beweggründe für Ausschließung des vorgeschlagenen Geistlichen geltend zu machen, sobald sie wegen einer ihr bekannten und bestätigten ersten Thatfache seine endgültige Einsetzung in das Amt mit der öffentlichen Ordnung für unverträglich erachtet. Von einem wirklichen Einspruchsrecht des Staates will man also in den Kammern des Vaticanus nach wie vor nichts wissen, während andererseits die preussische Regierung sich officiell zu einer weiteren Revision der kirchenpolitischen Gesetze verpflichten soll, welche im Hinblick auf die Wünsche der römischen Curie niemals ausreichend erscheinen wird, so lange auch nur ein einziger Paragraph der Maigesetze bestehen bleibt. Die Art, wie vom Vatican auf dem Gebiete der Kirchenpolitik Angebote gemacht werden, legt der preussischen Regierung jedenfalls nahe, sich daran zu erinnern, daß man „früh aufstehen“ müsse, wenn anders man im „geschäftlichen“ Verkehr mit der römischen Curie nicht übervortheilt werden will. Fürst Bismarck versicherte allerdings in seiner am 12. April aus Anlaß der Verablung der kirchenpolitischen Vorlage im Herrenhause gehaltenen Rede, wie er den Eindruck hätte, daß er bei Papst Leo XIII. mehr Wohlwollen und Interesse für die Befestigung des deutschen Reichs und des Wohlergehens des preussischen Staates finden würde, als er zu Zeiten in der Majorität des deutschen Reichstages gefunden habe. Es erscheint jedoch keineswegs ausgeschlossen, daß dieser „Eindruck“ durch das zukünftige Verhalten der römischen Curie eine wesentliche Modification erfährt. Daß das Herrenhaus bei der entscheidenden Abstimmung mit einer beträchtlichen Mehrheit die kirchenpolitische Vorlage in der Fassung, welche sie durch die Abänderungen der Commission und durch die Amendements des Bischofs Kopp erhielt, am 13. April angenommen hat, kann im Hinblick auf die Intervention des Fürsten Bismarck nicht überraschen. Im Abgeordnetenhaus wird die erste Lesung der Vorlage nach den Osterferien am 4. Mai stattfinden.

Der deutsche Reichstag, der bereits am 10. April die Osterferien begonnen und sich bis zum 17. Mai vertagt hat, beschloß in der Sitzung vom 2. April mit 169 gegen 137 Stimmen in dritter Lesung die Verlängerung des Socialistengesetzes bis zum 30. September 1888. Bei der am 31. März erfolgten zweiten Verathung war der vom Abgeordneten von Hertling gestellte Antrag, welcher diese Verlängerung auf zwei Jahre enthielt, mit 173 gegen 146 Stimmen angenommen worden, nachdem die Windthorst'schen Vorschläge, durch welche zunächst die Regierungsvorlage ersetzt werden sollte, gegen die Stimmen des Centrums abgelehnt worden waren. Ein besonderes Interesse erhielt die zweite Verathung durch die Reden des Fürsten Bismarck, welcher die von den verbündeten Regierungen beantragte Verlängerung des Gesetzes auf fünf Jahre mit der Absicht begründete, der Bevölkerung, namentlich der großen Städte und der größeren Fabrikbezirke, diejenige Beruhigung zu gewähren, die mit der Sicherheit einer längeren Dauer der jetzt bestehenden Ausnahmeeinrichtungen verbunden wäre. Der Reichskanzler wendete sich vor Allem gegen Ausführungen des Abgeordneten Bebel, welchem er vormalig, am Tage vorher im Reichstage ausdrücklich erklärt zu haben, daß er den politischen Mord, insbesondere den Fürstenmord, doch nur innerhalb einer gewissen Grenze der Einrichtungen — einer Grenze, deren Ausdehnung er seiner eigenen Beurtheilung vorbehielte — für unzulässig erachtete. Fürst Bismarck berief sich hierbei auf die Aeußerungen des socialistischen Parteiführers, in welchen derselbe betonte: wenn die deutschen Zustände sich den russischen ähnlich gestalteten, dann würde er glauben, daß auch ähnliche Gegenwirkungen, wie die der Nihilisten, eintreten würden, und er selbst würde der Erste sein, der dazu riethe. Der Abgeordnete

Bebel verwahrte sich dann zwar dagegen, im Geringsten den Verdacht ausgesprochen zu haben, in Deutschland könnte man, vorausgesetzt, daß nicht eine gänzliche Umgestaltung der Verhältnisse eintreten sollte, auf Wege kommen, wie sie der Nihilismus eingeschlagen hätte; Fürst Bismarck hielt jedoch an seiner Auffassung fest, welche er noch weiter begründete.

Die Ausführungen des Reichskanzlers erhalten eine besondere Bedeutsamkeit, wenn sie in Zusammenhang mit der in der Sitzung vom 26. März gehaltenen hochpolitischen Rede gebracht werden. In der letzteren nahm Fürst Bismarck, bei Gelegenheit der zweiten Verathung der inzwischen abgelehnten Branntwein-Monopolvorlage, Veranlassung, auf mögliche internationale Verwicklungen der Zukunft hinzuweisen. Er hob hervor, in welchem Maße die socialistische Bewegung, sowie die nationale Zerkleinerung, der Haß zwischen Deutschen und Slawen „bei uns und bei unsern Freunden“ sich gegenwärtig entwickelt habe. Er erinnerte dann an die Zeiten der ersten französischen Revolution, und wie die bewegenden Ideen, welche die französischen Fahnen von 1792 ins Land brachten, der Kampf gegen Monarchie, gegen Geistlichkeit und Adel, der Kampf für den dritten Stand ein mächtiger Hebel der Siege der Franzosen waren. „Wer steht Ihnen dafür,“ betonte Fürst Bismarck, „daß, falls wir wiederum einen Krieg mit demselben Volke haben sollten, nicht die Fortsetzung, gewissermaßen der vierte Theil desselben Wertes uns dargeboten werden würde, daß wir nicht an den Fahnen der feindlichen Armee, an ihren rothen Fahnen die socialistischen Ideen angebracht sehen würden?“ Nachdem der Reichskanzler auf die gegenwärtige Arbeiterbewegung in Decajeville hingewiesen hatte, erinnerte er an die Ausrufung des französischen Kriegsministers, General Boulanger, daß der Soldat von heute der Arbeiter von gestern, und der Arbeiter von heute der Soldat von gestern sei, so daß man nicht wisse, wer in Frankreich bei der Bewegung schließlich den Sieg davon tragen werde. Daß große europäische Erschütterungen der Zukunft sehr viel complicirter sein würden, als diejenigen, welche wir hinter uns haben, und daß sie zum Theil internationaler Natur sein werden, muß dem Reichskanzler ohne Weiteres zugestanden werden. Nicht minder erscheint es als patriotische Pflicht, dahin zu wirken, daß das deutsche Reich mit der vollen Festigkeit, die ihm in der Friedenszeit gegeben werden kann, jenen Möglichkeiten entgegen zu treten vermag. Die Andeutung, daß, abgesehen von der Thätigkeit des Kriegsministeriums, die verfloffenen fünfzehn Jahre des Friedens nicht in dem Maße zur Festigung des Reichs benutzt worden seien, wie sie hätten benutzt werden können, verdient jedenfalls beherzigt zu werden. Immerhin bleibt es eine offene Frage, ob nicht auch die Regierung ein Theil der Schuld trifft, wenn die „Herstellung der Zufriedenheit“ durch Verminderung des Druckes der öffentlichen Lasten nach wie vor auf sich warten läßt. Hierbei kommt in Erwägung, daß die einander gewissermaßen übersäuernden Projecte zwar das Bestreben bekunden, durchgreifende Reformen herbeizuführen, andrerseits aber so tief in die bisherigen Verhältnisse einschneiden, daß die vom Fürsten Bismarck beklagte Zurückhaltung der in Betracht kommenden Factoren einigermaßen begreiflich erscheint.

Der Reichskanzler gedachte auch der Durchführung der socialen Reformen, die zwar begonnen, von denen jedoch der kostspieligsten und schwierigsten, der Altersversorgung, noch gar nicht einmal nahegetreten worden sei. Wenn nun diese Reformen, zum Theil wenigstens, als *pia desideria* bezeichnet werden, so kann man sich doch im Hinblick auf die jüngsten Vorgänge in Belgien nicht der Wahrnehmung verschließen, daß die Arbeiterbewegung die schwierigsten Probleme birgt, welche den Scharfsinn der Staatsmänner und Politiker noch auf manche harte Probe stellen werden. Wie die zuweilen an verschiedenen Punkten des Erdballs gleichzeitig wahrgenommenen Erschütterungen auf tiefgehende innere Störungen schließen lassen, muß aus den jüngsten Unruhen in England, in Belgien, in Frankreich, in Italien und in Amerika gefolgert werden, daß es sich nicht bloß um locale Vorgänge, sondern um sociale Erscheinungen handelt, die wohl verdienen, von einem allgemeineren Gesichtspunkte aus gewürdigt zu werden. Siehe es doch z. B. die Verhältnisse allzu oberflächlich betrachten, wollte

man behaupten, daß die Arbeitseinstellungen und Ruhestörungen in Lüttich und Charleroi, sowie an anderen Punkten Belgiens, lediglich das Werk der Anarchisten wären. Die letzteren würden jedenfalls keinen fruchtbaren Boden für ihre kulturfeindlichen Bestrebungen finden, wäre ihnen nicht in der wirtschaftlichen Krisis eine mächtige Bundesgenossin erwachsen. Wie übertrieben daher auch die ersten Nachrichten über die Einäscherung von Schlößern und Klöstern in Belgien gewesen sind, wäre es andererseits durchaus verfehlt, wollte man die ursprünglich allzu pessimistische Darstellung plötzlich in ihr Gegentheil umschlagen lassen. Vielmehr wird es eine ernsthafte Prüfung erheischen, wie durch wesentliche Verbesserung der Krankencassen, sowie durch eine umfassendere Arbeitergesetzgebung für gewisse Nothstände Abhilfe geschaffen werden kann, zumal da ein ausschließliches Repressivsystem unter Umständen versagen könnte. Hervorgehoben zu werden verdient, daß der Herausgeber der „Deutschen Rundschau“ bereits in seinem aus Anlaß der Feier der belgischen Unabhängigkeit im Sommer 1880 veröffentlichten Werke „Belgien und die Belgier“ (Berlin, 1881, Gebrüder Paetel) auf die Gefahren hinwies, von denen gerade Belgien bedroht ist. „Wer von Deutschland kommt,“ schrieb Julius Rodenberg vor Jahren im Hinblick auf die belgische Arbeiterbevölkerung, „hat eigentlich nicht den Muth, einer solchen Heerschar der Arbeit offen und vertrauensvoll ins Gesicht zu sehen. Niemand, so sollte man glauben, müßte die Besorgniß vor der Socialdemokratie größer sein, als in diesen belgischen Fabrikkstädten, in denen die Arbeiter wimmeln wie die Ameisen; in diesen Eisen- und Kohlendistricten, welche von der Grubenbevölkerung buchstäblich unterminirt sind. In der That war Belgien lange Zeit ein beliebtes Operationsfeld der Internationale, die denn auch, zumal unter der dicht zusammengepackten, in physischer und moralischer Hinsicht unglaublich verkommenen Arbeiterbevölkerung der wallonischen Montanbezirke zahlreiche Anhänger warb. Man erinnert sich der häufigen Strikes und der damit verbundenen Greuel, die aus den dortigen Gegenden berichtet worden sind. Der erste Congreß, welcher die Bewegung organisirte, fand 1865 in Lüttich statt, und man sah bei demselben als Wortführer alle die künftigen Chefs und Häupter der Pariser Commune: Raoul Rigault, Tribou, Protot, Lefrançais, Longuet. Arbeiterversammlungen fanatisirten die Masse, socialistische Blätter in flamischer und französischer Sprache wurden begründet, Verbindungen und Affiliationen spannten sich wie ein Netz über das Land aus und im Jahre 1870 belief sich die Zahl der zur Internationale gehörigen Arbeiter in Belgien auf 50,000.“ Ebenso wies der Herausgeber dieser Blätter in dem der „Socialdemokratie in Belgien“ gewidmeten Abschnitte seines Wertes bereits auf die Bewegung zu Gunsten der Erlangung des allgemeinen Stimmrechtes hin, welches auch bei der für den Juni d. J. geplanten, inzwischen von der Regierung verbotenen Montrefundgebung der belgischen Arbeiter in Brüssel als Losungswort dienen sollte.

Während die Arbeiterbewegung in den Grubendistricten Belgiens nicht ohne Angebot beträchtlicher militärischer Streitkräfte, sowie nach heftigen blutigen Zusammenstößen zwischen den „grévistes“ und der bewaffneten Macht zunächst eingedämmt zu sein scheint, gestaltet sich die Lage in Decazeville für die französische Regierung insofern drohender, als die „Unversöhnlichen“ der äußersten Linken in der Deputirtenkammer, sowie in der Pariser Presse die Arbeitseinstellungen der Grubenleute von Decazeville nicht bloß begünstigten, sondern auch activ in die Bewegung eingriffen. Wie die von Emile Zola in seinem Roman „Germinal“ so drastisch geschilderten Scenen in den belgischen Kohlenruben, selbst in den Einzelheiten, sich wiederholen sollten, steht auch in Decazeville das Schlimmste zu befürchten, wenn anders nicht die französische Regierung durch große Umsicht einer derartigen Eventualität vorbeugt. Daß mit den aus Paris eintreffenden Wählern, wie die am 4. April erfolgte Verhaftung der ultraradicalen Redacteurs Duc-Quercy und Ernest Roche beweist, kurzer Proceß gemacht wird, kann im Interesse der Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung nur gebilligt werden. Freilich betreibt nunmehr der durch seine „Unberlektivität“ als Mitglied der Deputirtenkammer geschätzte „Bürger“ Wasly seine Agitation

um so rücksichtsloser, wobei er insbesondere durch Henri Rochefort aufs Eifrigste unterstützt wird.

Liest man die fanatischen Artikel im „Intransigeant“ oder im „Cri du Peuple“, so könnte man in der That zu der Ansicht gelangen, Frankreich befände sich unmittelbar vor der socialen Revolution. Es hieße jedoch, die wirkliche Macht der Ultraradicalen überschätzen, wollte man die wüsten Uebertreibungen derselben ernst nehmen; vielmehr darf man aus der Sprache der gemäßigten republikanischen Organe den Schluß ziehen, daß die den Orleanisten zugeschriebenen Hoffnungen auf einen vorübergehenden Sieg der socialistischen Elemente, durch welchen mittelbar die Wiederherstellung der Monarchie in Frankreich vorbereitet würde, zum mindesten sehr verfrüht sind. Die Deputirtenkammer hat dann auch in der Sitzung vom 10. April den Erklärungen der Regierung über die in Decazeville erfolgten Verhaftungen mit großer Mehrheit zugestimmt. „Wir wollen, daß Frankreich,“ führt das „Journal des Débats“ aus, „eine Verwaltung, eine Diplomatie, eine Polizei, einen Richterstand, eine Armee, kurz alles dasjenige bewahrt sehen, was die Radicaken zu schwächen, zu lähmen und zu vernichten bestrebt sind. Für diese Aufgabe der socialen Nothwehr werden uns alle diejenigen willkommen sein, welche sich mit uns auf dem Boden der liberalen Republik vereinigen wollen.“ Der Hinweis auf die destructiven Bestrebungen der äußersten Linken erscheint gerade in diesem Augenblicke um so mehr berechtigt, als es sogar gelungen ist, die Abberufung des Generals Appert von seinem Botschafterposten in Petersburg zu erwirken, obgleich diesem Diplomaten im Wesentlichen nur vorgeworfen werden kann, daß er seine Zeit mit den Partigängern der Pariser Commune nicht allzu glimpflich verfahren ist. Ob durch eine derartige Abberufung die Beziehungen Frankreichs zu Rußland eine Störung erleiden können, ist von maßgebender französischer Seite allem Anschein nach gar nicht in Betracht gezogen worden.

In Großbritannien ist es, im Gegensatz zu Belgien und Frankreich, nicht die Arbeiterbevölkerung, sondern der Premierminister selbst, welchem ebenso wie seine politischen Widersacher auch ein Theil seiner bisherigen Anhänger destructive Bestrebungen zuschreibt. Daß die irische Frage sich im Laufe der Jahre immer mehr verwickelt hat, wird Niemand bestreiten; wohl aber erscheint die von Gladstone in der Unterhausitzung vom 8. April vorgeschlagene „Lösung“ so radical, daß sie im Falle der Verwirklichung einem Umsturze des britischen Staatswesens beinahe gleichkommen würde. Die weitgehenden Machtbefugnisse, mit denen das Dubliner Parlament ausgestattet werden soll, rechtfertigen den Rücktritt der beiden Mitglieder des Cabinets Chamberlain und Trevelyan in vollem Maße. Freilich mußte sich Gladstone im Hinblick auf die stets wachsenden Schwierigkeiten der Lage in Irland sagen, daß man nicht alle Welt und Herrn Parnell zurrieden stellen könnte. Durch das Programm des englischen Premiers wird aber, in Wirklichkeit nur der irische Parteiführer und dessen Anhang befriedigt, obgleich Parnell selbst noch gewisse Vorschläge für verbesserungsfähig erachtet. Dagegen betonte der Chef der irischen Nationalisten, daß dieselben die Trennung verlangten, weil Irland zur Verzweiflung gebracht worden sei und nichts mehr zu verlieren habe. Er beglückwünschte deshalb das Unterhaus, daß noch ein Staatsmann am Leben sei, welcher dem „armen, hilflosen Irland“ seine mächtige und einflußreiche Stimme lieh. Wenn gewisse Vorschläge der Home-Rule-Bill, insbesondere diejenigen über die Finanzen, die Polizei, das Veto der ersten Classe der Mitglieder des irischen Parlaments den Anschauungen der Nationalisten angepaßt werden könnten, so würde dieser Gesekentwurf, nach der Ansicht des „ungekrönten Königs“ der grünen Insel, von dem irischen Volke als eine befriedigende Lösung des langjährigen Streites mit Freuden begrüßt werden und zum Gedeihen Irlands führen.

Es entsteht nun die Frage, ob das Gedeihen Irlands in diesem Falle zugleich dasjenige Englands bedeutet, was um so mehr bezweifelt werden darf, als trotz der Abgrenzung der Befugnisse der beiden Parlamente dasjenige in Dublin von Anfang an ein so complicirter Mechanismus wäre, daß sehr bald neue Verwicklungen sich ergeben würden. Das irische Parlament würde zunächst die achtundzwanzig irischen

Pairs umfassen, die sich gegenwärtig im englischen Oberhause befinden, sowie fünfundsechzig Abgeordnete, die auf der Grundlage eines bestimmten Census zu wählen wären. Diese 103 Mitglieder würden die bereits erwähnte erste Classe des irischen Parlaments bilden, welcher gegenüber den Beschlüssen der zweiten, obgleich sie mit derselben der Regel nach gemeinschaftlich beräth, ein aufschiebendes Veto zustehen soll. Die zweite Classe selbst würde aus den 103 gegenwärtigen Vertretern Irlands im englischen Unterhause, sowie aus 103 neuzuwählenden Abgeordneten bestehen. Aus dem Reichsparlamente würden die Irländer vollständig ausscheiden, und das wird mehrfach als der hauptsächlichste, ja sogar als der einzige Vorzug der Home-Rule-Bill angesehen, weil die Obstructionspolitik der irischen Nationalisten den Krebschaden im gegenwärtigen parlamentarischen Leben Englands darstellt. Das Amt eines Vicereönigs von Irland soll nach dem Plane Gladstone's nicht aufgehoben, sondern in dem Sinne umgestaltet werden, daß dieser Würdenträger unabhängig von jedem Regierungswechsel für eine bestimmte Reihe von Jahren ernannt wird; auch darf ein Katholik mit diesem Posten betraut werden. Die Polizei bleibt zwar vorläufig unter britischer Controle, die Erklärungen Parnell's lassen jedoch keinen Zweifel bestehen, daß das irische Parlament hier sehr bald alle Hebel ansetzen würde, um seine Machtbefugnisse zu erweitern. Dasselbe gilt auch vom Finanzwesen, obgleich Irland, anstatt wie bisher ein Zwölftel zu den Reichslasten beizutragen, nach der geplanten Reform nur mit einem Fünftel herangezogen werden soll, und zwar mit Ausschließung aller Kriegscrdite, sowie der Kosten für die Freiwilligenarmee. Andererseits soll die fisciatische Einheit Großbritanniens nicht beseitigt werden, so daß die Feststellung der Zölle und Accisen nach wie vor dem Reichsparlamente zustünde, mit der Maßgabe jedoch, daß der Ertrag zur Deckung der Verbindlichkeiten Irlands verwendet und ein Ueberschuß der irischen Legislative zur Verfügung gestellt würde. Man wird kaum bei der Annahme irren, daß Gladstone sich besonders durch die Besorgniß vor einem irischen Schutzollsystem leiten ließ, wenn er die Nothwendigkeit der fisciatischen Einheit Großbritanniens betonte.

Die Angelegenheiten, welche die Vorrechte der Krone, die Armee, die Flotte, die auswärtigen Angelegenheiten, sowie die Colonien, Handel, Schifffahrt, Münzwesen u. s. w. betreffen, sollen Reichsangelegenheiten verbleiben; dagegen würde das irische Parlament mit der Controle über die Executivgewalt in Irland betraut werden. Daß die Home-Rule-Bill, deren Einzelheiten der englische Premierminister mit glänzender Beredsamkeit entwickelte, wirklich Gesetz werden könnte, wird zumeist bezweifelt, wie denn auch die überwiegende Mehrzahl der englischen Blätter das Project Gladstone's einer scharfen Kritik unterzieht. Freilich bereitet der letztere seinen Landsleuten noch weitere Ueberraschungen vor und man kann vorhersehen, daß, sobald erst die Einzelheiten der Landreform, der geplanten Expropriation der großen Grundbesitzer Irlands, bekannt sein werden, die Opposition gegen Gladstone sich noch verschärfen wird. Einer der vortrefflichsten Kenner englischer Zustände, John Lemoinne, hebt deshalb mit Recht hervor, daß weder die berühmte Wahlreform von 1831, noch Sir Robert Peel's kühne Handelspolitik England in so große Aufregung versetzt habe wie Gladstone's Home-Rule-Bill. Bemerkenswerth ist jedenfalls die Kühnheit, mit welcher der hervorragende englische Staatsmann eine so umfassende Reform entworfen hat; auch wäre es keine undankbare Aufgabe, eine Parallele zwischen Gladstone und dem Fürsten Bismarck zu ziehen, die beide trotz ihren hohen Jahren ihre nie versagende Initiative und volle geistige Beweglichkeit bewahrt haben.

Literarische Rundschau.

Briefe über die neuere philosophische Literatur.

II.

Verehrter Herr.

Was des Einen Gule, ist des Andern Nachtigall. Dieser Reuter'sche Spruch kann einem einfallen, wenn man die Schriften Volliger's und Romundt's über Kant's theoretische Philosophie mit einander vergleicht¹⁾. Nach der Meinung Dieses hat Kant in allen wesentlichen Punkten Recht, nach der Meinung Jenes in allen Unrecht. Romundt's Abhandlung ist, wenn wir sie nur als eine „vereinfachte Darstellung“ von Kant's Kritik der reinen Vernunft ansehen, eine ganz anerkennenswerthe Leistung, da in dem kleinen Buche Kant's theoretische Lehren in meist leicht verständlicher Sprache meist richtig (nur, scheint mir, manchmal etwas vergrößert) wiedergegeben sind. Der redliche Wahrheitseifer des Verfassers läßt ihn die Speculationen der nachkantischen Philosophen Fichte, Schelling und Hegel bitter verurtheilen, wobei er in der Form seiner Polemik alles Maß überschreitet; er hindert ihn jedoch nicht, alle wesentlichen Lehren Kant's, des „größten aller Philosophen“, des „besonnensten aller Menschen“, als ewige Wahrheiten zu preisen. Volliger's Werk beginnt mit den Worten: „Wir müssen Kant vergessen lernen.“ Er zeigt, was es mit der vielgerühmten „Gründlichkeit“ Kant's eigentlich auf sich hat, — wie geneigt dieser ist, rein willkürliche Behauptungen „ganz axiomatisch“ aufzustellen, von den wichtigsten Begriffen auszugehen, ohne sie zu definiren, mit Worten zu operiren, bei denen man sich gar nichts Bestimmtes denken kann, und wie oft er sich geradezu widerspricht. Der Kantianismus möge seine Verdienste gehabt haben, sagt der Verfasser, fürderhin könne er „nur noch ein Hemmschuh der Wissenschaft“ sein. Mit besonderer Schärfe geißelt Volliger Kant's Bestreben, die Vernunft zu einem Vermögen des Truges zu machen, da sie nach ihm nothwendig zu Illusionen führt. Das sei ein Analogon des Dogmas von dem Sündigen-Müssen, dem „non posse non peccare“. Wir haben also nicht nur einen moralischen, sondern auch einen intellectuellen Erbfehler. „In einem Punkte wäre ein wesentlicher Unterschied: die Theologen nämlich haben nie behauptet, daß wir durch ein reines Tugendvermögen nothwendig sündigen, vielmehr wegen Mangels desselben; die transcendenten Träume dagegen sollen wir nothwendig träumen durch reine Vernunft und nicht wegen Mangels derselben.“ Vielleicht aber wird sich finden, setzt unser Autor hinzu, „daß jene Widersprüche“ (in

¹⁾ Heinrich Romundt, Grundlegung zur Reform der Philosophie. Vereinfachte und erweiterte Darstellung von Immanuel Kant's Kritik der reinen Vernunft. Berlin, R. Stricker. 1885.

Adolf Volliger, Anti-Kant oder Elemente der Logik, der Physik und der Ethik. I. Band. Basel, F. Schneider. 1882.

welche die Vernunft nothwendig verfallen soll) „nicht aus dem dogmatischen Verfahren der Vernunft, sondern nur aus Kant's Uebereilungen entspringen, und daß nicht die edle Vernunft, sondern nur Kant's Denken „dialektisch“ und „sophistisch“ ist. Kant, dem Vergötterten, in der Weise entgegenzutreten, wie Bolliger es thut, wird Manchem als ein Majestätsverbrechen erscheinen; letzterer hat aber vermuthlich die Ansicht, daß es in der Wissenschaft nur ein Majestätsverbrechen gibt: die Verleugnung der Wahrheit. Er hat den Muth, das, was er erkannt hat, auszusprechen und folgt nicht dem Rathe des Johannes Pauli: „Sieh', hör' und schweig', willst du in Frieden leben.“

„Audi, vide, tace,
Si vis vivere in pace.“

Bolliger's Werk ist (von gelegentlichen Provincialismen abgesehen) gut geschrieben, oft witzig, zuweilen wirklich berecht, und zeugt von großem Scharfsinn; ich habe wenige erkenntniß-theoretische Werke gelesen, welche lehrreicher sind, als das dieses Autors. Was aber seine (durch Berkeley, Leibniz und Locke beeinflussten) metaphysischen Auseinandersetzungen anbetrifft, so vermag ich nicht, mich denselben anzuschließen, so wenig wie manchen seiner historischen Urtheile. — Zu wünschen ist, daß der Verfasser, ehe er über Kant's Ethik schreibt, sich recht gründlich mit Salter's „Religion der Moral“ und mit den „utilitarischen“ Ethikern beschäftigen möchte.

Romundt hat eine „vereinfachte und erweiterte Darstellung“ auch von Kant's praktischer Philosophie geliefert¹⁾, ich kann Ihnen dieselbe aber nicht empfehlen. Eine Unruhe, eine Unordnung herrscht in dem Buche, ein beständiges Abschweifen auf die Meinungen anderer Ethiker und Ausschelten derselben, daß die Schrift dadurch zu einer unerfreulichen und unerpfählichen Lectüre wird.

Ein gutes Buch ist Merz' Monographie über Leibniz²⁾, welche nun in wohlgelungener Uebersetzung vorliegt. Der erste Theil derselben handelt über des Philosophen Leben, der zweite über seine Lehre. Das kleine Werk ist eine sorgfältige Arbeit, klar und anziehend geschrieben.

Von Gomperz' vortrefflicher Uebersetzung der Mill'schen Logik ist die zweite Auflage des ersten und des zweiten Bandes erschienen³⁾. Ich kenne kein Werk über Logik, welches ich angelegentlicher empfehlen könnte, als das von John Stuart Mill.

Von Paul Carus liegen mir drei kleinere, interessante, klar, entschieden, lebendig geschriebene Schriftchen vor, über „Metaphysik“, „Ursache, Grund und Zweck“ und „Monism and Meliorism“⁴⁾. Obgleich mir Vieles in denselben unhaltbar erscheint, stehe ich doch nicht an, sie Ihrer Aufmerksamkeit zu empfehlen; besonders seine Untersuchungen über den Causalitätsbegriff in der weiterwähnten Schrift (und wiederholt in der letztgenannten) erscheinen mir beachtenswerth. Die Publikation des Büchleins über „Metaphysik“ hatte seine Entlassung von seiner Stellung als Oberlehrer am königlich sächsischen Cadettencorps zur Folge, „weil er sich“ (so erkärt das Entlassungszeugniß) „mit seinen Ansichten über Religion nicht in Uebereinstimmung befindet mit dem christlichen Geiste, in welchem Erziehung und Unterricht im Cadetten-

¹⁾ Romundt, Die Vollendung des Sokrates. Immanuel Kant's Grundlegung zur Reform der Sittenlehre. Berlin, R. Strider. 1885.

²⁾ Johann Theodor Merz, Leibniz. Aus dem Englischen. Heidelberg, Weig. 1886.

³⁾ System der deductiven und inductiven Logik. Eine Darlegung der Grundsätze der Beweislehre und der wissenschaftlichen Forschung. Von John Stuart Mill. Mit Genehmigung und unter Mitwirkung des Verfassers überfetzt und mit Anmerkungen versehen von Theodor Gomperz. Zweite, vermehrte und verbesserte deutsche Auflage. Leipzig, Fues's Verlag. I. Band. 1884. II. Bd. 1885. (Auch unter dem Titel: John Stuart Mill's Gesammelte Werke. Dritter Band.)

⁴⁾ Paul Carus, 1) Metaphysik in Wissenschaft, Ethik und Religion. Eine philosophische Untersuchung. Dresden, R. v. Grumbkow. 1881. 2) Ursache, Grund und Zweck. Eine philosophische Untersuchung zur Klärung der Begriffe. Ebenfalls. 1883. 3) Monism and Meliorism, a Philosophical Essay on Causality and Ethics. New York, Christern, 1885.

corps geleitet werden sollen.“ (Er ging dann nach London und lebt jetzt in Amerika, wo er, wie ich in einer Zeitung las, das Glück gehabt hat, zwei Menschen, mit eigener Lebensgefahr, vom Tode des Ertrinkens zu erretten).

Den Causalitätsbegriff erörtert auch Fund-Brentano in einer, durch eine Preisfrage der Berliner Akademie der Wissenschaften hervorgerufenen Abhandlung¹⁾. Es ist ein wunderliches, sehr anspruchsvoll geschriebenes Buch, welches ganz durchzulesen ich mich nicht entschließen konnte, da ich mich bald überzeugte, daß es in die zahlreiche Classe derjenigen gehört, welche besser ungedruckt geblieben wären.

Das Gleiche gilt von einer Broschüre Schwarzkopff's über die Willensfreiheit²⁾. Dagegen ist eine, sehr anregend, geschriebene Abhandlung von Rée über denselben Gegenstand³⁾, wenigstens in ihrem ersten Theile, vortrefflich, während mir der zweite verfehlt erscheint.

Wundt hat eine Sammlung von, theilweise bereits gedruckten, Essays⁴⁾ herausgegeben, welche dem „Bedürfniß, die allgemeinen Resultate größerer Arbeiten sich selbst in einer kurzen Uebersicht zu vergegenwärtigen und sie zugleich einem weiteren Kreise als dem der eigentlichen Fachgelehrten zugänglich zu machen“, ihre Entstehung verdanken. Ganz meisterhaft ist der fünfte Essay, „Die Aufgaben der experimentellen Philosophie“. Der seine Humor, der manche Theile desselben durchweht, ist ganz unübertrefflich. Gewünscht hätte ich, daß die Bedeutung, welche die Thierpsychologie für die Kenntniß des menschlichen Bewußtseins erlangen kann, zur Geltung gebracht worden wäre. In dem Aufsatze, der über jene Disciplin handelt, „Thierpsychologie“, berührt sich Wundt mehrfach mit dem ausgezeichneten Werke G. H. Schneider's über den thierischen Willen⁵⁾. Die interessante und lehrreiche Abhandlung „Gehirn und Seele“ (aus der „Deutschen Rundschau“ Ihnen wohl bekannt) dürfte in einigen Punkten begründeten Einwendungen ausgesetzt sein. Was Wundt über die „Betheiligung des Gehirns an der geistigen Thätigkeit“ sagt, im besondern seine Meinung, daß zwar vielen, aber nicht allen Bewußtseinsvorgängen physiologische Prozesse entsprechen, scheint mir wenig consequent zu sein. Die beiden vortrefflichen Essays über den „Aberglauben in der Wissenschaft“ und über den „Spiritismus“ werden hoffentlich auch „jenseits des Atlantischen“ fleißig gelesen werden. Zumal was Wundt über die ethisch-religiöse Seite des Spiritismus sagt, sollten unsere Freunde im fernen Westen reiflich erwägen.

Empfehlenswerth sind auch die „gemeinverständlichen wissenschaftlichen Abhandlungen“, welche Otto Zacharias, unter dem Titel „Ueber gelöste und ungelöste Probleme der Naturforschung“, veröffentlicht hat⁶⁾. Am wenigsten sagen mir seine

¹⁾ Th. Fund-Brentano, Les principes de la découverte. Réponse à une question de l'Académie des sciences de Berlin. Paris, Luxembourg, Leipzig, Duncker & Humblot, 1885.

²⁾ Paul Schwarzkopff, Die Freiheit des Willens als Grundlage der Sittlichkeit. Leipzig, G. Böhme, 1885.

³⁾ Paul Rée, Die Illusion der Willensfreiheit. Ihre Ursachen und ihre Folgen. Berlin, G. Duncker, 1885.

⁴⁾ Wilhelm Wundt, Essays. Leipzig, W. Engelmann, 1885. Inhalt: Philosophie und Wissenschaft. Die Theorie der Materie. Die Unendlichkeit der Welt. Gehirn und Seele. Die Aufgaben der experimentellen Psychologie. Die Messung psychischer Vorgänge. Die Thierpsychologie. Gefühl und Vorstellung. Der Ausdruck der Gemüthsbewegungen. Die Sprache und das Denken. Die Entwicklung des Willens. Der Aberglaube in der Wissenschaft. Der Spiritismus. Lesung und die kritische Methode.

⁵⁾ Georg Heinrich Schneider, Der thierische Wille. Systematische Darstellung und Erklärung der thierischen Triebe und deren Entstehung, Entwicklung und Verbreitung im Thierreiche, als Grundlage zu einer vergleichenden Willenslehre. Leipzig, Ambr. Abel, 1880.

⁶⁾ Leipzig, Denicke's Verlag, 1885.

eigentlich philosophischen Erörterungen zu, in denen dem „monistischen Nonsense“ gegenüber das bekannte „Ignorabimus“ eine große Rolle spielt: „Was für uns nicht bloß momentan, sondern für alle Zeit unbegreiflich ist“, sagt der Verfasser, „ist das Problem, wie aus bewegter Materie Empfindung entstehen könne“ (S. 68). Besser gefallen mir die Worte Bain's: „Eine solche Sprache wie diese ist unwissenschaftlich: Die bewußte Empfindung ist eine Thatfache in der Verfassung unserer körperlichen und geistigen Natur, welche absolut unerklärbar ist. Die einzige Bedeutung, welche dies haben kann, ist, daß körperliche Facta und geistige Facta fundamental verschieden sind, aber in enger Verbindung stehen. Bis zu diesem Tage sind wir vollkommen in Unwissenheit, wie Materie und Geist auf einander wirken, so ist gesagt worden. Aber in Wahrheit hat man nichts zu erkennen als die, bis zur höchsten Verallgemeinerung gebrachte, Thatfache selbst“¹⁾).

Aus der Herbartischen Schule sind neuerdings zwei Bearbeitungen der Ethik erschienen, die „Allgemeine Ethik“ von Nahlowsky²⁾ und die „Allgemeine Ethik“ von Steinthal³⁾. Mit erstgenanntem Buche, welches ich nicht ohne Anstrengung durchgelesen habe, vermag ich mich nicht zu befreunden. Ungleich werthvoller ist Steinthal's Werk; doch glaube ich nicht, daß die Ethik ein Feld ist, auf dem dieser verdienstvolle Forscher Vorbeeren erwerben kann. Einige bemerkenswerthe Stellen aus dem Werke möchte ich anführen. Steinthal zu Folge verhält sich „die philosophische Ethik gegen die Idee der Gottheit, in welcher Form sie auch gedacht werden möge, völlig gleichgültig; sie ist weder für Theismus oder Atheismus, noch auch gegen eine dieser Gestaltungen des Glaubens“ (S. 10). Er erklärt, „daß es auch atheistische Religionsformen gibt“; Religion aber ist ihm „die Begeisterung für alles Gute, Wahre und Schöne“ (S. 226). „Dein Reich komme“, lautet das Gebet des jüdischen und christlichen Gläubigen wie des Atheisten; denn es ist dem Inhalte nach nur ein und dasselbe Reich“ (S. 227). „Wir alle sehen eine große, radicale Umwälzung der Eigenthums- und Lohnverhältnisse voraus“. Aber allerdings zweifelt Steinthal nicht, daß dieselbe „zu ihrer Verwirklichung noch langer, langer Zeiten bedürfen werde“ (S. 19 f.). In seinem merkwürdigen „Excurs über den Socialismus“ (S. 265 ff.) erklärt er, „daß die socialistische Einrichtung des Lebens ein Ideal ist, dessen Verwirklichung von der Ethik gewünscht werden muß“. Und es wird realisiert werden, aber „ohne Gewaltthat — durch den sanftesten Gang der Geschichte“. Das Buch enthält im Einzelnen manches Schöne, doch auch vieles Mißlungene; so z. B. ist die Polemik gegen den „Darwinismus“, den „Positivismus“ und den „Utilitarismus“ gänzlich verfehlt. Wohlthuend berührt seine unbedingte Aufrichtigkeit, deren Mangel in der contemporären Literatur so oft zu beklagen ist. — Ich muß an John Morley's ausgezeichnetes Werk „On Compromise“ denken, welches Ludwig Haller bearbeitet und, unter dem Titel „Ueberzeugungstreue“, mit einer vortrefflichen Einleitung herausgegeben hat⁴⁾. Haben Sie das Buch gelesen? Ich kann es Ihnen warm empfehlen.

Eine hervorragende Erscheinung ist Bender's Werk über das Wesen der Religion⁵⁾. Der Verfasser, dessen Luther-Rede vom 10. November 1883 so großes Aufsehen machte, entwickelt in demselben in allgemein verständlicher, geschmackvoller Darstellung seine

1) Alexander Bain, Logic. London, Longmans, Green & Co. Part. II: Induction. Chap. XII: Explanation of Nature. p. 127.

2) Joseph W. Nahlowsky, Allgemeine Ethik. Mit Bezugnahme auf die realen Lebensverhältnisse pragmatisch bearbeitet. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Veit & Comp. 1885.

3) H. Steinthal, Allgemeine Ethik. Berlin, G. Reimer. 1885.

4) Hannover, Th. Kümpler. 1879.

5) Wilhelm Bender, Das Wesen der Religion und die Grundgesetze der Kirchenbildung. Bonn, G. Cohen. 1886.

Gesamttanschauung über die Religion und das Christenthum. „Die Kirche, doch mehr noch die Wahrheit ist meine Freundin“ („amica ecclesia, magis amica veritas“) ist sein Wahlspruch. Er sucht — und wie mir scheint, mit Erfolg — alle wesentlichen Erklärungen der geschichtlichen Religionen durch eine „selbständige wissenschaftliche Hypothese“ zu erklären: Die Religion ist ihm „diejenige Bethätigung des menschlichen Selbsthaltungstriebes, vermöge welcher der Mensch seine wesentlichen Lebenszwecke unter den Hemmungen der Welt und an den Grenzen seiner Kraft durch die freie Erhebung zu der weltordnenden und weltleitenden Macht aufrecht zu erhalten sucht“. — Bei dieser Gelegenheit erlaube ich mir ein mir vorgelegtes Specimen amerikanischer Theologie zu erwähnen: Philipp Schaff's in verständlichem Geiste geschriebenes Werk „Christ and Christianity“¹⁾. Der Verfasser, ein Presbyterianer, Professor am theologischen Seminar in New-York, ist ein geborener Schweizer und lebt seit 27 Jahren in Amerika. Er nennt Schleiermacher „den größten Vorkämpfer des Menschlichen neunzehnten Jahrhunderts“ (S. 7). Die Christologie des Unitarismus hält er für „logisch inconsequent, da sie die menschliche Vollkommenheit Christi anerkennt und doch seine Göttlichkeit leugnet, welche auf seinem eigenen Zeugnisse ruht“.

Lassen Sie mich Ihnen nun in aller Kürze über die gegenwärtige englische Ethik berichten. Das gelesenste Werk derselben ist ohne Zweifel Herbert Spencer's „Die Data der Ethik“²⁾; und in der That sollte Keiner, der sich für diese Wissenschaft interessirt, das Werk ungelesen lassen. Es hat unleugbar großen Werth, wenn ich auch glaube, daß Spencer in England wenig überschätzt wird. Durch seine Hervorhebung biologischer Gesichtspunkte hat er die Untersuchungen seiner Vorgänger wesentlich ergänzt. Aber er geht hierin bis zur Einseitigkeit; und ein Wort des Rev. John Graham Brooks ist nur zu sehr berechtigt: „Es ist eher eine verfeinerte Philosophie der Gesundheit, denn eigentliche Ethik: als welche den Hauptnachdruck legt auf das Soll und nicht auf das Ist.“ Zudem macht sich ein Mangel an Präcision, der überhaupt Spencer's Arbeiten eigen ist, auch im vorliegenden Werke bemerkbar. Darauf hat besonders Guthrie hingewiesen, in seiner scharfsinnigen Kritik desselben³⁾. Bemerkenswerth ist auch die Erörterung der Spencer'schen Ethik, welche Victor Cathrein, Priester der Gesellschaft Jesu, unter dem Titel „Die Sittenlehre des Darwinismus“ veröffentlicht hat⁴⁾ — eine Abhandlung, die freilich auch manches Wunderliche enthält. Vor dem Erscheinen des ethischen Werkes Spencer's hatte bereits Edith Simcox, eine Schülerin des Philosophen, in einem beachtenswerthen Werke die Moral von evolutionistischem Standpunkte aus behandelt⁵⁾; sie entfernt sich aber in wesentlichen Punkten von der Auffassungsweise ihres Meisters. Unabhängig von diesem ist das treffliche, nur etwas zu breit geschriebene Werk Leslie Stephen's „Die Wissenschaft der Ethik“⁶⁾, welches gleichfalls einen „Versuch“ macht, „eine ethische Doctrin in Harmonie mit der Entwicklungstheorie aufzustellen.“ Auf amerikanischem Boden schließt sich Savage eng an Spencer an in seinem, aus einer Reihe von Predigten hervorgegangenem Buche „Die Moral der Entwicklung“⁷⁾. Der bekannteste Vertreter des Evolutionismus in Amerika ist John Fiske, dessen

¹⁾ Studies on Christology, Creeds and Confessions, Protestantism and Romanism. Reformation Principles, Sunday Observance, Religious Freedom and Christian Union. New York, Charles Scribner's Sons, 1885.

²⁾ The Data of Ethics. Deutsche Uebersetzung von B. Wetter, unter dem Titel „Die Thatfachen der Ethik“. Stuttgart, Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung. 1879.

³⁾ Malcolm Guthrie, On Mr. Spencer's Data of Ethics. London, Modern Press. 1884.

⁴⁾ Freiburg i. B., Herder'sche Verlagsbuchhandlung. 1885.

⁵⁾ Edith Simcox, Natural Law. An Essay in Ethics. II. Edition. London, Trübner & Co. 1878.

⁶⁾ Leslie Stephen, The Science of Ethics. London, Smith, Elder & Co. 1882.

⁷⁾ M. J. Savage, The Morals of Evolution. Boston, Ellis. 1880.

Hauptwerk „Kosmische Philosophie“¹⁾ ich jedoch noch nicht gelesen habe. — Für das werthvollste Werk der contemporären englischen Ethik halte ich Sidgwick's „Die Methoden der Ethik“²⁾. Dasselbe enthält eine meisterhafte Kritik der drei principell verschiedenen ethischen Lehren, welche das Eigewohl, das Allgemeinwohl und unmittelbare „Intuitionen“ als Principien der Moral ansehen: des „Egoismus“, des „Utilitarismus“ und des „Intuitionismus“. Sein Resultat ist, daß der mit einem gewissen philosophischen Intuitionismus verschmolzene Utilitarismus die bestbeglaubigte Theorie ist. Von verwandtem Standpunkte aus hat Fowler die Moral in einem empfehlenswerthen populären Büchlein behandelt³⁾. Werthvolle Beiträge zur utilitarischen Moraltheorie enthalten auch Bain's Werke „Mental- und Moralkissenschaft“⁴⁾ und „Die Gemüthsbewegungen und der Wille“⁵⁾. Seine „praktischen Essays“⁶⁾ dagegen beziehen sich nicht speciell auf ethische, sondern auf im allgemeineren Sinne „praktische“ Fragen.

Zum Schluß möchte ich mir noch erlauben, Sie auf einige Moralunterrichtschriften aufmerksam zu machen. Mir erscheint es als dringend wünschenswerth, daß wir dem Beispiel der Staaten bald folgen, welche einen rein humanen, von religiösen Voraussetzungen unabhängigen Moralunterricht in ihren öffentlichen Schulen ertheilen lassen; und ich hoffe, Sie werden die Verwirklichung dieses Wunsches noch erleben. Ein empfehlenswerthes Buch ist Cowdery's „Elementare Morallektionen für Schulen und Familien“⁷⁾, wovon Fr. W. H. eine stark gefürzte Bearbeitung herausgegeben hat⁸⁾. In Uhlrich's „Handbüchlein der freien Religion“⁹⁾ sind die Abschnitte, welche die Moral betreffen, gut. Auch das von Ludwig Jung, dem Vorstände des segensreichen „Knabenhort“ in München herausgegebene Schriftchen „Aus der Schule ins Leben“¹⁰⁾ ist zu erwähnen. Von besonderem Interesse sind die französischen Moralunterrichtswerke, deren Tendenz und Einrichtung durch das sehr beachtenswerthe officiële Programm vom 27. Juli 1882 bestimmt worden ist¹¹⁾. Im Gegensatz zu den älteren Moralkatechismen von St. Lambert und Volney, welche den Helvétius'schen Standpunkt des persönlichen Interesses vertreten, verlangt dasselbe, daß an das moralische Gefühl, an das Gewissen appellirt und der Unterschied zwischen Pflicht und Interesse, der „imperative und uninteressirte Charakter der Pflicht“ geltend gemacht werde. Keines der französischen Moralunterrichtsbücher, welche ich bisher gelesen habe, ist an Bedeutung der vortrefflichen Vert'schen Schrift über den bürgerlichen Unterricht¹²⁾ gleichzustellen, obwohl die Bücher

¹⁾ John Fiſte, *Outlines of Cosmic Philosophy, based on the Doctrine of Evolution, with Criticisms on the Positive Philosophy.* 2 vols. Boston, Osgood & Co. 1875.

²⁾ Henry Sidgwick, *The Methods of Ethics.* III. Edition. London, Macmillan & Co. 1884.

³⁾ Thomas Fowler, *Progressive Morality, an Essay in Ethics.* London, Macmillan & Co. 1884.

⁴⁾ Alexander Bain, *Mental and Moral Science, a Compendium of Psychology and Ethics.* III. Edition. London, Longmans, Green & Co. 1875.

⁵⁾ *The Emotions and the Will.* III. Edition. Ebendaf. 1875.

⁶⁾ *Practical Essays.* Ebendaf. 1884. Contents: Common errors of the mind. Errors of suppressed correlatives. The civil service examination. The classical controversy. Metaphysics and debating societies. The university ideal, past and present. The art of study. Religious tests and subscriptions. Procedure of deliberative bodies.

⁷⁾ *Elementary Moral Lessons for Schools and Families.* Philadelphia, Cowperthwait & Co.

⁸⁾ *Elementarer Moralunterricht für Schulen und Familien.* Bern, Schmid, Franke & Comp. 1883.

⁹⁾ 6. Aufl. Magdeburg, F. Demder. 1875.

¹⁰⁾ München, G. Franz'sche Verlagsbuchhandlung.

¹¹⁾ *Les nouveaux programmes des écoles primaires.* II. Ed. Paris, Hachette & Cie. 1884.

¹²⁾ Paul Bert, *L'instruction civique à l'école.* Paris, Picard-Bernheim & Cie. 1882.

von Steeg¹⁾, Mabillean²⁾ und Burdeau³⁾ nicht ohne Werth sind. Dieselben sind, wie auch das Werk von Cowbery (freilich in der allerbescheidensten Weise), illustriert. Das scheint mir sehr nachahmenswerth. Wie tief prägt sich der kindlichen Phantasie manches Bild ein! Und wie wirksam ließe sich dies zu moralischen Zwecken benutzen! Der Staat sollte die Ausgabe nicht scheuen, den in den Schulen unentgeltlich zu vertheilenden Moralunterrichtsbüchern, deren Inhalt größtentheils Erzählungen bilden müßten, den Schmuck wahrhaft schöner Illustrationen zu geben. Von den angeführten französischen Moralschriften ist vielleicht die Burdeau'sche die beste. Sie hat auf dem Titelblatte den Vermerk: *Ouvrage inscrit sur la liste des livres fournis gratuitement par la ville de Paris à ses écoles, adopté pour les villes de Lyon, Bordeaux, Marseille etc., et porté sur la plupart des listes départementales.* Das letzte „Résumé“ dieses Buches (S. 154) ist so charakteristisch, daß ich nicht unterlassen kann, es Ihnen mitzutheilen: —

R É S U M É.

1. Il y a des personnes qu'on aime naturellement: ce sont celles que l'on connaît et qui ont été bonnes avec nous.
2. Nous aimons aussi les gens du même pays, nos compatriotes, sans les connaître.
3. Il faut aimer en outre tous les hommes, même ceux qui ne sont pas Français.
4. Ceux qui ont blessé la France, ceux qui oppriment les Français d'Alsace-Lorraine, nous ne pouvons pas songer à les aimer.
5. Il faut d'abord leur arracher nos frères séparés.
6. Mais ensuite, il ne faudra pas leur rendre le mal pour le mal: cela ne serait pas digne des Français.
7. Les nations sont égales entre elles: de même que les citoyens sont les membres de la nation, les nations sont les membres de l'humanité.
8. C'est la gloire de la France d'avoir toujours pensé au bien de tous les nations. C'est pour cela qu'elle mérite des vivre. En dépit de la haines des Allemands, la France vivra.

Berlin.

G. v. G i j y d i.

¹⁾ Jules Steeg, *Instruction morale et civique*. II. Ed. Paris, Fauvé & Nathan. 1883.

²⁾ Leopold Mabillean, *Cours de morale. Cours élémentaire*. Paris, Hachette & Co.

³⁾ A. Burdeau, *L'instruction morale à école*. III. Ed. Paris, Picard-Bernheim & Co. 1884.

9. **Das Leben Raphael's.** Von Herman Grimm. Zweite Ausgabe des ersten Bandes und Abschluß in einem Bande. Berlin, Wilhelm Berg. 1856.

Ein Werk, dessen Vollenbung und eben erfolgtes Erscheinen den Lesern der „Kunstschau“ anzuzeigen genügt. Sie hatten das Vorrecht, einige von den Abschnitten desselben — „die Schule von Athen“, „Raphael's Ruhm in vier Jahrhunderten“ und „die ersten Capitel des Lebens Raphael's“ — in früheren Hefen dieser Zeitschrift zu lesen und sie werden erfreut sein, das Ganze nun im Zusammenhange zu haben. In seiner älteren Gestalt war das Werk auf zwei Bände berechnet, deren erster 1872 erschien: eine neue Auflage, mit welcher gleichzeitig der zweite Band zur Ausgabe gelangen sollte, war 1876 so weit in der Vorbereitung fortgeschritten, daß bereits zwölf Bogen gedruckt waren. Da zeigte sich, daß das Ganze umgestaltet werden müsse: eine Weile stockte die Arbeit, ward wiederum aufgenommen, und jetzt, nach zehn Jahren, empfangen wir „das Leben Raphael's“ in der neuen Bearbeitung, welche in Einem Bande die zweite Ausgabe des ersten und den ursprünglich beabsichtigten zweiten umschließt. Auf dem, den Ruhm Raphael's behandelnden Bericht folgt Vasari's „Vita di Raffaello“ in beiden Texten und eine Uebersetzung des zweiten (von 1548). An Vasari's Erzählung schließt sich das an, was die eigentliche Masse des Bandes bildet: eine Geschichte der Thätigkeit Raphael's in seinen Hauptwerken. „Ich habe mir zur Pflicht gemacht“, heißt es in der Vorrede, „da das zu betretende Gebiet so unsicher ist, nichts zu geben, als wofür ich einstehen kann, und bin zugleich bestrebt gewesen, mich auf das Unentbehrliche zu beschränken.“ Die kritische Behandlung des gesammten Materials wird, als zweite Hälfte der zu leistenden Arbeit, nicht in einem zweiten Theile des vorliegenden Buches, sondern in besonderer Publication unter dem Titel „Ausführungen zum Leben Raphael's“ gegen Ende 1887 in Aussicht gestellt. Man glaubt zu fühlen, daß „das Leben Raphael's“ seine jetzige abschließende Gestalt in Florenz und Rom selbst erhalten hat; der Verf. hat es der Erinnerung an den hundertjährigen Geburtstag seines Vaters, Wilhelm Grimm (24. Februar 1796), geweiht und es berührt seltsam tief, die Arbeit unter Eindrücken geschlossen zu sehen, wie sie sich in dem Aufsatz über „die Vernichtung Roms“ ausgesprochen und weit hin einen mächtigen Widerhall gewedt haben.

10. **Allgemeine Naturkunde.** Das Leben der Erde und ihrer Geschöpfe. I. Abtheilung. Völkerrunde von Dr. F. Kayel. Bd. I. Die Naturvölker Afrika's. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1855.

Die großartige Energie der Meyer'schen Verlagsanstalt in Leipzig hat sich an dem weitreichenden, ideellen und materiellen Erfolge nicht genügen lassen, das Drehm's Thierleben s. Z. errang. Sie hat den Plan des „Vrehm“ in der umfassendsten Weise erweitert, indem sie einmal den Menschen in den Bereich der Betrachtung einbezog, dann das Pflanzenleben dem thierischen

als principieell gleichwerthig zur Seite stellte und endlich das Substrat alles organischen Lebens, die Erde und ihre Verhältnisse darzustellen sich bemühte. So trat nach langjähriger sorgfältiger Vorbereitung die Leipziger Verlagsanstalt mit dem Prospecte der „Allgemeinen Naturkunde“ vor das Publicum, von welcher der ersten Abtheilung erster Band nun fertig vorliegt. Friedrich Kayel behandelt darin nach einer Einleitung, welche die Grundzüge der Völkerrunde fesselt und instructiv gibt, die Naturvölker Afrika's. Was dem Werke sofort seinen eigenthümlichen Stempel aufdrückt, ist der ganz ungewöhnliche Reichthum an illustrativem Schmud. Indessen, wie sehr die Aquarelle, Karten und Textbilder wegen ihrer hohen Schönheit und Vollenbung das Werk fast bestehend schmücken, so ist doch ihre eigentliche Bedeutung in dem Gewahren eines Anschauungsmaterialies zu suchen, welches in ähnlicher Fülle und Auswahl in anderen anthropologischen Werken kaum zu finden sein dürfte. Und das ist ein unendlicher Vorzug dieser neuen Naturkunde, daß sie zunächst durch das Mittel der sinnlichen Anschauung zu beleben strebt. Sie sucht uns die Objecte selbst durch bildliche Darstellung nahe zu bringen und unser Interesse durch das directe Beschauen zu erregen. Der Text sorgt dann schon für die tiefere Einsinkung in den betreffenden Wissenszweig. Damit soll nicht gesagt werden, daß der Text etwa nur eine Erläuterung zu den Illustrationen wäre. Er ist durchaus selbständig gehalten. Aber für ein populäres Werk, das zur Belehrung der Gebildeten jeden Standes bestimmt ist, war es zweckmäßig, die Illustrationen gleichsam als Anknüpfungsmoment zwischen Autor und Publicum in den Vordergrund treten zu lassen. Die Wahl derselben im vorliegenden Bande konnte übrigens von Niemandem besser getroffen werden, als von dem vielgerühmten Verfasser, der auch die musterhafte Treue der Ausführung überwacht hat. Die Darstellung des Buches ist eine glückliche Vereinigung zwischen leichtverständlicher Rede und wissenschaftlich genaueu Vortrag. Ihr begiegender Gehalt hinterläßt dem Leser das erfreuende Gefühl der Dankbarkeit, die er dem Autor für die vielfache Anregung und ernste Belehrung schuldet. Wenn, was vorauszu sehen ist, die übrigen Bände dem ersten, auch äußerlich herrlich ausgestatteten ähnlich werden, so wird das gesammte Werk in seiner Art keinen Rivalen haben und auf beidenseitiger Höhe stehen.

k. **Das wirthschaftliche Leben der Völker.** Ein Handbuch über Production und Consum von Dr. Karl von Scherzer. Leipzig, Alphon's Durr. 1855.

Dem vorliegenden, sehr in die Breite gearbeiteten Buch könnte eine kleine „Banting-Cur“ nicht schaden, wie daselbe überhaupt allein schon neben den, in knappster Form eine Fülle des Wissenswerthen bietenden, periodischen Publicationen Neumann-Spallart's: „Uebersichten der Weltwirthschaft“, entbehrlich sein dürfte. Für den Laien ist das Buch zu umfangreich und zu wenig übersichtlich, während für den Fachmann ähnlich schnell veraltende Zusammenstellungen nie

werden ausreichen können. Trotz dieser gerechten Anstellungen wollen wir gern anerkennen, daß Herr von Scherer und seine Mitarbeiter sich reiche Mühe gegeben haben, in dem von der Verlagsbandlung sehr gut ausgestatteten Buch eine große Masse von Material — freilich meist ohne Quellenangabe — zusammenzutragen.

17. Das weibliche Unterrichtsweisen in Frankreich. Von Dr. J. Wächter, Oberlehrer an der städtischen höheren Mädchenschule zu Leipzig. Leipzig, Georg Reichardt's Verlag. 1886.

Dies auf gründlicher Quellenforschung und der Erfahrung des Augenscheins beruhende Werk gibt einen höchst schätzenswerthen Beitrag nicht allein zur Geschichte der weiblichen Erziehung, sondern zur Kenntniß des socialen Lebens überhaupt und läßt namentlich den Geist ernsthafter Selbstprüfung und angestrengter Zusammenschau aller Kräfte erkennen, in welchem das französische Volk von heute sich aus der Niederlage von 1870 zu erheben trachtet. Es gliedert sich naturgemäß in drei Abschnitte: einen geschichtlich-literarischen Rückblick, den Bericht über das am 21. December 1880 erlassene Gesetz Camille Sée, durch welches der Unterricht der weiblichen Jugend der höheren Stände geregelt ist, und eine Uebersicht der in Folge dieses Gesetzes seither entstandenen Unterrichtsanstalten der betreffenden Gattung. Die Vorbildung des an denselben zur Vermeidung kommenden Lehrpersonals und die Einrichtungen der Volks- und Elementarschulen, welche auf den Besuch der höheren Lehranstalten vorbereiten, werden in besonderen Capiteln beleuchtet. Der Verfasser ist für deutsche Verhältnisse durchaus nicht so eingenommen, daß er nicht mit offenem Blick die Eigenartigkeit des fremden Volkes zu würdigen vermöchte; vielmehr erscheint ihm eher im Gegentheil, nach alter deutscher Art, Manches, was er jenseits der Bogen wahrgenommen hat, rosigter als er es bei sich daheim finden würde; aber er beschränkt sich überall einer ruhigen Sachlichkeit der Darstellung, versteht sehr geschickt den weitläufigen Stoff zu sichten und zu gruppieren und führt eine gewandte Feder. Was dem deutschen Leser an der Knechtung des französischen Mädchenschulwesens am meisten auffallen wird, ist einerseits die ungeheure Energie, mit welcher sie ins Werk gesetzt wird (20 Millionen Francs sind in den ersten vier Jahren nach Erlaß des Gesetzes von Staat und Gemeinden für das höhere Mädchenschulwesen verausgabt); andererseits die Weiblichkeit der Internate und der Ausschluß aller religiösen Unterweisung aus den Lehrplänen der staatlichen Anstalten. Beides wird in der vorliegenden Schrift verständlich beurtheilt und auf die Nothwendigkeiten zurückgeführt, welche die französischen Volkstitten für jene, die Verschönerung der katholischen Geistlichkeit für diesen geschaffen haben.

18. Heeresverfassungen und Völkerleben. Eine Umschau von Major Max Jähns. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1885.

Max Jähns ist eine Forscher- und Sammlernatur; sein Terrain sind die Heere aller Zeiten

in Bezug auf ihre Organisation, Bewaffnung und Kampfweise. Er hat hierüber viel zusammengetragen und sehr Anerkennenswerthes veröffentlicht, und wenn er auf diese Weise begonnen, eine Lücke der Wissenschaft auszufüllen, so verringert es sein Verdienst nicht, daß er nicht überall Abgeschlossenes bringt. Das liegt in der Natur der Sache. Auch im vorliegenden Buche, mit welchem sich Jähns zum ersten Mal einem neuen Theile seines Gebietes zuwendet, deutet er durch den Nebentitel „eine Umschau“ an, daß er uns nicht etwas zu geben glaubt, das nicht der Verdauungsfähigkeit fähig wäre. Er sagt im Vorwort, „es handelt sich um die Darlegung der Wechselbeziehungen zwischen dem allgemeinen geschichtlichen Leben, insbesondere den wirtschaftlichen Daseinsbedingungen der Völker und der Form ihrer Heeresverfassung“. Dieser Versuch einer einheitlichen Darstellung ist neu und man darf ihn als gelungen bezeichnen, wiewohl sich eine gewisse Ungleichheit in der Behandlung der beiden Elemente geltend macht und die Heeresverfassung dem Völkerleben gegenüber den breiteren Raum einnimmt. Aber der erste Bearbeiter einer Disciplin wird auf Anderes sehen müssen, als seine Nachfolger; und uns scheint Jähns darin das Richtige getroffen zu haben, daß er vor allen Dingen viel Material beizubringen bestrebt war. Einzelne Lücken machen sich vielleicht fühlbar. Cromwell z. B. ist nicht erwähnt worden; sonst aber haben wir ein wesentliches Moment in der Geschichte des Heereswesens kaum vermisse. Uebersichtlich und zweckmäßig ist der gesammte Stoff in folgende sechs Hauptabschnitte getheilt: I. Heerformen wandernder und unvollkommen schichtbarer Völker. II. Wechselführerschaft, Kriegerläsen und Kriegeransiedlungen. III. Wehrpflicht der Grundbesitzer. IV. Söldnerwesen. V. Aushebung neben freier Werbung. VI. Allgemeine Wehrpflicht moderner Culturvölker. Die Darstellung ist klar, der Stil knapp und gefällig; wir begegnen nirgends der Trockenheit einer Encyclopädie — und eine solche ist das Buch doch gewissermaßen. Der ideale Zug, welcher Jähns' Schriften belebt, berührt uns auch hier angenehm. Bei seinem weitumfassenden, bisher wenig behandelten und allgemein interessanten Inhalt wird das Buch allen Gebildeten eine willkommene Gabe sein.

19. Bericht über die Gemeinde-Verwaltung der Stadt Berlin in den Jahren 1877 bis 1881. Dritter Theil. Berlin, In Commission bei Julius Sittenfeld. 1885.

Mit diesem Bande schließt ein Werk ab, welchem wir, während seines Erscheinens, mit dem größten Interesse gefolgt sind, und für welches wir, nun wo wir es vollständig besitzen, nicht dankbar genug sein können. Die Berichte über die Berliner Communalverwaltung, wenn wir die früheren Veröffentlichungen von 1842, 1853 und 1863 hinzurechnen, reichen bis zum Jahre 1829 hinunter; keine derselben aber kann sich an Wichtigkeit mit den beiden folgenden vergleichen, welche die Perioden 1861 bis 1876 und 1877 bis 1881 umfassen; denn in diese zwanzig Jahre fallen alle die großen Ereignisse, die Thaten des Krieges und des Friedens, welche

Berlin zu dem gemacht haben, was es gegenwärtig ist. Ein erstaunliches Maß von Arbeit ist in dieser verhältnismäßig kurzen Zeit, während welcher die Bevölkerung Berlins von 500,000 auf mehr als eine Million wuchs, gethan worden; und über diese Leistungen auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens erhalten wir in diesen Bänden einen actenmäßigen Bericht, der außerdem noch den Vorzug einer ungemein anziehenden Darstellung hat. Wir haben schon so oft Gelegenheit gehabt, und jede Gelegenheit so gern ergriffen, von dieser ausgezeichneten Publication zu sprechen, daß wir uns hier auf die einfache Anzeige des Schlußbandes beschränken können, welcher vorzugsweise den städtischen Instituten und Stiftungen, der Schul- und Kirchenverwaltung, der Polizeiverwaltung, dem städtischen Bibliothekswesen und sonstigen gemeinnützigen Anstalten gewidmet ist und in einem vorzüglich geschriebenen Schlußwort noch einmal einen Blick auf die rapide Entwidlung Berlins während des geschilderten Zeitraums wirft, die Hauptmomente derselben klar hervorhebt und nicht ohne berechtigten Stolz die gewonnenen Resultate neben einander stellt. Etwas von dieser Empfindung wird sich jedem Berliner mittheilen, der das Werk liest; und Keiner wird es aus der Hand legen ohne den Wunsch, daß die folgenden Epochen des städtischen Lebens ebenso glücklich in ihrem Verlaufe sein und ebenso tüchtige Berichterstatter finden mögen!

e. **Aquarelle** von E. Hildebrandt. Neue Folge. Berlin, R. Wittcher.

Abermals werden wir durch einige neue Nachbildungen Hildebrandtscher Aquarelle in den unübertrefflich schönen Chromo-Facsimiles von R. Steinbock erfreut. Wir, die wir den Meister noch persönlich gekannt haben, können diese, wie aus einem unerlässlich scheinenden Schatz stammenden Gaben freilich nicht hinnehmen, ohne jedesmal von einem Gefühl der Wehmuth, aber auch der Bewunderung ergriffen zu werden über die Summe künstlerischer Arbeit in einem verhältnismäßig so kurzen Leben. Zwanzig Jahre bald ist Eduard Hildebrandt tot und jedes Jahr bringt uns die Reproduction von Aquarellen, welche wir bisher nicht gekannt haben. Das erste der diesjährigen Lieferung, aus dem Privatbesitz Sr. Majestät des Kaisers, *Madaira*, zeigt auf dem wunderbar seinen Hintergrunde des bläulichen Gebirgs und weißwolligen Himmels den malerisch-barocken Aufbau der Stadt Funchal. Das zweite gibt uns eine Hasenpartie von *Genoa*, mit einem jener alten Paläste, welche zugleich so stolz und so verfallen aus das Gewässer hinabschauen. Zwei ganz spezifische „Hildebrandts“, so wie nur er sehen und malen konnte, sind *Rio Janeiro* bei Sonnenuntergang und ein *Stück Norwegischer Küste* bei Mondenschein. Von unbeschreiblichem Farbensauber sind beide: das leuchtende Roth und Gelb des einen, mit dem schillernden Widerschein auf den gekrümmtesten Wellen; das Silberlicht in dem andren, mit dem dunklen Himmel und dem weithin glänzenden stillen Meere. Das fünfte Blatt endlich, ein *Pilgerbad im Jordan*, wirkt vornehmlich

durch die Fracht der südlichen Vegetation, welche hier, an dieser Stelle, den heiligen Fluß zu beiden Seiten umsäumt und nur in der Mitte den Blick freiläßt auf das sonnige Felsgebirg und den sanftstrahlenden Himmel darüber. Es ist nicht die Magie des *Coloritis* allein, es ist neben und vielleicht vor dieser die poetische Erfassung und Wiedergabe des Moments, die Stimmung, durch welche die Hildebrandtschen Aquarelle in der Seele des Beschauers die verwandte Stimmung wecken: und das darf auch von den fünf Blättern gesagt werden, um welche die vorliegende Sammlung uns bereichert hat.

e. **Tiresias and other Poems.** By Alfred Lord Tennyson. D. C. L. P. L. London, Macmillan & Co. 1885.

Es ist die alte Stimme, noch immer so voll von Melodie,

And I am nearing seventy-four,

wie es in dem Einleitungsgebicht heißt. Die Töne der Leidenschaft hat dieser Sänger nie gehabt, das Simulische trat in seinen Gebichten immer hinter der Meditation zurück, und die große Wirkung, die er gelüht und die ihn an die Spitze der Victorianischen Dichter gestellt hat, liegt mehr in dem Adel als in der Tiefe seines Empfindens, mehr in dem mystischen Zauber als in der hinreichenden Gewalt seiner Verse. Solche Vorgänge sind nicht dem Alter ausgesetzt; sie können nur reifer werden. Nicht ohne sehr ernste Bedenten und Vorbehalte sind wir dem Dichter auf die Bühne gefolgt. Er besitzt wohl plastisches, aber nur wenig dramatisches Vermögen. In diesem Bändchen ist er noch einmal zur Lyrik, zum *Lyrisch-Epischen* zurückgelehrt und wir erkennen ihn wieder, den Dichter des „*In Memoriam*“ und der „*Königs-Idyllen*“. Auf das größere Gebicht, welches der Sammlung den Namen gibt, scheinen sich die Zeilen zu beziehen, in welchen der Dichter erzählt, daß sein Sohn es gefunden

In some forgotten book of mine
With sallow scraps of manuscript
And dating many a year ago.

Von andren, die hier zum ersten Male mitgetheilt, wäre schwer zu sagen, ob sie alt oder neu seien; denn keines trägt die Spuren abnehmender Kraft, während im Gegentheil einige, die nach dem Datum oder aus inneren Gründen un zweifelhaft neu sind, das Gepräge höchster Meisterschaft zeigen. Eins der Gebichte, „*The dead prophet*“, stammt aus der frühesten Jugendzeit des Dichters (182—), also höchstens seinem zwanzigsten Jahr; aber wer möchte sagen, daß das liebliche Frühlingslied dicht daneben, „*Early Spring*“, das der Siebzehnjährige gesungen, weniger frisch wäre? Von außerordentlicher Schönheit ist das Gebicht an Virgil, zum neunzehnten Centennarium seines Todes — „*Landscape-lover, lord of language*“; man ist versucht, auf Tennyson selbst anzuwenden, was er von dem Mantuaner sagt:

All the charms of all the Muses
often flowering in a lonely word.

70. **Die Apokalypse in den Bilderhandschriften des Mittelalters** von Th. Frimmel. Wien, Carl Gerold's Sohn. 1885.

Der Verf. behandelt einen kleinen Theil einer umfassenden Aufgabe, einer Monographie der johanneischen Offenbarung. Die Einleitung gibt einen guten Ueberblick über die bildlichen Darstellungen aus der Apokalypse im Verlaufe der gesammten christlichen Kunstentwicklung. Den besondern Gegenstand der Untersuchung bilden die apokalyptischen Cyklen in den Bilderhandschriften des Mittelalters, von denen die Codices von Triest, Turin und Bamberg eingehend behandelt und beschrieben werden. Von großem Interesse sind im ersten Abschnitt die Excurse über die ikonographische Entwicklungsgeschichte einzelner apokalyptischer Bilder, vor allem der vier apokalyptischen Reiter. Der Ton der Darstellung ist mitunter etwas trocken und nüchtern, aber der Verf. hat eingehende Studien gemacht und wertvolles Material gesammelt, das z. Th. in knapper Form niedergelegt ist. Die Anmerkungen enthalten eine Menge literarischer Nachweise.

71. **Les Légendes de France.** par Henry Carnoy. Paris, A. Quantin.

Der Verfasser erzählt uns neunzehn französische Sagen und Märchen in reizender Weise, voll poetischer Empfindung, einfach, natürlich und ungewungen, objectiv und anschaulich, so daß man sofort mitten in den Vorgang hinein versetzt wird, und in eleganter, leichtflüssiger Sprache. Nicht nur die Jugend, für die sie bestimmt sind, wird ihre Freude daran haben, sondern auch Erwachsene wird das Erzählertalent des Verfassers. Nicht auf derselben Höhe steht der Illustrator, G. Hier; seine Zeichnungen sind meist etwas stizzenhaft behandelt, nicht so harmonisch, klar und anschaulich wie die Erzählung, doch zeigen sie eine originelle Individualität und lebendige Charakteristik; einzelne sind recht hübsch.

72. **Von und über Albrecht von Haller.** Ungedruckte Briefe und Gedichte Haller's, sowie ungedruckte Briefe und Notizen über denselben. Herausgegeben von Eduard Bodemann. Hannover, Carl Meyer. 1855.

Aus dem Nachlasse Zimmermann's hat der Herausgeber interessantes Material über Haller veröffentlicht, welches Zimmermann fast ausnahmslos zu einer neuen Auflage seiner 1755 zuerst erschienenen und damals auch von Lessing kritisirten Biographie Haller's zusammengetragen hatte. Daß ihn von dieser Neubearbeitung des auch heute noch als Quelle ersten Ranges für Haller unentbehrlichen Buches verschiedene persönliche Gründe abhielten, ist um so bedauerlicher, als er die Qualitäten eines Biographen in unvergleichlichem Maße in sich vereinigte. — Die hier mitgetheilten Briefe Haller's erinnern, ohne gerade eine starke biographische Ausbeute zu gewähren, an den Ausspruch Bonnet's, Haller sei in seinen Briefen eigentlich am größten gewesen,

und können auch heute noch als Muster von Klarheit und männlicher Einfachheit gelten. Interessanter und für den Biographen reichhaltiger sind die Briefe und Notizen über den großen Mann. Eine Reihe von kleinen charakteristischen Zügen ermöglicht vor Allem ein eigenartiges und abgerundetes Bild des Menschen Haller, wie es aus dem bisher bekannten Material nicht zu gewinnen war. Die von Bodemann zum ersten Male veröffentlichten Gedichte sind, wenige prägnante Stellen ausgenommen, so schwach und wässrig, daß sie auch einen warmen Kenner der Haller'schen Muse enttäuschen, und, wenn nicht eine so starke handschriftliche Beglaubigung vorläge, unbedingte Zweifel an ihrer Authenticität erwecken müßten. — Ein Namensverzeichnis fehlt leider.

73. **George Eliot.** Eine biographische Skizze von Lord Acton. Vom Herausgeber der Zeitschrift „Nineteenth Century“ autorisirte Uebersetzung von J. Imelmann. Berlin, R. Gaertner's Verlagsbuchhandlung. 1886.

In dem Artikel, welchen unsere Zeitschrift dem Andenken der großen englischen Schriftstellerin gewidmet hat (September 1855), sagt Lady Blennerhassett, daß Lord Acton in einer bewundernswürdigen Studie sie auf der denkbar feinsten intellectuellen Wage gewogen und nicht zu leicht befunden habe.“ Diese Studie liegt hier in einer ausgezeichneten deutschen Uebersetzung vor, für welche wir Herrn Prof. Imelmann sehr dankbar sind. Denn etwas Richigeres, Maßvolleres, und bei aller Concentration, Vollständigeres als in dieser kleinen Schrift ist über George Eliot nicht gesagt worden. Wir haben sie mit jenem innigen Vergnügen gelesen, welches nur die vollkommene Beherrschung des Gegenstandes in Verbindung mit der vollendeten Form des Ausdrucks zu gewähren vermag. Allerdings setzt eine Arbeit wie diese ernste Leser voraus und macht vielleicht an dieselben noch größere Ansprüche, als das Vorwort des Uebersetzers andeutet; denn der Stil Lord Acton's ist vor Allem das, was der Engländer „suggestive“ nennt, d. h. er regt mehr an, als daß er den gegebenen Gedanken ausführt. Aber darin besteht ein vornehmlicher Reiz dieser Studie; sie zwingt uns überall in die Tiefe der Dinge zu gehen, in das geheimnißvolle Gebiet scheinbarer oder auch offener Widersprüche, aus welchen der Genius dieser Frau — der größte unter den Frauen, wie der Shakespeare's unter den Männern — sich losrang und das letzte Wort, zu welchem sie auf diese Weise gelangt, lautet: „Wenn einmal Wissenschaft oder Religion allein über ein ungetheiltes Reich gebietet, dann mögen George Eliot's Bücher ihre hohe und einzige Bedeutung verlieren; aber als der Ausdruck einer zwischen tiefem Glaubensbedürfniß und den Schwierigkeiten des Glaubens hin- und hergerirrten Generation werden sie leben bis zur letzten Silbe geschichtlicher Uebersieferung.“

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 15. April zugegangen, berichten wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehalten:

Agassiz. — Louis Agassiz's Leben und Briefwechsel. Herausgegeben von Elisabeth Galy Agassiz. Autorisirte deutsche Ausgabe von G. Rettenfels. Berlin, Georg Weimer, 1886.

Alberti. — Ludwig Börne. (1786—1837.) Eine biographisch-literarische Studie zur Feier seines hundertjährigen Geburtstags. Von Conrad Alberti. Leipzig, Otto Wigand, 1886.

Allgemeine Naturkunde. II. Band: Der Mensch, von Prof. Dr. Johannes Ranke. Erster Band. Mit 588 Abbildungen im Text und 24quarelltafeln. Leipzig, Bibliographisches Institut, 1886.

Beringuer. — Die Stammbäume der Mitglieder der Französischen Colonie in Berlin. Herausgegeben von Dr. K. Beringuer. Zweites Stück. Berlin, Verlag des Vereins für die Geschichte Berlins, in Commission bei E. S. Mittler & Sohn.

Bismarck-Lied. Text von Paul Heyse, für vierstimmigen Männerchor compoirt von Friedrich Frank. Athen, Selbstverlag des Componisten.

Böhlen. — Der Ighite Valentin. Die alten Leutchen. Zwei Romane von Helene Böhlen. Berlin, Gebrüder Pöstel, 1886.

Brand. — Aus der Werkstatt des Unterricht. Eine Abhandlung von Dr. Eduard Brand. Bielefeld, Josef Gorsmann, 1886.

Brodhaus' Conversations-Lexikon. — Freigezogene, vollständig umgearbeitete Auflage. Heft 189/190. Leipzig, J. A. Brodhaus, 1886.

Büchle. — Schürkerin Liebe. Romelle in Berlin von Adolf Büchle. Baden-Baden, G. Sommermeier, 1886.

Bulletin of the United States Geological Survey. No. 7/14. Washington, Government Printing office, 1884.

Corbett. — The fall of Asgard. A Tale of St. Olaf's Days. By Julian Corbett. 2 vols. London, Macmillan and Co, 1886.

Golaf. — Vor fünfzehn Jahren aus französischer Caselle und eigener Erinnerung. Ein Vortrag gehalten im Januar 1886 und durch Nachträge erweitert durch Stadtschulrath Dr. Golaf, Major a. E. Danzig, A. B. Rafemann, 1886.

Deutscher Pitaval. Vierteljahrsschrift für wertwürdige Fälle der Strafrechtspflege des In- und Auslandes. Herausgegeben von Hans Blum. Erster Jahrgang. Erstes Heft. Leipzig, G. J. Winterische Verlagsbuchhandlung, 1886.

Dietrich. — Die Einheit der Wissenschaft. Offenes Sendschreiben an die deutschen Universitäten in Bezug auf die Einheit der Wissenschaften unterbreiteten Apriorischen Wissenschaftensystems („Ursprung der Wissenschaft“) von Karl Dietrich. Zweite Aufl. Hamburg, König u. Schulz, 1886.

Diezmann. — Weimar-Album. Blätter der Erinnerung an Carl August und seinen Museum. Eine geschichtliche Schilderung von August Diezmann. 1. Lfg. Leipzig, H. Schmidt & C. Günther.

Titus und Idem. — „Mitra“. Roman von Titus und Idem, Verfassern von „Aus zwei Welten“. Zweite Auflage. (Zweites Tausend.) Bonn, Emil Strauß, 1886.

Titus und Idem. — Aus zwei Welten. Roman von Titus und Idem, Verfassern von „Mitra“. Zweite Auflage. Bonn, Emil Strauß, 1886.

Tolmetich. — Japanische Vorbilder. Ein Sammelwerk zur Herausdichtung japanischer Kunstproducte. 50 Tafeln mit japanischen Originalmalereien herausgegeben von J. Tolmetich. 1/2 Bdg. Stuttgart, Julius Hoffmann.

Dürigen. — Fremdländische Zierfische, Winke zur Beobachtung etc. Nach Mittheilungen P. Matte's, Fischzüchter, sowie eigenen Beobachtungen und Erfahrungen von Bruno Dürigen. Mit Abbildungen. Lanckwitz-Südende b. Berlin, Paul Matte, 1886.

Eder. — Hundert Jahre einer freiburger Professorenfamilie. Biographische Aufzeichnungen von Dr. Alexander Eder. Freiburg i. B., J. G. B. Mohr, 1886.

Edwards. — The Faust Legend: its origin and development; From the living Faustus of the First Century to the „Faust“ of Goethe. By Sutherland Edwards. London, Remington & Co, 1886.

Einert. — Die Zeiten des grossen Brandes, ein Bild aus Arnstadt's Vergangenheit. Von Professor E. Einert. Jena, Gustav Fischer, 1885.

Engelhorn's allgemeine Roman-Bibliothek. Zweiter

Jahrg. Bd. 17: Die hässliche Frau. Von Dr. R. Groter. 1. Bd. Stuttgart, J. Engelhorn, 1886.

Erdmann. — Hoida. Ein Eisenramm in neun Gesängen von Gustav Adolf Erdmann. Wien, Carl Konegen, 1886.

Fafching's Övrevir för 1886. Herausgegeben von Johannes Bohne und Hermann Contadi. Zürich, Verlags-Druckerei, 1886.

Floegel's Geschichte des Grottesk-Komischen. bearbeitet, erweitert und bis auf die neueste Zeit fortgeführt von Friedrich W. Ebeling. Mit 40 Orig.-Kupfern. 3. Aufl. 4. Lfg. Leipzig, H. Bartsdorf, 1886.

Frankl. — Ungarn vor der Schlacht bei Mohács (1524—1526). Auf Grund der päpstlichen Nautiarberichte von Dr. Wilhelm Frankl. Autorisirte Uebersetzung aus dem Ungarischen von Dr. J. H. Schwicker. Budapest, Wilhelm Lauffer, 1886.

Galbos. — Donna Perfecta. Roman von Perez Galbos. Aus dem Spanischen von G. Reichel. 2 Bde. Dresden und Leipzig, G. Bertson's Verlag, 1886.

Gesell. — Muffosen und Jodels. Ein Vortrag von Karl Gesell. Stuttgart, Carl Kröber, 1886.

Grimm. — Das Leben Kaphais' von Herman Grimm. Zweite Ausgabe des ersten Bandes und Abschluss in einem Bande. Berlin, Wilhelm Hertz, 1886.

Grimm. — La Distrazione di Roma. Lettera di Ermano Grimm. Tradotta da C. V. Giusti, e preceduta da una lettera del traduttore. Firenze, Loescher & Seebor, 1886.

Gurlitt. — Geschichte des Barockstiles, des Rococo und des Klassicismus. Von Cornelius Gurlitt. Mit ca. 350 Orig.-Illustr. 1/2 Lfg. Stuttgart, Ebner & Seufert (Paul Neff), 1886.

Gulster. — Die kleinen Vögel mit Nisthöfen und Trachten von Eduard Gulster. Straßburg und Leipzig, G. J. Schönböck'sche Antiquaritäts-Buchhandlung, 1886.

Hogarth's Werke. — Eine Sammlung von Statistiken nach seinen Originalen. Mit Text von G. Ch. Lichtenberg. Revidirt und vervollständigt von Dr. Paul Schumann. 3. Auflage. Heft 9. Roskdnitz bei Leipzig, A. H. Payne, 1886.

Kaiser. — Rebellenland und Themselerand. Studien und Schilderungen aus der Heimat Joh. Kuffl's. Von Leopold Kaiser. Stuttgart, G. J. Schönböck'sche Verlagsbuchhandlung, 1886.

Kirchner. — Mittel der Geistes. Eine Anleitung zur Selbsterziehung. Von Lic. Dr. Friedrich Kirchner. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, Brachvogel & Bohn, 1886.

Kleinpaul. — Florenz in Wort und Bild. Geschichte — Kulturgeschichte — Kunstgeschichte von Rudolf Kleinpaul. Mit 240 Illustrationen. Leipzig, Schmidt & Günther, 1. Heft.

Kries. — Die Principien der Wahrscheinlichkeits-Rechnung. Eine logische Untersuchung von Johannes von Kries. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr, 1886.

Küchling. — Romellen von Hermann Küchling. Breslau, Eduard Trenzandt, 1886.

Kunge. — Home, sweet home. Gedichte von Franz Kunge. Dresden u. Leipzig, Heinrich Rindben, 1886.

Kunguth. — Goethe's Pädagogik, historisch-critisch bearbeitet von Adolf Kunguth. Halle, a. S., Roy Riemeyer, 1886.

Maudsley. — Natural causes and supernatural seemings. By Henry Maudsley. London, Kegan Paul, Trench & Co, 1886.

Mertens. — Galab. Kleine Bilder aus der Zeit der Völkerverwanderung. Von Ludwig Mertens. Wien, Carl Konegen, 1886.

Meyer. — Das Graberfeld von Hallstatt. Anlässlich eines Besuchs daselbst von A. H. Meyer. Mit 3 Lichtdruck-Tafeln. Dresden, W. Hoffmann, 1885.

Nendrucke deutscher Litteraturwerke des XVI. u. XVII. Jahrhunderts. No. 249: Schelmsky von Christian Heber. No. 60/61: Zwölf Fastnachtspiele aus den Jahren 1554 bis 1556 von Hans Sachs. Herausg. von Edmund Goetze. Halle a. S., Max Niemeyer, 1886.

Pigeon. — La confession de Madame de Weyre par Amedee Pigeon. Paris, Calmann Lévy, 1886.

Reber. — Kunstgeschichte des Mittelalters. Von Dr. Franz von Reber, Director der Kgl. Bayr. Staatsgemäldergalerien. Erste Hälfte. Mit 24 Abbildungen. — Zweite Hälfte mit 422 Abbildungen. Leipzig, T. O. Weigel, 1885-86.

Reich. — Ein Blick in das Menschenleben. Leidenchaften, Laster und Verbrechen, deren Entstehung, Heilung und Verhütung. Von Eduard Reich. 1. Lfg. Schaffhausen. Fr. Rothmel & Cie, 1886.

Reina. — Chiaroscuro. Versi di Calcedonio Reina. Catania, N. Giannotta, 1885.

Report of the commissioner of education for the year 1883—1884. Washington, Government Printing office, 1885

- Kethwisch.** — Die Inschrift von Killeen Cormac und der Ursprung der Sprache. Von Dr. Ernst Kethwisch. Norden, H. Fischer Nachf. 1886.
- Kethwisch.** — Schattenbilder von Ernst Kethwisch. Norden, H. Fischer Nachf. 1886.
- Kethwisch.** — Lichtbilder. Gedichte an deutsche Zeitgenossen von Ernst Kethwisch. Zweite Aufl. Norden, Diricus Fischer Nachfolger. 1886.
- Keumont.** — Charakterbilder aus der neueren Geschichte Jaliens. Von Alfred von Keumont. Leipzig, Tunder und Dumbledt. 1886.
- Kitter.** — Alpenzüge. Dichterworte über die Hochgebirgs-Natur. Gesammelt von Hermann Kitter. Würzburg, Städtische Univ.-Buch- u. Kunstbllg. 1886.
- Kobenberg.** — Bilder aus dem Berliner Leben. Von Julius Kobenberg. Zweite Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1886.
- Kogge-Ludwig.** — Karl Rühlner von Rülshaus, General-Adjutant und General-Abjutant des Kurfürsten Wilhelm II. von Hessen. Ein heiligeses Zeit- und Lebensbild von Wilhelm Kogge-Ludwig. Kassel, In Kommission bei Georg F. Wigand. 1885.
- Kolden.** — Ueber die Einrichtungen der bedeutendsten Seehospize des Auslandes. Ein Reisebericht an den Vorstand des Vereins für Kinderheilstätten an den deutschen Seeküsten von Dr. Ludwig Kolden. Norden und Norderney, H. Braams. 1885.
- Kugel.** — Vögel der Heimat. Unsere Vogelwelt in Lebensbildern geschildert von Dr. Karl Aug. Witt 120 Abbildungen in Farbendr. 1. Hft. Leipzig, W. Freitag. 1886.
- Sammlung gemeinnütziger Vorträge.** Herausgegeben vom deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. No. 1.0. Die Brüder Grimm. Zum hundertjährigen Gedächtnistage der Geburt Wilhelm Grimm's. Von Dr. W. Leißner. Prag, Verlag des deutschen Vereins zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. 1885.
- Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,** herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. von Holtendorff. XI. Serie. Heft 479. Die Glacialbildungen der norddeutschen Tiefebene. Von Prof. Dr. Dames. Heft 480. Die positive Philosophie August Comte's. Von Hugo Sommer. — Neue Folge. Erste Serie. Heft 1. Ueber das Vorberlegen von Naturerscheinungen. Von Dr. Arnold Schaff. Heft 2. Victor Hugo. Literarischer Porträt mit besonderer Berücksichtigung der Lehrjahre des Dichters. Von Gustab Tannehl. Berlin, Carl Habel. 1884.
- Sammlung kunstgewerblicher und kunsthistorischer Vorträge.** No. 12. Hans Makart und seine bleibende Bedeutung. Von Robert Stiasny. Mit einer Radirung von W. Hecht. Leipzig, Edw. Schloemp. 1886.
- Schaubücher, dänische.** Die vorzüglichsten Romdane des Freichern von Holberg. In der ältesten deutschen Uebersetzung mit Einleitungen und Anmerkungen von Dr. Julius Hoffory und Dr. Paul Schlenker. 6 Hft. Berlin, Georg Weimer. 1886.
- Schmidt.** — Geschichte der deutschen Litteratur von Leibniz bis auf unsere Zeit. Von Julian Schmidt. Erster und zweiter Band. 1763—1781. Berlin, Wilhelm Berg. 1886.
- Schmidt.** — Die Felle von Könighelm. Poetische Erzählung von Marie Schmidt. Wiesbaden, V. Schellenberg. 1886.
- Schmidt-Gabanis.** — Brummstimmen der Zeit. Lustiges und Unlustiges aus Papa Kronos' Liebesleben. Von Richard Schmidt-Gabanis. Berlin, Richard Göttsch Nachfolger (Carl Hammer).
- Schmitt.** — Spolijer und Krantheiten. Vortrag von Dr. J. Schmitt. Rem.-Hort, Hermann Barth. 1886.
- Schneegans.** — Aus fernem Landen. Novellen von A. Schneegans. Breslau und Leipzig, S. Schottländer. 1886.
- Schwarzbach.** — Der Waffenschmied von Salzburg. Tragödie aus Salzburgs Vergangenheit in fünf Akten von Josef Schwarzbach. King, Selbstverlag des Verfassers. 1885.
- Schwarzbach.** — Im Englands Stone ober: Kampf und Liebe. Drama in fünf Akten von Josef Schwarzbach. King, Selbstverlag des Verfassers. 1885.
- Schwarzbach.** — Das Natium des Lobes. Drama in drei Akten von Josef Schwarzbach. King, Selbstverlag des Verfassers. 1885.
- Selbert.** — Klavierschule und Melodienreigen von Uso Selbert. Hannover, Steingraber's Verlag.
- Silberstein.** — Frau Sorge. Eine Märchenbüchse von August Silberstein. Leipzig, Wlth. Friedrich's Hofbuchh. 1886.
- The annual report of the Bureau of Ethnology to the secretary of the Smithsonian Institution, 1881—'82.** By J. W. Powell. Washington, Government printing office. 1884.
- The statesmans year-book.** Statistical and historical annual of the states of the civilised world for the year 1886. Edited by J. Scott Keltic. Twenty-third annual publication. London, Macmillan and Co. 1886.
- Tomaschek.** — Schiller's Wallenstein. Von Karl Tomaschek. Zweite unveränderte Auflage. Wien, Carl Gerold's Sohn. 1886.
- Zahn.** — Der überreiche Brauntweinhandel. Seine verberbtlichen Wirkungen und Vorschläge zur Beschränkung desselben. Von Dr. R. Zahn. Riffons-Inspector in Bremen. Gütersloh, G. Bertelsmann. 1886.
- Zehender.** — Literarische Abende für den Familienkreis. Biographische Vorträge über Dichter und Schriftsteller des neunzehnten Jahrhunderts, begleitet von Proben aus ihren Werken, gehalten in der Geschäftserschule in Hirsch 1884-85 durch Dr. Zehender. Hirsch, F. Schultheis. 1886.
- Zeit- und Streit-Fragen, deutsche.** Flugblätter zur Kenntniz der Gegenwart. In Verbindung mit Prof. Dr. v. Rudolph, Redacteur A. Kammer's, Prof. Dr. J. v. Meyer und Prof. Dr. Paul Schmidt, herausgegeben von Franz von Holtendorff. Jahrg. XIV. Heft 223. Schule und Volkswirtschaft. Von F. Jende in Gera. — Heft 224. Volkswirtschaftslehre und Ethik. Von Dr. Fr. Jöbl. Prof. an der Universität zu Wien. — Neue Folge. Erster Jahrgang. Heft 1. Die Hauswirtschaft und der Markt. Von G. Gerth, Stadt-Syndicus, Mitglied des Hauses der Abgeordneten. Heft 2. Die Zukunft unseres Handels. Von Gwald Paul. Berlin, Carl Habel. 1886.
- Zeitschrift, historische.** Herausgegeben von Heinrich von Ebel. Neue Folge neunzehnter Jahrg. Der ganzen Reihe 35. Band: Drittes Heft. (Jahrg. 1886 drittes Heft.) Rränden und Leipzig, R. Oldenbourg. 1886.
- Zoognann.** — Neue Tichtungen von Richard Zoognann. Berlin u. Leipzig, Oscar Parrifus. 1886.



Martin Salander.

~~~~~  
Roman

von

Gottfried Keller.

~~~~~

XIV.

Martin Salander war zur volksmäßig politischen Feier einer Hochzeit, welche bald überall von sich reden machte, durch den Brief seines Sohnes von Neuem gereizt worden; er hatte dessen blasirte Weisheit, wie er es nannte, lakonisch mit einer Fortschrittsthat beantworten wollen, so wortreich sie in der Ausführung gerieth.

Nun stellte sich unvermuthet eine Folge ein, an die er nicht gedacht. In der Gegend, wo das Fest stattgefunden, erklärte ein Mitglied des Großen Rathes wegen häuslicher Zerrüttung mitten in der Amtsdauer den Rücktritt und mußte durch eine Neuwahl ersetzt werden. Indem sie sich nach dem Manne umsahen, verfielen die Leute auf den Volksfreund Salander, und weil er schon einmal abgelehnt hatte, jandten sie ein paar Männer, die ihn bewegen sollten, dem Rufe zu folgen. Ueberrascht bat er um kurze Bedenkzeit, so sehr sie in ihn drangen; denn er war aufrichtig gesinnt, nochmals ernstlich zu überlegen, ob er den Schritt thun solle, und sich über dessen Bedeutung für seine Person insbesondere Rechenschaft zu geben.

Martin gehörte nicht zu den Befreiern oder Gleichstellern des Frauengeschlechtes hinsichtlich des bürgerlichen Daseins, und seine eigene Frau, so hoch er sie hielt, fragte er nie ausdrücklich um Rath und Meinung in öffentlichen Dingen. Hiermit wahrte er seinen Standpunkt. Um so lieber gönnte er ihr den Einfluß, den sie von selbst übte, wenn er doch so ziemlich von Allem sprach, was ihn bewegte, und zwar meist in Gestalt eines lauten Denkens in ihrer Gegenwart, beim Morgenkaffee, bei Tisch, beim Schlafen- oder Spazierengehen. Sie hatte dann die Auswahl, einen beliebigen Gegenstand aufzugreifen und ihre Gefühlsansichten oder Widersprüche zu äußern oder ganz zu schweigen. In letzterm Falle nahm er an, die Sache sei ihr gleichgültig, und ließ das Selbstgespräch allmählig verstummen. Wenn sie sich aber zustimmend oder tadelnd aus-

sprach, namentlich über Persönlichkeiten, so hatte er wiederum die Wahl, zu benutzen, was ihm klug und wahr schien, oder auf sich beruhen zu lassen, was etwa aus einem Denkfehler hervorgehen mochte oder aus mangelnder Einsicht. Auf diese Weise beraubte er sich nicht der Hilfsquellen, die aus dem Gemüthe einer rechten Hausfrau fließen, und gab ihr die Ehre, die ihr gebührte.

So begab er sich jetzt mit der genommenen Bedenkzeit in die Nähe der Gattin, ihr zunächst den an ihn ergangenen Ruf mittheilend und irgend etwas Unbedeutendes beifügend. Dann ging er weg, kam bei erster Gelegenheit wieder und begann mit langen Schritten im Zimmer auf und ab zu gehen, nunmehr einer Reihe von Betrachtungen Raum gebend.

„Ich habe bis jetzt“, ließ er sich stückweise hören, „mancherlei mitgewirkt und gethan, ohne jede Verantwortlichkeit, als diejenige gegen mein eigenes Gewissen, und ohne ein eigentlich zusammenhängendes Arbeiten. Das würde nun anders werden. Ich kann, wenn ich dort etwas nützen will, nicht in den Rath eintreten, um still auf der Bank zu sitzen und bei den Abstimmungen aufzustehen oder sitzen zu bleiben. Ich kann auch nicht in den Tag hinein schwätzen, wenn ich reden will, sondern ich muß die Acten studiren und actenmäßig reden; das ist die einzig ehrliche Verebfamkeit und schafft Einfluß! Wissen ist Macht! Ich thue das, gut! Dann komme ich in die Ausschüsse und Commissionen, und wenn ich es dort wieder thue, so hängen sie mir die Berichterstattungen auf den Buckel, und ich kann mich hinsetzen halbe Nächte durch, und Papier beschreiben wie ein Kanzlist.“

Hier unterbrach ihn Frau Marie oder benutzte vielmehr eine der kurzen Pausen, die er häufig machte.

„Verstehest Du denn alle die Acten,“ sagte sie, „oder das, wovon sie handeln, so gut, daß Du darüber schreiben und reden kannst?“

„Darum sag' ich ja eben,“ versetzte Martin, ohne still zu stehen, „daß ich sie studiren muß!“

Nach einigen weiteren Schritten hielt er dann doch vor der Frau an, die am Tisch saß und für die Küche die letzten vorjährigen Äpfel schälte; denn die Magd, sagte sie, gehe mit den raren Früchten so gröblich um, daß kaum etwas dran bleibe.

„Du hast aber,“ fuhr er fort, „wohl nicht das gemeint, was man Actenstudium nennt, sondern was man überhaupt unter Etwasgelernthaben versteht. Da darf man freilich nicht genau nachsehen; der Große Rath soll auch keine Akademie sein. Es handelt sich im Gegentheil darum, in Sachen, die man nicht von Grund aus kennt, nicht mitreden zu wollen, dafür aber die Sachkenner ins Auge zu fassen und sich nach ihnen zu richten, wenn sie Einem als ehrlich erscheinen.“

„Es gilt also in solchen Fällen“ — hier setzte er die Füße wieder in Gang — „statt der Acten mehr die Menschen zu studiren, wie wenn zum Beispiel zwei gleich angesehene Fachmänner über eine kostspielige Fußcorrection, über Bau und Einrichtung einer Landesirrenanstalt, über ein Seuchengesetz entgegengesetzte Ansichten äußern. In diesen Fällen würde ich in einer begutachtenden Commission keinen Platz nehmen und mich auf meine Stimmabgabe be-

„schränken wie jeder Andere, je nach dem stillen Eindruck, den ich empfangen — und könnte doch unrichtig stimmen!“ setzte er mit einem Seufzer hinzu. „Fragt sich nun, überwiegt das Positive, was man leisten zu können glaubt, die Nichtleistung so beträchtlich, daß es der Mühe lohnt, und was habe ich einzuzerfen?“

Er zählte die Fähigkeiten auf, die er zu üben oder zu erwerben sich getraute, voraus im Erziehungswesen, in Staatshaushalt und Volkswirtschaft, Ausbildung und Ueberwachung der Volksrechte, daß sie redlich arbeiten, und so noch mehreres. Weil aber die Frau nichts mehr fragte oder bemerkte, ließ er die abgebrochenen Sätze endlich ganz eingehen und begab sich, nach der Uhr sehend, rasch hinweg.

Einen Tag ließ er noch verstreichen, worauf er den Leuten in jenem Wahlkreise schrieb, er nehme die Candidatur an.

Mit den besten Absichten blickte er dem neuen Lebensabschnitte entgegen. Nach der mit großem Mehr erfolgten Wahl las und prägte er sich sogleich die Rathordnung ein und was in Verfassung und andern Gesetzen damit zusammenhing. Sodann ließ er ein Taschenschreibbuch binden, auf dessen vorderste Seite er Auszüge aus den jährlichen Voranschlägen der Einnahmen und Ausgaben, aus den Staatsrechnungen u. s. w. sichtlich geordnet einschrieb, so daß er die Hauptposten aus allen Gebieten der Staatsverwaltung übersichtlich bei sich trug und sich jeden Augenblick über das ökonomische Gleichgewicht des Landes Rathes erholen konnte.

Dies gethan, suchte er sich aus gedruckten Berichten der letzten Periode über den Stand der Geschäfte im Großen Rathe zu belehren, über unerledigte Anträge, Postulate und Motionen, stöckende Gesekentwürfe, ausstehende Berichte und Anträge der Regierung u. dergl., für welche Gegenstände er in anderer Gegend des Taschensbuches, mit genügendem Raum zur Fortsetzung, eine gedrängte Notizenreihe anlegte.

Das brauche er nicht, bemerkte er der Frau, um sich allenfalls mit Nörgeleien als Topfgucker aufzuthun, sondern gerade um überflüssige Anfragen zu vermeiden und sich selbst Aufschluß geben zu können, wo die Sachen liegen.

Auf die Art leidlich gerüstet, seinem Alter und politischen Rufe entsprechend nicht zu sehr als Neuling zu erscheinen, wie er dachte, betrat er den Saal, nahm ohne Suchen den ersten besten Platz ein, der frei war, und verließ ihn nicht mehr vor dem Schlusse der Sitzung. Ohne Zerstreung folgte er die ganze Zeit über den Verhandlungen und warf auch in die Zeitungsblätter, welche Nachbarn ihm hinreichten, kaum einige Blicke. Das gehörte sich zwar als selbstverständlich sowohl nach dem Wortlaute des Amtsgelübdes das er abgelegt hatte, als nach dem Inhalte eines langen Gebetes, mit dem jede Session eröffnet wurde und das einen Bestandtheil der gesetzlichen Geschäftsordnung bildete; allein Wenige, gläubig oder ungläubig, nahmen das göttliche Pflichtenheft streng wörtlich. Martin Salander hingegen, der unkirchlich gesinnt war, erachtete sich nichts desto minder für gebunden, weil die in Gelübde und Gebet enthaltenen Vorschriften richtig und nothwendig waren und die liturgische Form ihre Gesetzeskraft nicht aufheben konnte.

Erst nach beendigter Sitzung fand er Gelegenheit, die Schwiegerjöhne zu

grüßen, deren öfteres Ab- und Zugehen er nicht einmal beachtet, zumal sie eine gute halbe Stunde nach ihm erschienen waren. Seine Einladung, mit ihm nach Hause zu kommen, lehnten sie dankend ab, weil der Eine gewisser Verhandlungen wegen mit seinen Bezirksgenossen beim Essen zusammentreffen, der Andere einige Geschäfte besorgen müsse. Nachher aber wollten sie mit einander einen Waffenladen aufsuchen, um sich zwei neue Scheibengewehre zu kaufen; denn sie waren seit einiger Zeit schon Mitglieder von Schützengesellschaften.

Martin Salander ging also allein nach Hause. In sich gekehrt, mit einem Gefühl von Zufriedenheit wie Einer, der den langen Morgen hindurch gearbeitet hat, schritt er dahin, obgleich er keine Hand gerührt und kein Wort gesprochen. Lediglich die ununterbrochene Aufmerksamkeit, welche er während fünf Stunden den Verhandlungen gewidmet, gab ihm das Bewußtsein gethaner Arbeit. Er hätte nicht gedacht, daß ein solcher Unterschied zwischen Anwesenheit und Anwesenheit sein könnte, und bedenkend, wie er bald auch angebrachter Maßen etwas zu sagen haben werde, empfand er einen kräftigen Appetit zu dem verspäteten Mittagsmahle.

Frau Marie, die ihn am Zuge der Hausglocke erkannt, trat ihm auf dem Flur entgegen und kündigte ihm einen sonderbaren Besuch an, seinen Vorgänger im Großen Rathe, dessen Stelle er heute eingenommen. Der Mann scheine sich in schlechten Umständen zu befinden und würde ersichtlich nicht übel nehmen, wenn man ihn zum Essen da behielte; sie habe ihn aber nicht einladen wollen, che Salander ihn gesehen.

„Was will er denn?“ fragte dieser. „Ich habe ihn früher da und dort getroffen und erinnere mich, daß er ein gut und geschickt aussehender Mann gewesen ist. Aber ich kann mir nicht vorstellen, was er will?“

„Er sagt, er habe viel von Dir gehört und auch von der berühmten Hochzeit; er freue sich, daß er einem solchen Nachfolger habe den Platz räumen können, und fühle sich dadurch erleichtert und sei gekommen, das zu sagen und zu der Wahl Glück zu wünschen.“

„Der arme Teufel! Laß ihm nur ein Gedeck hinsetzen, die Herren Tochtermänner sind ohnedies nicht mitgekommen!“

Als Salander in die Stube trat, erkannte er den Mann kaum wieder, der bescheiden auf einem Stuhle am Fenster saß, sich erhob und mit unsicher gewordener Beredsamkeit ihn begrüßte und seine Gratulationsworte vorbrachte. Er habe, sagte er, an der Staatscasse ein kleines Guthaben an Taggeldern beziehen wollen, leider aber nichts erhalten, sondern noch einen Ueberfluß von Bußen wegen veräußelter Sitzungen erlegen müssen. Da habe er gedacht, er wolle den Weg nicht ganz umsonst gemacht haben und wenigstens dem würdigen Nachfolger seine Aufwartung machen.

„Aber, Herr Kleinpeter!“ erwiderte ihm Martin Salander lächelnd, „wie mir scheint, ist hier nicht viel Glück zu wünschen, wenn man noch Geld verliert! Haben Sie schon zu Mittag gegessen, oder darf ich Sie vielleicht zu unserer Suppe einladen?“

Verlegen dankte der Mann, doch mit einem verrätherischen Blick auf den

gedeckten Tisch; Salander wiederholte daher die Einladung etwas entschiedener und nahm ihm den Hut aus der Hand, denselben bei Seite legend.

Der offenbar einst hübsche Mann zeigte alle Anzeichen des Verfalles. Die frühere Wohlbeleibtheit war aus den Kleidern geschwunden, daß sie zu weit geworden und schlatterig an ihm hingen, dabei aber so abgetragen waren, daß es lange her sein mußte, seit er etwas machen lassen. Die Wäsche war unordentlich und das zerflossene Halstuch so schlecht umgebunden, daß man die lieblosen und trägen Hände leibhaftig zu sehen glaubte, die den Mann so aus dem Hause gehen ließen. Seine eigenen Hände hafteten gewohnheitsmäßig an verschiedenen Stellen der Rockklappen, um einen Fadenschein, einen Schmutzleck oder ein zerrißenes Knopfloch zu decken. Die kümmerlich unfreie Haltung, welche ihm hierdurch anklebte, entsprach auch dem farblosen gedunsenen Gesichte, dessen Züge die Spuren von Nierengeschlagenheit und Kummer, sowie von zahlreichen Anläufen verriethen, im Trunke sich selbst zu vergessen.

Das Ehepaar Salander ermunterte den merklich erschöpften Kleinpeter, sich schmecken zu lassen, was da sei; Frau Marie legte ihm selbst auf den Teller; er war jedoch bald satt, oder vermochte wenigstens nicht viel zu essen. Dagegen sprach er dem Glase, welches Martin pünktlich füllte, mit unbewußtem Fleiße zu und wurde darüber fast aufgeweckt und zutraulich. Dies gewahrend, ging Jener selbst in den Keller, ein paar bessere Flaschen auszusuchen; es kam ihn die Laune an, den Tag seines Einzuges ins Rathhaus zu Münsterburg durch solche Milbthätigkeit an dem verarmten Manne zu feiern. Die Frau holte indessen gern neue Gläser herbei, den Gast freundlich unterhaltend; denn auch sie empfand ein seltsames Mitleid mit ihm, und sie glaubte vielleicht, sein Schicksal oder anderes Anheil von ihrem Martin abzutenden, indem sie sich gegen das Unglück menschlich erwiez.

Salander sprach Einiges von den Rathsangelegenheiten zu dem redseliger werdenden Herrn Kleinpeter und glaubte ihn nach diesem oder jenem Verhältniß und dem Standpunkt, den er dazu eingenommen, befragen zu sollen; allein ob schon der Vorgänger nicht viel länger als ein halbes Jahr keiner Sitzung mehr beigewohnt, so war es doch, als ob Alles wie ein Traum hinter ihm läge. Er besann sich kaum auf die Dinge und beantwortete die Fragen gleichgültig und ungenau, während das Gesicht sich wieder zu trüben begann.

Salander entkorkte sogleich eine der Flaschen, die Frau nahm sie und füllte zwei Gläser, deren lieblicher Duft sich verbreitete und das Herbstjörnchen auf das blasse Gesicht zurückrief. Das ruhig theilnehmende Wesen dieser Eheleute, der tiefe Frieden, der zwischen ihnen zu walten schien, und der die Nerven belebende Wein ließen ihn jeden Unstern vergessen und machten sein Herz fröhlich, so daß er mit schwimmenden Augen und gerötheten Backen da saß und freiwillig begann, alte Drolligkeiten und Geschichten aus dem ländlichen Amtsleben zu erzählen, bis die erste der feinen Flaschen zu Ende ging. Während Salander die zweite zurecht machte und der Gast mit froher Aufmerksamkeit zuschaute, benutzte Frau Marie die Pause, ihn zu fragen, welchen Familienbestand er zu Hause besitze, und ob Alles gesund sei.

Da sah sie der Mann wie aus süßem Schlafe geweckt groß an, die glück-

selige Weinröthe verzog sich gegen die Augen hinauf, die so schon glühten, er ließ den Kopf sinken, stützte ihn auf die Hände und weinte gleich darauf wie ein kleines Kind. Erstaut und erschrocken betrachteten Martin und Marie Salander den Vorgang und den gewaltjam schütternden, angegrauten Kopf vor ihnen. Doch standen sie von ihren Stühlen auf, sich um den schluchzenden Gast zu bemühen und ihn aufzurichten. Es gelang zuletzt; doch stand er beschämt vor ihnen, entschuldigte sich wegen des krankhaften Anfalles, wie er sich ausdrückte, und wollte sich entfernen.

Salander sah aber wohl, daß es nicht eigentlich das „trunkene Glend“ war, das ihn befallen, wie man landesüblich das Weinen der Betrunknen nennt, sondern die plötzliche Erinnerung an ein unglückliches Dasein, welche den widerstandswarmen Altrath übermannt hatte. Er redete ihm daher freundlich zu, sich zu setzen und zu erholen.

„Bereite uns jetzt einen guten schwarzen Kaffee,“ sagte er zur Gattin, „nachher wird uns die andere Flasche um so besser munden; denn die muß Herr Kleinpeter noch trinken helfen!“

Frau Salander besorgte den Kaffee auf das beste und ließ es nicht an einem Gläschen alten Kirschgeistes fehlen.

So dauerte es nicht lange, bis die Gedrücktheit des neuen Gastfreundes abermals wich und das Feld der froheren Laune überließ, welche das unverhoffte Wohlergehen nicht durch ihre Abwesenheit verabsäumen wollte. Kleinpeter wurde wieder so gesprächig und offenherzig, daß er mit beruhigten Sinnen selbst auf den Ursprung des krampfhaften Thränenvergießens zurückkam; ein Wort gab das andere, und da er vielleicht zum ersten Mal einer theilnehmenden Aufmerksamkeit begegnete, erzählte er unbefangen und aufrichtig, wie es sich mit ihm verhalte. In Zeit einer Stunde wußten Martin und Marie Salander so ziemlich seine Geschichte, nach Maßgabe ihres Verständnisses.

Der alte Großrath Kleinpeter war ein geringer Fabrikant von Baumwolltüchern gewesen, mit einigem Vermögen das vom Vater überkommene Geschäft vorsichtig und gemächlich fortbetreibend, ohne stark vorwärts-, aber auch ohne zurückzugehen. Als ein umgänglicher und beliebter Mann setzte er mehr Werth auf die Anforderungen des gesellschaftlichen und bürgerlichen Verkehrs, als auf den Erwerb von Reichthümern. Ein eitles leichtsinniges Weib, das er geheirathet, trieb ihn noch dazu an; denn sie setzte das unschuldige Ansehen, dessen er sich erfreute, auf ihre alleinige Rechnung und spreizte sich in demselben wie ein Pfau. Alles was er that, war ihre Tugend, was an ihm gefiel, ihr persönlicher Vorzug, was ihm widerfuhr, ihr Verdienst. Es war ihr Mann, von dem man sprach und mit dem sie groß that, und weiter nichts, und überall wollte sie dabei sein, wo er hinging; auch fuhr sie allein im Lande herum, so oft sie konnte, sich sehen zu lassen und zu prahlen. Zu Haus aber machte sie ihm das Leben sauer durch die verächtliche Art, mit der sie sein Thun und Lassen und ihn selbst zu behandeln sich förmlich die Mühe gab, damit er ja nicht gegen sie aufzukommen sich unterstehe. Auch sonst lebte er schlecht in seinem Hause, weil ihr alles zu viel war, was einer Sorgfalt gleich sah. Zwei heranwachsende Söhne schlugen in ihre Art.

Als Kleinpeter, dem just kein Besserer im Lichte stand, zum Mitgliede des Großen Rathes und bald zum Amtsstatthalter gewählt wurde, stieg der Hochmuth der Frau auf den höchsten Gipfel. Die Titel schienen nur für sie da zu sein und es war Niemandem zu rathen, sie nicht mit dem einen oder anderen anzureden. Und während sie dem ärmsten Mann es mißgönnte und ihn beinahe haßte, weil er doch der Inhaber der Titel war, benutzte sie dieselben wiederum, das damit verbundene Ansehen zum Schuldenmachen und anderen Mißbräuchen auszubenten.

Hierin fand sie bald genügende Anshülfe, als die Söhne die Verwaltung der beschriebenen Fabrik übernahmen, die der Vater ihnen überließ, um sich ausschließlich seinem Amte zu widmen und Frieden zu haben. Darin täuschte er sich arg.

Die Söhne waren seit dem Verlassen der Schulen nicht vom Fleck zu bringen gewesen, um etwas von der Welt zu sehen und zu lernen, woran auch der Vater schuld war, der sie nicht dazu gezwungen und sie zu Hause herumlungern ließ, wo sie sich nur die Gemüthsroheit und ungechliffenen Sitten der Mutter und einer Anzahl von Gesellen gleichen Schlages zum Vorbild nahmen. Anstatt das Geschäft ordnungsgemäß zu führen, vernachlässigten sie dasselbe und geriethen in die ärgste Wechselreiterei, ohne daß etwas verdient wurde. Da zogen sie dann stets den Vater Statthalter mit hinein, der sich verbürgen oder geradezu seinen Namen auf die Papiere setzen mußte; und auch die Frau Statthalter und Großrätthin entblödete sich nicht, ihm mit Schuldpapieren zum Unterschreiben zu kommen. Die von ihm mitunterzeichneten Wechsel und Oblighi waren lange Zeit immer unterzubringen, kehrten nach weitläufigen Wandererschaften zu ihm allein zurück und mußten mit jaurer Mühe und tausend Sorgen von ihm eingelöst werden.

Das Alles ging unter stetem Zanf und Streit vor sich, da Mutter und Söhne sich immer größer und unverschämter gegen ihn betrugten, als ob er ein schlechter Hausvater wäre. Dies Glend zu vertuschen und den Lärm, der täglich auszubrechen drohte, zum Schweigen zu bringen, mußte er um seiner Aemter willen immer nachgeben. Er hatte seine Amtsstube mit einem Schlafzimmerchen in ein kleines Nebengebäude verlegt, um Ruhe zu finden. Allein das Weib ließ sich das nicht ansechten. Sie kam während der Audienzen, die er hielt, oder der Verhöre, die er leitete, durch die Amtsstube gelaufen mit brutalem Auf- und Zuschlagen der Thüren, wenn sie nicht zu Wort kommen konnte. Sogar den Schreiber, den Polizeisoldaten und den Amtsboten des Statthalters suchte sie mit einer ganz einfältigen Falschheit und Untreue zu geheimen Gegnern des Mannes zu machen, der doch in all' seiner Schwäche die einzige Stütze des Hauses blieb bis zum Zusammenbruche.

Und Niemanden gab es, der ihn klagen gehört. Ach, er wußte gut, warum er schwieg; denn Niemand würde geglaubt haben, daß ein Mensch, welcher im eigenen Hause so elend dastand, das Wohl des Landes berathen und fremde Leute zu regieren sich unterstehen könnte.

Wie aber alles Menschliche ein Ende nimmt, ging es auch hier dem Feierabend so vielen Unrechtes und Leidens entgegen. Die Arbeiter waren wegen rückstän-

diger Löhne schon aus der Fabrik weggeblieben und anderwärts angestellt worden. Trotzdem hatten die Söhne noch bedeutende Ankäufe von Garn gemacht, dieses aber sofort verfeßt, und als der Zahlungstermin nahte, besaßen sie weder Garn, noch Tuch, noch Geld und liefen Gefahr, des betrügerischen Bankrotts verdächtig zu werden. Mit dieser schönen Enthüllung überfielen sie den Vater, als die fälligen Wechsel vorgewiesen wurden, in der Morgenfrühe, natürlich wieder im Tone des Vorwurfs, daß er sie in ein so erbärmliches Fabriklein hineingesetzt habe. Und als er hilflos da stand und fragte, wo er um Gotteswillen auch Geld hernehmen sollte, da ja alles verpfändet und überschuldet sei, verwiesen sie ihn frech auf die von ihm bezogenen Steuergelder, die bequem bereit lägen und für den Augenblick ohne Gefahr in Anspruch genommen werden dürften.

Der Vater wurde blaß.

„Es ist mir genau vorgeschrieben,“ sagte er, „wie viel Gelder ich im Hause behalten darf und wann ich sie an die Staatskasse abführen muß, abgesehen davon, daß ich meine Hand nicht auf irgend andere Art unter den Deckel stecke!“

„So haben wir morgen die Insolvenzerklärung!“ sagten sie; „Kleinpeter und Söhne heißt ja die Firma!“

Sie schauten in der Stube umher, nach der alten Geldkiste, wo die denn hingekommen sei? Der Vater hatte sie kürzlich in eine andere Ecke geschleppt und an den Boden festgeschraubt, unter welchem sich dort ein starker Balken hingog. Eben stand die Kiste offen; der eiserne Deckel war zurückgeschlagen, in einer Abtheilung lag in Rollen abgezähltes Geld nebst einem Päckete Banknoten und obenauf ein mit den betreffenden Zahlenangaben beschriebener Zettel. Der ältere Sohn schritt unverweilt nach der offenen Kasse und ergriff den Zettel, indem er rief:

„Hier ist mehr als genug für den Augenblick! Der vierte Theil fogar genügt und später wird sich Rath schaffen lassen!“

Gleichzeitig wollte er nach den Banknoten greifen. Doch der Rathsherr stürzte sich dazwischen und hielt ihm den Arm fest; der zweite Sohn sprang herzu, dem Bruder zu helfen, und es rang nun der alternde Mann in Todesängsten mit den Söhnen, die sich nicht scheuten, den Vater unjanft hin- und herzustößen.

Endlich gelang es ihm doch, den schweren Deckel zu packen und zuzuschlagen, worauf die räuberischen Söhne ein wenig zurückwichen, aber nicht ausfahen, als wollten sie von ihrem Vorhaben abstehen. Diesen Augenblick benutzte er, einen der Schlüssel abzuziehen.

„Wenn Ihr nicht auf der Stelle hinausgeht und Euch heute nochmals hier blicken laßt,“ sagte er zu ihnen mit bebender, doch gedämpfter Stimme, „so soll Euch mein eigener Landjäger festnehmen und in Daumschrauben nach Münsterburg bringen! Er kann jede Minute da sein!“

Die unerwartete Kraft des schwachen Mannes, der um seinen letzten Besitz, den ehrlichen Namen, kämpfte, schreckte die ungerathenen Söhne zurück, und sie entfernten sich eben so bleich, wie der Vater geworden war.

Bitternd und keuchend saß der Statthalter auf der eisernen Kiste und wischte sich den Schweiß von der Stirne. Mit wirren Gedanken betrachtete er seitwärts die verjährtete Schloßarbeit an dem alten Erbstück, ohne sie zu sehen.

Als er sich endlich etwas gesammelt, stand er mit müden Gliedern auf, öffnete die Kasse wieder und nahm die Steuergelder heraus, sie zu verpacken. Er suchte das nöthige Papier, Schnüre und Siegellack zusammen, wickelte und schnürte alles mit großer Hast und Eile doppelt und dreifach ein, fest aber ungefüß, denn es war sonst die Arbeit des Amtsbieners, und zuletzt zündete er Licht an und versiegelte das Packet an drei oder vier Orten, jedesmal mit einem Stöhnen das Siegel betrachtend, eh' er es ausdrückte.

Dann schrieb er den zur Ablieferung gehörigen kurzen Bericht, den er mit besonderem Umschlag verjah und adressirte, und schickte den eintretenden Weibel mit beiden Stücken zur Post, ihm einschärfend, sich nirgends aufzuhalten und dafür zu sorgen, daß Geld und Brief mit der ersten Gelegenheit abgingen. Auch solle er nicht vergessen, einen Postschein zurückzubringen. Er blickte dem Mann durch das Fenster nach und sah richtig, wie die Frau ihn auf dem Hof anhalten und sehen wollte, was er da fortrage; wie sie aber vom Weibel kurz stehen gelassen wurde.

Hierauf legte er in zwei weiteren Schreiben an den Präsidenten des Großen Rathes und an die Regierung seine Stellen als Rathsmitglied und als Statthalter nieder. Denn er wußte, daß es jetzt aus war, wenn auch nicht, was aus ihm werden sollte.

Die leere Eienkiste ließ er offen stehen. Die Frau kam geschlurft und guckte jogleich hinein; aber es dünte sie, es blase ein so kalter Wind aus dem leeren Hohlraum, daß sie die Nase stracks zurückzog und den Statthalter fragen wollte, was denn das sei? Dieser gab ihr jedoch keinen Bescheid, sondern wandte sich an den Landjäger, der erschienen war. Der Statthalter hatte ihm am Abend vorher angekündigt, er müsse in Polizeisachen mit Aufträgen nach der Hauptstadt gehen, und die bezüglichen Acten bereit gemacht. Die stellte er ihm jetzt zu und zugleich die beiden Entlassungsschreiben, welche pünktlich zu besorgen er ihm anbefahl.

So hatte er nun sein Haus bestellt und besaß nichts mehr als die hinterlegte Amtsbürgschaft, in ein paar Werthtiteln bestehend, welche mit seinem Rücktritt frei wurden und seither wohl auch verschwunden waren.

Als die Herausgüttung Kleinpeters nach und nach versiegte, herrschte mehrere Minuten lang eine Stille, in welcher Martin und Marie Salander die erschütternden Eindrücke nachwirken ließen, indessen Jener, sein Vertrauen nicht bereuend, die fühlbare Theilnahme sammt einigen nachgeholtten Schläcken des duftreichen Weines ebenso schweigend genoß.

Martin bedachte mit Grauen, welch' dunkle Zustände im Leben öffentlicher Vertrauenspersonen verborgen liegen oder auch als öffentliches Geheimniß bestehen können. Er wußte zwar, daß einzelne Erscheinungen dieser Art zu allen Zeiten hervorgetreten sind; sie waren dann auch als große Unglücksfälle empfunden worden. Jetzt wollte ihn aber eine Ahnung beschleichen, als ob es sich um andere Symptome handle, die ihm glücklicher Weise eine Gegenbetrachtung tröstlich aufwog. Die rasche Entschlossenheit, mit welcher der Statthalter sich nicht mehr für amtsfähig hielt und seine Stelle niederlegte, nur weil die Söhne das Vergehen der Untreue ihm zugemuthet und es selbst hatten verüben wollen,

erfüllte ihn mit wahrer Achtung, und diese verminderte sich keineswegs, als ihm der Gedanke aufstieg, der scheinbar so schwache Mann habe nicht allein für die Gesunkenheit der Söhne büßen, sondern sich selbst verhindern wollen, doch noch in die Schlingen der wachsenden Noth zu fallen. Nein, sagte sich Salander, gerade wenn der Haltlose noch am wahren Bürgerfinne sich aufrichten und die Achtung vor sich selbst retten kann, ist das Gemeinwesen nicht im Niedergang.

Die Frau Marie bedachte anderes; sie hatte es mit dem wunderlichen Weibe zu thun, das der Mann mit bitterem Groll und ohne einen Rest von Neigung geschildert; sie zweifelte keinen Augenblick, daß daselbe die Quelle seines Unglücks sei, verstand aber den Charakter der Unholbin nicht recht.

„Ich begreife nicht, Herr Kleinpeter,“ nahm sie das Gespräch wieder auf, „wie eine Frau auf das Ansehen ihres Mannes so eitel sein und es auf jede Weise benützen kann, während sie es ihm doch mißgönnt und ihn darum haßt, so daß sie sich förmlich abmüht, ihm die schulbige Achtung vorzuenthalten!“

„Ja, Frau Salander,“ erwiderte der gewesene Statthalter, „das hab' ich nicht so studirt! Wer die Dinge an sich erlebt, der versteht sie, sozusagen, ohne sie deutlich erklären zu können. Nach allem übrigen zu schließen, denke ich, es werde dabei nebst der Eitelkeit eine mit geistiger Beschränktheit verbundene hochgradige Selbstsucht im Spiele sein und überdies das Herkommen sich geltend machen. Meine Frau Gemahlin stammt aus einer Gegend, wo, mit Respekt zu sagen, die Frauen besonders hochfahrig, aufgeblasen und als große Lastermänner bekannt sind. Nachbarneid und Klatschsucht suchen ganze Dorfschaften heim und zerklüften weitläufige Familien so gut, wie das geringste Hüttenvölklein. Jede, die sich verheirathet, setzt sich vor, zu zeigen, wo sie her sei, und die Oberhand zu behaupten. Die Männer sind thätig, aber grob und fluchen in den unteren Schichten wie Seeräuber, in und außer dem Hause. Da üben denn die Weiber von Jugend an ihre Zungen, und wenn Eine dazu nicht recht geschickt ist, so kann man sich denken, was da herauskommt!“

„Wie sind Sie denn in dies gelobte Land gerathen?“ fragte Frau Marie.

„Ein guter Freund sagte mir, er wisse für mich Eine zum Heirathen. Wo steht sie? fragte ich in dem damals üblichen schönen Sprachstil junger Landlöwen. Jener nannte Ort und Namen und strich alle Vorzüge heraus. Ich fand eine hübsch aussehende, schön gekleidete Tochter, welche sich so freundlich und sanft anzulassen verstand, daß ich unverzögert anbiß, obgleich mir von unbekannter Hand zugesteckt wurde, sie habe den Anschiedsmann selber abgehandt. Anstatt hierdurch mich abschrecken zu lassen, fühlte ich mich vielmehr geschmeichelt und war völlig gerührt. Sie entpuppte sich ziemlich rasch und schrecklich. Indessen ist sie auch unter den Weibern ihrer Heimath noch eine Ausnahme und ärger als die andern, gewissermaßen ein Extrakt!“

Mitten in der Rede mußte er lachen, da ihm ihr neuester Streich einfiel. Sie habe ein langes Gezänk über seine Verarmung mit der Androhung der gerichtlichen Scheidung geschlossen, worauf er lediglich bemerkt, sie werde dann jenenfalls Gelegenheit finden, die Titel einer Frau Statthalterin und Großrätthin endlich abzulegen, die jetzt schon nicht mehr am Platze seien. Da habe sie ganz feuerroth und furibund einen Satz gegen ihn gethan und geschrien, es

falle ihr nicht ein, zu verzichten, sie besitze das göttliche Recht, sich lebenslang so nennen zu lassen, und werde nicht davon weichen.

Auf die Frage, was sie denn mit all' dem Geld angefangen, wofür sie Schuldscheine ausgestellt, erwiderte er:

„Für Kleider und Putz hat sie es ausgegeben! Weil ich das erste Amt im Bezirk versah, hielt sie es für ihre Pflicht, sich am schönsten zu kleiden, und das war in der That nicht wohlfeil, indem es einige große Industrielle gibt, deren Damen ordentlich Staat machen. Noch vor einem Jahre mußte ich ein Wechselchen von hundert und zwanzig Franken bezahlen, das sie auf mich gezogen, und für was? Für ein kleines Sonnenschirmchen mit elfenbeinernem Stoc und mit kostbaren Stoffen behängt. Sie hatte es hier im Schaufenster eines Ladens gesehen, in welchem sie bekannt war, und es sogleich auf besagte Art gekauft. Mit diesem Schirmchen spazierte sie im ganzen Flecken und weiter herum, wo sie die reicheren Frauen und Fräuleins zu ärgern glaubte. Dann ging sie extra des Parasöhlchens wegen einige Wochen ins Bad und stellte auch dort wieder eine Anweisung auf mich aus. Ueberdies bezog sie von ihren bemittelten Eltern, die jetzt noch leben, mehrmals Geld mit der Angabe, ich brauche es. Als sich dann endlich herausstellte, daß sie gelogen hatte, erhielt sie nichts mehr auf diesem Wege.“

Der gute Mann würde noch lange geplaudert haben, wenn nicht die Stunde der Heimreise gekommen wäre; denn die bedrängten Umstände erlaubten ihm nicht, das Retourbillet für die Eisenbahn preiszugeben. Außerdem freute er sich, noch eine kurze Zeit ruhig in seinem alten Heim schlafen zu können; die Frau Statthalterin sei gestern mit ihrer ganzen Garberobe und dem Sonnenschirmchen zu ihren Eltern gezogen, die Söhne aber seien vor zwei Wochen nach Amerika gereist, um dort Anstellungen als Fabrikaufsesser zu finden, die man ja gern aus der Schweiz beziehe. Ja wohl, aber nicht solche! Wären sie früher gegangen! Seine Fabrik sammt dem alten Grundbesitz dagegen stehe unter Concursverwaltung; er gewärtige jeden Tag die Gant. Glücklicherweise gehe ihn die Sache weiter nichts mehr an.

„Könnten Sie,“ fragte Salander, „das Antwesen jetzt nicht selbst wieder an sich ziehen, wenn sich eine Beihilfe fände, und es neu in Gang bringen?“

„Ich werde mich wohl hüten, Herr Großrath!“ versetzte Kleinpeter ohne Besinnen, „wenn es wirklich gelänge, so wären sie eines Tages alle drei wieder da, die Milch abzurahmen! Lieber will ich eine stillbescheidene Thätigkeit irgendwo übernehmen, sei es, was es wolle; wenn Ihnen etwas vorkommen sollte, das für mich geeignet wäre, so geben Sie mir vielleicht einen Wink, wenn Sie so gut sein wollten!“

„Ich will gewiß daran denken, seien Sie dessen versichert!“ versprach ihm Martin Salander und gab ihm die Hand. „Sie sind ja noch wacker und kein alter Mann, wenn Sie sich ein bißchen aufrappeln! Leben Sie wohl, kommen Sie gut nach Hause!“

„Danke tausend Mal, und Ihnen auch für alles Genossene, Frau Salander, und für alle erwiesene Freundlichkeit!“

„Es ist nicht wichtig und gern geschehen!“ sagte Frau Marie und

schüttelte ihm die Hand, „ich wünsche glückliche Reise und daß es Ihnen wieder besser gehe!“

Mit unerwartet raschen Schritten eilte der aufgerichtete Mann von dannen. Nachdenklich schauten ihm die Eheleute nach, wie er die Straße entlang ging.

„Er schwankt ja nicht im geringsten!“ bemerkte Marie, „ich besorgte, er würde ein Fährnchen bekommen. Es sollte ihm doch noch zu helfen sein, wenn er das saubere Weibsstück los wäre!“

„Und wenn er ein ruhiges Plätzchen hinter dem Winde hat, glaub' ich auch, daß er sich noch erholen kann. Aber regieren muß er nicht mehr wollen!“

Der neue Großrath bedachte auf dem Wege zum Contor, das er noch aufsuchte, das sonderbare Erlebnis dieses ersten Tages seines späten amtlichen Daseins, wie er dazu komme, den verunglückten Vorfahren zu betwirthen und zu trösten; und er pries sich glücklich, daß in seinem gutartigen Haushalt solche Gefahren nicht vorhanden seien. Dennoch behielt er einen melancholischen Eindruck von der so unmittelbar wahrgenommenen Unsicherheit der menschlichen Dinge in den obersten Anstalten selbst.

XV.

Mit der Zeit ward Martin Salander ein vielbeschäftigter Mann im Rath und außerhalb desselben und kam im Schwanken des Parteilebens, im Sichkreuzen der Anforderungen wie in einen Wirbelwind zu stehen, da ihn alle an sich ziehen wollten.

Der Kampf drehte sich nun vorzüglich um die Frage, ob die neueste schweizerische Volksherrschaft dem Andrang der socialen Umtwälzung ihren Grund und Boden zur Verfügung stellen solle, d. h. ob man dem Volke vorgeben könne, es sei das sein Zweck und sein Wille gewesen? Durch diese Frage entstand ein gelindes Schieben und Verändern der Parteibestände, während das Volk im Ganzen, als ein fremder, dunkelartiger Körper betrachtet, schwieg.

Salander verfolgte den Mittelweg, die Fühlung mit dem gesellschaftlichen Umsturz abzulehnen, dagegen die Zustände durch das Verstaatlichen aller möglichen Dinge in den bisherigen Formen zu erleichtern und zu verbessern, so daß er einen Standpunkt einnahm, den er vor kurzen Jahren noch bestritten hatte, die damaligen Inhaber jedoch als einen überwundenen schon preiszugeben bereit waren.

Indessen nahmen auch diese alles Gebotene vorläufig auf Abschlag und zur heilsamen Uebung entgegen; in den Gemeinden und draußen im Bunde wehte der nämliche Wind, überall wurden Ausgaben beschloffen zu Hilfs- oder Kulturzwecken; Martin Salander aber war unermüdblich, mitzutwirken und neue Erfindungen in Umlauf zu bringen.

Seine Schwieger söhne leisteten ihm zuweilen Adjutantendienste, indem sie überall, wo sie hin kamen, seine Ideen oder solche, für die er einstand, in den Gemeinden unter das Volk warfen, auch wo Niemand an eine neue Unentgeltlichkeit oder öffentliche Wohlthat gedacht hatte, die nun sofort unentbehrlich schien.

Marie erbaute sich ordentlich an dem guten Herzen Martins, mit welchem

er sich dieser Thätigkeit freute. Eines Tages fand sie in einem seiner abgelegten Röcke das Taschenbuch mit den Budget- und Staatsrechnungsauszügen.

„Hast Du das Buch nicht vermißt?“ fragte sie, ihm dasselbe zeigend; „es steckte in dem alten schwarzen Rock, den Du seit einem Jahre nicht mehr anzogst.“

Salander bejah das Buch.

„Hm! wahrhaftig, ich hab' es nicht vermißt! Ich brauche es auch nicht mehr so nothwendig; denn erstens sind mir diese Dinge jetzt geläufiger, und so dann wird unlang eine Verschiebung derselben eintreten müssen. Verschiebung, das ist eigentlich ein schlechtes Wort, welches die heimlichen Socialisten in den Mund nehmen, wenn sie friedlich verschämt andeuten wollen, wohin sie zielen. Daß eine etwelche Verschiebung stattfinden werde, heißt es dann, sei nicht zu bezweifeln und nur eine Frage der Zeit!“

„Aber was meinst Du denn damit?“

„Ich? Sieh'st Du, ich meine es ungefähr so: durch den gebieterischen Fortschritt der Zeit wachsen die Ausgaben auf allen Punkten so sehr, daß die Einnahmen sie nicht mehr decken; wenn z. B. die Gemeinden die ihnen gestellten Aufgaben gehörig lösen wollen, so werden sie zu stark belastet, und der Staat, will sagen der Canton, muß ihnen beispringen und einen Theil seiner Einkünfte abtreten. Da aber die Cantone selbst ihre erhöhten Aufgaben zu bewältigen haben, die Steuern aber nicht ins Unendliche vermehren können, so müssen sie den Bund in Anspruch nehmen, der sich zu erklecklichen Beiträgen wird verstehen müssen, wenn er seine höheren Pflichten erfüllen will. Wiederum sind die Einnahmen des Bundes nicht uner schöplich und es mehren sich gleichzeitig seine eigenen gewohnten Ausgaben. Also müssen wir suchen, ihm neue Quellen zu eröffnen und die Mittel zu beschaffen, die er für alle das braucht.“

„Das ist ja der reine Ringelreihen!“ lachte Marie; „sehr lustig und listig zugleich, wie ich verstehe! Oder wir machen es wie der Mann, der seinen Geldbeutel den ganzen Tag von einer Tasche in die andere steckt; so kann er sich einbilden, er habe hundert Geldbeutel, und kauft sich Alles, was er will. Ist es nicht so?“

„Nicht ganz so, meine Liebe! Ich kann es Dir jetzt nicht näher auseinandersetzen, es sind eben nationalökonomische Dinge!“

Sein Lieblingsfeld war aber die Volkserziehung; sie galt ihm als die wahre Heimath, in welcher er seinen frühen Abfall von der Schule gut machen müsse. In seinem heiligen Eifer ahmte er unbewußt die jüdischen Krämer nach, die das feilschende Publikum so stark überfordern, daß sie eines mäßigen Preises sicher sind. Aber das Ideal, an welchem er arbeitete, stand ihm so fest, daß er doch ernstlich an die Erreichbarkeit seiner Höhe glaubte. Jeder der rastlos aufstauchenden Schrollen widmete er seine Aufmerksamkeit, half sie abrunden, zu einem annehmbaren Gebilde ausgestalten, und vertrat sie dann mit allem ihm zu Gebote stehenden Einfluß in den Aufsichtsbehörden, in denen er saß, in Vereinen und bei jeder Gelegenheit im Großen Rathe.

„Ich hoffe, es doch noch zu erleben,“ sagte er eines Tages zur Frau, „daß

keiner unserer Jünglinge zu Stadt und Land vor dem Antritt des zwanzigsten Jahres aus der staatlichen Lehre entlassen wird!"

„Was sollen sie denn so lange treiben?“

„Lernen und immer lernen! Leben und wieder üben! Bedenke doch nur, wie sehr sich der Stoff häuft! Haben wir erst durchgeseht, daß der tägliche Schulbesuch bis zum fünfzehnten Jahre dauert und ein allgemeiner Secundar-Unterricht eingeführt ist, so fängt die Fortbildung an in den mathematischen Fächern, im schriftlichen Ausdrücke, in der Kenntniß des thierischen Körpers und Gesundheitspflege, vermehrten Landeskunde und Geschichte. Die stäte Ausbildung im Turnen und militärischen Exercitium ist schon vorgeschrieben, muß aber besser betrieben werden, besonders die Schießübungen müssen früher und zahlreicher stattfinden. Selbstverständlich geht neben Allem her die fortgesetzte Pflege des Gesanges und der Musik, letztere insofern sich in einer Gemeinde genug Knaben finden, die zum Spielen von Blasinstrumenten, den Trägern der heutigen Volksmusik, veranlagt sind —“

„Gottlob, dies gefällt mir am besten!“ unterbrach Marie die Rede des Mannes und seinen Spaziergang im Zimmer zugleich. Mit einem „Wie so?“ blieb er stehen.

„Ei, wenn Ihr erst das gute Volk mit der Kenntniß des menschlichen Körpers und der regelmäßigen Pflege der Gesundheit zu einem einzigen Hypochonder gemacht habt, so kann es sich an der Volksmusik herrlich wieder aufheitern! Und so wird die Demokratisirung der Kunst, von der Du damals, erinnerst Du Dich? an der Hochzeit unserer Kinder gesprochen hast, immer mehr ihren wohlthätigen Einfluß bewähren! Aber fahre lieber fort!“

„Ich bin bald am Ende! Nähern sich die jungen Männer ihrem zwanzigsten Lebensjahre, etwa im achtzehnten, werden sie staatsbürgerlich eingeschult. Die Verfassungskunde haben sie schon in der Alltagschule rasch durchgemacht als Knaben; jetzt wird sie in den flüchtigeren Köpfen halb verblaßt sein. Sie wird also nochmals kräftig aufgefrischt und abschließlich sodann der ganze Kreis der Gesetzgebung für das Verständniß eröffnet, kurz ehe sie in den Genuß und die Pflichten der Volksrechte eintreten. Ich dächte, das wären Sachen genug, die Zeit auszufüllen! Schwierig wird es im Anfang wohl sein, gleichmäßig und beharrlich vorzugehen, doch es wird gehen müssen, wenn die Rechte selbst nicht eine Ironie werden sollen! Ich habe noch vergessen, daß nebenher jeder junge Bursche lernen soll, sich einen schlichten Tisch oder eine Bank zu zimmern, und daß auch hiefür auf eine Einrichtung zu denken ist!“

„Das letztere ist gut, es wird den Uebermuth unseres üppigen Handwerkerstandes dämpfen! Die Art im Haus erspart den Zimmermann!“ bemerkte Frau Marie.

Martin machte ein ebenso räthselhaftes Gesicht wie seine Frau, da er nicht wußte, wie es gemeint war; denn der genannte Stand war jaßt übel dran.

„Mein Vortrag scheint nicht Deine durchgehende Billigung zu haben!“ sagte Martin, abermals vor ihr stehen bleibend. „Es ist Dir zu Vieles darin, nicht wahr?“

Aber mit ernster Miene und prüfend zu ihm aufblickend, erwiderte sie:

„Nein, lieber Mann! es fehlt mir im Gegentheil noch etwas ziemlich Wichtiges an dem Programm, was aber vielleicht nicht dazu gehört und einer besondern Entschließung vorbehalten ist. Vergessen oder übersehen worden kann es nicht sein!“

„Was wäre denn das? Vielleicht die obligatorische Hochschule auf Staats- und Gemeindefkosten? Aber die gehört in das Programm der Mädchenerziehung, das auch in Aussicht genommen ist. Du wirst ohne Zweifel in die betreffende Frauencommission berufen werden und Dich als meine Gattin nicht wohl entziehen können!“

„Das meine ich Alles nicht! Ich meine den schrecklichen Kriegszug, welchen die Schweizer nach Asien oder Afrika werden unternehmen müssen, um ein Heer von Arbeitsclaven, oder besser ein Land zu erobern, das sie liefert. Denn ohne Einführung der Slaverei, wer soll denn den ärmeren Bauern die Feldarbeit verrichten helfen, wer die Jünglinge ernähren? Oder wollt Ihr diese besolden, bis sie zwanzig Jahre alt sind und dann Alles verstehen, nur nicht zu arbeiten, den gezimmerten Tisch und die Bank ausgenommen?“

„Aber Marie! was soll denn das heißen?“ sagte Martin mit roth überlaufener Stirne; „Du erwidertest ja mein ehrerbietiges Vertrauen heute mit lauter Satiren, und das von den Bittern!“

„Verzeih mir Martin! Ich bin nicht bitteren Herzens, ich weiß ja, wie Du in Allem gesinnt bist! Ich bin bloß ein bißchen traurig, weil ich auch weiß, daß Du einer großen Enttäuschung entgegen steuerst, und das tragen wir in unserm Alter nicht mehr so leicht wie früher!“

„In unserm Alter? Woher sind wir alt, wenn wir es nicht wollen sein? Und was die Illusionen betrifft, so thun sie nicht weh, so wenig als bunte Seifenblasen, die uns an der Nase plagen!“

Dies sagte er mehr zum Scherz, um den ernst gewordenen Ton der Frau abzulenken, der ihm unbequem wurde. Denn unter den zahlreichen Gegnern des so ausgebreiteten Unterrichtswesens hatte noch nicht ein einziger Mann gewagt, sich in dieser Weise zu äußern.

„Lassen wir jetzt die Geschichten, die Dich nicht freuen,“ nahm er wieder das Wort, „und kommen wir auf die Kinder zu reden, deren Hochzeit Du vorhin gedachtest! Ich wollte Dich schon einmal fragen, warum man die jungen Frauen nie mehr sieht? Oder ist die Eine oder Andere in meiner Abwesenheit gekommen? Früher, im Anfang, trafen sie gern etwa bei uns zusammen, wenn sie die Männer in die Stadt begleiteten, das ist auch seit geraumer Zeit nicht mehr gesehen.“

Marie Salander wurde noch viel ernster, als sie schon gewesen war, sagte aber nur:

„Ich weiß nicht, was es ist, es fällt mir auch auf. Aus ihren knappen Briefchen ist schon lange nichts mehr zu entnehmen, was sie näher angeht. Ich dachte, Du wüßtest mehr von ihnen, weil Du ja mit den Schwiegerjöhnen verkehrst, die sich noch weniger hier sehen lassen.“

„Es hat auch aufgehört bei mir! Ich habe mich ihrer Dienstleistungen in ihren Bezirken vertraulich bedient; als ich aber wahrnahm, daß sie zu viel

Brimborium dabei machten und namentlich jede unbedeutende Function zu einer Reise und Lustbarkeit benutzten, hielt ich es als Schwiegerpapa für meine Pflicht, diese Art Verkehr einzustellen. Uebrigens alles ohne üble Nachrede, denn es sind immer noch junge Leute!"

Frau Salander senfte erst jetzt ein Weniges, als sie sagte, sie wisse doch etwas mehr als der Mann, obschon nichts Erkennbares, und wolle nicht länger damit zurückhalten. Sie fuhr also fort:

"Seit einem halben Jahre ist weder Setti noch Netti mehr hier gewesen; von guter Hand habe ich jedoch vernommen, daß sie unter einander sich seit länger als einem Jahre nicht mehr sehen, daß sie sich sogar zu vermeiden scheinen, so gut sie können, während sie in den ersten Zeiten ihrer Verheirathung, einander jede Woche einmal besuchten, bald im Lautenspiel, bald auf dem Lindenberg zusammen saßen. Was ist nun das? Was ist geschehen? Ich weiß es nicht und Niemand will es wissen!"

"Vielleicht ist es eine Kinderei," meinte Salander, einigermaßen betroffen, „vielleicht doch mehr!“ setzte er nach einer Minute Nachdenkens hinzu; „am Ende hat sich die fixe Idee, von der sie besessen waren, in eine andere verwandelt oder ein Junges bekommen, da sie selbst noch kein Kind haben!“

"Vielleicht und am Ende," entgegnete die Frau, „wäre es ein Glück, wenn sie überhaupt keine Kinder bekämen. Es will mich eine Ahnung beschleichen, als ob etwas nicht in Ordnung wäre und die Kinder nicht wagten, sich uns anzuvertrauen, namentlich mir, weil sie nur ihrem Willen gefolgt sind.“

"In diesem Falle müßte man doch suchen, dahinter zu kommen und ihnen zu helfen!"

"Das habe ich schon gedacht; aber wie, ohne mehr zu schaden, als zu nützen?"

"Ich glaube, das Einfachste wäre, sie beide eines schönen Tages mit unserer Heimsuchung zu überraschen, die wir den Leutchen so wie so schuldig sind; wir waren erst einmal bei jeder Partei! Wenn wir bei gutem Wetter mit einem Morgenzuge nach Unterlaub führen, zu Setti hinaus wanderten und uns dort eine oder zwei Stunden aufhielten, so würden wir zunächst ungefähr merken, wie es dort steht oder ob etwas zu erfahren ist. Dann kutschiren wir auf der Kreuzbahn nach Lindenberg hinüber und fordern Setti auf, mit uns zu Netti zu kommen. Wir werden ja sehen, ob sie's thut oder was sie sagt und was sich weiter begeben wird. Abends sind wir bequem wieder hier."

Der Frau Salander war dieser Vorschlag willkommener, wie auch die Besorgniß tiefer, als sie erathen ließ. Sie verschob die Fahrt deswegen aber keineswegs; an einem der nächsten Tage reisten sie nach der Station bei Unterlaub und gingen zu Fuß in das sogenannte Lautenspiel. Als sie die liebliche Lage des Hauses in dem lichten Buchenbestande, der es zur Hälfte umgab und vom Finkenschlag widerhallte, mit neuem Wohlgefallen erblickten, sagte Martin Salander:

"Es müßte doch nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn in diesem idyllischen Frieden ein ernstliches Unheil gedeihen könnte! Wie reinlich ist der Kies auf dem ganzen Platz gehartet; und auch das Parkgehölz ist in sauberstem Zu-

stande, und darüber weg sieht man noch eine mächtige Kronenfülle des eigentlichen Forstes sich links die Höhe hinan ziehen!"

„Ja, es ist schön hier!“ antwortete Frau Marie, „vielleicht nur zu schön für müßige Herzen!“

Sie gingen um das Haus herum, wo an der hinteren Thüre, wie an der vorderen eine kleine Orangerie in alten Kübeln aufgestellt war. Bei einem der Bäumchen stand Frau Setti Weidelich in schönem Kleide, mit dem Ausbrechen abgängiger Blätter beschäftigt. Ihr Gesicht schien im Profil schmaler als früher, blasser und vor Allem freudlos.

„Da, sieh!“ flüsterte Marie Salander, den Mann am Arme berührend.

Er blieb einen Augenblick stehen und sah die Tochter, ging dann aber um so rascher vorwärts, so daß Setti die im feinen Kieße knirschenden Schritte hörte und sich wendete. Kaum erblickte sie Vater und Mutter, so strahlte ungewohnte Freude auf ihrem Gesichte, einen Schleier der Wehmuth durchbrechend, der sich gleichzeitig darüber verbreiten wollte. Aber nur zögernd trat sie ihnen entgegen, bis sie sah, daß die Eltern die Schritte beschleunigten, und ihnen nun in die Arme flog.

„Muß man Dich aufsuchen, wenn man Dich einmal sehen will?“ sagten sie, „und Netti auch? Was ist das für eine Aufführung?“

Setti erröthete stark und schlug die Augen nieder.

„Ich weiß nicht, ich komme nicht von Hause weg,“ entgegnete die junge Frau verlegen, „aber habt Ihr denn Netti auch nicht gesehen?“

„So wenig wie Dich! Wo fehlt es denn?“ fragte die Mutter.

„Wo sollte es fehlen? Auch die zufälligen Ursachen können sich ja gleichen und überall dieselben Folgen haben! Aber wollt Ihr nicht ins Haus kommen und ausruhen, liebe Eltern? Wie sehr erfreut Ihr mich! Darum hat es mir auch so schön geträumt in der vergangenen Nacht!“

„Geträumt? Und was denn?“ fragte der Vater.

„Es war mir, als sei ich ein kleines Kind, das auf der Landstraße wandert und nicht weiß, wohin. Am Arme trug ich ein Säcklein, worin sich ein Apfel und ein Stück Brod befand. Ich hatte Hunger und setzte mich auf einen Stein; allein das Säcklein war so fest zugeschnürt mit einem verwickelten Knoten, daß ich nicht zu dem Brote gelangen konnte und mir sehr weinerlich wurde. Da sah ich plötzlich mir gegenüber ein Haus in einem prächtigen Blumengarten, in welchem Musik ertönte und ein großes Tellerklappern und Gläserklingen, und denkt Euch! an eines der offenen Fenster traten ein Herr und eine Frau mit Blumensträußen in den Händen, und das war niemand anders als Herr und Frau Salander, die Hochzeit hielten; jung und sehr hübsche Leute waret Ihr und sahet, daß ich mein Säcklein nicht aufthun konnte und dazu weinte; so rief Ihr mich zu Euch hinauf. Ich kam sogleich und der Vater sagte: Zeig' her Dein Säckchen, wir wollen Dir's aufmachen. Du löstest den Knoten und hieltest es geöffnet der Mutter hin, die griff hinein und zog das Regenbogenschüsselchen hervor, das sie uns Kindern einst gezeigt, als wir ungegessen ins Bett sollten. Es war aber eine ordentliche goldene Schüssel oder vielmehr ein Teller. Pok-taufend! rief Ihr Beide, wie heißest Du, kleines Mädchen? Als ich es sagte,

hieß es: Der Name ist uns nicht unbekannt! Wir wollen Dich an Kindesstatt annehmen um dieses schönen Tellers willen. Da mußte ich zwischen Euch an dem Tisch sitzen, bekam herrliche Krebsuppe auf den goldenen Teller, daß der Nasenzipfel des Heinrichs Rex kaum noch durchschimmerte. Die Krebsuppe, von der ich geträumt, hängt offenbar mit den Krebschalen zusammen, mit welchen die Erdmännchen im Märchen der Mutter geharnischt waren. Merkwürdiger Weise war ich auf meinem Sessel als Kind so groß, wie alle anderen Leute!"

So plauderte Setti vergnügt und zufrieden die Treppe hinauf. „Träume sind Schäume," sagte der Vater, „der Deinige soll Dir indessen bedeuten, daß wir Dich jederzeit von Neuem adoptiren! Nicht wahr, Marie?"

Die Mutter nickte nur, und da sie zugleich in die Stube traten, fragte sie:

„Wo ist denn Dein Mann? Darf man denn in die Kanzlei gehen, ihn zu begrüßen?"

Die Tochter wurde sofort wieder ernster und erröthete abermals, als sie erwiderte, Isidor sei ins Dorf gegangen, wo er Geschäfte habe und zuweilen einen Frühshoppen nehme, besonders wenn etwas Politisches um den Weg sei. Er werde wohl bald kommen, sie wolle übrigens den Schreiber schicken, ihm zu sagen, wer da sei.

„Durchaus nicht! Laß ihn nur ungestört!" sagten die Eltern gleichzeitig.

„So bitt' ich, zu befehlen, was Ihr für den Augenblick genießen mögt, ein Glas süßen Wein, eine Tasse Thee oder Bouillon? Auch Chocolate haben wir."

„Wenn die Fleischbrühe schon kräftig genug ist, so gib uns ein paar Löffel voll, der Vater nimmt sie auch am liebsten, wie Du weißt," entschied die Mutter; „mach' indessen keine Umstände mit uns, wir wollen uns keineswegs glücklich thun! Und für den Mittag triff nur gar keine weiteren Anstalten, hörst Du? Wir sind mit Allem zufrieden!"

„Liebe Mutter, ich muß doch etwas dazu holen lassen, nur ein Stückchen Fleisch, ein paar Fische aus unserm Weier, schon des Mannes wegen; er würde sich sonst genirt fühlen. Bitte, laß mich machen!"

„Nun, so mach zu, Du mußt es besser wissen!" verjetzte Frau Marie, „sag' aber: Du kleidest Dich im Haus ja wie eine Prinzessin! Dreh' Dich einmal um, das ist ja ein Staatsrock! Der tausend, was für Garnituren! Und hast nicht einmal Besuch erwartet!"

Wiederum blickte Setti zur Seite, als sie berichtete, der Mann wolle es so haben und sie müsse es des lieben Friedens willen thun. Nun sei sie es gewöhnt und wisse kaum noch, daß sie hübsch gekleidet gehe.

Martin Salander fragte, ob ihr Schwager Julian es auch so mache, worauf sie erwiderte:

„Freilich! Sie thun in Allem das Gleiche, und ich glaube nicht, daß sie es verabreden!"

„Was, diese jungen Schnauser?" warf die Mutter dazwischen. „Auf diese Weise braucht Ihr ja die Zinsen von Eurer mäßigen Mitgift allein für die Kleider?"

„Ich glaube, wir wissen Beide nicht, was wir eigentlich brauchen; denn

die Männer heben Alles auf den Kanzleistuben in den feuerfesten amtlichen Cassenschränken auf, und Alles, was zu bezahlen ist, holen sie dort."

Die Frau Notarin ging hinaus, ihr Geschäft zu besorgen, worauf die Mutter zu Herrn Salander sagte:

"Da haben wir nun die mütterlich liebevollen, die Jünglingsmänner so wohlthätig beeinflussenden Gattinnen!"

"Ich bin ganz stupid!" entgegnete er, "das sind ja verfluchte Kerls von Tyrannen! In dem Punkte haben die Mädchen, wie es scheint, völlig Recht behalten: sie werden bald Männer sein! Wenigstens ihren Weibern sind sie gewachsen!"

Als Setti zurück kam, sprach die Mutter zu ihr:

"Wir haben uns vorgenommen, nach dem Essen nach Lindenberg zu fahren, um auch Deine Schwester Netti zu sehen. Wir rechneten darauf, Dich mit zu nehmen, um Euch bei einander zu haben. Du kannst doch abkommen? Du fährst Abends hieher zurück!"

Die Tochter erschrak sichtlich bei dieser Eröffnung und erbleichte. "Ich weiß doch nicht," meinte sie, "ob ich heute weggehen kann. Isidor hat von Geschäften gesprochen, die er Nachmittags irgendwo zu verrichten habe. Wenn Niemand da ist, so schleicht sich der Schreiber auch weg."

"Und da mußt Du die Kanzlei hüten?"

"Jedenfalls das Haus; es steht so abgelegen, daß ich die Magd nicht allein darin lassen kann, auch weiß ich den Leuten, die dies oder das zu fragen kommen, eher Bescheid zu geben. Zuweilen arbeite ich sogar ein wenig für die lange Weile, wenn die Kanzlei leer steht, und habe schon manche Hofbescheibung copirt!"

Das ließ sich Alles hören; allein sie brachte es so ängstlich vor, daß eine gewisse Scheu, mit nach Lindenberg zu gehen, nicht mehr zu verkennen war. Aus der letzten Bemerkung schöpften die Eltern überdies den Verdacht, die Tochter werde zum Abschreiben angehalten, so unwahrscheinlich es sie sonst gefunden hätten, daß sie es leiden würde. Genug, die Mutter vermochte nicht länger die Zeit zu verlieren, dem Ziele ihres Ausfluges näher zu kommen, und sagte, die Hand der jungen Frau ergreifend, mit milden, aber eindringlichen Worten:

"Sag' uns jezt den wahren Grund, warum Du nicht mitgehen willst! Wir sind deshalb gekommen und wollen erfahren, was zwischen Euch vorgefallen ist, daß Ihr nicht mehr mit einander verkehrt und Euch bei uns nicht mehr blicken laßt! Warum bist Du so gedrückt, ja traurig, wirst roth und bleich, und vielleicht finden wir Deine Schwester im gleichen Zustand!"

"Rede nur, Kind, es muß sein, wir gehen nicht fort, ohne Klarheit zu haben!" fügte der Vater hinzu.

Die Tochter stand da, ohne ein Wort hervorzubringen. Die Eltern wurden selbst verlegen und wußten nicht, sollten sie weiter in die Tochter dringen oder nicht. Zulezt sagte Salander noch auf Gerathewohl:

"Ist vielleicht das Glück ausgeblieben oder schon verschwunden, auf das Ihr hofftet?"

"Ja, so ist es!" antwortete Setti fast tonlos. Sie zog ihre Hand aus

derjenigen der Mutter, suchte nach dem Taschentuch und bedeckte sich Mund und Augen, indem sie ein krampfhaft ausbrechendes Schluchzen zu ersticken suchte. Sie ließen die Arme sich etwas erholen, ehe sie weiter forschten. Endlich fing sie von selbst wieder an.

„Es ist nichts mit ihnen! Sie haben keine Seelen! O Gott, wer hätte das denken können!“

„Wer? Ihr selbst!“ sagte die Mutter, die sich die Thränen zornigen Mitleidens aus den Augen rieb.

„Wir wissen es und schämen uns vor Vater und Mutter, und an den jungen Bruder mögen wir gar nicht denken! Aber auch vor uns selber schämen wir uns gegenseitig und können uns nicht ansehen. Sobald wir der schrecklichen Täuschung recht inne geworden sind, haben wir uns fliehen müssen wie Menschen, die eine gemeinsame Unthat verübt haben. Und doch habe ich Heimweh nach der Schwester, und sie gewiß auch nach mir! Aber wenn wir zusammen sind, so ist es, als ob Jede zwei böse Gewissen in sich fühlte!“

Martin und Marie Salander gingen aufgeregt neben einander hin und her.

„Für jetzt wollen wir es genug sein lassen! Du mußt mit uns kommen, Setti; Ihr sollt Euch wieder zurecht finden, so wird es schon besser gehen. Jetzt wach' die Augen aus, der Mann kann jeden Augenblick erscheinen, und wir dürfen uns nichts merken lassen, eh' wir Alles überlegt haben und wissen, was wir thun wollen!“

„Es wird nichts zu thun sein!“ entgegnete Setti etwas gefaßter, „es steht eben nicht so, daß wir nach Brauch und Sitte vor der Welt einen Grund zur Trennung fänden.“

Sie begab sich hinaus, den Rath des Vaters zu befolgen und das Gesicht abzukühlen; gleich darauf kam Jsidor gestürmt, der unterwegs erfahren, welchen Besuch er zu Hause finden werde. Er war sehr aufgeräumt und begrüßte die Schwiegereltern als eine ihm sehr schmeichelhafte Ueberraschung, entschuldigte sich aber sogleich, daß er schnell noch in der Kanzlei nachsehen müßte, lief aber statt dessen in die Küche und das Speisezimmer, um das Gefüße und den Tisch zu untersuchen, ob auch seine Ehre gewahrt und trotz des Zuwachses für seine eigene Eßlust gesorgt sei.

Am Tische ließ sich von dem, was vorausgegangen, keine Spur entdecken. Frau Setti schien die Gelassenheit selbst, welche durch die Gegenwart der Eltern und das ihnen abgelegte Bekenntniß noch erleichtert und vermehrt wurde. Die Mutter erkannte als Frau aus dieser vollkommenen Ruhe und Selbstbeherrschung, wie wichtig der junge Mann für das Herz seiner Gattin geworden sein mußte. Sie konnte ihn ertragen, wie man ein böses Geschick erträgt, das man selbst verschuldet hat.

Der Vater mußte seine Aufmerksamkeit mehr dem Notar zuwenden, und er wunderte sich, wie ihm nicht früher schon die Schuppen von den Augen gefallen seien. Es fiel nicht ein rundes, oder, wie man zu sagen pflegt, nicht ein vernünftiges Wort von seinen Lippen. Der schlaue junge Streber hatte Amt, Haus und Frau; darüber war seine Persönlichkeit schon zu Ende gerathen und konnte sich nur noch im Geräusche von vielen ihres Gleichen geltend machen.

In der Stille des Hauses, wo man die einzelnen Worte vernimmt, war nichts mehr an ihm.

„Wir haben vor,“ theilte Salander dem Notar mit, „diesen Nachmittag auch die Leute am Lindenberg zu besuchen, und wollen unsere Tochter mitnehmen. Sie haben doch nichts dagegen, Herr Sohn? Sie sagt uns zwar, Sie hätten auch auswärts zu thun, es wird sich aber vielleicht beides für einmal vertragen?“

„Ei warum nicht, Herr Vater? Ich hätte Lust, selber mitzugehen, und bitte nur um Dispens!“

Jšidor war froh, daß er mit guter Manier seiner Wege gehen konnte, denn das prüfende Auge der schweigigen Schwiegermama that ihm nicht wohl. Dagegen begleitete er die Frau und ihre Eltern eine kleine Strecke weit als sie aufbrachen.

Auf dem Hofe bewunderte Salander wieder das Buchenwäldchen und die dahinter emporragenden Wipfelmassen des größeren Forstes, eine Umgebung, die nicht mit Geld zu bezahlen sei.

„O ja, es macht sich nett!“ sagte der Schwiegersohn. „Nur wird es nicht mehr so lang stehen bleiben, als es schon steht. Der Wald gehört der Gemeinde Unterlaub und soll in ein paar Jahren geschlagen werden; die Holzhändler sind schon dahinter her. Da werd' ich unsere Buchen auch daran geben, es geht in Einem zu und sie tragen ein schönes Geld ein!“

„Sind Sie bei Trost?“ rief Salander. „Ihre Buchen schützen ja allein Haus und Garten sammt der Wiese vor den Schlamm- und Schuttmassen, die der abgeholzte Berg herunterwälzen wird!“

„Das ist mir Wurst!“ erwiderte der jugendliche Notar in nachlässigem Tone. „Dann zieht man weg und verkauft den ganzen Schwindel! Es ist ja langweilig, immer am gleichen Ort zu hocken!“

Salander dachte sein Theil und gab keine Antwort. Frau Setti ließ während Jšidor's Mittheilung ein paar Worte des Erstaunens hören und verrieth so, daß sie von dem bevorstehenden Holzschlage noch gar nichts wußte, was ein neues Anzeichen von des Mannes Lebensart war. Sie schwieg daher auch und sagte nur noch: Adieu, du schönes Lautenspiel!

„Woher heißt es eigentlich hier im Lautenspiel?“ fragte die hinzutretende Mutter.

„Das mag der Henker wissen, ich könnt' es nicht sagen! In den Grundbüchern heißt es nur: Haus und Hofstatt genannt im Lautenspiel, und ebenso in meinem Kaufschuldbrief,“ erklärte Jšidor.

„Hast Du denn nicht gehört, was sie in der Gegend davon erzählen?“ fragte Frau Setti.

„Nein, ich habe gar nie danach gefragt! Woher soll es denn kommen? Woher heißt es denn bei uns im Zeisig und im rothen Mann? Von irgend einer Dummheit!“

„Es soll hier vor etwa zweihundert Jahren,“ erzählte Setti, „ein geiziger Junker gehaust haben, um seine sechs schönen Töchter vor der Welt zu verbergen, damit sie nicht zu heirathen kämen und er sie nicht ausstatten müsse. Sie hätten alle sechs wunderschön die Laute gespielt und dazu gesungen, aber zusammen

nur drei Lauten besaßen, mit denen bei schönem Wetter je die Hälfte in den schönen Buchenwald hinaus gegangen sei und sich dort satt gespielt und gesungen habe, worauf die andern drei Fräulein sie ablösten und mit frischen Kräften weiter spielten. So habe das Gehölz stets von dem Saitenspiel und Gesang getönt und die Vögel hätten dazu mitgeholfen. Durch den Klang seien endlich vorbeiziehende Herren, Jäger und Reiter angelockt worden, seien in das Gehölz eingedrungen und mit den musizirenden Fräulein in Verkehr getreten, und allmählig sei eines um das andere doch zum Heirathen gekommen und habe der Alte mit der Aussteuer hervorrücken müssen. Als aber nur noch drei Töchter und die drei Lauten übrig geblieben, habe er sie mit den Instrumenten in das obere Stockwerk des Hauses gesperrt und den Schlüssel stets bei sich geführt. Die drei gefangenen Töchter haben dann in hellen Mond- und Sternennächten erst recht so rührend und laut an den offenen aber vergitterten Fenstern gesungen, daß die Cavaliere von weither angezogen und verliebt worden sind. Sie stürmten ordentlich das Haus, das umwohnende Volk half ihnen dabei, die drei Töchter hatten die Wahl und der Junker mußte sie auch noch aussteuern. Dadurch habe sich sein Gut so vermindert, obgleich er wohl noch hätte leben können, daß er sich aus Verzweiflung ums Leben gebracht habe. Davon rühre auch das Sprichwort her, das man jetzt noch etwa von alten Leuten in dieser Gegend hört: Er kann sich ja hängen, wie der Junker im Lautenspiel! Hast Du auch dies nie gehört?"

„Niemals! Oder ich hab' nicht darauf geachtet! Ist auch nicht schad' darum!“

Die Eltern Salander saßen nun mit der älteren Tochter in dem Bahnzuge, der nach Lindenbergl führte. Setti fühlte sich halb froher zu Muth, halb wieder furchtsam, da sie nicht nur die Schwester, sondern auch deren Mann sehen sollte und das Wort, daß Leidensgefährten dem Unglücklichen zum Troste gereichen, hier nicht zutraf. Das durchgehende Doppelwesen verdoppelte auch die Reue, anstatt sie zu vermindern; denn nicht nur sah jede der Schwestern in der andern sich selbst wieder, sondern auch im Gatten derselben den eigenen Verdruß.

Gemächlich stiegen die drei Personen, am Ort angekommen, die Berglehne empor, bis sie die sogenannte Landtschreiberei erreichten. Auch hier war ein Sitz der Ruhe und des Naturgenusses; nur bot statt des Laubwaldes eine ausgedehnte Fernsicht dem Gemüthe jene Ruhe, insofern es für sie offen stand. Aus einem wohlgepflegten Gemüsegarten kam die Magd gegangen, zu sehen, wer da sei, als die kleine Gesellschaft sich ein wenig verschauelte, und aus einem Fenster des Erdgeschosses guckte ein halbwüchsiges Schreiberlein mit einem Cigarrenstümmelchen im Munde, welches der Herr Notar weggelegt haben mochte. Die Magd aber führte die angelangten Leute, die sie nicht kannte, um die Hausdecke herum nach einer Laube, wo sie mit Mäthen beschäftigt sei.

Auf einem Tische lagen frischgewaschene Kragen, Manschetten und anderes feineres Weißzeug; am Boden stand ein glühendes Kohlenöfchen. Die Frau Netti aber stand an einer fensterartigen Oeffnung des Laubwerkes und schaute, die Hand über der Stirne, in die Ferne, nach dem blauen Höhenzuge bei Münsterburg. Auf der Rückseite mußte die Kreuzhalbe sein, während auf dem

halb zugewandten Scheitel des Berges eine leise grünliche Tinte, von der westlichen Sonne gestreift, jene Waldwiese ahnen ließ, wo der Vater die Mädchen mit den Zwillingen tanzend gefunden hatte! Stille Trauer webte um die reglose Gestalt, und was man von dem halbgeöffneten Munde sehen konnte, war ziemlich weinerlich beschaffen.

Um sie aus dem schweren Traume zu wecken, rief die Mutter, in die Laube tretend, die Tochter beim Namen. Wie heute Morgen ihre Schwester, so erblickte auch Netti mit freudigem Erschrecken die Eltern und flog ihnen sogar entschlossener entgegen. Allein sobald sie hinter ihnen die Schwester stehen sah, blieb sie auch stehen und ließ erbleichend die Arme am Leibe nieder sinken, wobei sie nur die Worte hören ließ: „Ach, Setti!“

Auch diese Bühlerin war dies erste Mal, wo sie sich wieder sahen, befangen und sagte eben so kleinlaut: „Ach, Netti!“ Doch als diejenige, welche mit den Eltern ihren Frieden schon gemacht, war sie schneller gefaßt und bot der armen Schwester die Hand, und Netti ergriff sie so furchtsam, als ob es eine Geisterhand wäre.

„Sie wissen schon alles und meinen es gut mit uns wie früher!“ sagte Setti noch. Aber so tief war das Gefühl der gemeinsamen Vergangenheit und des Irrens in derselben, daß sie auch jetzt noch nicht sich zu umhalsen wagten. Martin und Marie Salander umarmten jetzt beide verwirrten Kinder zusammen und gingen mit ihnen ins Haus.

Die Mutter musterte die jüngere Tochter, die so schön gekleidet war wie die ältere, nur daß sie zudem ein gebiegenes goldenes Armband trug, das ihr einst die Eltern geschenkt hatten.

„Du bist hoffärtig geworden, daß Du das Armband zum Plätten trägst!“ sagte sie verjuchsweiße, um zu erfahren, ob auch hier der Wille des Mannes schuld sei. Netti stammelte etwas Unverständliches, Setti sprang ihr bei und bestätigte die Vermuthung der Mutter, daß der demokratische Volksmann Julian das Armband sehen wollte, wenn er daheim war.

„Ist er nicht da, daß er sich nicht sehen läßt?“ fragte der Vater.

„Er ist schon am Morgen früh in den Wald hinaufgegangen,“ erwiderte Netti, „er hat dort einen Vogelherd und bringt zuweilen einen halben oder ganzen Tag droben zu. Er fängt auch viele kleine Vögel, die er gebraten sehr gern ißt.“

„Fängt Deiner auch Vögel?“ fragte er die andere Tochter.

„Nein, er fischt!“ jagte sie.

„Gottlob, das gibt mir etwas Muth!“ murrte Martin, „ich habe die Herren schon für zu dumm für solche Künste gehalten, womit ich indessen nicht behaupten will, daß jeder Vogelsteller oder Fischjäger nothwendig ein Genie sein müsse!“

Beide Töchter schreckten über den harten Worten leicht zusammen, und die Mutter, es bemerkend, sagte zur jüngern:

„Du könntest uns dann bald für einen guten Kaffee sorgen, daß wir uns nicht übereilen müssen; denn wir wollen ausgiebig bei Dir plaudern!“

Als der Kaffee genossen wurde, gestaltete sich die Plauderei zu einer allge-

meinen Berathung, an welcher die beiden Landtschreiberinnen mit Verstand und beruhigtem Blute Antheil nahmen, nachdem sie sich an das lang gefürchtete Zusammentreffen gewöhnt hatten. Und dies war unter den Augen der nur von der Sorge um sie bewegten Eltern leichter geschehen, als sie geglaubt.

Für Martin und Marie Salander handelte es sich zunächst um die Frage, ob sie die Töchter ohne weiteres wieder zu sich nehmen sollen, oder abzuwarten sei, was die Zeit etwa brächte. Die jungen Frauen lebten eigentlich nicht schlecht oder geplagt in den Häusern ihrer Männer; hundert Weiber wären froh gewesen, nur die ganze Woche die schönen Kleider tragen zu dürfen, die diese verlangten. Ihr Unglück war, daß sie die Liebe zu den Zwillingen verloren hatten, ohne daß dieselben es fühlten oder der Beachtung werth hielten. Dadurch zeigten sie erst recht die traurige Blöße des Innern und blieben von der zerflohenen Traumwelt der Frauen als leere Schemen übrig.

Der Verdacht lag nahe, daß auch diese bloßen Schemen die Frauen roh und schlecht behandelt hätten, wären diese nicht die Töchter eines reichen Mannes gewesen; oder vielmehr tauchte der alte Skrupel wieder auf, sie hätten von Beginn an eine Speculation herzloser und dazu unreifer Vurschen dargestellt, der sie durch den verblendeten Eigenwillen zum Opfer gefallen seien. Nun aber stimmten sie darin überein, daß sie ihr Schicksal hinnehmen und nur froh sein wollten, wenn nicht davon gesprochen wurde, so lange nichts Schlimmeres hinzutrat; und wenn nur der Verkehr mit dem Elternhause und unter sich selbst wiederhergestellt war, so hofften sie durch die Macht der Zeit ein Loos allmählig tragen zu lernen, das so vielen Frauen nicht besser beschieden sei.

Die Eltern wußten hiegegen vor der Hand nichts einzuwenden. Von einem Einwirken auf die jungen Männer konnte gar nicht die Rede sein, da diese sich nicht geben konnten, was sie nicht hatten, und die Sache gar keine greifbare Seite darbot. Sie beschränkten sich also darauf, die in ihren idyllischen Träumen so arg verunglückten Kinder in dem löblichen Vorsatze der Geduldübung zu bestärken und ihnen für alle Nothfälle Schutz und Hilfe zuzusagen. Vor Allem jedoch verlangten sie, daß die Töchter ihre Eltern nun fleißiger besuchen sollten, so oft als möglich, allein und zusammen, wie es komme, ohne sich abhalten zu lassen. Das versprachen sie gern und nahmen sich auch vor, es zu thun und sich selber gegenseitig wieder heimzujuchen, so oft es sie freute.

Auf diesem Punkte angelangt, wurde die Berathung durch die Ankunft Julian's geschlossen. Verwundert grüßte er die Gesellschaft, die er so unvermuthet vorfand, und bedauerte höchlich, gerade an diesem Tage in den Wald gegangen zu sein. Einem Bauernknaben, der ihm Proviantstuck und Waidtasche nachtrug, nahm er die Sachen ab.

„Glücklicher Weise,“ rief er, „bringe ich noch wenigstens etwas Gutes zum Abendbrot mit! Hast Du für mich auch noch einen Schluck Kaffee, Frau Großrätthin? Ja so, Ihr seid ja Euer drei da, und könnt uns zwei Herren überstimmen! Hier, wollt' ich sagen, ist nun was zu braten, was bald geschehen sein wird, wenn das Zeug nur erst gerupft ist. Da will ich mich aber selber dran machen!“

Er schüttete die Waidtasche auf den Tisch aus, und über dreißig arme Vögel

mit verdrehten Hälschen und erlöschenen Guckaugen, Droffeln, Buchfinken, Lerchen, Krampetvögel, und wie alle hießen, lagen als stille Leute da und streckten die starren Beine und gekrümmten Krällchen von sich.

„Sie werden sehen, Mama, die Dinger schmecken Ihnen, wie Marzipan, wenn sie mürb und gut gerathen sind! Ich will aber selbst zusehen, hat's etwas Speck in der Küche, Frau?“

„Bitte, Herr Sohn, beeilen Sie sich nicht!“ sagte Frau Salander, „wir essen jedenfalls nicht mit, mein Mann und ich, wir sind vollkommen satt und wollen nicht mit dem letzten Zuge fort!“

„Aber, Meister Julian,“ schaltete Martin dazwischen, „wissen Sie denn nicht, daß die Jagd auf Singvögel verboten ist? Sie, als Mitglieb des Großen Rathes?“

„Herr Vater, ich habe nicht gejagt, sondern das Garn gespannt, und da sind allerdings ein paar Finklein dazwischen gekommen, die nicht geladen waren. Uebrigens wird sich wohl kein Wächter des Waldes an mich machen!“

„Gleichheit vor dem Gesetze, nicht wahr?“ erwiderte Salander auf Julian's Rede, der offenbar auf den Schutz seines Ansehens als Rathsmann anspielte, allerdings sehr ungeschickt.

„Nun, mag essen, wer will, ich lass' es braten, denn ich habe Hunger!“ sagte er und trank die Tasse aus, welche die Frau ihm eingeschenkt; dann raffte er die Vögel bei den Füßen zusammen, je fünf oder sechs zwischen zwei Fingern, und zog mit diesen hängenden Vogelbouquets von dannen.

Als einige Zeit später die Schwiegerleute und Setti abreisen wollten und den Flur entlang gingen, kam er zum Abschied aus der Küche gelaufen, eine weiße Schürze vorgebunden und das Messer in der einen Hand, in der andern eines der nackten aufgeschnittenen Thierchen. Die blutigen Finger vorweisend, entschuldigete er das Unvermögen, in besserer Form ein Lebewohl zu bieten, als daß er den rechten Handknöchel oder Ellbogen darstreckte.

Die Weggehenden sahen sich so gezwungen, den gekrümmten Arm zu berühren und sanft daran zu rütteln, um den Händedruck zu ersehen.

Seine Frau Nettchen war sehr verlegen und that, als ob sie die Ungeschliffenheit des gefräßigen jungen Gemahles nicht bemerkte, indem sie rascher voranging; die Mutter Marie wunderte sich, wie schnell die beiden Brüder sich vergrößert hatten, und dachte, das werde mit der Zeit ein paar recht takt- und gefühllose Philister abgeben.

Den empfangenen Eindruck verarbeitete Martin Salander nach anderer Seite hin. Zur Tochter Netti, die Eltern und Schwester bis zur Station hinunter begleiten wollte, sagte er:

„Hat Dein Mann so viel Zeit in seinem Berufe, daß er ganze Tage solchen Liebhabereien nachgehen kann?“

„Was das betrifft,“ antwortete Netti, „so ist der Geschäftsandrang ungleich; aber ich könnte nicht mit Wahrheit sagen, daß ich glaube, er vernachlässige wirklich etwas. Er arbeitet leicht, so viel ich sehe, ohne sich lange zu besinnen, und dann macht er sich nichts daraus, wenn mehr zu thun ist als gewöhnlich, die halben Nächte hindurch in der Kanzlei zu sitzen und anhaltend zu schreiben. Erst

neulich war er den Tag über fort, in Münsterburg, und als er Abends um halb zehn Uhr heim kam, ging er nicht ins Bett, sondern auf die Kanzlei, obgleich er nicht mehr munter schien. Als es drei Uhr schlug und er immer noch nicht in seinem Bette lag, glaubte ich, er sei unten eingeschlafen; ich stand auf, um nachzusehen, schon wegen der Lampe, damit nichts Ungeschicktes geschehe. Aber er saß noch und arbeitete. Er hatte eine ganze Reihe Hypotheken oder Pfandbriefe, Grundbuchauszüge und dergleichen, was sonst die angestellten Gehilfen thun müssen, selbst ausgefertigt, Alles sauber geschrieben, sogar die Ueberschriften in sorgfältiger Fraktur. Eben war er daran, die Urkunden zusammen zu falten und die kanzleimäßigen Titel auf die Rückseiten zu setzen, alles in guter Ordnung. Dies that er Alles, weil der Schreiber und der Lehrling nicht vorwärts gekommen waren und er einen Schub vorarbeiten wollte, damit es besser klee. Er hatte nicht einmal gern, daß ich dazu kam, weil er eigentlich die Arbeit verrichtete, für die er die Leute bezahlt.“

„Da ist doch eine gewisse Gutmüthigkeit darin!“ meinte Salander. „Ist Dein Ißidor auch solch' ein Nachtarbeiter, Setti?“

„Ja, er treibt sich auch zuweilen lang in der Kanzlei herum,“ erwiderte Frau Ißidor Weidelich, „ob er mit seiner Arbeit den Angestellten unter die Arme greift, weiß ich nicht. Ich habe nur gesehen, daß er die Bücher durchmustert und sich Notizen daraus macht.“

Auf der Bahnstation Lindenbergr mußten sie sich trennen. Die Eltern stiegen sogleich nach Münsterburg ein, während Setti und Netti noch in dem Wartesälchen zusammen blieben, um mit schwermüthig verlorenen Worten leise zu plaudern, bis der nach Unterlaub fahrende Zug herantam.

Martin und Marie Salander saßen zu Hause vor dem Schlafengehen sich auch nicht in rofiger Laune gegenüber. Sie hatten sich nun überzeugt, daß das Leben der blühenden Töchter verödete, und das um so trost- und endloser, wenn es im gegenwärtigen Zustande beharrte und sich zu einem ewigen Landregen anließ. —

Marie stützte ihren Kopf auf den Arm und sah in Gedanken verloren vor sich hin.

„Nun haben wir noch den Arnold, um eine Hoffnung zu nähren,“ sprach sie eintönig, „und wie leicht kann auch die verloren gehen!“

„Er ist aber nicht dazu da, daß wir an diese Möglichkeit denken sollen,“ ließ sich Martin hören, „er lebt und ist da, und auch die Töchter leben ja und werden ihres Daseins auch wieder froher werden! Arnold kann übrigens nun bald heimkehren, wenn er will; glücklicher Weise ist er gesund geblieben und wird es hoffentlich ferner bleiben!“

„Ich wollte, er wäre schon da! Morgen schreibe ich ihm einen Brief!“

Nachdem er von seinen verlängerten Studienreisen zurückgekehrt, war der Sohn zunächst in die Handlung eingetreten, sich gründlicher darin umzusehen und einzuüben. Es dauerte auch nicht lange, bis er so viel Einblick und Urtheil gewann, die Nothwendigkeit, oder wenigstens das Nützliche einer persönlichen Reise nach jenen Zonen zu erkennen, wohin die hauptsächlichsten Beziehungen des Hauses sich richteten. Hierin traf er mit den Wünschen des Vaters zusammen,

welcher längst das Bedürfniß nach einem zuverlässigen Stellvertreter empfunden, da er selbst den Gedanken zeitweiliger Reisen aufgegeben hatte. Seit einem Jahre oder etwas länger befand sich Arnold in Brasilien und hatte in der That schon gute Dienste geleistet durch glückliches Auge und rasche Hand.

„Die Aufgabe, unsern dortigen Grundbesitz an geeignetem Pflanzland zu erweitern,“ sagte Salander, „hat er unter den obwaltenden Umständen möglichst gut lösen können, so daß wir, wie auch die Conjunctionen sich wenden, schon langehin einen sicheren Haltpunkt haben. Für Betrieb und Aufsicht hat er einen rührigen und treuen jungen Landsmann gefunden, den wir gelegentlich betheiligen können, so daß wir keine fremden Pächter mehr brauchen. Und was die übrigen Geschäfte angeht, so hat Arnold nach Briefen, die ich habe, bei den Handelsfreunden überall sich geschicklich und klug benommen und einen guten Eindruck hinterlassen. Er hat's freilich leichter als ich, da ich mit meinem abgebrannten Lichtstümpfchen in den Colonien herum hausiren mußte. Was mich aber freut, ist, daß wir einen Sohn und Genossen besitzen, der tüchtig gelernt und die Welt mit Land und Leuten gesehen hat. Und da er dazu unabhängig sein wird, oder es schon ist, so wird ein Wirkungskreis im schönsten Sinne des Wortes ihm zu Theil werden, der uns mit zur Ehre gereicht!“

„Mag er leben, wie es ihm gegeben ist,“ sagte Marie, „und nicht anders, so wird er zufrieden bleiben! Wär' er nur erst zurück!“

Nach dieser Erbauung am Sohne kehrten ihre Sorgen wegen der Töchter wieder an Ort und Stelle zurück, eine längere Stille herbeiführend. Sein trübes Nachsinnen schloß Martin ab:

„Eines kann ich mir am wenigsten reimen! Wenn ich zurückdenke, wie die Mädchen in dem nächstlichen Garten, wo ich sie mit den zwei Gefellen zuerst besaußte, die Bursche am Wandel führten, daß sie gehen und stehen mußten, wie sie es wollten; wie sie ihnen nachher den Verkehr verweigerten und jene gehorchten, — und wenn ich jetzt sehe, wie sie nicht den kleinsten Einfluß mehr haben und die Lummel thun und lassen, was ihnen beliebt, den jetzigen Frauen sogar wie orientalischen Slavinnen Puz und Kleider vorschreiben und diese sich fügen, während sie doch die Männer nicht mehr lieben und achten, so muß ich immer fragen, wie hängt denn das zusammen und wie ist es möglich?“

„Da hilft das Grübeln nicht viel!“ entgegnete die Frau Salander.

„Man könnte sagen, es seien auf beiden Seiten nicht mehr die gleichen Leute da, nachdem die Träume der Willkür zerronnen. Dort sind aus den knabenhaften Traumfiguren junge Männer geworden, welche die rohe Seite hervorkehren und überdies zu Jenen gehören, welche von einem Vubenalter ins andere fallen; hier wurden die Mädchen zu verheiratheten Frauen; das erträumte Phantasieglück ist verflogen und nur der Anstand geblieben, der ihnen verbietet, das Glend auch noch mit täglichem Zanken und Streiten zu verbrämen; denn daß dieses das einzige Ergebnis jeden Versuches wäre, einen erneuten Einfluß zu gewinnen, wissen sie natürlich wohl. Es ist ja schon jene frühere Gewalt über die jungen Leute auch nur ein Theil des Phantasielebens gewesen. Allein Alles das ist schon zu viel gesagt! Wir haben es mit einer unerklärten

Unregelmäßigkeit, mit einem Phänomen zu thun, wie Du Dich schon ausgedrückt hast!"

„Es wird wohl so sein,“ versetzte der Mann melancholisch, „es gibt dergleichen in der moralischen wie in der physischen Welt! Der Himmel möge uns in Gnaben bewahren!“

Am andern Tage begab sich Martin Salander zeitig in sein Contor, um das gestern etwa Versäumte zu ordnen. Als er dies gethan, auch die neuen Briefschaften gelesen und eben eine Morgenzeitung ansehen wollte, wurde ein Fremder hereingeführt, der ihn zu sprechen wünschte.

Ein gut gepflegter Mann stand aufrecht mitten im Zimmer, von fremdartigem Aussehen. Er trug eine tartarenähnliche Bartpflanzung im Gesicht, lang herunterhängende steif gewickelte Schnurrbärte und eine entsprechende Einfassung des Kinnes. Der Kopf war ziemlich enthaart, dafür die Augen von vielen Fältchen umgeben, die eben so gut von angetwöhntem Blinzeln und Zwinkern, als vom Alter herrühren konnten; in der Hand hielt er einen kleinen Filzhut mit aufgeschlagenem Rande, die Beine waren bis an die Kniee mit glänzenden Stiefeln bekleidet, aus einem Knopfloch des geschlossenen Rockes hing eine dicke goldene Kette, die eine Spanne tiefer in ein anderes Loch zurückschlüpfte.

Salander fragte, mit was er dienen könne.

„Alter Freund! Kennst Du mich nicht mehr? den Louis Wohlwend?“

Salander erkannte die Stimme, wenn es auch nicht der alte Sprachton war, doch im Allgemeinen, und mit ihrer Hilfe traten auch einzelne Züge des alternenden Gesichtes hervor. Er hätte in diesem Augenblick eher an den Tod gedacht, als an den Wohlwend, und mußte sich darauf besinnen, wie er eigentlich zu dem Manne stehe? Er beschränkte sich also darauf, denselben anzusehen, ohne etwas zu sagen oder die dargebotene Hand zu ergreifen. Der Mann Wohlwend rückte einen Stuhl herbei, setzte sich darauf und lud den alten Freund und Handelsherrn mit einem Zeichen ein, seinen Platz am Pulke wieder einzunehmen.

„Ich nehme wahr,“ hob er nun seine Rede wieder an, „daß ich mich mit dem Zwecke meines Besuches hätte ankündigen sollen, um nicht über den alten Spahn zu stolpern, der, wie es scheint, noch immer zwischen uns liegt. Du hast mich wegen jener Anweisung der vertrachten atlantischen Uferbank einst ungerecht verfolgen lassen, aber natürlich nichts ausgerichtet, denn ich vermochte nicht zu zahlen, was ich schuldig war, mithin noch weniger, was ich nicht schuldete. Ich hatte damals Gelegenheit, für einen Händler mit eigenem Faßtaubenholz nach Ungarn zu reisen und trieb mich von dort an in den ungarischen Ländern herum, brachte mich als Anstichsmann und Vermittler in allen möglichen Handelszweigen so geradehin durch, ohne Gewinn zu machen, hatte mit Holz, Wein, Schaafwolle und sogar mit Schweinsborsten zu thun. Durch die Schweinsborsten gelangte ich in der Gegend von Eßek an der Drau zu einem gewaltigen Schweinezüchter, der Gefallen an mir fand. Er handelte auch mit anderen Producten und suchte mich als Buchführer oder Factotum festzuhalten, und ich blieb dort. Ich war, wie Du weißt, immer noch ledig, fand nun Anlaß, mich verehelichen zu können. Mein Principal hatte zwei Töchter, und zwar von zwei Frauen. Diejenige von der ersten wurde meine Gattin, und damit die Vermögensverhält-

nisse beider sich nicht verwickeln sollten, jeder bekam, was ihr gebührte, so ordnete er noch bei Lebzeiten seinen Nachlaß und stellte jeden Theil sicher. Jetzt ist der Mann gestorben. Ich kann aus den Einkünften meiner Frau ordentlich mit ihr leben und bei geregelter Haushalte jährlich etwas zurücklegen. Wenn der nachgelassene Grundbesitz vortheilhaft zu veräußern ist, stellt sich der Status vielleicht noch besser. Das Erste, woran ich dachte, war natürlich die allmähliche Rückerstattung an mir erlittener Verluste, welche etwa nicht durch Verträge ausgeglichen wurden; voran steht der ganze Betrag der Bürgschaft, welche Du für mich geleistet hast, alter Freund Salander! eh' Du das erste Mal nach Brasilien gingst! Ich will hier einen längeren Aufenthalt machen. Ich kann natürlich nur die Ersparnisse aus den Jahreseinkünften meiner Frau verwenden und muß mich demgemäß in einzelnen Abzahlungen bewegen. Kurz, ich bin gekommen, den Anfang zu machen."

Er zog eine Brieftasche hervor und legte einige Banknoten auf Martin Salander's Pult, worauf er fortfuhr:

"Hier sind fünftausend Franken! Willst Du mir die Liebe thun, sie als erste Abschlagszahlung zu buchen und eine billige Zinsberechnung für den ganzen verfloffenen Zeitraum behufs der ebenfalls successiven Amortisation aufzustellen? Denn ich habe zwei Knaben, die auch erzogen sein wollen und mir Ausgaben machen werden."

Jetzt befand sich Martin Salander in Verlegenheit. Wenn die Zahlungslust Wohlwend's wirklich ernst gemeint war, so mußte er, Salander, sich in ein freundliches Benehmen zu ihm setzen, und doch wußte er nicht einmal, ob er das Geld annehmen solle, ohne seinen Advokaten berathen zu haben. Wenn aber Wohlwend in der späteren Geschichte mit der Uferbank dennoch unschuldig gewesen, was ja leicht möglich war, so stand er nun mit seinen guten Vorsätzen und dem thatsächlichen Beginne der Ausführung ehrlich vor ihm, und Salander durfte ihn nicht lieblos zurückstoßen.

Er nahm daher die fünf Banknoten in die Hand, strich sie glatt und sagte nach einem kurzen Besinnen:

"Wenn Du mir jenes Bürgschaftscapital vergüten kannst, so ist es mir nur angenehm; man kann verloren geglaubtes Geld immer doppelt gut brauchen! Behufs der einfachen Verzinsung à vier vom Hundert schlage ich vor, zehn Jahre aufzurechnen, das heißt, die Frist, nach deren Ablauf die Forderung verjährt war, so daß wir für Capital und zehnjährige Verzinsung eine runde Summe erhalten, die sich nicht mehr verändert, im Falle die Abzahlungen nicht ausbleiben! Diese fünf Tausend würden also die erste Rata fraglicher Gesamtsumme ausmachen!"

"Ich erkenne wieder den braven alten Freund!" entgegnete Louis Wohlwend mit biederem Tone. "Zinsfuß und Zeitberechnung sind amical und ich nehme beides mit Dank an!"

"So will ich Dir eine vorläufige Quittung schreiben und, weil es Dir vielleicht angenehmer ist, nachher ein ausführlicheres Schriftstück selbst besorgen, damit ich nicht den Buchhalter mit der Scriptur beauftragen muß."

„Ganz, wie Du willst! Nochmals Dank!“ erwiderte Wohlwend, ihm gefühlvoll die Hand hinstreckend. „Sieh', nun kann ich mich fröhlich als heimgekehrt betrachten, da ich mit dem ältesten Jugendfreunde daheim Frieden gemacht habe!“

Salander vergaß über der friedlichen Verhandlung, die ihm ja unverhofft altverdientes Geld zurückbrachte, Alles, was er wegen Wohlwend erduldet und selbst schon über ihn geredet hatte. Er schüttelte ihm freundlich die Hand, wie ein gutmüthiger Mann, dem ein Stein vom Herzen fällt, wenn er auch einen gerechten alten Groll los werden kann. Er ließ den halb asiatisch aussehenden und auch einen so klingenden angenommenen Deutschdialekt sprechenden Louis gewähren, der auch bis zur Mittagstunde schwachend da blieb, nach Allem fragte, die kommenden und gehenden Geschäftspersonen betrachtete und abwechselnd Salanders Glück pries. Und als dieser aufbrach, um nach Haus und zu Tisch zu gehen, ging er Wohlwend's Gesellschaft nicht aus dem Wege, der ihn ein Stück begleiten wollte.

Sie kamen bei einem Gasthose an, in welchem Herr Louis Wohlwend wohnte. Er blieb an der Pforte stehen und hielt Salander fest.

„Thu' mir den Gefallen und geh' nur einen Augenblick mit herein! Ich möchte Dir gar zu gern meine Familie, Frau und Buben und die Schwägerin vorstellen!“

„Aber das kann ja leicht ein andermal geschehen! Jetzt erwartet man mich zum Essen!“ entschuldigte sich Salander.

„Versteh!“ drängte Wohlwend, „ich möchte morgen früh mit ihnen auf den Rigi, um sie ein Stück von unserer Herrlichkeit sehen zu lassen! Und es kann noch Anderes dazwischen kommen! Nur ein Augenblickchen!“

Salander ließ sich, um das Unvermeidliche abzukürzen, die Treppe hinaufdrängen und sah sich in einem Salonzimmer zwei stattlichen Frauenzimmern gegenüber, deren Schönheit verschieden, aber gleich fremdartig erschien, ebenso wie ihre Haltung und Reisetracht.

„Dies ist nun mein alter Freund Martin Salander!“ verkündete er ihnen, und zu lechterem gewendet:

„Dies ist meine Frau Alexandra Wohlwend, geborne Glatwicz! Dies ihre Schwester, Fräulein Myrrha Glatwicz, und dies sind meine Knaben Georg und Louis!“

Salander bot ihnen Allen, die ihn mit etwas linkischer Respекterweisung begrüßten, die Hand und sprach Einiges zu ihnen über die Reise, die sie gemacht und verglichen. In der Zeit war Louis Wohlwend hinausgeschlüpft und kam wieder herein.

„So, alter Freund! Du erweistest uns die Ehre, mit uns zu essen! Ich habe den Lohndiener in Dein Haus gesandt mit dem Bericht, Du seiest bei uns und gut aufgehoben!“

„Aber, guter Freund, das geht doch nicht wohl an!“ meinte der sich sträubende Salander. Doch half es ihm nichts, und er ließ sich zwingen.

Es dauerte eine Viertelstunde, bis es zur Tafel schellte, und das Gespräch

war nicht eben fließend, besonders wenn Wohlwend nicht schwakte. Aber es wurde Salandern nicht langweilig, da er die fremden Leute unbefangen betrachtete.

Als es endlich zu Tisch ging, bekam er die Schwester der Frau Wohlwend zu führen und mußte auch neben ihr sitzen.

„Nimm' Dich in Acht!“ sagte Louis Wohlwend scherzend, „es fließt wahrscheinlich hellenisches Blut in ihren Adern. Mein seliger Herr Schwiegervater hat ihre selige Mama vom Schwarzen Meere herübergeholt und deren Vorfahren sollen aus Thessalien dorthin gekommen sein.“

Martin blickte die stille Nachbarin von der Seite an, die ihm jetzt ganz nahe war. Er sah ein Paar leuchtende Augen, die sich ihm wie in gleichgültiger Trauer zuwendeten, aus dem dunklen Haarnoten eine tadellose Stirn- und Nasenlinie sich niedersenkten und unter dem schwellenden Munde das schönste Kinn sich runden, alles wie nach dem Recept für altgriechische Frauentöpfe.

Salander fühlte ein prickelndes Behagen neben der seltenen Gestalt, und als Wohlwend Champagner kommen ließ und er ein paar Gläser genossen hatte, war es ihm, wie wenn er einen neuen Welttheil oder ein neues Prinzip entdeckt, kurz, das Ei des Columbus gefunden hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Berliner Französische Colonie in der Akademie der Wissenschaften.

Rede zur Geburtstagsfeier des Kaisers in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin
am 25. März 1886

gehalten von

E. du Bois-Reymond *).

„Ist es wahr,“ so begann Hr. von Ranke seine Antwort auf einen Glückwunsch, der ihm bei einem seiner Jubelfeste dargebracht wurde, „ist es wahr, daß die Sabitaner dem Alter einen Tempel errichtet hatten?“ Was der berühmte Geschichtschreiber zweifelhaft ließ, steht zu entscheiden nicht leicht einem Anderen zu. Eines aber dürfen wir behaupten: hätte eine Stadt Grund, dem Alter ein Heiligthum zu weihen, so wäre es Berlin, und läße ein Tag mehr als ein anderer dazu ein, dies Heiligthum zu bekränzen, so wäre es der vorige Montag gewesen. Als sollten auf Kaiser Wilhelm's Haupt alle Segnungen sich häufen, sahen wir ihn an diesem Tage wiederum eine nur den wenigsten Sterblichen vergönnte Altersschwelle rüstig überschreiten. Wie dem Helden, der sein Volk ins gelobte Land führte, die Sonne still stand seiner Schlacht zu leuchten, so gleichsam steht Kaiser Wilhelm's Lebenssonne still, daß er zu unserem Heil sein Werk vollende. Mögen ihm die Tage des Siegers von Gibeon beschieden sein!

Da nun einmal heute von Geburts-, von Jubelfesten die Rede sein soll, so drängt sich in diesem Saale die Betrachtung zu, daß wir in ein Jahr der merkwürdigsten wissenschaftlichen Erinnerungen getreten sind. In diesem Jahre vor zweihundert Jahren (am 28. April a. St.) ließ Newton der Royal Society die Handschrift der Principia mathematica Philosophiae naturalis zugehen. In diesem Jahre vor zweihundert Jahren erschien in den Leipziger Acta Eruditorum ein kleiner Aufsatz von Leibniz: Brevis Demonstratio Erroris memorabilis Cartesii etc., in welchem er Descartes' Lehre von der Erhaltung der Kraft widerlegt, und dieser Lehre zuerst den richtigen Ausdruck gibt. Endlich in diesem Jahre vor hundert Jahren sah Galvani auf der Terrasse seines Hauses Frösche, welche

*) Aus den Sitzungsberichten der Akademie mitgetheilt vom Verfasser.

er mit kupfernen Haken an ein eisernes Geländer gehängt hatte, zuerst durch Metallreiz zucken; beiläufig für uns Deutsche ein anziehender Umstand, in denselben Septembertagen, da zufällig Goethe, auf seiner italienischen Reise begriffen, in Bologna weilte. Mit Stolz vergegenwärtigt sich der Naturforscher, beim Anblick der unsere Straßen und Plätze überspannenden Jernsprechbrähfte, was drei Menschenalter von Genie und Fleiß seiner Vorgänger aus so unscheinbarem und dunklem Anfang gemacht haben; und er fragt sich mit Gherardi, was wohl der Gang der Dinge gewesen wäre, hätte jenes Geländer, statt aus Eisen, aus Holz oder Stein bestanden?

Doch ich möchte von einer anderen Jubelfeier reden, welche mit der heutigen Tagesfeier insofern zusammenhängt, als sie an einen besonders lichten Punkt in der Geschichte unseres Königshauses erinnert. Es ist dies die schon im vorigen Jahre begangene zweihundertjährige Jubelfeier der Aufnahme der aus Frankreich vertriebenen Hugenotten durch den Brandenburgischen Staat. Nicht daß es ihr an vielfachen Besprechungen gefehlt hätte. Von der Kanzel wie in Tageblättern, in amtlichen Ansprachen wie in Tischreden ist scheinbar alles Erdenkliche darüber schon gesagt worden. Im Auftrage des Consistoriums der hiesigen Französischen Kirche, unter Mitwirkung eines dazu berufenen Comités, ist von Hrn. Dr. Ed. Muret, Oberlehrer an der Luiseuschule, eine Geschichte der Französischen Colonie in Brandenburg-Preußen, unter besonderer Berücksichtigung der Berliner Gemeinde, mit erstaunlichem Fleiß ausgearbeitet worden. Eine wichtige Ergänzung zu diesem in einem stattlichen Quartbände erschienenen monumentalen Werke bilden die von Hrn. Dr. Béringuier quellenmäßig aufgestellten Stammbäume von Mitgliedern der Berliner Colonie. Inbessen hat sich Hr. Dr. Muret mehr die Sammlung und Feststellung aller auf die Colonie bezüglichen geschichtlichen, statistischen und administrativen Thatfachen, die Schilderung des Entstehens und Wachsthums ihrer milden Stiftungen, ihres Einflusses auf Sitten, Handel und Gewerbe, u. dgl. m. vorgezogen, als daß er auf nähere Würdigung ihrer geistigen Bedeutung sich eingelassen hätte. Und doch war diese Bedeutung, von Anderem abgesehen, so groß, daß die Colonie jederzeit ein gewisses Contingent zu dieser Akademie gestellt, ja ihr im Lauf der Jahre mehrere hervorragende Mitglieder geschenkt hat. Da diese ruhmvolle Seite der Geschichte der Colonie meines Wissens auch sonst noch nicht gebührende Beachtung fand, so erscheint es nicht unangemessen, als Beitrag dazu heute in unserer Kreise in aller Kürze das Andenken daran zu erneuern, was die Colonie für die in der Akademie vertretene Berliner Wissenschaft geleistet hat.

Der Zeitpunkt dazu dürfte um so geeigneter sein, je weniger man sich verhehlen kann, daß gegenwärtig die Colonie fast nur noch in jenen, von Hrn. Dr. Muret so sorgfältig beschriebenen äußerlichen Einrichtungen fortbesteht. Mit der Zähigkeit der keltischen Race, begünstigt durch ihre presbyterianische Verfassung, hatte sie, inmitten des rings gewaltig erwachenden, vorzüglich nach den Befreiungskriegen höher und höher fluthenden deutschen Volksthumes, ihre Sprache und Sitte anderthalb Jahrhunderte lang sich zu bewahren gewußt. Noch vor nicht viel mehr als einem Menschenalter begegnete man hier und da in unserer Stadt jenen kleinen beweglichen Gestalten mit den scharf geschnittenen Zügen

und den dunklen lebhaften Augen: nach fünf Generationen noch erkennbaren Söhnen der Provence, wie sie der von Erkmann-Chatrian gezeichneten unsterblichen Figur des Chauvel zum Vorbilde gebietet haben. Noch lebte im einen oder anderen Hause das Französische Ludwig's XIV., vielfach entstellt, doch mit schätzbaren, in Frankreich selbst verloren gegangenen Eigentümlichkeiten. Noch hörte man, zwischen älteren Leuten in diesem Idiom geführt, jene eigenartig französische, heiter ernste, geistreich tändelnde, reizvoll netzliche Unterhaltung, die *Causerie*, mit welcher unsere deutsche „*Plauderei*“ nur unvollkommen sich deckt. Aber wie die canadischen Ansiedler, wie die Creolen der Louisiana, haben die Berliner Colonisten im Kampf um das nationale Dasein schließlich den unvermeidlichen Kürzeren gezogen, und in den von den Altvordereu geschaffenen ehrwürdigen, von ihrem Gemeingeist, ihrem Organisationstalent zeugenden Formen bewegt sich, nicht zu verwundern und nicht zu tadeln, ein völlig deutsch redendes und fühlendes Geschlecht. Wie für jene vor dem Weltverkehr rasch hinschwindenden eingeborenen Bevölkerungen der Südseeinseln, ist auch hier der Augenblick da, von Erinnerungen zu bergen, was sich noch bergen läßt.

Wer eine wirkliche Geschichte des geistigen und wissenschaftlichen Lebens der Berliner Französischen Colonie schreiben wollte, hätte viel weiter auszuholen, als mir die Zeit erlaubt, und als meines Berufes wäre. Er hätte zuerst die culturgeschichtliche Aufgabe zu lösen, die hugenottische Geistesbildung und Richtung in ihrem Gegensatz zur römisch-katholischen und in ihrem Verhältnis zu den Jansenisten, zu Port-royal, zu kennzeichnen. Tiefes theologisches Wissen, unermessliche literarische Belesenheit, der feinste kritische Tact wären erforderlich, um diese Aufgabe würdig zu behandeln. Im Allgemeinen ist ja bekannt, daß die Hugenotten, wie in politischer und militärischer Hinsicht der katholischen Staatsgewalt, so auf geistigem Gebiet ihren Gegnern ebenbürtig, nicht selten überlegen waren. Im Besonderen genügt es, Namen zu nennen wie Casaubonus, die Etienne, Jean Goujon, Bernard Palissy, Ambroise Paré, nicht zu gedenken des später wieder abtrünnigen Clément Marot, um daran zu erinnern, daß von Anfang an manche der besten Kräfte und verschiedensten Talente Frankreichs in der „Partei“ zu finden waren. Um ein vollständiges Bild zu liefern, müßte dann die unter dem wachsenden Druck, welchen die Aufhebung des Toleranz-Edictes von 1598 nur krönte, allmählig über das protestantische Europa sich verbreitende Auswanderung in ihrer geistigen und literarischen Bedeutung geschildert werden. So hat es wohl wenig Menschen gegeben, welche, ohne gerade bahnbrechend zu wirken, solchen Einfluß auf ihre Zeit gewannen, wie Pierre Bayle, der Leibniz zur Klarstellung seines Optimismus in der Theodicee anregte, und dessen zergliedernder Pyrrhonismus, polyhistorischer Sammlerfleiß, bis in die Controverse anmuthige Form Voltaire und die Encyclopädisten vorbereiteten; während in anderer Sphäre Denis Papin, der Erfinder, als Vorläufer jener modernen Erfindungen erscheint, welche wie James Watt, George Stephenson, durch bewußte Anwendung der Naturkräfte den Zustand der Culturmenslichkeit von Grund aus umgestalteten. Nichts zeugt mehr von dem Reichthum an productiver Geisteskraft, dessen Frankreich sich rühmen durfte, ehe es uns das schlechte Beispiel des Aufgehens in Politik gab, als daß es trotz den gewaltigen Verlusten,

die es durch das Refuge erlitt, scheinbar ungeschwächt an der Spitze der Bewegung der Geister in Europa blieb.

Zu Denis Papin hat unsere Akademie die nähere Beziehung, daß sie vor nicht langer Zeit die Mittel zur Veröffentlichung seines gedankenreichen Briefwechsels mit Leibniz und Huygens durch Hrn. Gerland hergab. Ihr Correspondent wurde er nicht, da er schon in der ersten Hälfte des Jahres 1712 in London unter solchen Umständen starb, daß nicht einmal sein Todestag bekannt ist, die Akademie aber, obwohl 1700 gestiftet, erst 1710 in Gang kam. Bis dahin war Leibniz allein die ganze Societät der Wissenschaften, wie die Akademie damals hieß. Nun jedoch wurde sie durch ein Comité organisiert, welches aus dem Hofprediger Jablonski und aus zwei Mitgliedern der Colonie, deren Ober-Richter, dem Legationsrath Charles Ancillon, und dem noch von Friedrich dem Großen hochgeschätzten Bibliothekar La Croze bestand. Unter den zweiunddreißig ursprünglichen Berliner Mitgliedern der Societät waren sechs Colonisten. Daraus, daß im Ganzen acht Geistliche sich darunter befanden, erklärt sich das Erstaunen, daß kein Prediger der Colonie, auch nicht der berühmte Isaac de Beausobre, auf die Liste kam. Nur der Ministre du Saint-Evangile, Etienne Chauvin, wurde aufgenommen, welcher aber nicht die Kanzel bestieg, sondern Professor der Philosophie, und zwar (man bemerke die Jahreszahl) Cartesianer strenger Obervanz war.

Nun folgte die bekanntlich für die Akademie wenig günstige Zeit der sieben- undzwanzigjährigen Regierung Friedrich Wilhelm's I. Um so glänzender war ihr Aufschwung nach Friedrich's Thronbesteigung, und in der Natur der Dinge lag es, daß sie, fast zu einer französischen Akademie geworden, in verstärktem Maß ihre Kräfte aus der Colonie zog. Ihr erster Vicepräsident war Friedrich's früh gestorbener Liebling von den Rheinsberger Tagen her, Charles-Etienne Jordan, ihr erster beständiger Secretar der spätere Großkanzler und Justizminister de Jarriges, ein Spinozist; auf dreiunddreißig Mitglieder zählte sie zehn Colonisten, fast den dritten Theil.

Die Akademie war bei ihrer Erneuerung in vier Classen vertheilt worden, welche zu zweien im Wesentlichen den noch heute bestehenden entsprechen: eine experimentell-philosophische, eine mathematische, eine speculativ-philosophische und eine philologische, auch Des Belles-Lettres genannt. Der Ausdruck „speculative Philosophie“ ist nicht in unserem heutigen Sinne zu nehmen, nicht im Gegensatz zu formaler Logik, Psychologie u. dgl. m., sondern im Gegensatz zur Experimental-Philosophie, womit, wie mit der Natural Philosophy der Engländer, Physik gemeint war. Bei der Rolle, welche die Theologie im geistigen Leben der Colonie spielte, deren regem Verkehr mit Genf, dem calvinistischen Rom, ist es nicht zu verwundern, daß die meisten colonistischen Mitglieder der Akademie der speculativ-philosophischen Classe angehörten; und dies hat bei unserem gegenwärtigen Vorhaben für uns die günstige Folge, daß wir unsere Arbeit größtentheils schon gethan finden.

Wir verdanken nämlich dem 1856 in Straßburg verstorbenen Professor der Philosophie am protestantischen Seminar daselbst, Christian Bartholmæß, eine *Histoire philosophique de l'Académie de Prusse depuis Leibniz jusqu'à Schelling*,

particulièrement sous Frédéric-le-Grand (Paris, 2 vol. 1850—51), in welcher die Leistungen der philosophischen Classe mit Liebe und Sorgfalt dargestellt sind, und der Antheil der colonistischen Mitglieder nachdrücklich hervorgehoben ist. So hoch veranschlagt Bartholmæß den Antheil der Colonie überhaupt an den Ursprüngen unserer Körperschaft, daß er als deren eigentlichen Stifter den Herrscher ansieht, der die französischen Religionsflüchtlinge zu sich einlud, den großen Kurfürsten. Er führt aus, wie nur das Dasein der Colonie in Berlin, indem es die französische Sprache unter allen Gebildeten heimisch gemacht hatte, es Friedrich dem Großen ermöglichte, der Akademie deren Gebrauch bei ihren Verhandlungen und in ihren Veröffentlichungen vorzuschreiben; eine Maßregel, welche, wenn sie auch in seinen persönlichen Neigungen wurzelte und in Deutschland Anstoß erregte, doch der Akademie in doppelter Beziehung nützlich ward: erstens durch die größere Verbreitung im Auslande, welche ihren Arbeiten dadurch gesichert wurde, zweitens weil nur in solche halb französische Gemeinschaft der König Männer wie Maupepius, Voltaire, La Mettrie, Lagrange, viele Andere einsetzen konnte, von denen Einige auch nur vorübergehend besessen zu haben, der Akademie stets zum Ruhme gereichen wird.

Was nun die philosophischen Bestrebungen der colonistischen Mitglieder betrifft, so waren sie, wie man sich nicht verhehlen kann, mehr breit als tief, und mehr wohlmeinend als kühn. Meist von der Theologie ausgegangen, hegten diese achtungswerthen, aber weder sehr scharfen noch sehr originellen Denker von vorn herein spiritualistische und deistische Ueberzeugungen. Sie vergaßen zu sehr, daß da, wo ihr Philosophiren anfang, außer dem theodiceischen Problem, wenig mehr zu erklären übrig bleibt; daß die wahre Schwierigkeit darin besteht, jenen Grund zu legen, von welchem sie ohne Weiteres ausgingen, oder zu welchem sie auf dem Wege teleologischer Betrachtung oder ontologischer Gedankenspiele bequem gelangten. Den verschiedenen Systemen gegenüber verhielten sie sich eklektisch, ja der Eklekticismus wurde in ihrem Kreise als die wahre und einzig mögliche Philosophie einer Akademie bezeichnet. Eine vorzüglich beliebte Thätigkeit bestand bei ihnen darin, die Gegensätze zu vermitteln, Descartes mit Spinoza, Locke mit Leibniz in Einklang zu bringen, wenn auch oft nur auf die Art, wie Prokrustes die Länge seiner Schlafgäste mit der seiner Bettstatt. Nur mit Einer Lehre weigerten sie sich jeden Compromisses, mit dem Materialismus der Encyclopädisten. Mit Moses Mendelssohn, mit Lessing während seiner kurzen Berliner Aufenthalt, mit dem Vorkämpfer der Berliner Aufklärung, Friedrich Nicolai, scheinen sie persönliche Fühlung kaum gehabt zu haben. Auch der kritischen Philosophie, als sie ans Licht trat, setzten sie das Mißtrauen entgegen, mit welchem sie jedem geschlossenen System begegnen zu sollen glaubten; vollends der nachantischen Gestalt der deutschen Philosophie, der Fichte'schen Wissenschaftslehre, der Schelling'schen Naturphilosophie, blieben sie grundsätzlich fremd. Am meisten sagte ihnen in späterer Zeit noch Friedrich Heinrich Jacobi's sogenannte Glaubensphilosophie zu. Uebrigens erstreckten sich ihre sehr populär gehaltenen, meist wohlgeformten Untersuchungen vielfach auch auf Ethik, mit Einfluß der praktischen Lebensweisheit, auf Aesthetik, und an der Hand eines

jetzt wohl weit überholten Quellenstudiums, auf einzelne Punkte der Geschichte der Philosophie.

Eine der merkwürdigsten Figuren der Friedericianischen Akademie war der einst viel genannte Samuel Formey, bei Neubegründung der Akademie Secretar der speculativ-philosophischen Classe, von 1748 aber bis zu seinem 1797 im sechs- undachtzigsten Jahr erfolgten Tode, also fast ein halbes Jahrhundert lang, einziger beständiger Secretar der Gesamtakademie, und in ihrem Getriebe der Uhrfeder verglichen; Professor am Collège français, zwei Jahre lang dessen Director, und noch sonst mit einer Menge von Aemtern und Ehrenämtern betraut. Es gibt einen Begriff von seiner Arbeitskraft, wenn man erfährt, daß er trotzdem und trotz andauernder Kränklichkeit, über fünfzehnhundert Predigten in den Kirchen der französischen Diaspora hielt, gegen sechshundert Bände schrieb, in unseren Denkschriften zweiundsechzig Mittheilungen, worunter vierundzwanzig Eloges druckte, und dazu noch publicistisch thätig war; während in seinem Nachlaß zwanzigtausend an ihn gerichtete Briefe sich vorfinden. Eine Zeit lang warf er gewohnheitsmäßig jeden Vormittag einen Druckbogen auf das Papier. Von Mathematik und Naturwissenschaft abgesehen war er Polyhistor, besser Panthistor: Theologie, Metaphysik und Ethik, Politik, Natur- und Völkerrecht, schöne Literatur behandelte er à tire de plume, wie Mérian in seinem Eloge niedlich sagte, mit gleicher Leichtigkeit, aber leider oft auch Flüchtigkeit. Uebergangstreu und ohne Ansehen der Person, scheute er sich nicht, an Jean-Jacques Rousseau sich zu reiben, indem er seinem Émile einen Émile chrétien, an Diderot, indem er seinen *Pensées philosophiques* seine eigenen *Pensées raisonnables* entgegensezte. Er übrigens war gerade nicht Eklektiker, vielmehr gemäßigter Wolfianer, und nach Analogie von Fontenelle's *Mondes*, von Algarotti's *Newtonianismo per le Donne*, von Voltaire's *Elémens* unternahm er es, die Leibniz-Wolfsche Doctrin der schönen Welt in seiner Belle Wolfenne mündgerecht zu machen. Eine liebenswürdige junge Dame, Espérance mit Namen, lustwandelt mit ihrem Anbeter im Charlottenburger Schloßpark, und weicht ihn in das Wolfsche System ein: eine Erfindung, bei der vielleicht Formey die einst an demselben Orte von der Königin Sophie Charlotte mit Leibniz geführten philosophischen Gespräche vorgeschwebt haben. Am lesbarsten sind seine 1789, unter dem seltsamer Weise etwas revolutionär angehauchten Titel: *Souvenirs d'un Citoyen*, erschienenen Denkwürdigkeiten, welche viele für die Geschichte der Akademie wichtige Nachrichten enthalten; wie denn Formey auch der anonyme Verfasser des durch Maupertuis veranlaßten Hauptwerkes über die ältere Geschichte der Akademie ist, der *Histoire de l'Académie Royale des Sciences et Belles-Lettres, depuis son origine jusqu'à présent* (A Berlin, chez Haude et Spener etc. 1752, 4^o). Ueber den weltberühmten Streit zwischen Maupertuis und Samuel König wegen der Priorität des Satzes von der kleinsten Wirkung, über die Afrika-Katastrophe berichtet Formey in seinen *Souvenirs* als eine der Dramatis Personae. Von seiner bis zuletzt sprudelnden Productivität zeugt sein Einfall, selber seine *Euvres posthumes* herauszugeben.

Formey's Nachfolger als Secretar wurde sein Nebenbuhler im damaligen Philosophiren, Jean-Bernard Mérian, zwar kein Abkömmling von Hugonotten,

aber durch Familienbande und auch sonst noch so zur Colonie gehörig, daß er nicht davon zu trennen ist, eine Bemerkung, welche für mehrere der hier zu nennenden Männer gilt. Vorzüglich aus der Schweiz flossen der Colonie dergestalt von Zeit zu Zeit neue Kräfte zu. Mérian's acht Abhandlungen über das Molyneux'sche Problem sind eine schätzbare Fundgrube für die Geschichte des Streites zwischen Empirismus und Nativismus. In den Geisteswissenschaften waren dann in der Akademie noch thätig, und bereicherten auch meist ihre Denkschriften mit Abhandlungen die Colonisten d'Anières, Charles und Louis de Beaujobre, Bastide, de Béguelin, Bitaubé, dessen Uebersetzung des Homer in französische Prosa die der Madame Dacier verdrängte, Jean-Pierre Erman, dessen unerschrockener Freimuth dem Sieger von Jena imponirte, der witzige Lombard, Moulines, der auf Friedrich's des Großen Befehl dem vierzehnjährigen Prinzen, nachmaligem Könige Friedrich Wilhelm III., das Barbara celarent Darii serio beibrachte, Pelloutier, Toussaint, endlich die Ancillon.

Schon öfter wurde bemerkt, daß in besonders beanlagten Familien die Begabung wie durch eine Art Züchtung von Geschlecht zu Geschlecht sich steigert, so daß schließlich eine Persönlichkeit zu Stande kommt, in welcher die Vorzüge des Stammes zu Gipfeln scheinen. Ein Beispiel davon bietet die Reihe der Ancillon.

Der Prediger David Ancillon, der, einer alten richterlichen Familie in Meß entsprossen, 1686 nach Berlin kam, war unter den Réfugiés dem Großen Kurfürsten ganz besonders willkommen. Seinem Sohne Charles begegneten wir schon als einem der drei Organisatoren der Societät der Wissenschaften. Charles' Enkel Louis war wieder Prediger, hielt Friedrich's Leichenrede in der Potsdamer Garnisonkirche, wurde bald darauf zum Mitglied der Akademie ernannt, und vertrat darin, sechsundzwanzig Jahre lang, die vorher unrichtige, den ethischen und ästhetischen Bedürfnissen des Menschen Rechnung tragende, verständig reflectirende Philosophie.

Sein damals nicht geringer Ruhm sollte weit verdunkelt werden durch den seines Sohnes Frédéric Ancillon, eines Mannes außerordentlicher Gaben, der unter günstigeren Umständen wohl eine der ersten literarischen Figuren seiner Zeit geworden wäre. In Berlin war unter Friedrich Wilhelm II. ein Rückschlag gegen Friedrich's II. französisches Wesen erfolgt. Die Akademie durfte fortan auch der deutschen Sprache sich bedienen, und naturgemäß gewann rasch in ihr das Deutschtum die Oberhand. Ancillon wie sein Altersgenosse Paul Erman, von dem alsbald die Rede sein wird, haben Beide unter dem Zwange oder unter der Neigung gelitten, sich in zwei Sprachen zu bewegen. Ancillon als französischer Schriftsteller gehört etwa der Gruppe Chateaubriand, Benjamin Constant, Augustin Thierry an; aber ob schon in Frankreich anerkannt, erlangte er dort nie das Ansehen, welches ihm nicht versagt geblieben wäre, hätte er in Paris gelebt; während er als deutscher Schriftsteller es nicht zu der Meisterschaft brachte, die ihn für jenen halben Erfolg entschädigt hätte.

Gleich vielen anderen Colonisten in Genf zum Prediger erzogen, riß Frédéric Ancillon zuerst Berlin durch seine Kanzelberedsamkeit hin, welcher eine höchst bedeutende äußere Erscheinung zu Hilfe kam. Seine in der Werder's-

ischen Kirche auf die Königin Luise vor der königlichen Familie gehaltene Leichenrede wurde Bossuet's berühmter Rede am Sarge der plötzlich dahingerafftten schönen Herzogin Henriette von Orleans verglichen. Geschichtlich-politische Studien, zu welchen er neben philosophischen früh überging, führten dazu, daß er Professor an der Kriegsschule, Erzieher des Kronprinzen, Mitglied der Akademie, deren Secretar ward. Ueber der Höhe, die er später als Staatsdiener erstieg, sind bei den Meisten seine wissenschaftlichen Arbeiten, über dem Minister ist der Akademiker in Vergessenheit gerathen. Es ist Sitte, mit Achselzucken von seiner Geschichtschreibung, seiner die Extreme vermittelnden Philosophie, noch abfälliger von seiner politischen Thätigkeit zu reden. Ob letztere zwischen der Julirevolution und dem Tode Friedrich Wilhelm's III. eine viel andere sein konnte, lassen wir dahingestellt. Ihm, der in den Tagen des Vallhaus-Schwures in Versailles Zeuge des Zusammenbruches der altfranzösischen Königsmacht gewesen war, ist wohl nicht zu verdenken, wenn er über die Revolution anders dachte, als der dafür begeisterte, gern etwas paradoxe Prinz Heinrich. Diejenigen aber, welche Ancillon, als einem der Erzieher Friedrich Wilhelm's IV., dessen etwaige Schwächen und Mißgriffe zur Last legen, stehen wohl noch auf Helvetius' Standpunkt, welcher die Erziehung für allmächtig hielt. Nach einer seiner Pensées zu urtheilen, die auf seinen geringen Erfolg als Erzieher anzuspielen scheint, wußte Ancillon dies besser. Ancillon's geschichtliche Schriften mögen dem Inhalt und der Methode nach veraltet sein, doch sprechen weder Mignet, der ihm in der Académie des Sciences morales et politiques eine Gedächtnißrede hielt, noch in seiner Biographie Friedrich Wilhelm's IV. der erste lebende Historiker Deutschlands, davon mit der Geringschätzung wie Leute, welche vielleicht keine Zeile darin lasen. Wie dem auch sei, man kann sagen, daß, wenn mit Ancillon die Colonie geistig gleichsam zu Ende ging, ihre eigenartige Bildung zugleich in ihm ihren höchsten Ausdruck fand. Daß er uns, daß er der Akademie angehörte, wird im Strudel dieser Zeitläufe, bei dem kurzen Gedächtniß des lebenden Geschlechtes, bald nur von Wenigen noch gewußt werden. Glücklicher Weise ist es als einer seiner Ehrentitel auf dem Mausoleum eingegraben, welches Friedrich Wilhelm IV. seinem Erzieher und dem Rathgeber seines königlichen Vaters auf dem vor dem Oranienburger Thore gelegenen Kirchhof der französischen Gemeinde errichtete.

Das letzte Viertel des vorigen Jahrhunderts sah nicht nur die ausschließliche Herrschaft der französischen Sprache in der Akademie schwinden, sondern, was deren colonistische Mitglieder betrifft, noch einen anderen Umschwung sich vollziehen. Die ursprüngliche Richtung auf die Geisteswissenschaften, eine natürliche Folge des militärenden Zustandes der Kirche, der erlittenen Verfolgungen, wich endlich einer mehr freien und fruchtbaren Lebensanschauung. Ganz wie in Genf um dieselbe Zeit jene merkwürdige Plejade von Naturforschern: — Trembley, Bonnet, Senebier, Huber, — Saussure, Deluc, Pictet, Prevost — erstand, ganz so fingen jetzt in der Berliner französischen Colonie einzelne Talente an, sich der Erforschung des als wirklich Erscheinenden zuzuwenden. Ich schweige von den bescheidenen Mathematikern der Colonie, wie die Raubé Vater und Sohn, Abel

Burja und Gruson, welche gegen Euler, Lagrange, Bernoulli neben und vor ihnen, gegen L'evaine Dirichlet, Steiner und Jacobi nach ihnen allzusehr zurücktraten. Zwei Männer sind es hier, deren Andenken der Colonie und zugleich der Akademie stets theuer bleiben wird: François-Charles Achard und Paul Erman.

Auch in Bezug auf Achard finde ich, was ich vorzubringen habe, schon von Meisterhand gezeichnet. Von seinen äußerst zahlreichen Arbeiten über sehr verschiedene Gegenstände bei dieser Gelegenheit eine Uebersicht zu geben, wäre unausführbar. Besser heben sich schlagende Einzelheiten hervor: Achard hat vermuthlich den ersten Platintiegel hergestellt, und einer der Ersten diesseit der Alpen, unzweifelhaft als der Erste in Berlin, hat er Galvani's Versuche über Zuckungen durch ungleichartige Metallbögen wiederholt, die ihm durch einen Brief von Prévost aus Genf bekannt geworden waren. Im Ganzen erhält man von ihm den Eindruck eines emsigen Beobachters mit gesunden Sinnen und mannigfaltigen Neigungen, welchen aber theils der unvollkommene Zustand der Wissenschaft — während der ersten Hälfte seiner Laufbahn herrschte noch das Phlogiston — theils vielleicht geringere theoretische Begabung von ernstern Fortschritten abhielt. Aber für sein Lebenswerk bedurfte Achard weniger der Theorie.

In seiner Rectoratsrede vom 3. August 1881: „Ein Jahrhundert chemischer Forschung unter dem Schutze der Hohenzollern“ hat Hr. Hofmann uns erzählt, wie Achard mit dreiundzwanzig Jahren Mitglied der Akademie geworden, mit neunundzwanzig Jahren, bei Marggraf's Tode 1782, noch etwas Anderes erbt, als das Amt eines Directors der physikalischen Classe. Fünfunddreißig Jahre früher (1747) hatte Marggraf der Akademie die Beobachtung mitgetheilt, daß aus den Wurzeln mehrerer einheimischen, leicht zu bauenden Pflanzen, unter anderen der Runkelrübe, ein süßes Salz (so hieß damals den Chemikern jeder lösliche krystallisirbare Körper) sich darstellen lasse, welches vom kostbaren indischen Rohrzucker nicht zu unterscheiden sei. „Marggraf.“ sagt Hr. Hofmann, „war eine jener Naturen, für welche das Interesse einer Entdeckung mit der Feststellung der Thatfache, mit der Ausbildung der Methode erschöpft ist. Er war der Mann nicht, eine neue Industrie und eine neue landwirthschaftliche Cultur zu begründen. Ihm fehlte der ungestüme Trieb, welchem allein die Lösung solcher Doppelaufgabe gelingen kann. Glücklicher Weise hatte Marggraf einen Schüler hinterlassen, welchem neben dem Glauben an die Lehre auch die feurige Kraft des Apostels innewohnte.“ Dieser Schüler war Achard. „Mit leidenschaftlichem Eifer war er bestrebt, die große Entdeckung seines Lehrers in die Praxis überzuführen. Gegen das Ende der neunziger Jahre, also ein halbes Jahrhundert, nachdem Marggraf den Rübenzucker entdeckt hatte, sind seine Arbeiten so weit gediehen, daß der industriellen Erzeugung von Zucker aus Runkelrüben kein Hinderniß mehr im Wege zu stehen scheint.“

In den Verhandlungen über die unserm Mitgliede für seine Zwecke zu gewährenden Staatshilfen, welche man bei Hrn. Hofmann findet, zeigt sich König Friedrich Wilhelm III. von ebenso vortheilhafter Seite, einsichtig und wohlwollend, wie nicht lange darauf bei der Gründung der Berliner Universität. Aber man weiß, wie es kam: die Napoleonischen Kriegsläufe, die schrecklichen Un-

fälle des Staates traten zunächst störend dazwischen, bis durch die wunderbarste der Fügungen der vom Cäsarentwahnsinn ergriffene Imperator die Continental-sperrre verhängte, und dadurch der Zuckererzeugung aus einheimischem Rohstoff einen Schwung verlieh, der im Lauf der Jahrzehnte daraus eine der vornehmsten Einnahmequellen des Staates gemacht hat. Erwägt man die Millionen, nach denen gegenwärtig die Zuckersteuer in Preußen sich bemisst, so ist wohl zuzugeben, daß durch die wissenschaftliche Thätigkeit eines colonistischen Akademikers die Auslagen für die Aufnahme der Hugonotten sich dem brandenburgisch-preussischen Staate reichlich bezahlt gemacht haben. Hr. Hofmann stellt die Errichtung des Standbildes Marggraf's auf einem unserer öffentlichen Plätze in nahe Aussicht. Achar, sagte ich einmal bei einer gleich zu erwähnenden Gelegenheit an dieser Stelle, Achar bedarf keines Denkmals, „weil durch das ganze Land jeder rauchende Schlot unserer Rübenzuckerfabriken ihm ein Denkmal ist“; und es steht wohl kaum zu fürchten, daß durch Fahlberg's Entdeckung jenes wahrhaft fürchterlich süßen Körpers, des Saccharin's, auch nur einer jener Schlotte kalt werden wird.

Was Paul Erman betrifft, so darf ich mich vielleicht auf die Gedächtnisrede berufen, welche ich selber ihm hier vor dreiunddreißig Jahren hielt, kurz nachdem ich die Ehre gehabt hatte, in die Akademie aufgenommen zu werden. Erman ist von 1810 bis 1841 Secretar der physikalischen, zuletzt der physikalischen Abtheilung der physikalisch-mathematischen Classe gewesen, so daß man behaupten kann, daß von ihren ersten Anfängen bis 1841 die Akademie nie ohne mindestens einen colonistischen Secretar war. Paul Erman, der Sohn des vorher genannten Jean-Pierre Erman, des Ritters der Königin Luise, begann als Theologe; aber bald wendete er sich der Philosophie, und verhältnißmäßig spät der Physik zu, deren ordentliche Professur an der neu errichteten Berliner Universität er zuerst bekleidete. Im Gegensatz zu Achar, welcher in späteren Jahren auf das ihm vom König geschenkte Gut Gunern in Schlesien sich zurückzog, und dort ganz der Zuckerindustrie lebte, führte Erman bis in das höchste Alter ein ganz der reinen Wissenschaft gewidmetes Dasein, und eine große Anzahl schöner und werthvoller Funde belohnte seinen hingebenden Fleiß: das Gefälle dessen, was man jetzt das Potential der Electricität nennt, in schlecht leitenden, feuchten Schließungsbögen der Voltaischen Säule; die unipolare Leitung der Flammen und einiger Körper; die Entzündung von Knallgas durch dünnen mäßig erwärmten Platindraht; die sogenannten elektrochemischen Bewegungen von Flüssigkeiten; die Zunahme der Erdwärme in Bohrlöchern; die Volumverminderung der Muskeln bei der Zusammenziehung; die Natur der Schwimmblasengase; endlich die wunderliche Art der Athmung beim Schlammzigger (*Cobitis fossilis*). Fast alle diese Wahrnehmungen sind zum Keime wichtiger physikalischer und physiologischer Lehren geworden, wenn auch nicht immer Erman selber die von ihm gesäete Frucht geerntet hat. Für die unipolare Leitung erhielt er 1807 von der Académie des Sciences den von Napoleon gestifteten galvanischen Preis. So war er einer von den wenigen deutschen Physikern, welche den durch die falsche Naturphilosophie ernstlich gefährdeten Ruhm der deutschen

Wissenschaft im Auslande aufrecht erhielten, wie er sich auch mit aller Macht wider den damals grassirenden Unfinn des thierischen Magnetismus stemmte.

Man könnte im Preise dessen, was Alles die Colonie der Akademie gewesen, noch viel weiter gehen, wenn man auch solche Männer in den Kreis der Betrachtung zöge, welche nur mütterlicherseits der Colonie angehörten. Dann wäre zunächst des großen Reisenden Peter Simon Pallas zu gedenken, welchem der Ruhm gebührt, daß er das erste Beispiel einer nach allen Richtungen, — in geognostischer, klimatologischer, zoologischer, botanischer, ethnographischer, linguistischer Beziehung — eindringenden Erforschung eines Welttheils gab; daß er für das nördliche Asien that, was dreißig Jahre später Humboldt für das nördliche Südamerika. Es würde genügen, daran zu erinnern, daß in diesem Saale Rudolphi, in der Académie des Sciences, deren auswärtiges Mitglied Pallas war, Cubier ihm die Gedächtnißrede hielt. Doch gibt es vielleicht einen Begriff vom Umfange der durch ihn aufgedeckten Welt von Dingen, wenn erwähnt wird, daß er zuerst das Gesetz der Uebereinanderlagerung der granitischen, geschichteten und der Kalkgesteine unterschied; von den unermesslichen Anhäufungen von Elefantenknochen im nordibirischen Schwemmlande, ja von ganzen gefrorenen Riesenthieren der Vortwelt im dortigen Eise Kunde gab; eine ungeheure Masse olivinhaltigen, sonst gebiegenen Eisens auffand, deren kosmischen Ursprung später Ohladni bewies, und deren Schwestern in unseren Tagen Hr. von Nordenskiöld auf der Insel Disko bei Grönland antraf; daß aber auch Pallas es war, der das immer noch räthselhafte, am äußersten Ende der Wirbelthierreihe stehende winzige Geschöpf, den *Amphioxus lanceolatus*, freilich noch als Weichthier, *Limax lanceolatus*, zuerst beschrieb.

Wer aber so weit gehen wollte, brauchte dann auch bei Pallas noch nicht stehen zu bleiben, sondern mit gleichem Rechte dürfte er für die Colonie zur mütterlichen Hälfte in Anspruch nehmen den Stolz der Akademie, die Dioskuren Wilhelm und Alexander von Humboldt, und wer könnte leugnen, daß wenigstens in Alexander's Geistesart eine französische Beimischung erkennbar sei?

Wieviel vollends wäre noch anzuführen, wenn man den akademischen Kreis überschritte. Eines hängt mit dem wissenschaftlichen Leben der Hauptstadt zu nahe zusammen, um es unerwähnt zu lassen. Von den Sammlungen, auf welche heute Berlin stolz sein darf, und zu deren Aufnahme Paläste gebaut werden, waren noch in den ersten Decennien des Jahrhunderts die meisten in der ehemaligen, im königlichen Schloß untergebrachten sogenannten Kunstammer vereinigt: die zoologische, kunstgewerbliche, ethnographische, ägyptologische Sammlung, die Münzsammlung, die der geschnittenen Steine und die der etrusischen Vasen, die Waffenammlung, das Hohenzollernmuseum. Der Director aber der Kunstammer und eifrige Mehrer aller dieser Sammlungen war seit 1794 ein Prediger der Colonie, der 1831 verstorbene königliche Bibliothekar Jean Henry. Besonders um die Münzsammlung erwarb er sich solche Verdienste, daß er beinahe für deren Schöpfer gelten kann. Als nach der Schlacht bei Jena der Feind Berlin sich näherte, flüchtete Henry die rasch in Fäßchen verpackten Gold- und Silbermünzen und Gemmen gen Remel den Kroneffecten nach. Doch fand der französische Commissar, der berühmte Denon, der bekanntlich in den eroberten

Ländern die für Paris tauglichen Kunstschätze auszuwählen hatte, noch so viel mitzunehmen, daß 1814 Henry nach Paris geschickt wurde, um die Rückgabe durchzusehen, was nur sehr unvollständig gelang.

Wäre es aber erlaubt, den colonistischen Patriotismus (fast hätte ich das epidemische Wort gebraucht) auf die Spitze zu treiben, so würde dieser Gedankengang im Kreise uns zu dem Anlaß meiner heutigen Rede zurückführen.

Oder ist es nicht mehr als Zufall, daß in den Adern des Heldengreises, welcher 1870 das abermals im römisch-katholischen Sinne mißleitete Frankreich niederwarf, daß in Kaiser Wilhelm's Adern einige Tropfen des edelsten Hugenottenblutes fließen, des Blutes des in der Bartholomäusnacht gräßlich hingemordeten Admirals Coligny?

Jean Jacques Rousseau als Botaniker.

Von

Prof. Dr. Ferdinand Cohn in Breslau.

J. J. Rousseau, citoyen de Genève, Collection complète des œuvres. 1782. Tom. VII. Mélanges. 2^e partie, u. a. a. O.

La botanique de J. J. Rousseau, contenant tout ce qu'il a écrit, sur cette science, Paris, 8^o. An X. = 1802; Prachtausgabe in Großfol. mit 65 col. Kupfertafeln. Paris 1805, x. x.

Fanzen, Albert, Jean Jacques Rousseau als Botaniker. Berlin. G. Reimer, 1885.

I.

Von allen Seen des Alpengebiets kommt keiner dem Genfer gleich, nicht bloß in der wunderbaren Färbung der Gewässer, die vom zartesten Pfauenblau in das tiefste Indigoblau spielen; keiner vereinigt auch so reizvolle Contraste in seinen Uferlandschaften. Denn während das Haupt des Sees in der Felsenspalte ruht, in der sich die Rhone zwischen den gewaltigsten Eisgebirgen Europa's ihr Bett eingeschnitten, lehnt sein Fuß an die gartenähnlichen Gehänge des Jura, wo die Stadt Genf — stolz auf eine ruhmreiche Vergangenheit und eine glänzende Verjüngung — wie der Edelstein am Reife sich spiegelt. Und während zur Linken über einsamen Ortschaften, die nur selten der Fremde betritt, düster und schroff ausgezackte die Kette der Savoyer Alpen aufsteigt, reht sich um den schön geschwungenen Bogen zur Rechten eine Perlschnur heitrer Willenstädte, durch die ununterbrochen ein kosmopolitischer Strom von Reisenden fluthet, in deren Zaubergärten die letzten Jahrzehnte die Ceder vom Libanon und die californische Wellingtonie, die Cypresse, den Laurustin und selbst die Fächerpalme der Riviera angepflanzt haben; und über ihnen erheben sich die Nebenpflanzungen, höher hinauf die lichten Haine der Edelkastanien, dann die dunklen Nadelwälder und die blumenreichen Alpenwiesen des Waadtlandes. Jahrtausende freilich blieb dieses Paradies, gleich einem ungeschliffenen Diamant, unbeachtet und verborgen; kaum eine Spur blieb zurück von den Zügen der Helvetier und Römer, der Allemannen, Burgunder und Sarazenen, und wie all' die Völker heißen, die auf der alten Römerstraße oberhalb des Sees über die firngepanzten Pässe des Oberwallis nach Wältschland zogen. Erst im Zeitalter der Reformation tritt uns

hier eine weltgeschichtliche Gestalt entgegen: Calvin, der Tyrurg von Genf, der mit terroristischer Gewaltthätigkeit den Charakter des leichtlebigen Völkchens nach seinem Bilde umprägt, puritanische Sittenstrenge mit humanistischer Wissenschaftspflege verbindend. Aber erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts tritt das „Pays de Vaud“ mit einem Male in das volle Tageslicht der Geschichte; große Schriftsteller machen es zum Ausgangspunkte geistiger Bewegungen, die, über ganz Europa sich fortpflanzend, die Welt erschüttern und eine neue Zeit vorbereiten. Die Reihe eröffnet Albrecht von Haller, der Berner Patrizier, der 1729, ein zwanzigjähriger Jüngling, zum ersten Male die Alpen zum Gegenstand einer Dichtung erwählt, dann, 1737 nach Göttingen berufen, sechzehn Jahre lang an der neu gegründeten „Georgia Augusta“ die Professuren der Medicin und Chirurgie, der Anatomie, Physiologie und Botanik mit gleichem Erfolge vertritt; 1753 in die Heimath zurückkehrend, nimmt er als Berner Amman an der Verwaltung des unterworfenen Waadtlandes regsten Antheil, reformirt die Akademie von Lausanne, leitet die Salinen von Vev und Aigle, schlichtet kirchliche und bürgerliche Zwiste, während er gleichzeitig noch Oden und Lieder, politische Romane und eine fast unabsehbare Reihe bedeutender Werke über Botanik, Medicin und Physiologie voll tiefer Gelehrsamkeit, gründlicher Beobachtung und Experimentirkunst vollendet — der glänzendste Repräsentant der conservativen, streng kirchlichen Aristokratie der alten Schweizer Republikan. Um dieselbe Zeit arbeitet Edward Gibbon in Lausanne im Angesicht der Alpen an seiner großen „Geschichte des Verfalls und Untergangs des Römischen Reichs“, die er zwanzig Jahre später auf dem Capitol im Angesicht des Forum romanum vollendet, und in der er mit „großem Sinn und-weitem Blick“, aber auch mit feiner Ironie den Nachweis führt, wie kirchliche Induldsamkeit das für die Ewigkeit errichtete Gebäude eines Weltreichs zerbröckeln und zum Einsturz bringen kann. Alle Zeitgenossen aber überstrahlt an genialer Begabung und culturgeschichtlicher Bedeutsamkeit jenes Doppelgestirn der beiden Männer, von denen der Eine ein Kind dieses Landes, an dem seine ganze Seele hängt, und dessen Schönheit er zuerst dem übrigen Europa enthüllt, doch bis an sein Lebensende glücklich und heimathlos umhergeschleudert wird, der Andere, nach einem bewegten Schriftstellerleben, den Löwentaken seines königlichen Freundes glücklich entronnen, an den Ufern dieses Sees ein Asyl und bald darauf einen bleibenden Ruheßitz findet, wo er, wie Faust im zweiten Theil seines Lebens, als Gebieter und Wohlthäter eines kleinen Völkchens, auf selbstgeschaffnem Boden an steter Arbeit und dem Genuß des Augenblicks sich erfreut. Ich meine den „Patriarchen von Ferney“, Franz Maria Arouet, genannt Voltaire, und den „Bürger von Genf“, Jean Jacques Rousseau.

David Strauß bemerkt in der ersten seiner classischen Vorlesungen über Voltaire, indem er einen bekannten Ausspruch von Goethe ergänzt, „wir können Voltaire ebenso den höchsten französischen, als den Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts im höchsten Sinne nennen; denn in ihm habe sich das Jahrhundert mit seinen sämmtlichen Verdiensten und Untugenden zusammengefaßt. Während im siebzehnten Jahrhundert in Holland und England die Grundsteine moderner Staats- und Denkweisen gelegt worden, seien aus England zu Anfang des acht-

zehnten Jahrhunderts durch versprengte Engländer, wie Lord Bolingbroke, und England bereisende Franzosen, wie Montesquieu und Voltaire, die Funken des neuen Lichtes gebracht worden, das bald hernach, ganz besonders durch Voltaire's Bemühungen, von Frankreich aus als das Licht des Jahrhunderts der Aufklärung die Welt erhellen sollte." David Strauß läßt dabei außer Acht, daß dieses Licht zwei Brennpunkte hatte: der eine war Voltaire, der andere J. J. Rousseau.

Die Namen Rousseau und Voltaire gehören untrennbar neben einander, wie wir die Blüthe der italienischen Renaissance durch Raphael und Michelangelo, die Blüthe der deutschen Dichtung durch Schiller und Goethe bezeichnen. Das erkannte schon die Herzogin Amalia, die Mutter von Karl August, als sie im Ballsaal ihres Wittwenpalais zu Weimar keinen andern Schmuck aufstellte, als die Büsten von Voltaire und Rousseau.

Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts war es aller Welt klar geworden, daß der tausendjährige Baum der französischen Monarchie, der im Zeitalter Ludwig's XIV. noch so glänzende Blüthen hervorgebracht, in Kern und Wurzel verfault sei: ein unbeschränkter Despot, der inmitten seines Serrails Gut und Blut des Volkes schamlos verpraßte — ein feudaler Adel, aller politischen Rechte beraubt, doch im Alleinbesitz aller Aemter und Ehrenstellen, im Genuß der feinsten Bildung und Geselligkeit, doch von tief vererbten Sitten — ein Clerus, der den Glauben, den er selbst verloren, durch Ceremoniengepränge im Volke zu erhalten, jede freie Geistesregung aber durch Kerker und Verbannung, ja zu Zeiten selbst durch das Beil oder die Galeere niederzudrücken strebte — endlich ein Volk, verachtet und ohne Bildung, das zum Helotenthum erniedrigt war.

Gegen diese durch und durch ungesunden Zustände ihrer Zeit beginnen Voltaire und Rousseau gemeinsam den Vernichtungskampf mit gleichem Genie und gleichem Erfolg, doch mit verschiedenen Waffen. Voltaire richtet das verheerende Sprühfeuer seines Witzes vor Allem gegen die Kirche, die dem Volke den reinen Gottesglauben durch scholastische Dogmen und Mythen verleihe; er ist der Vorkämpfer der religiösen Duldbung, der Freiheit des Glaubens und der wissenschaftlichen Forschung; in politischer Hinsicht steht er selbst auf dem Boden des „ancien régime“; er verehrt das bourbonische Königthum und zieht den aufgeklärten Despotismus der Parlamentswirthschaft vor; dem Uebermuth des Adels, unter dem er früher viel zu leiden hatte, sucht er sich zu entwinden, indem er mit Hilfe des selbsterworbenen Reichthums sich selber zum „grand seigneur“ macht, doch seine feudalen Rechte gern zur Vertheidigung der Opfer des Fanatismus und zum Wohle seiner Untertanen verwendet.

Rousseau dagegen richtet das schwere Geschüß seiner Beredsamkeit gegen die gesammten politischen Grundlagen seiner Zeit; er ist der Apostel des neuen Evangelium von der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit aller Menschen. Sein Ideal ist die Republik des alten Rom oder Sparta mit tugendhaften Helden, wie sie Plutarch geschildert; die Revolution von 1789 stellte sich die Aufgabe, dieses Ideal zu verwirklichen. In der That finden wir in Rousseau's Schriften bereits die Spuren aller Charakterzüge des späteren Convents: jenes sich Verausuchen an sophistischer Dialektik und pathetischer Declamation, jenes sich Brüsten mit Tugend und Unschuld — Eigenschaften, die den Menschen zieren,

der sie besitz, die aber unerquicklich klingen, wenn er sie unaufhörlich selbst an sich rühmt. Aber wir begegnen auch jenem Widerspruch zwischen der in Worten zur Schau getragenen Humanität und ihrer Verleugnung in der That, jenem finstern Verfolgungswahn, der überall Verrath und Verschwörung wittert, jenem tödtlichen Haß gegen Alle, die nicht gleicher Meinung sind, die zu lasterhaften Verbrechen und Ungeheuern gestempelt, und denen das Recht des Daseins abgesprochen wird.

Bekanntlich standen Voltaire und Rousseau, die doch unter gemeinschaftlicher Fahne gegen den nämlichen Feind kämpften, gegen einander in bitterster Feindschaft. David Strauß bemerkt: „Haß und Verknennung waren auf beiden Seiten gleich groß; um den Gegensatz ihrer Naturen und Richtungen zur erforderlichen Ergänzung aufzulösen, hätten Beide so edle Naturen sein müssen, wie Goethe und Schiller — und das war weder der Eine noch der Andere.“

Daß dieses Urtheil auch Rousseau gegenüber sich bewahrheitet, dafür hat er selbst Beweise im Uebermaß in seinen „Confessions“ herbeigebracht, jenem merkwürdigen Beispiel unbarmherziger Vivisection, wie die Weltliteratur kein zweites besitz; denn hier hat Rousseau alle, auch die geheimsten Fasern seiner ideal angelegten, aber unharmonisch entwickelten und im Innersten kranken Seele bloßgelegt, und wir können bei aller Bewunderung für so manche seltene Schönheit, die uns gezeigt wird, doch eines unerfreulichen Gesamteindrucks uns nicht erwehren¹⁾.

Wie ist es nun gekommen, daß ein Mann, dessen Schwächen im Leben wie in seinen Schriften so offen zu Tage liegen, solch einen weltbewegenden Einfluß gewann, daß seine Worte von der hochgebildeten Aristokratie seiner Zeit, selbst von Königen und Kaiserinnen mit Bewunderung, wie die Offenbarungen eines Propheten, aufgenommen wurden, und daß wir noch heute, wenn wir auch weit kühler über seine schwärmerische Ueberschwänglichkeit, über seine utopischen Träumereien urtheilen, dem Zauber seiner Rede uns nicht entziehen können?

Ich meine, der Grund ist ein doppelter: erstens war Rousseau ein Genie. Was ein genialer Mensch spricht, schreibt oder thut, ist immer anders, vollkommener, ergreifender, als was wir andern Menschen vermögen; ein Genie wird von seinen Anhängern angebetet, von seinen Gegnern bitter gehaßt; doch erzwingt es sich Bewunderung bei Feinden wie bei Freunden.

Und dann: die Sache, die Rousseau sein Leben lang mit seinem Herzblut unererschrocken und unermüdet vertheidigte, ist eine gute Sache gewesen; die Worte „Tugend und Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“ sind trotz des Mißbrauchs, der mit ihnen getrieben ward, kein leerer Schall; ihnen gehörte die Zukunft; und wenn wir heute in einem glücklicheren Zeitalter leben als vor einem Jahrhundert, so genießen wir die Frucht der schweren Kämpfe, in denen Rousseau vor allen Andern gestritten und gelitten hat.

¹⁾ La Harpe schreibt über die „Confessions“: „Ce livre, ou l'auteur dit mal de beaucoup de gens et surtout de ceux qui lui ont fait du bien, mais où personne n'est si mal traité que lui même . . .“ Scherer, Edmond, Melchior Grimm, *Revue des deux mondes* 1885. T. LXII. p. 311.

Doch nicht dem Politiker Rousseau, noch dem Reformator der Jugendberziehung und der ganzen modernen Gesellschaft, auch nicht dem großen Seelenmaler glühender Liebesleidenschaft soll unsere heutige Betrachtung gelten. Wir wenden uns vielmehr zu einer andern Seite seines Wesens, wo seine Natur sich in vollster Liebeshäufigkeit entfalten konnte, und wenn auch minder in die Augen fallend, doch bahnbrechend wie überall, noch bis auf den heutigen Tag erfreulich fortwirkt, ja noch immer nicht in ihrer vollen Bedeutsamkeit gewürdigt wird. Ich meine seine Liebe zur Natur, vor Allem zur Pflanzenwelt und zu ihrer Wissenschaft, der Botanik.

II.

Daß Rousseau für die Schönheit seiner heimatlichen Landschaften ein offenes Auge und die wärmste Empfänglichkeit besessen, daß er aber auch als der erste in der modernen Literatur dafür einen völlig neuen, und zwar gleich einen vollendeten Ausdruck gefunden hat, daß die Freude an der Natur, die den Menschen der Gegenwart vor dem der früheren Jahrhunderte bevorzugt und uns eine Quelle des reinsten Genusses geworden ist, in erster Linie auf die von Rousseau gegebenen Anregungen zurückreicht, wird allgemein zugestanden. Erich Schmidt hat in seinem schönen Buche „Richardson, Goethe, Rousseau“ im Einzelnen nachgewiesen, wie Rousseau für die Entwicklung des Naturgefühls im achtzehnten Jahrhundert epochemachend gewesen, wie insbesondere Goethe von der „neuen Heloise“ angeregt, im „Werther“ ein noch naturwahreres, künstlerisch noch vollendetes Gegenbild geschaffen hat, in dem er auch für die Natur des lieblichen Lahnthals tiefempfundene Worte hat. Dagegen möchten wir nicht zugeben, daß gerade die großartige Majestät des Hochgebirges durch Rousseau den Blicken der Zeitgenossen aufgeschlossen worden ist. Rousseau's Naturschilderungen bewegen sich doch fast ausschließlich im Vor- und Mittelgebirge; in die Gletscherwelt der eigentlichen Hochalpen scheint er sich niemals eingelebt zu haben, obwohl er jahrelang den Montblanc täglich vor Augen hatte; die flüchtigen Skizzen aus dem Oberwallis (in der Schilderung von St. Preux) entbehren der plastischen Anschaulichkeit und der leuchtenden Farbenpracht, mit deren Hilfe er den See und seine Ufer, seine Haine und Felschluchten in eine Glorie unvergänglicher Poesie zu tauchen weiß. Rousseau hat aber auch den größten Theil seines Lebens in freier Natur zugebracht; bis in sein spätes Alter war es seine Leidenschaft, einsam in Wald und Feld, über Berg und Thal umher zu wandern, nur mit seinen Beobachtungen, seinen Gedanken und seinen Träumen Zwiegespräch haltend. Dabei war es ihm vergönnt, fast immer in schöner Landschaft seinen Wohnsitz aufzuschlagen, zumeist in der Umgebung des Genfersees oder in den benachbarten Gebirgsthälern Savoyens, der Dauphiné und des Jura; aber auch mit dem untern Rhonethal von Lyon bis zur Provence, mit den anmuthigen Umgebungen von Paris und den moos- und farnbewachsenen Felsgehängen von Derbyshire wurde er innig vertraut. In seiner Jugend hatte er viele größere Reisen zu Fuß gemacht, „wie Thales, Plato und Pythagoras“; bis in sein spätestes Alter blieb er ein eifriger Spaziergänger; er suchte noch im vierzigsten Jahre Grimm und Diderot — freilich vergeblich — zu einer Fußreise durch

ganz Italien zu bereden, wie sie 1801 Seume in seinem berühmten Spaziergang nach Syracus wirklich ausgeführt hat.

Für Rousseau war das Einleben in die freie Natur nicht bloß eine Erquickung für Leib und Seele, es war ihm „Philosophie, Religion, Gottesdienst“. Die Natur ist ihm die Schöpfung Gottes — rein und vollkommen, wie sie aus seiner Hand hervorgegangen, wo sie der Mensch nicht verdorben und verstümmelt hat. Darum waren ihm die Gärten seiner Zeit so in ganzer Seele verhaßt, wo die Bäume nach den Regeln Vendôme's zu schnurgeraden Hecken, oder verkünsteltesten Figuren verschnitten wurden; in dem Garten seiner Julie schuf seine Phantasie ein Elysium, wo alle Schnörkel der Gartenkunst, selbst alle fremdländischen Bäume und Blumen verbannt sind; gefüllte Kosen verdirft er als verstümmelte Monstra; selbst die gepfropften Obstbäume sind ihm widernatürlich; nur die Bäume der heimathlichen Gebirgswälder, die Blumen des Feldes und der Matten sollten in ungehemmter Freiheit ihre natürliche Anmuth entfalten.¹⁾ Als Rousseau dann 1766 in England die großen Gartenanlagen des Abels kennen lernte, in denen dieses Ideal seine Verwirklichung zu finden schien, wurde er ein begeisterter Apostel des englischen Naturparks; und wenn zuerst seit 1770 in Frankreich, dann aber auch in Deutschland und der ganzen übrigen Welt, an Stelle der altfranzösischen die modernen Landschaftsgärten getreten sind, so ist dies nicht zum kleinsten Theil der enthusiastischen Propaganda zu verdanken, die Rousseau als der Erste für das Walten der freien Natur auch in den Gartenanlagen gemacht hat.²⁾ Laine urtheilt mit Recht von Rousseau: „er habe den Anblick des Sonnenaufgangs den Leuten aufgeschlossen, die nie vor Mittag aufgestanden waren, die Landschaft den Augen, die nur auf Paläste und Salons sich gerichtet hatten, den Naturpark der Gesellschaft, die immer nur zwischen geschorenen Heckenwänden und geradlinigten Rasenstreifen gewandelt war.“

Rousseau's Naturschwärmerei, sein „s'énivrer des charmes de la nature“, brachte bereits den Knaben in jene Katastrophe, die verhängnißvoll sein ganzes Leben bestimmte. Es war ein Sonntag des Jahres 1728, da er, in gewohnter Weise in der Landschaft umherstreifend, sich weiter als sonst von seiner Vaterstadt Genf entfernt hatte: „vor mir waren Gefilde, Bäume, Blumen; dieser schöne See, diese Hügelgelände, diese Hochgebirge entfalteten sich majestätisch vor meinen Augen. Ich weidete mich an dem schönen Schauspiel, da die Sonne zur Küste ging. Endlich bemerkte ich es, aber zu spät — die Thore der Stadt waren geschlossen.“³⁾ — Es war das dritte Mal, daß ihm dies passirte; die beiden

¹⁾ Les végétaux dans nos bois et nos montagnes sont encor tels qu'ils sortirent originairement de la main (de Dieu) et c'est là que j'aime à étudier la nature et je vous avoue que je ne sens plus le même charme à herboriser dans un jardin. Brief an die Herzogin von Portland 16. Febr. 1767. Daß die Pflanzen in der Berührung mit den Menschen eben so verdorben würden, wie diese selbst, war Rousseau's fixe Idee: Je n'eus jamais du gout pour les plantes étrangères qu'on ne trouve parmi nous qu'en exil et dénaturées dans les jardins des curieux. Brief an Madame de Portland 11. Juli 1776.

²⁾ J'ai été le premier en terre ferme à célébrer et faire connaître les jardins anglais . . . Brief von Jean Jacques an die Herzogin von Portland, Paris, 17. April 1772.

³⁾ Rousseau, Œuvres XII. 358. Uebersetzung nach Janfen p. 33.

früheren Male hatten ihm harte Züchtigung von seinem Lehrmeister, bei dem er die Gravirkunst erlernen sollte, zugezogen; diesmal wollte er es nicht mehr darauf ankommen lassen; er entfloh in das benachbarte Gebiet von Savoyen. Calvinistische Ueberläufer wurden dort von der katholischen Propaganda mit offenen Armen aufgenommen; der junge Rousseau wurde vorläufig bei Frau v. Warens in Annecy untergebracht, dann in einem Kloster in Turin zur Convertirung vorbereitet; bald darauf wurde der sechzehnjährige Knabe in S. Spirito in den Schoß der katholischen Kirche feierlich aufgenommen. Durch den Uebertritt hatte Rousseau sein Genfer Bürgerrecht verloren, die gehoffte Versorgung aber nicht erhalten; nachdem er vier Jahre hindurch abenteuernd in der Schweiz und Südfraukreich umhergeschweift, kehrte er zu Frau v. Warens zurück, die inzwischen ihren Wohnsitz nach Chambery, der Hauptstadt von Savoyen, verlegt hatte. Frau v. Warens war als ganz junge Frau in einer leichtsinnigen Stunde ihrem Gatten in Bevey entlaufen, in der Nacht quer über den See nach Evian gefahren, hatte sich hier dem König Victor Amadeus von Sardinien zu Füßen geworfen, und von ihm nach ihrem Uebertritt zum Katholicismus eine Pension von 2000 Francs erhalten. Rousseau's Mutter war gleich nach seiner Geburt gestorben; dem verlassenen Knaben ersetzte nun Frau v. Warens die Mutter; sie ließ sich seine Erziehung angelegen sein; als er zum Jüngling heranreifte, wurde sie ihm eine Geliebte, deren Amuth, Bildung und Herzengüte seine schwärmerische Verehrung fesselten. Acht Jahre verweilte er in ihrem Hause, im Winter in der Stadt, im Sommer auf einem Landsitz, Les Charmettes, ganz in der Nähe; es war die glücklichste Zeit seines Lebens. Bei Frau v. Warens trat Rousseau auch zum ersten Male der Botanik näher, freilich in wenig sympathischer Gestalt. Unter Botanik verstand man damals die Kenntniß gewisser Kräuter, aus denen die Apotheker ihre Tränke brauten; außerdem vererbten sich in den Familien geheime Recepte zur Bereitung eines besonders heilsamen Kräuterthees, und auch die Klöster waren im Besiz von Geheimmitteln, die sie in Gestalt von Liqueuren, Balsamen und Elixiren aus allerhand Pflanzen zu bereiten verstanden.

Auch Frau v. Warens betrieb in Chambery ein Geschäft mit heilsamen Alpenkräutern und medicinischen Geheimmitteln; sie hatte einen jungen Landsmann zum Kammerdiener, der ursprünglich Herborist, oder wie wir in Deutschland sagen, medicinischer Laborant gewesen, und das Recept zur Bereitung des berühmten Schweizer Thees besaß; er war dann, wie sie selbst, nach Savoyen geflüchtet und convertirt; mit seiner Hilfe legte sie in ihrem Hause ein Laboratorium und einen kleinen Garten mit Arzneipflanzen an; sie betrieb selbst mit Eifer den Plan, in Chambery eine medicinische Schule mit einem botanischen Garten ins Leben zu rufen, an dem ihr Schülking als Professor, oder wie man damals sagte, als Demonstrator angestellt werden sollte; nur der frühe Tod des jungen Mannes an einer Lungenentzündung, die er sich auf einer Excursion ins hohe Gebirge beim Sammeln des bekannten „Zva“ geholt, verhinderte die Ausführung. Für Rousseau war es ein widerwärtiger Gedanke, daß die blühenden Kinder der Natur, die er so schwärmerisch liebte, zu nichts Besserem gebraucht wurden, als im Mörser zerstampft oder in Töpfen und Retorten ausgekocht zu

werden. Er behielt sein Leben lang einen Widerwillen gegen die „Apothekerwissenschaft“ und ließ an ihr seinen Spott aus, wie ihn zweitausend Jahre vorher in Athen der Begründer der wissenschaftlichen Botanik, Theophrastos, über die Wurzelgräber und Kräuterhändler seiner Zeit ausgesprochen hatte.¹⁾

Dennoch waren die Anregungen, die Rousseau im Laboratorium der Frau v. Warens und beim Kräutersammeln im Gebirge erhalten, nicht verloren. Im Jahre 1762, als Rousseau bereits tiefer in den Geist der wissenschaftlichen Botanik eingedrungen war, unternahm er mit seinem Freunde Dupeyron, dem Erbauer des reizenden Rococohôtel in Neuchâtel, das die Stadt jetzt in ein Museum umgewandelt hat, eine botanische Excursion auf einen ausichtsreichen Berg bei Creffier zwischen Neuchâtel und Bieler See. Im Gebüsch umhersehend, stößt Rousseau plötzlich einen Freudenschrei aus: „Ah voilà de la pervenche.“ Ahtzehn Jahre waren vergangen seit dem Tage, wo er zum ersten Male mit Frau v. Warens von Chambéry nach den Charmettes gezogen; sie in der Sänfte, er neben ihr zu Fuß; da die Träger auf der steilen Straße ermüdeten, war sie ausgestiegen, den Rest des Weges zu Fuß zu machen; da erblickte sie im Gebüsch eine himmelblaue Blume, die aus dunklen Laubblättern hervorschaute; es war ein Immergrün, *Vinca minor*, das auch in unsern Laubwäldern, wenn gleich selten blühend, angetroffen wird; sie zeigte die Blume Rousseau: „Ah! voilà de la pervenche encore en fleurs!“ Damals hatte Rousseau die Pervenche kaum beachtet; seit jener Zeit hatte er sie nicht wiedergesehen; nun erweckte der Anblick mit einem Mal all die vergessenen Erinnerungen an die kurzen, aber glücklichen Momente seines Lebens — die einzigen, wie er klagt, wo er das Recht hatte, zu sagen: „auch ich habe gelebt.“

Rousseau hat die Pervenche berühmt gemacht; als die Geschichte in den „Confessions“ im Druck erschien, drängten sich die Pariser nach dem Jardin des Plantes, oder wie er damals hieß: dem Jardin du Roy; alle Welt wollte die blaue Blume der Liebeserinnerung bewundern. Dante sagt:

. . . nessun maggior dolore
Che il ricordarsi del tempo felice
Nella miseria

Rousseau mußte die Erinnerung an sein verlorenes Glück um so schmerzvoller empfinden, als er sich gerade damals in höchstem Maße unglücklich fühlte. In der Waldeinsamkeit der Einsiedelei von Montmorency waren seine socialpolitischen Ideen gereift, der Liebesroman mit der Gräfin Houdetot hatte seine Phantasie befruchtet; er konnte nun mit einer ganzen Reihe hochbedeutender Werke ans Licht treten; 1761 erschien „Die neue Heloise“, das Jahr darauf der „Contrat social“ und „Emile“. Nun breitete sein Ruhm sich über ganz Europa aus, aber noch lauterer Geschrei erhoben seine literarischen, seine politischen und clerikalen Feinde; das Pariser Parlament ließ sofort den „Emile“ durch den Hentzer

¹⁾ In der 7. Promenade (*Rêveries du promeneur solitaire*) beklagt Rousseau „l'habitude de ne chercher dans les plantes que de drogues et des remèdes. Theophraste s'y était pris autrement, et l'on peut regarder ce philosophe comme le seul botaniste de l'antiquité; aussi n'est il presque point connu parmi nous, grâce à un certain Dioscoride, grand compilateur des recettes, et à ses commentateurs . . .“

verbrennen und bedrohte den Verfasser mit der Einkerkung. Rousseau flüchtete nach der Schweiz; aber auch der Rath von Genf, wo er 1752 durch Rücktritt zur protestantischen Kirche sein Bürgerrecht wieder geltend gemacht hatte, befahl die Verbrennung der Rousseau'schen Schriften; der Canton Bern, zu dem Waadtland gehörte, versagte dem Geächteten ein Asyl; da bot Friedrich der Große durch den Gouverneur von Neuchâtel, Lord Marishal, den Bruder seines bei Hochkirch gefallenen Generals und Freundes Keith, seinen Schutz an¹⁾. Rousseau ließ sich in Folge dessen im Neuchâtelers Jura, in Motiers-Travers, einem Uhrmacherdorfe des romantischen Val de Travers, nieder, wo eine entfernte Verwandte, Frau Boy de la Tour, die an einen Schweizer Kaufmann in Lyon verheirathet war, ein Landhaus zur Sommerfrische besaß. Von hier aus erließ er 1764 seine berühmten Briefe vom Verge, wo er gegenüber seinen geistlichen Verfolgern, dem Erzbischof von Paris und dem Consistorium von Genf, die Sache der Glaubensfreiheit auf den Schild hob. Diese rächten sich, indem sie den Pöbel des Dorfes gegen Rousseau hezten; sein Haus wurde von den wüthenden Bauern mit Steinen beworfen; er selbst flüchtete im September 1765 bei Nacht und Nebel; erst auf der Petersinsel, die inmitten des Bieler Sees ihr waldiges Haupt erhebt, fand er auf kurze Zeit ein Asyl. Doch auch hier wollte der orthodoxe Rath von Bern Rousseau nicht dulden; in der Schweiz war nun seines Bleibens nicht mehr; er floh nach Straßburg, unschlüssig, ob er der Einladung Friedrich's des Großen nach Potsdam Folge leisten solle. Doch das freie England schien ihm eine sicherere Zufluchtsstätte; er nahm die durch den schottischen Philosophen und Geschichtschreiber, David Hume, angebotene Gastfreundschaft an und siedelte im März 1766 nach Broomton-Hall in Derbyshire über. In der steten Aufregung begann das Gemüth des gehezten Mannes sich zu verdüstern; die Ueberreizung seiner leicht erregbaren Phantasie schuf beängstigende Wahnvorstellungen; überall erblickte er grimmige Feinde, die sich zu seinem Untergang verschworen; selbst hinter den Liebesbeweisen, mit denen ihn die Bewunderer seiner Schriften überhäuften, witterte er Verrath; der Selbstmord erschien ihm als die einzige Erlösung; er fühlte sich grenzenlos elend. Da suchte er aus der verrotteten Gesellschaft Zuflucht bei der reinen Natur, von den Menschen rettete er sich zu den Pflanzen. Er hatte sie immer geliebt; nun bemühte er sich um ihre vertraute Bekanntschaft. Aber diese ist dem ungeschulten Dilettanten nicht leicht gemacht; selbst um ihren bloßen Namen zu erfahren, bedarf es auch hier der Vorstellung und Einführung durch einen Freund oder Lehrer, der sie schon früher kennen gelernt. Aber Rousseau läßt sich nicht abschrecken; ein pflanzenkundiger Arzt aus Neuchâtel, Dr. d'Ivernois, mit dem er in Motiers sich befreundete, gibt ihm die erste „teinture de botanique“; er selbst spart weder Mühe noch Kosten, um in den Besitz aller botanischen Bücher zu kommen, die nur irgend erreichbar sind; er scheut selbst nicht vor dem Ankauf der theuersten Kupferwerke, in denen seine Lieblinge abgebildet sind; mit Hilfe der Porträts hofft er die Originale wieder zu erkennen. Bald nimmt er wahr, daß er in seinem Zeitgenossen Linné den einzigen zuverlässigen Führer im Labyrinth der Flora besitze. Bis auf Linné's

¹⁾ Vergl. Du Bois-Reymond, Friedrich II. und Rousseau, „Deutsche Rundschau“, 1879, Bd. XIX, S. 241 ff.

Zeit herrschte in der Botanik eine babylonische Sprachverwirrung; eine und dieselbe Pflanze wurde von dem Einen so, von dem Andern anders, von einem Dritten und Vierten wieder anders benannt; zwei entfernt wohnende Pflanzenfreunde konnten sich nur verständigen, wenn sie jeder Blume eine lauge Personalbeschreibung zufügten. Hier trat Linné als Dictator auf; in dieser Anarchie schaffte er mit einem Male Gesetz und Ordnung. Jede Pflanze sollte fortan nur einen Doppelnamen führen, den Geschlechtsnamen, den sie mit allen Geschlechtsgenossen theilt, und den Eigennamen, der ihr eigenthümlich zukommt. Für die Pflanzen, die Linné bereits kannte, sollten nur diejenigen Namen gesetzliche Gültigkeit haben, die er selbst ihnen gegeben; die später entdeckten sollten fortan den Namen führen, den der erste Entdecker ihnen verleihen würde, und Niemand sollte das Recht zustehen, denselben zu vertauschen oder auch nur zu verändern. Damit aber die Pflanzen in Zukunft auch von solchen erkannt und benannt werden können, die sie noch nie gesehen, fügte Linné einer jeden ein kurzes Signalement, eine Phrase oder Diagnose bei — eine Zusammenfassung der besonderen Merkmale, durch die sie sich von den übrigen unterscheidet: möglichst wenig Worte, aber scharfe und klare Begriffe. Und gleichwie in einer Armee von Hunderttausenden der einzelne Mann leicht aufzufinden ist, wenn man sein Corpz, sein Regiment, seine Compagnie kennt, so ordnete Linné auch das Heer der Pflanzen in ein System; er vertheilte dieselben in Classen, Ordnungen und Gattungen, stellte deren Abzeichen und Unterscheidungsmerkmale fest, und machte es nunmehr möglich, für jede unbekannte Pflanze in Kürze den richtigen Namen aufzufinden, oder, wie der Schlußausdruck lautet, sie zu bestimmen.

Gleich bei seinem Auftreten wurde Linné als der große Reformator der Botanik von den Pflanzenfreunden aller Völker mit Bewunderung anerkannt; nur die Franzosen sträubten sich dagegen, daß ein Schwede ihnen Gesetze vorschreiben solle. Rousseau trat mit Begeisterung für Linné ein, und bekämpfte den nationalen Dünkel mit schneidiger Verebfsamkeit.

Je mehr Pflanzen Rousseau kennen lernt, desto mehr fesseln sie ihn; alles Andere läßt er ruhen; den Tag über wandert er unverdrossen über Berge und Thäler, durch Wald und Wiesen, um Pflanzen zu suchen, meist allein, manchmal auch in Gesellschaft erfahrener Freunde und Pflanzentenner in mehrtägigen, länger vorbereiteten Excursionen. Die gesammelten Pflanzensätze werden zu Haus sorgfältig eingelegt, in einem Herbarium mit künstlerischem Verständniß aufgehängt, und nach Linné's System geordnet. Wer ihm jetzt eine Freude machen will, der sendet ihm Beiträge für sein Herbar. Frau Julie von Bondeli, die Berner Freundin Wieland's, hatte Rousseau auf der Petersinsel mit einer Sammlung getrockneter Alpenpflanzen beschenkt; sie berichtet darüber: „Meine Pflanzen sind ihm ein Trost in seinem Kummer; er zeigt sie Jedem als das Schönste auf der Welt.“

Rasch wachsen seine botanischen Kenntnisse; bald genießt er die Freude, eine seltene Pflanze an einem neuen Fundort zu entdecken, wo sie die Männer von Fach übersehen hatten; schon wagt er sich an die schwierigsten Geschlechter der Gräser und Niedgräser, er vertieft sich mit Vorliebe in die Farne, die Flechten und die Moose. Nur von den Pflanzen der Gärten und Treibhäuser will er nichts

wissen, nicht einmal die Namen mag er im Gedächtniß behalten. Bei den wildwachsenden aber begnügt er sich nicht mehr mit der Kenntniß ihrer Namen; er schafft sich Mikroskop und Lupe an, um sie ins Einzelne zu zergliedern; es beglückt ihn, die hohe Zweckmäßigkeit zu ergründen, mit der die Natur die Vereinigung der Geschlechter in den Blumen anstrebt, oder die Insecten zu ihrem Besuch einladet.

Und siehe da! Bald stellt sich heraus, daß den Pflanzen doch eine wunderbare Heilkraft innewohnt: freilich in ganz anderem Sinne, als sie die Kräuterküche der Frau von Warens ausbeuten wollte. Während er sich immer tiefer in die Welt der Blumen versenkt, zieht leise der Friebe in sein verbittertes Gemüth; die Nebel des Verfolgungswahns lichten sich von Zeit zu Zeit; er wird wieder fähig, mit Menschen zu verkehren; wenn er sich mit den Pflanzen beschäftigt, genießt er wieder glückliche Augenblicke; „tant que j'herborise, je ne suis pas malheureux.“

Ganz freilich verläßt ihn der Dämon nicht mehr; nur zu oft schlägt er seine schwarzen Fittige um die geängstigte Seele. Nicht lange duldet es ihn in Wootton-Hall; nach ein paar Monaten kehrt er, im Frühjahr 1767, zurück nach Frankreich, wo man den Haftbefehl des Parlaments nicht in Wirksamkeit setzt, aber auch nicht zurücknimmt, das Damoklesschwert über seinem Kopfe schweben läßt. Unstät durchwandert er unter falschem Namen drei Jahre hindurch das Land, immer botanisirend; eine Zeitlang verweilt er in größeren Städten, Grenoble, Chambery, Lyon, im Verkehr mit pflanzenkundigen Freunden; bald zieht er sich in kleine Orte zurück; zumeist ist er Gast auf den Schlössern des hohen Adels, der den weltberühmten Philosophen gern unter seinen Schutz nimmt.

In diesen drei Jahren hatte sich die Liebe zu den Pflanzen zur dominirenden Leidenschaft gesteigert; war doch die Welt der Blumen das einzige Asyl, wo die Fürten des Verfolgungswahns ihm nicht nahe zu kommen wagten. Jetzt unterhielt er den ausgebreitetsten botanischen Briefwechsel; selbst der große Linné gehörte zu seinen Correspondenten; die richtige Bestimmung einer *Gentiana* (*Cicendia*) *filiformis* oder des *Seseli Halleri* lag ihm jetzt mehr am Herzen, als die Ausarbeitung einer neuen Verfassung für die Republik Polen oder für die Insel Corsica; sein Herbarium war durch unermüdliches Durchstöbern der durchwanderten Landschaften (*la longue habitude de fureter les campagnes*) zu mehr als 2000 Arten herangewachsen; „Heu war seine einzige Nahrung; Botanik seine einzige Beschäftigung geworden“.

III.

Bei Rousseau's kranker Gemüthsanlage konnte ein Rückschlag nicht lange ausbleiben; während seines unstätten Nomadenlebens brachte ihm schon der Transport seines Gepäcks, von dem der immer mächtiger anschwellende botanische Hausrath am meisten ins Gewicht fiel, unaufhörliche Verlegenheit und unerschwingliche Kosten; und als er im Juni 1770 zu dauermendem Aufenthalt nach Paris in die bescheidene Wohnung au 4^m der Rue Patrière, gegenüber dem Hôtel de la Poste, übersiedelte, die seitdem in die Rue Jean Jacques Rousseau umgetauft worden ist, sagte er den Entschluß, sich desselben ganz zu entledigen.

Die kostbare Bibliothek und das reiche Herbar wurden den Freunden zum Kauf angeboten und schließlich (1775) an einen Engländer verkauft. Rousseau meinte: „wem einmal die Augen geöffnet seien für die Herrlichkeiten der Pflanzentwelt, der bedürfe nicht vieler Bücher, um ihre Schönheit zu bewundern; nur ein Buch müsse er unablässig studiren, das Buch der Natur.“

Anmittelbar nach seiner Ankunft war begreiflicher Weise Jean Jacques, der anders dachte, anders handelte, sich anders kleidete als die übrige Welt, der Löwe der Pariser Gesellschaft geworden; die vielen Einladungen, mit denen sie ihn überhäufte, raubten ihm noch den Rest der Muße, die ihm seine eigentliche Beschäftigung und Erwerbsquelle, das Notencopiren, übrig ließ. Auch hielt sich Rousseau jetzt schon für zu alt zum Botaniker; „die Beine taugten nicht mehr für die großen Herborisationen; er müsse sich fortan mit den kleinen Promenaden begnügen, die die Begehrlichkeit des Botanophilen nicht zufrieden stellen, und sich mit dem Anblick der gemeinen Pflanzen bescheiden, denen er bei seinen einsamen Spaziergängen in der Umgegend von Paris begegnen würde“. Eine Zeit lang, in den Jahren 1772—73, trägt Rousseau sich ganz ernstlich mit dem Gedanken, da das Notenabschreiben nicht lucrativ genug sei, Herbarien für Liebhaber zu öffentlichem Verkauf anzufertigen; wenn diese auch nur die gewöhnlichen Pflanzen der Pariser Flora enthielten, so würden sie bei zierlicher Ausstattung den Sinn für Botanik in weitere Kreise tragen. Doch bald findet er, daß seine Kräfte für ein solches Unternehmen nicht mehr ausreichen. Statt die Blumen im Herbarium einzulegen, sammelt er nun ihre Früchte und Samen, und bei dem Eifer, mit dem er die neue Passion betreibt und alle seine Freunde zu Beiträgen anfeuert, hat er es bald wieder zu einer großen Collection gebracht, zu nicht geringem Verdruß seiner Therese, die den beschränkten Raum ihrer Wohnung von allerlei Packeten, Cartons und Kisten in Beschlag genommen sieht.

Hatte Rousseau schon am 26. Januar 1770 von Schloß Monquin (Dauphiné) an seinen Lyoner Freund De la Tourette geschrieben: „c'est fait pour moi de la botanique“, so kehrt diese Klage noch verstärkt aus allen Pariser Briefen wieder. In Wirklichkeit hatte ihn die Botanik viel zu sehr beglückt, als daß er ihr je wieder hätte entsagen können. Als ihm Herr De la Tourette von den seltenen Pflanzen berichtet, die er im Sommer 1771 auf dem Mont Pilat¹⁾ gesammelt, schreibt ihm Rousseau in Erinnerung der Besteigung, die er selbst zwei Jahre vorher botanisirend unternommen (25. Januar 1772): „Die Einzelheiten Ihrer Herborisation und Ihrer Funde haben mein Herz vor Entzücken klopfen gemacht; mir war, als wanderte ich an Ihrer Seite und theilte Ihre Freuden, diese so reinen, so süßen Freuden, für die doch so wenige Menschen Verständniß haben, und deren noch weniger würdig scheinen. Nie werde ich diesen köstlichen Genuß aufgeben; er wirkt einen immer neuen Reiz auf mein einsames Leben. Ich gebe

¹⁾ Der Mont Pilat (Rousseau schreibt Pila) liegt etwa 20 Kilom. südwestlich von Wienne und ist 1434 m hoch; Rousseau beklagt, daß er bei seiner Besteigung nur 2—3 Pflanzen gefunden, die ihm besonderes Vergnügen gemacht, vor Allem *Sonchus alpinus*, „der fünf Fuß hoch, von wunderbarem Wuchs und Belaubung, von solcher Pracht der schönen großen blauen Blüten, daß er wohl verdiente, in die Gärten aufgenommen zu werden“ Brief an De la Tourette vom 17. December 1769.

mich ihm hin, ganz allein, ohne Erfolg, ohne Fortschritt, fast ohne Mittheilung, aber jeden Tag mehr davon überzeugt, daß die der Naturbetrachtung geweihten Stunden die glücklichsten Momente des Lebens sind, wo man sich selbst am köstlichsten genießt."

Von Zeit zu Zeit besucht Rousseau den Jardin du Roy, bei dessen Gelehrten er die freundlichste Aufnahme und Förderung findet; er folgt einer Einladung zum Besuch des Gartens von Klein-Trianon bei Versailles, „der bei Weitem reicher ist, als der des Königs in Paris“, denn er enthielt Gewächshäuser voll Seltenheiten, und in einer „école de botanique“ hatte bereits 1758 Bernard de Jussieu die Gewächse des freien Landes nach einem neuen natürlichen System anpflanzen lassen. Wenige Wochen nach seiner Ankunft in Paris, am 26. Juli 1770, nimmt Rousseau noch an einer botanischen Excursion Theil, die Bernard de Jussieu, inzwischen längst Professor am Pariser botanischen Garten geworden, mit den Studenten nach Meudon unternimmt; aber der Trubel schreckt ihn ab, und er hätte sich nicht wieder betheiliget, auch wenn es nicht der letzte Ausflug des alten Herrn gewesen wäre, der bald darauf sein Amt an seinen zweiundzwanzigjährigen Neffen, Antoine Laurent de Jussieu, abtrat. Dagegen begleitet Rousseau diesen im folgenden Sommer mit dem ganzen Schwarm des botanischen Gartens (la caterve du jardin du Roy) nach Montmorency: zwei Stunden lang wird am Ufer des Sees in brennender Sonnengluth vergeblich nach einer seltenen Wasserpflanze, *Plantago monanthos* (*Litorella lacustris* L.) gesucht, die Rousseau seinem Freunde De la Tourette versprochen hatte.

Indeß, je länger Rousseau in Paris weilte, desto trostloser breitete sich um ihn die Vereinsamung. Alle Freunde hatte er, einen nach dem anderen, von sich gestoßen; seit 1773 hatte er auch den botanischen Briefwechsel, der ihm so manche erfreuliche Anregung gegeben, abgebrochen; Briefe in unbekannter Handschrift nahm er überhaupt nicht mehr an. Seine Menschenfurcht hatte sich in bitteren Menschenhaß ausgebildet; sein einziges Sinnen und Trachten ging dahin, die schwarzen Complotte seiner Feinde zu entlarven und vor Mit- und Nachwelt zur Rechenschaft zu ziehen; es schien, als werde sein Gemüth rettungslos dem Zerstörn verfallen¹⁾. Da — in seinem letzten Lebensjahre — lüchtete sich noch einmal die finstere Wolke des Wahns; kurz vor dem Scheiden leuchtete die Sonne seines Geistes in altem Glanze noch einmal. Auch diesmal waren es die Pflanzen und ihre Wissenschaft, von denen ihm die Erlösung kam; „sie sollten ihm beistehen, auf daß keine Hefe des Hasses und der Rache in seiner Seele aufgebe; ja, sie allein sollten ihn rächen an seinen Verfolgern; denn er könnte sie nicht grausamer strafen, als wenn er ihnen zum Troste glücklich werde“.

1) Vergl. Rousseau's meisterhafte Charakteristik in Child Harold III. 76—82:

His life was one long war with self-sought foes
Or friends by him self-banished; for his mind
Had grown suspicion's sanctuary, and chose
For its own cruel sacrifice the kind,

'Gainst whom he raged with fury strange and blind . . .

But he was phrensied by disease or woe

To that worst pitch of all which bears a reasoning show.



Um diese Zeit schreibt Rousseau von sich selbst mit leiser Selbstherrlichkeit „Voll 65 Jahr alt, nachdem ich den Rest meines schwachen Gedächtnisses verloren, ohne Kräfte, ohne Führer, ohne Bücher, ohne Garten, ohne Herbar, fühle ich mich mit einem Male von der Leidenschaft für Botanik ergriffen, mit weit größerem Feuer, als das erste Mal. Nun beschäftige ich mich ernstlich mit dem Project, Murray's *Regnum vegetabile* auswendig zu lernen, um alle Pflanzen der Welt zu kennen. Ich bin nicht mehr in der Lage, mir wieder botanische Bücher zu kaufen; darum habe ich mir vorgenommen, die mir geliebten abzuschreiben, und mir ein Herbar anzulegen, das noch reicher werden soll, als das erste, in dem alle Pflanzen des Meeres und der Alpen und alle Bäume beider Indien Platz finden sollen! Vorläufig beginne ich auf gut Glück mit Gauchheil, Boretsch, Kerkel und Kreuzkraut. Ich botanisire kunstgemäß rings um den Käfig meiner Vögel, und wenn ich ein neues Grashälmschen gefunden, sage ich zu mir mit Stolz: sieh! wieder eine Pflanze mehr!“

Um sein neues Herbarium zu bereichern, nimmt Rousseau seine botanischen Wanderungen wieder auf; Tag für Tag zieht er hinaus ins Freie von 9 bis 12 Uhr, zuweilen bis 1; dann wieder am Nachmittag bis zur Dunkelheit¹⁾; den Morgen und Abend verbringt er mit dem Ordnen des Herbars, mit dem Einlegen und Trocknen seiner Pflanzen; er bringt es hierin zu einer Sauberkeit und Eleganz, wie kein Botaniker vor ihm, so daß seine getrockneten Exemplare mit künstlerischen Abbildungen wetteifern können. Dieses Herbar, mit dem auch die zurückgebliebenen Doubletten seiner früheren Sammlungen und die Gaben seiner botanischen Freunde vereinigt werden, beglückt ihn vor Allem durch die Kette der Ideenassociationen, die sich an dasselbe knüpfen. Ein Jahr vor seinem Tode schreibt er über dasselbe: „Alle Eindrücke der verschiedenen Dertlichkeiten und Gegenstände, die ich bei meinen botanischen Wanderungen empfangen habe, die Ideen, die sie in mir erweckten — alles dies erneut sich in meiner Seele bei dem Anblick der Pflanzen, die ich an jenen Orten gesammelt. Ich werde sie nicht wiedersehen, diese schönen Landschaften, diese Wälder, Seen, Gebüsche, diese Felsen, diese Berge, deren Anblick stets mein Herz ergriffen. Aber ich brauche nur mein Herbar aufzuschlagen, und sofort bin ich wieder dorthin versetzt. Dies Herbar ist für mich ein Tagebuch meiner Wanderungen; mit ihm unternehme ich dieselben immer wieder mit frischem Genuß. In meiner Phantasie erscheinen dann alle die Bilder wieder, die mich am meisten beglücken: die Wiesen, die Wälder, die Seen, die Einsamkeit, der Frieden vor Allem und die Ruhe, die ich in ihrer Mitte gefunden.“

Freilich, die Pflanzen sind es nicht allein, die Rousseau's Seele bei seinen

¹⁾ Rousseau gibt eine reizende Beschreibung von einer am 24. Oct. 1776 unternommenen botanischen Wanderung über die Boulevards und die Rue du Chemin vert auf die Höhen von Ménil-Montant, wo jetzt die Todtenstadt des Père la Chaise sich erhebt; dann auf Pfaden quer über Weinberge und Wiesen bis nach Charonne, und auf einem Umwege über die nämlichen Wiesen zurück. Er hat das Glück, zwei sonst um Paris seltene Pflanzen in Menge zu finden, *Picris hieracioides* und *Bupleurum falcatum*, und zuletzt eine für hochgelegenes Land noch seltener Wasserpflanze, *Cerastium (Malachium) aquaticum* . . . *Réveries du promeneur solitaire*, 2^{me} promenade.

einsamen Spaziergängen beschäftigen. Er war von Kindheit auf ein Träumer gewesen, der mehr in einer eingebildeten, als in der wirklichen Welt lebte. Jetzt wo seine Seele todt ist für alle großen Leidenschaften, wo der Tumult des socialen Lebens, wo alle Ideen zur Umgestaltung der menschlichen Gesellschaft hinter ihm liegen, überläßt er sich, während er ziellos in der Landschaft umherstreift, dem freien Spiel seiner immer regen Einbildungskraft. Und da er ein wahrer Dichter ist, findet er für seine Träumereien, für die Réverie, um seinen eigenen Ausdruck, dem kein deutscher ganz entspricht, zu gebrauchen, Worte voll ergreifender Poesie, die bald an die Monologe des Faust, bald an die weltentrückten Extasen orientalischer oder mittelalterlicher Mystiker erinnern.

In der siebenten „Réverie“ schreibt Rousseau: „Ich habe früher viel und tief gedacht; aber das Denken war mir immer eine peinliche und reizlose Anstrengung; das Denken ermattet mich und macht mich traurig; ich habe es aufgegeben, um meine Schmerzen nicht aufzuwählen. Die Réverie erquickt und erheitert meine Seele; auf den Flügeln der Phantasie schweift sie durch das All in unaussprechlicher Verzückung, der keine andere Wonne gleichkommt; sie verliert sich in seliger Trunkenheit in der Harmonie des schönen Weltsystems. Alle Einzelbilde entschwimmen ihr; sie genießt die höchste Wonne, hinzuschmelzen, sich eins zu wissen mit der Natur. Dann wieder haften die Augen gern an den anmuthigsten Eindrücken der Umgebung: glänzende Blumen, frische Bäche, kühler Waldschatten, Laubgrün! Die Pflanzen sind verschwenderisch über die Erde verstreut, wie die Sterne am Himmel; aber die Sterne sind fern, die Pflanzen wachsen zu meinen Füßen, gewissermaßen in meine Hände. Angezogen von diesen lachenden Bildern, fange ich an, sie zu betrachten, sie zu beobachten, sie zu vergleichen; ich lerne sie classificiren und so werde ich Botaniker, weil ich das Bedürfniß empfinde, die Natur zu studiren, damit ich ohn' Unterlaß neue Gründe entdecke, sie zu lieben. . .“

Aber die schönste der Réverien ist die fünfte mit der Schilderung des Aufenthalts auf der Petersinsel im Bieler See, wo Rousseau nach der „Steinigung von Motiers-Traversé“ zwei Monate des Friedens und Glückes verlebte — eine hochpoetische Robinsonade voll köstlicher Landschaftsbilder. Die Insel, nur von der Familie des Berner Schaffner bewohnt, ist wie geschaffen für einen einsiedlerischen Träumer, der es liebt, sich in vollen Zügen zu berauschen an den Reizen einer herrlichen Natur, und an jener Stille sich zu erquickeln, die nur von dem Schrei der Adler, dem Zwitschern einiger Vögel und dem Donner der vom Berg in den See sich stürzenden Wildbäche unterbrochen wird. Schon das machte Rousseau glücklich, daß er seine Bücher unausgepackt ließ, und daß er kein Schreibzeug besaß. Hier konnte er die ganze Süßigkeit des *dolce farniente* auskosten: „ich wollte keine Arbeit: ich bedurfte nur eine Beschäftigung, die mir Vergnügen bereitere, und nur so viele Mühe verursachte, als sie eben ein Fauler sich machen mag.“ So beschäftigte er sich mit einer „*Flora petroinsularis*“; er wollte alle Pflanzen der Insel ins Einzelne beschreiben, jedes Gras der Wiese, jede Flechte der Felsen; kein Härchen wollte er unbeschrieben lassen. Jeden Morgen machte er sich auf mit der Lupe und Linné's Systema Naturae, um einen andern Theil der Insel, die er sich dazu in kleine Quadrate getheilt hatte, abzusuchen. Die tausendfältigen Spiele in der Fortpflanzung der Blumen, die er

jetzt zum ersten Male beobachtete, die Unterscheidung der Gattungsmerkmale, von denen er vorher keine Idee gehabt hatte, und die er nun an den gemeinsten Pflanzen ausprobt, versetzen ihn in Entzücken und Ekstase. Dann nach Tisch auf dem See, lang ausgestreckt im Boote, läßt er sich von den Wellen schaukeln, die Augen gen Himmel gerichtet, stundenlang, in wonniger Träumerei ohne bestimmten Gegenstand, aber unendlich süßer, als alle sogenannten Vergnügungen der Gesellschaft; erst der Sonnenuntergang mahnt ihn zur Rückkehr nach der Insel, von der er oft so weit abgetrieben ist, daß er alle seine Kräfte anstrengen muß, um sie noch vor Nacht zu erreichen. Oder des Abends am See schaut er dem Hin- und Herfluthen der Wellen zu, bis ihn das ewige in kurzen Zwischenräumen anschwellende Rauschen des Wassers in süße Träumerei einwiegt, ein Spiegelbild von dem ewigen Hin- und Herfluthen der irdischen Dinge, das selbst inmitten der lebhaftesten Freuden nur so selten einen Augenblick kommen läßt, wo das Herz sagen möchte: „verweile doch, du bist so schön!“¹⁾ . . . Man glaubt hier nicht die Worte eines Schriftstellers, sondern den Melodienstrom eines Chopin'schen Notturmo oder eines Beethoven'schen Adagio zu vernehmen.

Ende Mai 1778 siedelt Rousseau von Paris nach dem fünf Meilen nördlich von der Stadt belegenen Park von Ermenonville über, wo ihm der Besitzer, Marquis de Girardin ein Asyl bereitet hatte. Der Marquis gehörte zu den angesehensten Repräsentanten des liberalen Adels; er hatte seine Kinder nach Rousseau'schen Grundfähen aufgezogen und betrachtete es als Lebensaufgabe, die Schönheit der Natur in seiner Umgebung zu freier Entfaltung zu bringen; er war nicht nur als Schriftsteller für die Landschaftsgärten nach Rousseau's Ideen eingetreten, sondern er hatte auch seinen Besitz zu Ermenonville in einen der großartigsten Parke umgeschaffen, der eine Fülle abwechslungsvoller Scenerien: Hügel und Felschluchten, Bäche, Flüsse und inselreiche Seen vereinigte. Während Rousseau die älteste Tochter des Hauses im Gesang unterrichtet, macht er in Begleitung des Sohnes Spaziergänge durch den Park und den anstoßenden Wald, um die Flora der Gegend zu erforschen und für sein Herbar einzusammeln; oder auf einer Rasenbank unter einer alten Fichte sitzend, versammelt er die Kinder um sich, die ihm Blumen bringen und sich von ihm die Namen lehren lassen. So hat ihn uns Le Barbier in einem schönen Stiche dargestellt, der dem siebenten Bande seiner gesammelten Werke beigeheftet ist: eine Pflanze in der einen, die Lupe in der anderen Hand, zu seinen Füßen ein Buch mit der Aufschrift „Linnéus“.

Doch nur kurze Zeit genießt Rousseau den Frieden von Ermenonville; am 2. Juli rafft ihn ein Schlaganfall dahin, vierunddreißig Tage nach Voltaire's Tod. Sein Grabmal wurde ihm mitten in dem großen See des Parks auf der Pappelinsel errichtet; von hier ließ der Convent seine Gebeine nach Paris bringen, um sie in den Gruftgewölben des Pantheon neben denen Voltaire's beizusetzen; die

¹⁾ „A peine est-il dans nos plus vives jouissances un instant où le cœur puisse véritablement nous dire: Je voudrais que cet instant durât toujours.“ Réveries, 7^{me} promenade.

Restoration von 1814 ließ Beide wieder entfernen und in eine gemeinsame Kalkgrube werfen.

Sein geliebtes Herbar hatte Rousseau seiner Schülerin, Fräulein von Girardin, vermacht; gegenwärtig befindet sich diese Reliquie in Berlin im botanischen Museum, 11 Quartbände in weißen Pergamentmappen; die Pflanzen, mit schmalen Goldpapierstreifen befestigt und vorzüglich erhalten, das Ganze in einem kleinen, gleichalterigen Spind bewahrt, das an den Seiten die Namen „Emile“ und „Heloise“, vorn aber Rousseau's schönen Wahlspruch trägt:

Vitam impendere vero¹⁾.

IV.

Fragen wir nunmehr, welchen Erfolg hatte Rousseau mit seinen botanischen Studien, denen er so viel Liebe und Zeit geopfert, so müssen wir sagen: er hat sich eine tüchtige Kenntniß der heimischen Flora erworben²⁾, er ist in der Geschichte und Literatur der Botanik gut bewandert, er verbindet in seinen eigenen botanischen Schriften, insbesondere in den „Fragments pour un dictionnaire des termes d'usage en botanique“, richtiges Verständniß der Pflanzen mit ungewöhnlicher Klarheit und Schönheit der Darstellung; aber er ist bis an sein Ende Dilettant geblieben; es war ihm nicht gegeben, die Wissenschaft durch neue Entdeckungen oder durch neue Ideen zu bereichern.

Wenn wir gleichwohl es aussprechen, daß Rousseau's Wirken auch in der Botanik bahnbrechend gewesen, so haben wir seine Bedeutung auf einem anderen Gebiete zu suchen.

Rousseau ist der erste gewesen, der in der Beobachtung der Natur und insbesondere der Pflanzenwelt ein höchwichtiges Bildungselement für die Kindesseele erkannte. Bis dahin hatte Niemand daran gedacht, in der Schule Naturwissenschaft und gar Botanik zu lehren; der rein formale Unterricht beschränkte sich auf Sprachen, Philosophie und Mathematik. Rousseau wies darauf hin, die Erziehung müsse das Kind anleiten, als denkendes und empfindendes Wesen die Natur und die Wunder der Schöpfung zu beobachten; er gab in seinen „Lettres Élémentaires sur la botanique“ goldene Regeln über Ziel und Methode des naturwissenschaftlichen Jugendunterrichts, und zugleich ein mustergültiges Vorbild, wie die Botanik zu einem anziehenden, alle Seelenthätigkeiten entwickelnden und zugleich sittlich bildenden Lehrgegenstand zu gestalten sei.

Als Rousseau in den Jahren 1768 und 1770 sich längere Zeit in Lyon aufhielt, verkehrte er am liebsten in der Villa Boy de la Tour, deren Herrin, weitläufig mit ihm verwandt, ihm das Asyl zu Motiers-Traverser gewährt hatte. Die ältere Tochter begleitete Rousseau oft bei seinen botanischen Excursionen nach den aussichtsreichen Höhen von Fourvières, und zeigte so lebhaftes Interesse für die Pflanzenkunde, daß Rousseau ihr zur Belohnung mit eigener Hand ein Herbar zusammenstellte;

¹⁾ Ueber Rousseau's Herbarium siehe Urban, „Geschichte des botanischen Gartens und des botanischen Museum“ in Eichler, Jahrbücher des botan. Museum in Berlin, Bd. I.

²⁾ „J'ai herborisé assez heureusement durant mes voyages pour prendre une connaissance passable du règne végétal“, Réveries, 7^{me} promenade.

die jüngere Schwester, erst seit kurzer Zeit an den schweizer Kaufmann Delessert aus Coffonay, der sich in Lyon niedergelassen, verheirathet und Mutter eines Töchterchens, zog es vor, sich mit dem Verfasser des „Emile“ über Kindererziehung zu unterhalten, was ihr übrigens im Herzen des Philosophen keineswegs schadete. Als später das Kind schon in seinem fünften Lebensjahre lebhaften Wissenstrieb entwickelte, glaubte sie seine Aufmerksamkeit am besten zu beschäftigen und zu üben, indem sie ihm Blumen zeigte und deren Namen lehrte; nun wandte sie sich an den alten Freund ihres Hauses um Rath, und bat ihn um einen kleinen Katalog der gewöhnlichsten Pflanzen und deren Unterscheidungsmerkmale.

Rousseau geht sofort auf ihre Wünsche ein, er schickt ihr im Zeitraum von zwei- und zwanzig Monaten acht Briefe, in denen er nach einer wohl und lange erworbenen Methode der Mutter Unterweisung gibt, wie sie erst lernend, dann lehrend den Unterricht in der Botanik für ihr Töchterchen fruchtbringend zu leiten habe. Vor allen billigt er ihren Plan; „denn das Studium der Natur reinigt (émousse, entmoost) in jedem Alter den Geist von dem Hange zu frivolen Vergnügungen, beugt dem Tumult der Leidenschaften vor, und gewährt der Seele eine Nahrung, die sie mit dem würdigsten Gegenstände ihrer Betrachtungen erfüllt“. Aber mit dem bloßen Erlernen der Pflanzennamen ist nichts gethan; man kann ein großer Botaniker sein, ohne auch nur eine Pflanze mit Namen zu kennen. Vor allem müssen einige Vorbegriffe über die Organisation der Pflanzen erworben werden, bevor man sich auch nur einige Schritte hinauswagen will in das schönste und reichste der drei Naturreiche. „Il ne s'agit que de commencer par le commencement; après cela on s'avance autant qu'on veut.“

In seinem ersten Briefe vom 11. August 1771 gibt Rousseau einen gedrängten Ueberblick über den Bau der Pflanzen, insbesondere der Blüten und ihrer zweckvollen Einrichtungen. Ihrem Kinde freilich brauche die Mutter noch nicht das Alles mitzutheilen, nur so viel, als sich für sein Alter und Geschlecht schicke; es möge vielmehr angeleitet werden, selbst zu finden, als daß man es ihm lehrt. Der Mutter aber gibt er sofort eine Anwendung des Gelernten, indem er ihr an der Lilie, die wohl im Spätsommer noch blühend zu finden sei, den Charakter der Pflanzenfamilie veranschaulicht, zu der diese Blume gehört. Wenn dann im kommenden Frühjahr die Sonne Hyacinthen, Tulpen, Narcissen, Jonquillen und Maiglöckchen aus der Erde hervorlockt, werde sie auch die Fortschritte der eifrigen Botanikerin ans Licht bringen; denn nun werde dieselbe es diesen Blumen bei aufmerksamer Betrachtung alsbald anmerken, daß auch sie zur Familie der Liliengewächse gehören.

Der Frühling kommt, „die Erde ergrünt, die Bäume knospen, die Blüten springen auf; schon sind einige verblüht; ein Moment des Zögerns würde uns in der Botanik um ein Jahr zurückwerfen“. Rousseau nimmt daher den unterbrochenen Unterricht wieder auf, und indem er seine Freude darüber ausdrückt, daß die Kleine sich schon mit Corolle und Petalen amüsire, und die Mutter bereits die Familienzüge der Liliaceen aufzufassen vermöge, wählt er unter den Frühlingsblumen Goldlack und Levkoy zur Einführung in eine neue Familie, die der Kreuzblüthler oder Cruciferen. Und so geht es weiter in methodischem Fortschritt, vom Leichteren zum Schwereeren, von den Schmetterlingsblüthlern zu

den Lippen- und Maskenblüthern, von den Dolbenträgern zu den Zusammengesetzblüthigen und den Obstbäumen; überall werden die Beispiele von den gemeinsten Pflanzen der Heimath ausgewählt.

Die liebenswürdige Schülerin war eifersüchtig auf ihre Schwester wegen des Herbariums, das sie von Rousseau als Geschenk erhalten hatte; dieser tröstet sie im achten und letzten Brief vom 11. April 1773, daß sie dafür ein weit werthvolleres Herbar von der Hand ihres Töchterchens empfangen werde; inzwischen lehrt er sie „mit anmuthiger Sorgfalt“ die besten praktischen Regeln für das Trocknen der Pflanzen und das Anlegen von Herbarien; er fordert sie auf, Pflanzen, die sie noch nicht kenne, getrocknet an ihn einzusenden; er werde sie dann mit den Namen zurückschicken.

Rousseau's Briefe über die Elemente der Botanik besitzen alle Reize seines Briefstils; die Anmuth und Klarheit des Ausdrucks wird belebt durch eine altfranzösische Galanterie, die dem misanthropischen Philosophen nicht übel zu Gesicht steht. Wenn er seine Schülerin darauf aufmerksam macht, daß sie die innere Einrichtung vieler Blumen wegen ihrer Kleinheit mit bloßen Augen nicht werde wahrnehmen können, und ihr daher anrath, sich mit dem Handwerkszeug der Botaniker, mit Lupe, Nadeln, Pinette und einer guten Schere zu versehen, so verfehlt er nicht, sich das reizende Bild auszumalen, „wie seine schöne Cousine mit dem Vergrößerungsglas in der Hand die Blumen zerpflücken werde, die doch hundert Mal weniger blühend, weniger frisch, weniger liebreizend seien als sie selber“.

Rousseau's botanische Briefe sind aber auch eine pädagogische That, deren volle Bedeutung noch heut nicht genügend anerkannt ist. In der Zeit, wo jene Briefe geschrieben wurden, war das Linné'sche System zur unbedingten Herrschaft gelangt; kein wissenschaftliches, kein populäres Buch über Botanik erschien, in dem die Pflanzen nicht nach Linné geordnet waren. Wir wissen, welch begeisterter Verehrer Linné's gerade Rousseau war; die logische Konsequenz des Linné'schen Pflanzensystems, die Genauigkeit seiner Gattungs- und Artmerkmale, selbst die energische, poetisch angehauchte Sprache des schwedischen Reformators erregten seine vollste Bewunderung. Aber für den botanischen Jugendunterricht verwerthet Rousseau nicht das künstliche System Linné's, sondern die natürliche Methode der Pflanzenfamilien. Denn hier kommt es ihm darauf an, in dem Kinde nicht allein den Sinn für scharfe Unterscheidung und systematische Anordnung von Naturgegenständen, sondern auch die höhere Fähigkeit auszubilden, aus den einzelnen Anschauungen das Gemeinsame, aus den speciellen Beobachtungen das Allgemeine zu erkennen. Indem das Kind angeleitet wird, die verwandtschaftlichen Züge, die allen Pflanzen einer Familie gemeinsam sind, durch die Beobachtung aufzufassen und dieselben durch eine genaue Analyse klar darzulegen, erhält dasselbe eine harmonische Ausbildung seiner sinnlichen Anschauungen und seiner Seelenkräfte, wie sie durch keinen anderen Lehrgegenstand gewonnen werden kann.

Wir müssen Rousseau's botanische Unterrichtsmethode um so höher stellen, als zu jener Zeit die natürlichen Pflanzenfamilien wissenschaftlich noch gar nicht begründet waren. Zwar hatte, wie schon bemerkt, Bernard de Jussieu bereits

1758 die in Klein-Trianon angebauten Gewächse nach natürlichen Familien geordnet, aber er hatte nicht gewagt damit vor die Oeffentlichkeit zu treten; erst 1789 wurde die natürliche Methode durch seinen Neffen Antoine Laurent in die Wissenschaft eingeführt. Rousseau war eben auch in der Botanik, wie in der Politik, der Vorläufer einer Revolution, welche erst ein Jahrzehnt nach seinem Tode sich in der Welt Bahn brechen sollte.

Leider haben unsere Schulmänner noch heute kein richtiges Verständniß für Rousseau's pädagogische Bedeutung. Noch immer wird auf unseren Schulen beim botanischen Unterricht das Linne'sche System reglementsmäßig zu Grunde gelegt, und dadurch der Jugend die Meinung beigebracht, als bestünde die liebenswürdigste der Naturwissenschaften im Zählen von Staubfäden und im gedächtnißmäßigen Erlernen von Classen und Ordnungen. Möchten doch die Leiter des Jugendunterrichts, vor allem unsere Gymnasialdirectoren, die Rousseau'schen Briefe studiren, um daraus zu lernen, welch' werthvolles Bildungselement bei richtiger Methode die Wissenschaft von den Pflanzen dem jugendlichen Geist gewährt.

Wir wissen nicht, welchen Erfolg Rousseau's botanische Briefe bei dem Töchterchen der Frau Delessert gehabt haben, für das sie zunächst geschrieben wurden. Daß aber die von Rousseau ausgestreute Saat nicht verloren gegangen, lehrt uns die Entwicklung ihrer jüngeren Brüder, die sämmtlich in der mercantilischen wie in der politischen Geschichte von Frankreich sich hervorthaten, und von denen insbesondere der älteste, Benjamin, als Chef eines großen Bankhauses, als Fabrikant, als Director der Bank von Frankreich, gleichzeitig aber auch als Philanthrop, als freisinniger Staatsmann, als Mäcen der Künste und Wissenschaften sich einen ehrenvollen Namen erwarb. Wenn aber Benjamin auch als botanischer Schriftsteller, als Herausgeber botanischer Prachtwerke, als Begründer der reichsten botanischen Bibliotheken und Herbarien sich auszeichnete, die er dann seiner Vaterstadt Genf vermachte, so möchten wir darin ein unmittelbares Zeugniß dafür erblicken, daß sich Rousseau's Erziehungsmethode auch durch die Probe des Erfolges glänzend bewährt hat.¹⁾

Aber nicht bloß zu einem Unterrichtsgegenstande für die Jugend, auch zu einem Gesamtbesitz der allgemeinen Bildung hat erst Rousseau die Botanik erhoben. Wir wissen, wie gering dieselbe zu seiner Zeit geachtet wurde, eben noch gut genug für Kräuterkändler und Apotheker. Daß ein ernsther Philosoph sein Leben mit dem Suchen von Blumen oder gar von Moosen verändele, fanden die Zeitgenossen unbegreiflich; der alte Marquis Mirabeau meinte spöttisch, Rousseau werde wohl noch einmal wie Nebukadnezar Gras fressen; und gar die Leute des Prinzen Conti, auf dessen Schloß Trve Rousseau im Jahre 1767 längere Zeit sich aufhielt, wußten für die unerhörte Erscheinung, daß ein gelehrter Mann, der weder Klosterbruder noch Kräuterkändler war, Tags über in den Wäldern umherlief, und Abends mit einem großen Paß Kräuter nach Hause kam, keine andere Erklärung, als daß sie ihn für einen Hexenmeister hielten, der Zaubers-

¹⁾ Ueber Rousseau als Pädagoge vergleiche u. A. die oben citirte Rede von Du Bois-Reymond, p. 56—61, „Deutsche Rundschau“, 1879, Bd. XIX, p. 254—255.

mittel oder gar Giftränke braue; es bedurfte des ganzen Ansehens der Herrschaft, um Rousseau vor Gewaltthätigkeiten des aufgeregten Pöbels zu schützen. Aber das Genie besitzt die Gabe des Midas, Alles was es berührt, in Gold zu verwandeln. Das Aschenbrödel der Naturwissenschaften wurde durch Rousseau mit einem Male das Schößkind der Gesellschaft. Rousseau's Enthusiasmus für die Botanik wirkte ansteckend auf alle, die mit ihm persönlich oder brieflich in Verkehr standen; die höchste Aristokratie, vor allem die Damen, Herzoginnen, Gräfinnen, Marquisen — alle wurden eifrige Botanikerinnen; alle wollten des schwärmerischen Glückes theilhaft werden, das aus der Versenkung in die Welt der Pflanzen auf Rousseau's Seele ausstrahlte. Die botanische Correspondenz, welche Rousseau viele Jahre lang mit der Herzogin von Portland, einer würdigen Tochter des Hauses der Cavendish,¹⁾ und mit dem Grafen Malesherbés, der später die furchtlose Vertheidigung Ludwig's XVI. mit dem Tode büßen mußte, unterhielt, gibt ein überaus anmuthendes Zeugniß von dem Ernst zugleich und von der Begeisterung, womit Rousseau seine hochsinnigen Freunde für sein Lieblingsstudium zu gewinnen wußte. Noch über den Tod hinaus währte die Wirkung fort. Die „Lettres sur la botanique“ wurden erst vier Jahre nach Rousseau's Tod gedruckt; als sie 1782 ans Licht traten, gehörte es zum guten Ton, im Jardin du Roy Colleg über Botanik zu hören; selbst der Hof zog aus den Tuileries hinaus nach den Champs Elysées, um dort Pflanzen zu suchen und in Herbarien einzulegen; ohne Lupe, Pincette und Gartenmesser konnte sich eine elegante Dame gar nicht mehr sehen lassen. Erst seit jener Zeit ist die Botanik und die mit ihr eng verchwisterte Pflege der Gärten und der Blumen in den Kreisen der gebildeten Gesellschaft in Aufnahme und Ansehen gekommen; wie Viele haben seitdem durch sie, gleich Rousseau, in kummervollen Stunden Trost und Frieden gefunden!

Für Deutschland sind die von Rousseau ausgegangenen Anregungen darum ganz besonders bedeutungsvoll geworden, weil sie Goethe für die Botanik gewonnen haben. Kaum waren Rousseau's „Lettres sur la botanique“ 1782 nach Weimar gelangt, so empfahl sie Goethe seinem Herzog²⁾: „diese ganz allerliebsten Briefe, in denen er die Botanik auf das Faßlichste und Zierlichste einer Dame vorträgt; es ist recht ein Muster, wie man unterrichten soll, und eine Beilage zum „Emile“. Ich nehme daher Veranlassung, das schöne Reich der Blumen meinen schönen Freundinnen aufs Neue zu empfehlen.“ Es ist bekannt,

¹⁾ Der botanische Briefwechsel zwischen der Herzogin von Cavendish-Portland und F. J. Rousseau begann im August oder September 1766; der erste bei Jansen publicirte Brief der Herzogin vom 10. September 1766 nimmt bereits Bezug auf einen von Rousseau empfangenen. In der Zeit, wo dieser unter dem falschen Namen Renou sich wieder in Frankreich aufhielt, unterzeichnet er jene Briefe an die Herzogin als „Herboriste de Mme de Portland“ (seit 10. Juli 1767). Der Briefwechsel wurde erst am 11. Juli 1776 von Rousseau abgebrochen, der schon im September 1773 einen Brief der Herzogin bei der Post nicht angenommen hatte, angeblich weil ihm die Handschrift der Adresse unbekannt war; als ihm darauf die unermüdlche Gönnerin das kostbare Prachtwerk des alten Rumph, Herbarium amboinense, und eine Sammlung afrikanischer Samen als Geschenk übersandte, schickte er die Kiste sammt dem darin enthaltenen Briefe der Herzogin mit unhöflichster Ablehnung zurück.

²⁾ Brief Goethe's an Karl August vom 16. Juni 1782.

wie erfolgreich diese Empfehlung bei Karl August und den Damen seines Hofes, insbesondere auch bei Charlotte von Stein gewesen. In der Geschichte seiner botanischen Studien, welche Goethe im Herbst 1831 abschloß,¹⁾ erkennt derselbe dankbar an, wie Rousseau auf ihn eingewirkt; „denn gleichwie die jungen Studierenden sich am liebsten an junge Lehrer halten, so mag der Dilettant gern vom Dilettanten lernen, . . . da es diesem nur darum zu thun ist, durch das Einzelne durchzukommen, und bald einen Höhepunkt zu erreichen, von woher ihm eine Uebersicht, wo nicht des Ganzen, doch des Meisten gelingen könnte.“ Wenn Goethe bereits im Jahre 1796 in seinem Berggarten bei Weimar die einheimischen, wie die ausländischen Gewächse nach natürlichen Familien anpflanzen ließ, und zwischen den Beeten mit seinen Gästen umherwandeln, ihnen die Blüthen der Friciden, Liliaceen, Leguminosen, Syngenesisten und anderer Pflanzenfamilien zu erläutern liebte, so möchten wir auch hierin eine Nachwirkung der Rousseau'schen Briefe erblicken; umgekehrt hat wieder Goethe dazu mitgewirkt, Jussieu's natürlicher Methode schon frühe in Deutschland den Sieg über das Linne'sche System zu verschaffen, während noch 1802 der Herausgeber der „Botanique de J. J. Rousseau“ darüber klagte, daß Jussieu in Frankreich noch so wenig bekannt sei.

Goethe rühmt von Rousseau: „ein Geist, wie der seinige, der den Nationen Gesetze vorzuschreiben sich berufen fühlte, mußte doch zur Vermuthung gelangen, daß in dem unermesslichen Pflanzenreich keine so große Mannigfaltigkeit der Formen erscheinen könne, ohne daß ein Grundgesetz, es sei noch so verborgen, sie sämmtlich wieder zur Einheit zurückführte.“ . . .

Ich kann nicht finden, daß Rousseau jemals zu solchen Problemen sich aufgeschwungen hat. Denn bei aller Schwärmerei für die Botanik blieb doch sein Interesse für diese Wissenschaft an der Oberfläche haften; „indem ich herborisirte, denke ich mehr mich zu zerstreuen und zu vergnügen, als zu unterrichten,“ sagt er von sich in gerechter Selbsterkenntniß. Rousseau besaß nicht jenen unerfülllichen Forscherdrang, noch jene Tiefe der Weltanschauung, durch die Goethe auch bei seinen Naturstudien von den einzelnen Beobachtungen zur Auffindung allgemeiner Gesetze emporgehoben ward — die ihn auch in den Pflanzen einen einheitlichen, durch Metamorphose in unendlicher Mannigfaltigkeit umgebildeten Grundplan erkennen, und aus der gemeinsamen Abstammung von einer Urpflanze ableiten ließ.

Dennoch glauben wir unsere Betrachtungen über Rousseau als Botaniker nicht schöner beschließen zu können, als mit den Worten, mit denen Goethe seine Charakteristik des Mannes einleitete:

„Wer wollte nicht dem im höchsten Sinne verehrten J. J. Rousseau auf seinen einsamen Wanderungen folgen, wo er, mit dem Menschengeschlecht verfeindet, seine Aufmerksamkeit der Pflanzentwelt zuwendet, und in echter gradfinniger Geisteskraft sich mit den still reizenden Naturkindern vertraut macht?“ . . .

¹⁾ Goethe's sämtliche Werke. Gotta. 1840. Bd. 36, p. 78—82.

Ueber Sanskritforschung.

Von
H. Oldenberg.

Die Erforschung des Sanskrit, die Wissenschaft vom Alterthum Indiens, ist gegenwärtig ein Jahrhundert alt. Es war im Jahre 1784, daß in Calcutta eine Anzahl der als Juristen oder Verwaltungsbeamten der East India Company thätigen Männer sich zu einer wissenschaftlichen Gesellschaft vereinigten, der Asiatic Society. Man kann sagen, daß die Begründung der Asiatischen Gesellschaft mit der Schöpfung jenes neuen Zweiges geschichtlicher Forschung zusammenfällt, an dessen Möglichkeit die vorangegangenen Generationen nicht oder doch kaum gedacht hatten. Engländer haben das Werk begonnen; bald wurde es von Männern anderer Nationen aufgenommen, und im Laufe der Zeit hat es sich immer entschiedener, in weit höherem Maße, als dies z. B. von den hieroglyphischen oder den keilschriftlichen Forschungen gesagt werden könnte, in eine Angelegenheit der deutschen Wissenschaft verwandelt.

Die kleine Schar der Arbeiter, welche in den Werkstätten jener Forschung thätig sind, ist es nicht eben gewöhnt, daß die Augen Anderer sich auf ihr Thun, auf ihre Erfolge und Mißerfolge hintwenden. Aber trotzdem, oder vielmehr gerade eben deswegen ist es recht, daß doch der Versuch gewagt werde, auch die Fernerstehenden zu einem Blick in jene Werkstätten einzuladen und ihnen die Arbeiten oder doch einen Theil der Arbeiten, welche in denselben gethan werden — Bruchstücke von Bruchstücken — zu zeigen und zu deuten. Noch liegt in diesen Werkstätten mancher Block unbehauenen Gesteins formlos da, vielleicht um den Versuchen der bildenden Hand für immer zu widerstehen, aber doch ist auch manche Gestalt unter dem thätigen Meißel sichtbar geworden, aus deren Rügen uns ferne Vorzeit, vergangenes Leben jenes seltsamen Volkes anblickt, das unserm Volke verwandt ist, und dessen Wege sich doch von unsern Wegen äußerlich und innerlich so weit entfernt haben.

Wir werfen zunächst einen Blick auf die Anfänge indischer Forschungen am Ende des vorigen Jahrhunderts. Wir verfolgen, wie die junge Wissenschaft nach dem ersten fliegend schnellen Durchmessen ihres Gebietes bald sich in sich selbst

zusammengefaßt hat zu tieferem Eindringen und doch auch zu unvergleichlich weiterem Vordringen. Wir begleiten vor Allem die schwierigen Wege, welche die Erforschung der Vedea gegangen ist, der wichtigsten unter den literarischen Denkmälern des indischen Alterthums, welchen selbst die Werke des ältesten Buddhismus an geschichtlicher Bedeutung nicht verglichen werden können. Von den Fragen, vor welche die Wissenschaft hier gestellt war, von dem Wollen und Gelingen, das in der Bemühung um diese Fragen sich bewiesen hat, möchten wir ein Bild geben, oder möchten wir wenigstens einen Umriss zu entwerfen den Versuch wagen.

I.

Der erste folgenreiche Anstoß zur Erforschung des Sanskrit und der sanskritischen Literatur ging von Sir William Jones aus, der 1783 sich nach Indien begab, um den Posten eines Judge of the supreme court of judicature in Fortwilliam zu übernehmen. Den wissenschaftlichen Bestrebungen, die er ins Leben rief, kam der blendende Zauber zu Gute, welchen dieser begabte und vielseitige Mann auf seine Zeitgenossen geübt hat. In Prosa und in Versen ist Jones von seinen Freunden und Freundinnen als der Phönix seiner Zeit, „the most enlightened of the sons of men“, gefeiert worden, Complimente, von welchen der kühlere und ferner stehende Betrachter doch Manches abzuziehen geneigt sein wird. Die Correspondenzen und sonstigen Aufzeichnungen von Jones, die in großer Reichhaltigkeit vorliegen¹⁾, zeigen dem heutigen Leser mehr das Bild eines unermüdblich coquettirenden Schönredners, als das eines ernstlichen Forschers, zu dem es ihm an Schärfe wie an Wärme gleich sehr mangelte. Als jungen Mann finden wir ihn mit der Lectüre und Nachdichtung persischer und arabischer Poesie, gelegentlich auch mit Ausblicken in die chinesische Literatur beschäftigt. Daneben eigene Entwürfe: ein heroisches Epos, eine Art neuer Aeneide, für welche, gewiß sinnreich genug, die phönizische Götterwelt als Staffage in Aussicht genommen war, sollte die Vollkommenheiten der englischen Verfassung verherrlichen. Auf der Reise nach Indien schrieb der siebenunddreißigjährige Mann ein Register der Werke nieder, welche er, wenn Gott Leben gäbe, zu verfassen gedachte, nach berühmten Mustern, die bei den einzelnen Nummern des Verzeichnisses sorgfältig vermerkt wurden. Da findet sich neben jenem heroischen Epos (Vorbild: Homer) eine Geschichte des amerikanischen Krieges (Vorbilder: Thucydides und Polybius), philosophische und historische Dialoge (Vorbild: Plato), und andere Pläne ähnlicher Art. Mit diesem von Scrupeln recht unbeirrten Gefühl des Alleskönnens war Jones doch, in Indien vor die Aufgabe gestellt, den ersten Eingang in die Riesenmassen einer unbekanntem Literatur, einer fremdartigen, schönheitsreichen Poesie zu finden, ebenso sehr, ja vielleicht in höherem Grade der rechte Mann, als mancher ernster und tiefer Begabte gewesen sein würde. Die Lage der Dinge, wie er sie in Indien vorfand, drängte es den

¹⁾ Sie sind von seinem Biographen Lord Teignmouth mitgetheilt worden, zuweilen in größerer Vollständigkeit, als für den panegyrischen Charakter jener Lebensbeschreibung förderlich gewesen wäre.

europäischen Beherrschern des Landes geradezu als eine Pflicht auf, des Sanskrit und seiner Literatur sich zu bemächtigen. Die zunehmende Ausdehnung und zugleich die sich steigende Intensivität des englischen Regiments machte es undenkbar, daß die Thatfache der alten einheimischen Cultur und Literatur des Landes auf die Dauer hätte ignorirt oder nur oberflächlich anerkannt werden können. Vor Allem lag dies auf dem Gebiet der Rechtspflege am Tage, wo es die Politik der ostindischen Compagnie gebieterisch verlangte, daß den Eingebornen von ihren Gesezen und Sitten gelassen wurde, so viel ihnen zu lassen möglich war. Schon in die im Jahre 1772 ergangene Parlamentsacte über die Angelegenheiten der Compagnie war auf Betrieb von Warren Hastings die Bestimmung aufgenommen worden, daß mohammedanische und indische Rechtskennner den Gerichtsverhandlungen beizuhören sollten, um ihre Geseze zur Geltung zu bringen und bei der Abfassung der Urtheile zu assistiren. Es mußte sich hieraus eine für jeden gewissenhaften Juristen überaus peinliche Abhängigkeit der europäischen Richter von der Zuverlässigkeit oder Unzuverlässigkeit der indischen Pandits entwickeln, deren Behauptungen darüber, was in den einheimischen Rechtsbüchern über Erbrecht, Familienrecht, Contractrecht festgesetzt war, sich jeder Controle entzogen. Warren Hastings ließ, dem Uebelstande zu begegnen, von mehreren rechtskundigen Brahminen aus den alten sanskritischen Gesezbüchern eine Zusammenstellung machen, welche ins Englische übersetzt wurde. Das Unternehmen hatte nur geringen Erfolg, vor Allem weil kein Europäer zu finden war, der direct aus dem Sanskrit übersehen konnte; man mußte zuerst aus dem Sanskrit ins Persische, dann aus dem Persischen ins Englische übersetzen¹⁾. So stand die Nothwendigkeit, den directen Zugang zum Sanskrit zu erlangen, außer Frage. Die Aufgabe war keine leichte, aber ihrer Natur nach doch völlig verschieden von jenen unmöglich scheinenden Leistungen philologischer Genialität, wie etwa die Deutung der hieroglyphischen und keilschriftlichen Monumente. Das Verständniß und sogar der Gebrauch des Sanskrit hatte in Indien in ununterbrochener Tradition fortgelebt²⁾; es gab zahllose Pandits, welche nicht schlechter Sanskrit verstanden, als man im Mittelalter das Lateinische beherrschte, und welche die Sprache zu lehren sehr wohl im Stande waren. Die entgegenstehenden brahminischen Vorurtheile zu besiegen war leicht; der Hindernisse Herr zu werden, welche aus der Innatur des unbeschreiblich spitzfindigen und verkehrten grammatischen Systems der Inder flossen³⁾, hatte größere Schwierigkeiten, die doch mit einiger Geduld sich überwinden ließen. Eben in die erste Zeit dieser Bemühungen fiel die Ankunft von Sir William Jones in Indien. Sofort war er der Mittelpunkt. Von ihm ging die Begründung der Asiatic Society aus, von ihm die Anregung zu einer neuen, diesmal auf sichererer Grundlage unternommenen

1) Dies Werk ist 1776 unter dem Titel „A Code of Gentoo Law“ erschienen.

2) Ganz ebenso noch heutzutage. Man vergleiche hierüber die neuerdings von Max Müller in seinem Werk „India what can it teach us“ S. 78 ff. gegebenen Ausführungen.

3) Bekannt ist die originelle Klage des mit Jones etwa gleichzeitigen Missionars Paulinus a S. Bartholomaeo: der Teufel habe in seiner bewundernswürdigen Listigkeit die brahminischen Philosophen angeflacht, eine zugleich so reiche und so verwickelte Sprache zu erfinden, um ihre Geheimnisse nicht dem Volke allein, sondern sogar den Unterrichteten zu verbergen.

Bearbeitung des indischen Contract- und Erbrechts. Tüchtige brahminische Kenner des Sanskrit sammelte er um sich; im Jahre 1790 schrieb er: „Jeden Tag schwache ich Sanskrit mit den Pandits; ich hoffe es, ehe ich Indien verlasse, zu verstehen, wie ich Latein verstehe.“ Nicht Forschen, sondern Lernen war es, um was es sich handelte, und daß rasche, klare Erfolge gewonnen, daß mit glücklichem Griff bedeutende Werke des indischen Geistes vor Aller Augen gestellt wurden. Jones übersezte das anmuthigste aller indischen Dramen, das Gedicht von den rührenden Schicksalen der Bürgerjungfrau Sakuntala, die in der Waldesstille ihrer Einsiedelei von dem königlichen Jäger Dushjanta erblickt und geliebt ward: dies Werk voll zartesten Empfindens, duftend wie die sommerliche Pracht der indischen Natur, die in feinen zierlichen Rhythmen von Kalidasa geistreicher Verebfamkeit besungen wird¹⁾. Noch bedeutamer als das Bekanntwerden der Sakuntala war die Veröffentlichung eines zweiten großen Werkes, welches Jones übersezte, der Gesetze des Manu. Es schien, als hätte man hier einen Nkurg der orientalischen Vorzeit vor sich; denn dem fernsten Alterthum schrieb man dies seltsame Bild eines seltsamen Volkslebens zu, die von Priesterhochmuth gesteigerte und verzerrte Schilderung der Brahminenherrschaft von Brahmas Gnaden, in der das Volk nichts, der Fürst wenig, der Priester Alles ist. Wie sollte man durch solche plötzlich zufließende Fülle ungeahnter Aufschlüsse über eine alte, bis dahin aller Kunde entzogene gewesene Civilisation sich nicht zu dem Versuch treiben lassen, jener Cultur und ihrer Sprache unter den bekannten Culturen und Sprachen die Stelle anzuweisen? Wohin man blickte, drängten sich wichtige und folgenreiche Bemerkungen auf, freilich zugleich die Versuchung, die Phantasie in ziellosen Abenteueru sich verirren zu lassen; und Jones war am wenigsten der Mann, dieser Versuchung zu widerstehen. Der Wortschatz und der grammatische Bau des Sanskrit zeigte ihm, daß die alte Sprache der Indier mit denen der Griechen, der Römer, der Germanen stammverwandt ist, daß sie aus einer gemeinsamen Grundsprache mit jenen abgeleitet werden muß²⁾. Aber neben der Feststellung dieser unvergleichlich folgenreichen Erkenntniß wuchern in den Arbeiten von Jones Phantasmen über urgeschichtliche Beziehungen, die so ziemlich Alles mit Allem verbinden. Bald wird Indisches mit Alttestamentlichem identificirt, bald wird es in Zusammenhang mit südamerikanischer Cultur gebracht; Buddha soll gleich Wodan sein, die Pyramiden und Sphinxen Aegyptens den Stil derselben Arbeiter zeigen, welche die indischen Höhlentempel gebaut und die alten Buddhabilder gemeißelt haben.

¹⁾ Man meinte früher, aus Gründen, die sich als nicht sichhaltig erwiesen haben, daß Kalidasa im ersten Jahrhundert vor Christo gelebt habe; man pflegte ihn den römischen Dichtern des augusteischen Zeitalters, deren ungefähre Zeitgenosse er dann gewesen wäre, zu vergleichen. In der That muß er mehrere Jahrhunderte später angesehen werden, etwa in das sechste Jahrhundert nach Christo.

²⁾ Die Identität indischer Wörter mit lateinischen, griechischen u. s. w. war schon vor Jones von Mehreren bemerkt und auch die richtige Erklärung dieser Erscheinung, die Stammverwandtschaft der Indier mit den Griechen und Lateinern, bereits 1740 von Vater Voss ausgesprochen worden. Nähere Nachweise findet man bei Benfey, Geschichte der Sprachwissenschaft, S. 222, 333—341.

Zum Glück für die junge Sanskritkunde fiel die Fortsetzung des von Jones begonnenen Werkes einem der nüchternsten und umfassendsten Beobachter des Thatssächlichen anheim, die je der Erforschung orientalischer Literaturen gedient haben. Es war Henry Thomas Colebrooke (geb. 1765, nach Indien gegangen 1782), unter dem thätigen indischen Beamtenstande als Thätigster hervorragend, bald Verwaltungsmann, bald Richter, bald Diplomat, ein vorzüglicher Kenner der indischen Landwirthschaft und des indischen Handels. Man kann nicht ohne Bewunderung betrachten, welche Fülle von Aufschlüssen er in den langen Jahren, die er der Sanskritforschung gewidmet hat, seiner unvergleichlichen Sammlung von Manuscripten abzugewinnen wußte, heute dem vornehmsten unter den Schätzen der India Office Library. Von den Sphären der indischen Poesie hielt sich Colebrooke, der die Grenzen seiner Begabung wohl kannte, mit offenbarer Absichtlichkeit fern. Aber in der Literatur des Rechts, der Grammatik, der Philosophie, der Astronomie besaß er eine Velefenheit, wie sie in diesem Umfang seitdem kaum wieder erreicht sein mag; er war es, der über die Literatur des Veda die ersten eingreifenden Aufschlüsse gegeben hat. Seine Untersuchungen sind an Hypothesen arm, man mag sagen allzu enthaltfam gegenüber der Versuchung, das geschichtliche Werden der Dinge, von denen er sprach, begreifen zu wollen. Aber die thatssächlichen Grundlagen weiter Gebiete der indischen Forschung hat er festgestellt, selbst voll Erstaunen über die immer unabsehbarer sich eröffnenden Fernen jener Literatur, und unser Erstaunen weckend durch die sichere und unermüdbliche Kraft, mit welcher er zu diesen Fernen vorzudringen gewußt hat.

Während Colebrooke noch auf der Höhe des Wirkens stand, begann die Theilnahme für indische Forschungen in dem Lande zu erwachen, welches mehr als ein anderes gethan hat, dieselben einer strengen, fest begründeten Wissenschaft näher zu bringen: in Deutschland. Es konnte für die Entdeckungen der Jones und Colebrooke keinen empfänglicheren Boden geben, als eben das Deutschland jener Zeit, voll begeisterten Interesses für die alte, volksthümliche Poesie aller Nationen, und in der eigenen Literatur und Philosophie von großen Bewegungen erfüllt, denen jetzt aus der Ferne Indiens Verwandtes zu begegnen schien: gleichsam eine orientalische Romantik und ein dachtendes Denken, das in seiner Weise nicht minder kühn als die absolute Philosophie der Deutschen zu dem gestaltlosen Urquell aller Gestaltungen vorzudringen suchte. Poeten standen unter den Sanskritisten Deutschlands von Anfang an in der vordersten Reihe, die beiden Schlegel, Friedrich Rückert: neben ihnen, nüchtern und schmucklos, der große Neubegründer der grammatischen Wissenschaft, Franz Bopp. Im Jahre 1808 erschien Friedrich Schlegel's Schrift „Ueber die Sprache und Weisheit der Inder“. Schlegel schuf aus dem, was ihm von indischer Poesie und Speculation bekannt war, und aus seinen eigenen Ideen über die Gesetze und Ziele menschlicher Geistesarbeit ein mit warmer und phantasievoller Verebtsamkeit entworfenes Bild Indiens als eines Landes erhabener Urweisheit: die indischen Religionen und die indische Poesie schildert er als prangend in einer Fülle der Kraft und des Lichtes, gegen welche auch die höchste Philosophie und Dichtung der Griechen nur ein schwacher Funke ist. Die Zeit, aus welcher jene

Schöpfungen der Inder stammen, erscheint ihm als eine ferne, gigantische Vorzeit der Geistesbildung; dort sind jene eruckten Lehren voll düsterer Tragik zu Haufe von der Seelenwanderung und von dem dunklen Schicksal, das allen Wesen ihre Wege und ihr Ziel vorschreibt:

„Diesem Ziel nach nun wandeln sie aus Gott kommend bis zur Pflanz' herab,
In des Seins schrecklicher Welt hier, die stets hin zum Verderben sinkt.“

Während so von Schlegel ein durch seine ahnungsreichen Perspectiven höchst wirkungsvolles, aber der nüchternen Treue ermangelndes Phantasiebild indischen Tiefsinns entworfen wurde, schickte sich Wopp an, anspruchsloser, aber unvergleichlich viel tiefer greifend, mit geduldigem Scharfsinn die grammatische Structur des Sanskrit zu durchforschen und auf das längst erkannte Factum der Verwandtschaft jener Sprache mit dem Persischen und den hauptsächlichsten europäischen Sprachen die Wissenschaft der vergleichenden Grammatik zu bauen. Im Jahre 1816 erschien sein „Conjugationsystem der Sanskritsprache in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprache“. Es handelte sich nicht mehr darum, einzelne Uebereinstimmungen ähnlich klingender Worte in den verwandten Sprachen aufzusuchen, sondern Uebereinstimmungen wie Verschiedenheiten auf ihre festen Normen zurückzuführen und so in dem Leben jener Sprachen, wie sie aus einer gemeinsamen Wurzel stammend in mannigfachstem Reichthum sich entfaltet haben, je mehr und mehr die Züge einer von erkennbaren Gesetzen beherrschten Nothwendigkeit zu entdecken. Wir können hier nur mit einem Wort die seit dem Erscheinen jener Schrift durch nun siebenzig Jahre betriebenen Forschungen berühren, zu welchen Wopp damals den Grund gelegt hat. Selten ist der Wissenschaft Erstaunlicheres als hier gelungen. Ueber die Vorgeschichte, welche die Sprache Homer's oder der altitalischen Denkmäler durchleben mußte, ehe sie zu der Gestalt gelangte, in welcher wir sie aufgezeichnet finden, sind die unerwartetsten Zeugen zum Veden gebracht worden: die Sprachen der Inder, der Deutschen, der Slaven, der Kelten. Die eine unter den verwandten Sprachen hellt die dunkeln Bildungen der andern auf, ähnlich wie die Naturforschung verkrüppelte Organe von Thieren erklärt, indem sie dieselben Organe in ihrer ursprünglichen, verständlichen Gestalt bei andern Thieren nachweist. Das Bild der Grundsprache, deren Töchter die Sprachen unseres Sprachstammes sind, ist nicht mehr allein in verschwommenen oder zweifelhaften Zügen erkennbar; die Gesetze, unter deren Herrschaft die Laut- und Formensysteme der einzelnen Tochter Sprachen sich aus jener heraus entwickelt haben, werden immer vollständiger ermittelt und immer scharfer formulirt. Das wesentlichste Hilfsmittel, ja die Grundlage dieser Forschungen war von Anfang an das Sanskrit; daß der allzu feste Glaube an die durchgehende höhere Ursprünglichkeit des Sanskrit verglichen mit den verwandten Sprachen die nöthigen Correcturen gefunden hat, ist ein bedeutamer Fortschritt, den vor Allem die letzten Jahre gebracht haben. Wir wissen jetzt, daß der scheinbar einfachere und durchsichtiger Zustand des Sanskrit an Lauten und Formen in mancher Hinsicht minder ursprünglich ist, als die complicirteren Verhältnisse anderer Sprachen, z. B. des Griechischen, und daß oft vielmehr von diesen als von dem Sanskrit ausgegangen werden muß, um zur Erklärung der sanskritischen Bildungen den

Weg zu finden. So empfängt jetzt das Sanskrit das Licht, welches es für das geschichtliche Verständniß der europäischen Sprachen gebracht hat, von diesen zurück¹⁾).

Ich darf es nicht versuchen, im Einzelnen die Wege zu verfolgen, welche die Wissenschaft der vergleichenden Grammatik, von den indischen Studien durchaus abgelöst, genommen hat. Während beide Zweige der Forschung insonderheit von Deutschen, und neben ihnen in Frankreich von dem genialen Burnouf in rascher Arbeit gefördert wurden, strömte nicht minder schnell von Indien her immer neuer Stoff zu. In zwei Ländern an der Peripherie der indischen Kulturwelt, in den Himalayathälern von Nepal und in Ceylon, wurde in zwei Redactionen, in Sanskrit und in dem Pali genannten Volksdialekt die aus dem eigentlichen Indien verschwundene heilige Literatur der Buddhaisten ans Licht gezogen. Dem Scharfsinn Prinsep's gelang die Entzifferung der ältesten indischen Schriftcharactere auf Inschriften und Münzen. In Calcutta unternahm und vollendete man in den dreißiger Jahren den Druck des Mahabharata, des riesenhaften Heldengedichts von fast hunderttausend Doppelversen, in dessen unabsehbaren Gefängen mit ihrem Labyrinth von Episoden und Unterepisoden viele Generationen von Dichtern die Sagen von den Helden und Weisen der alten Zeit, von ihren Kämpfen und Kasteiungen zusammengetragen haben.

Die Summe aller dieser neu erschlossenen Kunde ist in dem großen Werte eines Norwegers gezogen, der in Deutschland zum Deutschen geworden war, in

¹⁾ Es sei gestattet, diese Umkehrung der Auffassungsweise an einem einzelnen Punkt, dem für die gesammte Grammatik eine besonders weittragende Bedeutung zukommt, zu veranschaulichen. Das Griechische besitzt fünf kurze Vocale, ä (α), ê (ε), ô (ο), ι (ι), ü (υ). Das Sanskrit hat dem *i* und *u* entsprechend *i* und *u*, aber den drei Lauten *α*, *ε*, *ο* entspricht im Sanskrit nur ein einziger Vocal, *a*. So lautet beispielsweise das griechische apo (= deutsch a b) im Sanskrit apa; sowohl das *a* der ersten Silbe, wie das *o* der zweiten Silbe des griechischen Wortes ist mithin im Sanskrit durch *a* vertreten. Dem griechischen esti (= deutsch ist) entspricht im Sanskrit asti, also griech. *e* steht Sanskr. *a* gleich. Ähnlich griech. menos (der Muth) = manas; griech. epheron (ich trug) = abharam. Was ist nun das Ursprüngliche, *b*, *h*. was war in der indogermanischen Grundsprache vorhanden, der Dreiklang des griechischen *a*, *e*, *o*, oder die Einheit des sanskritischen *a*? Als man unter Zugrundelegung des Sanskrit Sprachvergleichung zu treiben anfing, hielt man nahezu allgemein, von der scheinbaren Einfachheit jener Sprache befohen, das *a* allein für ursprünglich und lehrte, daß sich dieser Vocal später auf europäischem Boden in die drei Laute *a*, *e*, *o* gespalten habe. Untersuchungen der neuesten Zeit — wir verdanken dieselben Amelung, Brugman, Joh. Schmidt u. A. — haben gezeigt, daß die Entwicklung des Vocalsystems den umgekehrten Weg genommen hat. Die Vocale *a*, *e*, *o* waren bereits in der indogermanischen Grundsprache vorhanden und sind im Sanskrit, oder genauer bereits vor der Zeit des Sanskrit in der Sprache, welche die Vorfahren der Indier und Perser sprachen, als sie noch ein Volk bildeten, zu dem einen Vocal *a* zusammengelassen. So ist das *e* von esti, das *o* von apo ursprünglicher, als das *a* von asti, apa. Nun zeigt sich im Sanskrit, daß, wo einem sanskritischen *a* ein griechisches *ε* entspricht, gewisse Consonanten, die diesem Vocal vorangehen, *z*. *h*, *k*, in anderer Weise durch den letzteren afficirt werden, als wo für das *a* des Sanskrit das Griechische ein *a* oder *ο* aufweist. Aus dem Sprachzustande des Sanskrit allein, welches in dem einen wie in dem andern Fall *a* hat, wäre es nicht zu begreifen, daß das *k* beide Male ein verschiedenes Schicksal erleidet: das Griechische, indem es die ursprüngliche Verschiedenheit der Vocale bewahrt hat, gibt den Schlüssel für das Verständniß der eigenthümlichen Wandlungen, welche *b*-Laut in großen und wichtigen Gruppen sanskritischer Worte betroffen haben.

der „Indischen Alterthumskunde“ Christian Lassen's. Lassen gehörte nicht zu den großen Pfadfindern der Wissenschaft wie Bopp; es muß auch gesagt werden, daß manches Mal ihm jene Verständigkeit des philologischen Denkens versagte, welche die Fragen fördert, selbst wo sie ihre Lösung nicht findet. Und freilich war es eine unlösbare Aufgabe, eine Danaidenarbeit, die älteren Perioden der indischen Vergangenheit ergründen zu wollen, wenn man nur auf das große Epos und etwa noch auf das Gesetzbuch des Manu als auf die hauptsächlichsten Quellen gewiesen war. Auch eine sicherere Kunst der Kritik, als Lassen sie besaß, hätte nicht viel von Geschichte entdecken können in dem nebelhaften Sagenewir, den erfundenen Königsreihen des Mahabharata und in jener farblosen Gleichförmigkeit, welche die Erzählungsweise der indischen Vergile über die ungeheuren Zeiträume, von denen sie zu berichten vorgeben, unwandelbar verbreitet. Trotzdem steht Lassen's Alterthumskunde, das Werk unermüdeten Fleißes und eines seltenen Wissens, als ein Markstein in der Geschichte der indischen Forschungen da, allen Ertrag der vergangenen Zeit zusammenfassend und durch das, was ihr fehlt, auf neue, noch unberührte Aufgaben der Zukunft hindeutend.

Eben in dieselbe Zeit aber, als der erste, die ältesten Perioden behandelnde Band des Lassen'schen Werkes erschien, fällt der Anfang einer Bewegung, welche die Entwicklung der Wissenschaft von Indien geradezu in zwei Hälften zerlegt hat. Neu auf den Schauplatz tretende Persönlichkeiten schoben einen neuen Kreis von Problemen in den Vordergrund, für deren Lösung sie eine uner schöp flich scheinende und bis heute in gewissem Sinne uner schöp flich gebliebene Fülle frisch gewonnener Quellen eröffneten. Es war die vornehmste Erweiterung, welche unsrer Kenntniß der Weltliteratur je durch irgend einen Zweig der orientalistischen Forschung zu Theil geworden ist: die Eroberung des Veda für die Wissenschaft.

II.

Eine Entdeckung des Veda kann das, was damals vorging, nicht eigentlich genannt werden. Daß der Veda existirt und welche Stellung er innerhalb der indischen Literatur einnimmt, wußte man längst. Auf Schritt und Tritt zeigten die bereits bekannt gewordenen Schriftwerke auf den Veda als auf die Grundlage von Allem hin, viel nachdrücklicher noch, als man etwa in der Literatur der Griechen sich überall zu den homerischen Gedichten zurückgeführt sieht. Und Manuscripte der vedischen Texte gab es nicht allein in Indien mehr als genug; sie lagen auch in großer Zahl seit lange in europäischen Bibliotheken. Aber man hatte nicht oder doch kaum gewagt zuzugreifen und zu versuchen, ob in dem unübersehbaren Chaos dieser Schriftenmasse fester Boden für die Wissenschaft zu gewinnen sein würde. Das Sanskrit der großen epischen Gedichte oder des Kalidasa verstand man gut genug; aber von dem Dialekt, in welchem die wichtigsten Theile des Veda abgefaßt sind, wußte man nicht mehr, als etwa ein Kenner des heutigen Französisch von der Sprache der Troubadours verstehen würde. Die ungewohnte Seltsamkeit, der zum Theil wenigstens äußerst verwickelte, oft in dürre Kleinlichkeiten sich verlierende Inhalt jener Texte ließ sich, auch ohne daß man tiefer in sie eingedrungen war, vorauserkennen. Würde ein

ernstes Durchforschen dieses Gebietes, falls es überhaupt gelänge, die Mühe verlohnen? Es war eine Schar junger deutscher Gelehrter, die ihre Kräfte ans Werk setzten. Die Meisten von ihnen wirken noch in unserer Mitte: Max Müller, Roth, Weber. Zwei Andere, deren Namen hier nicht fehlen dürfen, starben vor wenigen Jahren: Adalbert Kuhn und Benfey. Man bedurfte nicht den Apparat großer Expeditionen, wie die waren, welche der Erforschung des ägyptischen oder babylonischen Alterthums die Wege gebahnt haben. Jene Monumente, in deren colossalen und bizarren Steingestalten Bruchstücke der Urzeit vor unser Auge zu treten scheinen, fehlen in Indien. Die Kenntniß, die man gewinnen wollte, beruhte nicht auf Inschriften, sondern auf Manuscripten. Auf längere oder kürzere Zeit siedelte man nach London über und begann unter den Handschriftenschätzen des East India House die Arbeit¹⁾. An Zuversicht fehlte es nicht. „Es wäre,“ schrieb Roth, „ein Spott auf die Kritik und den Scharfsinn dieses Jahrhunderts, das die Felsenschriften der Perseerkönige und Zoroaster's Bücher liest und lesen wird, wenn es ihm nicht gelänge, in dieser massenhaften Schriftwelt die Geistesgeschichte jenes Volkes mit Sicherheit zu lesen.“

Vieles von dem, was Roth erwartete, ist gelungen oder auf dem Wege des Gelingens. Von Manchem, was in jener Zeit gehofft wurde, läßt sich jetzt wohl sagen, daß und warum es unerreichbar ist. Das Erreichte aber hat dem Bilde, welches die Wissenschaft vom indischen Alterthum machte, ein völlig anderes Aussehen gegeben. Horizontlos schien sich dies Bild in die nebelhaften Tiefen einer unbemessenen Vergangenheit zu verlieren; jetzt fanden sich feste Grenzen; ein äußerster Anfangspunkt erforschbarer Geschichte war abzusehen. Es eröffneten sich authentische Quellen, der ältesten Zeit Indiens entstammend, aus welcher und über welche geschichtliche Zeugnisse im gewöhnlichen Sinne des Wortes erlangbar sein konnten, und statt des von unsicheren, schattenhaften Riesengehalten durchflossenen Halbdunkels, in welchem die epischen Gedichte jene Zeiten hatten erscheinen lassen, zeigte der Weda eine Wirklichkeit, die man hoffen konnte zu verstehen; oder wenn er an manchen Orten statt der gehofften Gestalten dem Auge leere Räume erscheinen ließ, so war auch dies ein Gewinn: man wußte dann wenigstens, daß die Kunde, nach der man gesucht hatte, verschollen war, und was sich als solche gegeben hatte, enthüllte sich nun als ein der Willkür später Legendenmacher entsprungenes Phantasiegebilde. Die Literatur der epischen Gedichte schien jetzt nicht länger den Anspruch auf unberechenbares Alterthum erheben zu dürfen; sie sank in eine Art Mittelalter herab, hinter welchem sich das neu entdeckte wahre Alterthum aufthat, den Horizont des geschichtlichen Erkennens mit bedeutenden Formen begrenzend.

Wir versuchen zu veranschaulichen, wie die Aufgabe gelöst wurde, den Weda zu verstehen, und beschreiben zu gleicher Zeit — das Eine ist von dem Andern nicht scharf zu trennen — was das war, das man so kennen gelernt hatte: eine

¹⁾ Auch die königliche Bibliothek zu Berlin besaß und besitzt eine reiche Sammlung von Sanskrithandschriften, zu welcher durch den auf Befehl Friedrich Wilhelm's IV. erfolgten Ankauf der Chambers'schen Handschriften der Grund gelegt wurde.

nen erschlossene Literatur aus ehrwürdiger Vergangenheit, reich an Spuren ernstester Geistesarbeit, in scharf, ja hart ausgeprägten Formen folgerichtig entwickelt, und ein wenn auch nur in spärlichen Trümmern neu entdecktes Stück Geschichte, die Anfänge der Geschichte — oder sollen wir sagen der Geschichtslosigkeit? — eines uns stammverwandten Volkes, das früh von allen andern Völkern getrennte Wege gegangen ist und seine seltsamen, die Keime eigener Leiden in sich tragenden Formen des Daseins sich geschaffen hat.

Wie gelang es, den Veda zu verstehen?

Fast alle wichtigeren Werke der Veda-Literatur — denn der Veda ist wie die Bibel nicht ein einzelner Text, sondern eine weit verzweigte Literatur — sind in zahlreichen, meistens ziemlich modernen Handschriften erhalten; nur selten, wie das bei dem zerstörenden Klima Indiens nicht anders sein kann, sind dieselben älter als wenige Jahrhunderte. Die Texte aber, welche wir in diesen jungen Manuscripten finden, stammen aus entferntem Alterthum. Durch weite Zeiträume haben sie, ehe sie dazu gelangten in diesen Handschriften oder in Handschriften überhaupt aufgezeichnet zu werden, Schicksale sehr mannigfaltiger Art erlitten, und es ist die Aufgabe des philologischen Forschers, diese Schicksale, gewissermaßen die Lebensgeschichte der Texte, festzustellen. Man kann sagen, daß diese, wie sie uns überliefert sind, Gemälden alter Meister gleichen, über welche abwechselnd Zerstörungen und Herstellungsversuche von berufener und unberufener Hand hingegangen sind; was wir kennen wollen, soweit es sich kennen läßt, ist ihr Aussehen, wie es im Ursprung gewesen ist.

Welcher Zeit nun der Ursprung der alten Vedalieder angehört, können wir nicht in Jahren, auch nicht in Jahrhunderten ausdrücken. Aber wir wissen, daß diese Lieder vorhanden waren, als es in Indien noch nicht Städte gab, sondern nur Dörfer und Burgen: als die Namen der mächtigen Stämme, welche in der Folgezeit den ersten Platz unter den Stämmen Indiens eingenommen haben, noch nicht genannt wurden, so wenig wie in dem Deutschland, das Tacitus schildert, die Namen der Franken und Bayern. Es war die Zeit der Wanderungen, der endlosen, hin- und hervogenden Fehden kleiner, bald hier, bald dort auftauchender Stämme mit ihren Adligen und Priestern — man tritt um Weidegründe, um Kühe und Ackerland: die Zeit des Kampfes der hellfarbigen Einwanderer, die sich Arja nannten, gegen die Urbewohner, die „schwarzen Leute“, die „Ungläubigen, die Götter nicht labenden“. Noch suchte das Denken und Glauben der Inder das Göttliche nicht in jenen gestaltlosen Tiefen, in welchen spätere Zeitalter die Idee des ewigen, verborgenen Brahma erfakten; wo in der Natur dem Auge die hellsten Bilder, dem Ohr die mächtigsten Töne entgegenkamen, da waren die Götter: das leuchtende Himmelsgewölbe, die Morgenröthe, der donnernde Gewittergott und seine Gesellen, die Winde. Noch hatten die vedischen Arier ihre späteren Sitze an den beiden gewaltigen Zwillingströmen Ganges und Jumna nicht erreicht, noch war für sie „der mütterlichste Fluß“ die Sindhu (Indus), von welcher einer der alten Poeten des Rigveda sagt¹⁾:

¹⁾ Rigveda X, 75, 3.

„Am Himmel hin auf von der Erde strebt ihr Schall;
Unendlich Brausen regt sie auf, die Strahlende.
Wie Regenfluth donnernd dem Wolkenstoß entströmt,
Stürzt hin die Einhu, wie der Stier, der brüllende.“

Aus den Zeiten jener Wanderungen und Kämpfe, die um den Indus und seine Nebenflüsse sich bewegten, stammt die Poesie des Rigveda. In bestimmten Familien war zugleich die Uebung des priesterlichen Werkes und die eng damit verbundenen Fertigkeiten künstlich gebundener Rede und eines einfachen, nur in wenigen Tönen sich bewegenden Gesanges heimisch¹⁾. Diese Familien haben die vedische Poesie geschaffen und ihre Kunde unter sich fortgepflanzt. Was wir Volksdichtung nennen, sind die Lieder des Rigveda, fast sämmtlich Opferlieder, nicht eigentlich gewesen; man hört in ihnen nicht jene Sprache, die aus der Seele des Volkes, wie es dichtend mit sich selbst redet, hervortönt. Es war eine Poesie, der wohl meist die rechten Hörer gefehlt haben: die Menge, die mit dem Dichter mitdichtete. Hörer war Gott Agni, Gott Indra oder die Göttin Morgenröthe, und Dichter war nicht Jeder, den leidenschaftlicher Drang seiner Seele oder die Lust am Singen und Sagen antrieb, sondern Dichter war vor Allem, wer einer Dichterfamilie angehörte — einer jener Familien, die sich in der Folgezeit zu einer Kaste zusammengeschlossen und immer unübersteiglichere Schranken zwischen ihrem geheiligten Dasein und der profanen Wirklichkeit des lebendigen Lebens aufgerichtet haben —: ein solcher Poet nur verstand es, für die Götter „ein Preislied zu zimmern, wie einen Wagen ein kunstverständiger, geschickter Zimmermann“ — ein Lied, das von reichen, fürstlichen Opferherren mit Rossen und Kindern, mit Goldschmuck und mit Sklavinnen aus der Kriegsbeute gelohnt wurde. „Dein Segen,“ sagt ein vedischer Dichter zu einem Gotte²⁾,

„weilt bei Ependern,
Den unversehrten, reich an starken Helden,
Die Kleider uns, Kinder und Rosse schenken;
Sie mögen walten schöner Güterfülle.

Zerrinnen laß Alles, was sie erworben,
Die uns nicht lohnend unser Lieder nutzen.
Die Gottlosen, die ihres Glücks sich rühmen,
Die Frevel verstoße vom Sonnenlichte.“

Es ist für alles Denken und Dichten in Indien verhängnißvoll gewesen, daß sich dort früh geradezu eine zweite Welt, von eigen phantastischem Inhalt erfüllt, neben die wirkliche Welt gestellt hat: der Opferplatz mit den drei heiligen Feuern und die Schulen, in welchen die Virtuosen der Opferkunst ausgebildet wurden — Gebiete wunderlichster Thätigkeit und der Tummelplatz einer spitzfindig leeren Geheimnißkrämerei, deren entnervende Macht über den Geist eines ganzen Volkes wir nur schwer in ihrem vollen Umfang begreifen. Die Poesie des Rigveda zeigt uns jenen Krankheitsproceß in einem frühen Stadium, aber

¹⁾ Hunderte von vedischen Melodien sind in einer Aufzeichnungsweise, deren Deutung keinem wesentlichen Zweifel unterworfen ist, überliefert: wie es scheint, das älteste, leider aber auch wohl das dürftigste Denkmal des musikalischen Alterthums.

²⁾ Rigveda V, 42, 8—9.

er ist da, und viel von dem, was das Wesen des Rigveda ausmacht, beruht eben auf ihm. Im Vordergrund steht das Opfer und immer wieder nur das Opfer. „Durch Opfer opferten Opfer die Götter; jene Ordnungen waren die ersten“, heißt es in einem Verse, der zweimal im Rigveda wiederholt ist. Der Preis des Gottes, dem die Opferspende gilt, seiner Macht, seiner Siege, und das Bitten um die Güter, die als Gegengabe für die menschlichen Spenden gehofft werden — Gedeihen der Heerden und der Nachkommenschaft, langes Leben, Vernichtung der Feinde, der Verhaszten und Gottlosen —: das ist der Inhalt, der in unaufhörlichen Wiederholungen durch die Lieder des Rigveda wiederkehrt. Ganz gefehlt freilich hat es unter jenen vereschiedenen Opfern doch nicht an wirklichen Poeten, und so leuchtet unter den stereotypen Anrufungen und Lobpreisungen bald hier bald dort ein großes und schönes Bild hervor, das Staunen der Dichterseele über die bunten Wunder der Natur oder der tiefe Ausdruck ernststen inneren Erlebens. Ein Dichter aus der priesterlichen Familie der Bharadvaja bejingt die Göttin Uśhas¹⁾, die Morgenröthe:

„Wir schaun dich, Liebliche, weithin erglänzt du.
Zum Himmel auf flog deiner Strahlen Helle.
In Schönheit leuchtend deine Brust enthüllst du
Voll hoher Pracht, göttliche Morgenröthe.

Die rothen Stiere ziehen ihren Wagen,
Wenn hold sie sich über die Fernen breitet.
Sie treibt die Nacht fort, wie ein Held, ein Schütze
Die Feinde scheucht, gleich schnellern Wagenlenker.

Und schöner Pfad ist auf dem Berg gebahnt dir.
Du Anbezwungne, durch die Wasser bringst du.
So führ' uns Schätze her, uns zu erquickten,
Auf weiter Bahn, herrliche Himmelstöchter“!²⁾

Ein andrer Dichter redet von Parjanya, dem Regengott³⁾:

„Dem Fuhrmann gleich, der seine Kasse vorwärts peitscht,
Treibt seine Boten, seine Wolken er herauf.
Von ferne her hebt sich des Löwen Donnerton,
Wenn dem Gewölk Regen der Gott entströmen läßt.

Parjanya's Aflige fliegen auf; die Winde wehn;
Es fluthet vom Himmel; empor schießt Gras und Kraut.
Erquickung wird Allem, was lebt und weht, erzengt,
Wenn seinen Samen auf die Erd' ergießt der Gott.

Auf sein Gebot neiget sich tief die Erde;
Auf sein Gebot regt sich behuftes Thiervolk;
Auf sein Gebot sprechen die bunten Blumen.
Mög' uns Parjanya starken Schutz gewähren!

¹⁾ Das indische Wort Uśhas ist mit dem griechischen Eos, dem lateinischen Aurora verwandt.

²⁾ Rigveda VI, 64. Das folgende Lied ist V, 83.

³⁾ Auch dieser Gott kehrt bei den stammverwandten Völkern Europa's wieder, als Fjörgynn in der nordischen Mythologie, und bei den Lithauern und Preußen als jener Gott Perkunas, von welchem ein alter Chronist sagt: „Perkuno war der dritte Abgot und man ihn anrufte ums gewitters willen, damit sie Regen hatten und schon Wetter zu seiner Zeit, und in der Donner und bliz kein schaden thett.“

Des Regens Strom sandtest du; nun halt' inne;
 Du machtest durchschreibbar die oden Wüsten.
 Du liehest uns Kräuter zur Nahrung spriechen,
 Und ihr Gebet hast du erfüllt den Menschen.“ —

Doch wir müssen von der Schilderung der Rigveda-Poesie zur Betrachtung der Schicksale zurückkehren, welche diese auf ihrem Wege vom fernsten Alterthum zur Neuzeit, von den Opferplätzen am Indus zu den Werkstätten der englischen und deutschen Philologen erlitten hat. Hier ist nun vor Allem eine Thatfache hervorzuheben, die zu den seltsamsten Erscheinungen in der an Seltsamkeiten so reichen Geschichte Indiens gehört. Die Lieder des Rigveda, die Lieder, Melodien und Sprüche der andern Veden sind verfaßt, gesammelt, fortüberliefert worden; es hat sich an sie eine höchst umfangreiche, durch ältere und jüngere Schichten entwickelte geistliche Prosaliteratur über Opferkunst und die Symbolik des Opfers angeschlossen; es sind keckerische Secten, wie die buddhistische, entstanden, welche die Autorität des Veda verwarfen und statt dessen die Predigten ihres Stifters, den Codex der von ihm verkündigten Ordnungen als heilige Texte verehrten: und alles dies ist geschehen ohne Schreibkunst. Im vedischen Zeitalter kannte man die Schrift nicht; in der Zeit des entstehenden Buddhismus kannte man sie zwar — vermuthlich sind es Semiten gewesen, von welchen die Inder schreiben gelernt haben —, aber man benutzte sie nur zur Aufzeichnung kurzer Mittheilungen im praktischen Leben, nicht zur Niederschrift von Büchern. Wir besitzen sehr sichere und charakteristische Informationen über die Rolle, welche die Schreibkunst noch in einem verhältnißmäßig späten Zeitalter, um 400 vor Chr., im kirchlichen Leben der Buddhisten gespielt oder vielmehr nicht gespielt hat. Die heiligen Texte dieser Secte entwerfen ein bis in die kleinsten Züge ausgeführtes Bild von dem Treiben in den Häusern und Parks, welche die Brüder bewohnten; vom Morgen bis zum Abend können wir die buddhistischen Mönche in ihrem täglichen Leben verfolgen, auf ihren Wanderungen und während der Raft, im Alleinsein und im Verkehr mit andern Mönchen oder mit Laien; wir kennen die Ausstattung der von ihnen bewohnten Räume, ihre Geräthschaften, den Inhalt ihrer Vorrathskammer: aber nirgends hören wir, daß sie ihre heiligen Texte lasen oder abschrieben, nirgends, daß man in den Mönchshäusern solche Dinge wie Schreibutensilien oder Manuscripte besaß. Das Gedächtniß der „an Hören reichen“ geistlichen Brüder — was wir heute belesen nennen, hieß damals reich an Hören — vertrat die Stelle von Klosterbibliotheken; und drohte unter einer Gemeinde die Kenntniß irgend eines unentbehrlichen Textes — z. B. des Beichtformulars, das an jedem Vollmond und Neumond in der Versammlung der Brüder vorgetragen werden mußte — abzureißen, so verfuhr man, wie es in einer alten buddhistischen Gemeindevorordnung vorgegeschrieben wird: „von jenen Mönchen soll unverzüglich ein Mönch nach der benachbarten Gemeinde abgesandt werden. Zu dem soll man sprechen: Geh, Bruder, und wenn du die Beichtordnung auswendig gelernt hast, die volle oder die verkürzte, so kehre zu uns zurück!.“

1) Mahāvagga II, 17. In den unter der Leitung Max Müller's herausgegebenen „Sacred Books of the East“ ist die betreffende Stelle Bd. 13, S. 268 in englischer Uebersetzung mitgetheilt.

Daß unter solchen Umständen die gesammten Existenzbedingungen der Bücher und das Verhältniß zwischen Buch und Leser — wenn es gestattet ist, der Kürze wegen diese Ausdrücke beizubehalten — sehr anderer Natur sein mußten, als in einem schreibenden oder gar in einem druckenden Zeitalter, liegt auf der Hand. Existiren konnte ein Buch nur dann, wenn eine Körperschaft da war, in welcher jenes gelehrt, gelernt und von Generation zu Generation weiter gelehrt wurde. Kennen lernen konnte man ein Buch nur um den Preis, daß man es auswendig lernte oder Jemanden zu seiner Verfügung hatte, der dies gethan. Texte von einem Inhalt, der nur vorübergehende Aufmerksamkeit beanspruchte, konnte es überhaupt nicht geben: verhängnißvoll für Geschichtsschreibung und überhaupt für jede Prosaliteratur. Vor Allem aber waren die vorhandenen Texte den zahllosen Entstellungen ausgesetzt, welche Gedächtnißfehler, Leichtfertigkeit und Verbesserungssucht ihrer Ueberlieferer auf dem lustigen Wege von Mund zu Mund in sie hincintragen mußten.

Unter Bedingungen wie die eben beschriebenen sind die Poesien des Rigveda viele Jahrhunderte hindurch von Geschlecht zu Geschlecht fortgelehrt und fortgelernt worden. Getrenntes wurde zu Sammlungen vereinigt auf dem Wege der mündlichen Feststellung und Ueberlieferung. Die Sammlungen wurden zu wiederholten Malen überredigirt und mit Ergänzungen versehen, wieder nur auf dem Wege der mündlichen Feststellung und Ueberlieferung. Begreiflich genug, daß hierbei oft der ursprüngliche Bau, ja der Bestand selbst der einzelnen Lieder beschädigt, verwischt, vernichtet wurde; Umstellungen zerstörten die Gestalt derselben; die Grenzen der neben einander stehenden Lieder wurden vielfach vergessen und Massen derselben zu scheinbaren Einheiten zusammengeschweißt; moderne, glatt verständliche Wendungen verdrängten die seltenen Worte und die alterthümlichen Wortformen — oft die werthvollsten Denkmäler für den Forscher, welchem sie die Geschichte der Sprache verstehen helfen, wie der Naturforscher aus fossilen Resten die Geschichte des organischen Lebens heranzieht.

Vor Allem aber war es für die alte und wahre Gestalt der Vedalieder verhängnißvoll, daß man sie auf das Prokrustesbett grammatischer Betrachtungen spannte. Früher und stärker als bei irgend einem anderen Volke des Alterthums hat sich in Indien das Interesse und die Freude daran geregt, die Sprache wissenschaftlich zu zergliedern. Man bildete mit glänzender Schärfe und Feinheit die Beobachtung der einzelnen Sprachlaute und der Veränderungen, denen sie unterliegen, zu einem System aus, von welchem, als es in Europa bekannt wurde, die Wissenschaft unseres Jahrhunderts bewundernd zu lernen Ursache gefunden hat. Dem Scharfsinn und Tiefsinn freilich jener vedischen Sprachforscher hing wie ein Fluch der echt indische Zug der Spitzfindigkeit an, die Freude, aus welcher bisweilen etwas wie eine bizarre Schadenfreude hervorzublicken scheint, den Dingen ein künstliches Gewand anzuziehen und anzuzwingen, Labyrinth von Subtilitäten zu erbauen, in deren gewundenen Gängen der beschlagene und verschlagene Kenner sich präntentiös zurecht zu finden verstand. So verband sich in dieser grammatischen Wissenschaft Erkennen und Verkennen des Richtigen in unauslöschlicher Vermischung. Daß unter der Hand solcher Sprachtheoretiker das kostbare Gut der alten Vedalieder nicht unangetastet geblieben ist, versteht sich

von selbst. Hier ward ein einzelner Punkt des aus der Vorzeit Ueberlieferten mit glücklichster Schärfe aufgefaßt, mit wundervoller Treue festgehalten; dort trug man kein Bedenken, ganze Gebiete alter und echter Erscheinungen, halb-richtigen Theorien zuliebe, zu verwerfen, so daß auch der geduldigste Scharfsinn unserer Wissenschaft das Verlorene immer nur zum Theil wird herstellen können. Schließlich allerdings nahm doch die Willkür, unter welcher die Lieder der alten Sänger hatten leiden müssen, ein Ende. Je mehr man sich gewöhnte, in jenen nicht schöne und wirksame Gebete allein, sondern eine geheiligte Offenbarung des Göttlichen zu sehen, um so höher mußte ihre überlieferte Form, auch wo sie noch so unregelmäßig war oder schien, in der Achtung der Theologen steigen, und um so sorgfältiger mußte man diese Form mit allen ihren Ungleichheiten zu beschreiben, zu erhalten bemüht sein. Wir besitzen ein merkwürdiges Werk — es ist wie viele indische Lehr- und Handbücher in Versen verfaßt —, in welchem ein Grammatiker Caunaka — vermuthungsweise darf er ganz ungefähr in die Zeit von 400 vor Chr. gesetzt werden — eine eingehende, ungemein scharfsinnig angelegte Uebersicht über die lautlichen Eigenthümlichkeiten des Rigveda-Textes gegeben hat. Das Studium von Caunaka's Werk liefert uns den Beweis, daß von jener Zeit an die vedischen Lieder, geschützt durch die vereinte Sorgfalt grammatischer und religiöser Buchstabenglaubens, keine irgend nennenswerthen Verderbnisse mehr erlitten haben. Die wichtigsten Manuscripte des Rigveda, welche wir kennen, mögen zwei Jahrtausende jünger sein als jenes Handbuch des Caunaka, aber sie halten, wenn wir sie mit jenem vergleichen, allen Proben in einer gradezu stamenswerthen Weise Stand.

Wohl war der Rigveda, den jener indische Gelehrte vorfand, einer Ruine nicht ungleich. Und wohl vermochte man mit den Mitteln indischer Gelehrsamkeit nicht, ihn in besserem Zustande, als man ihn selbst überkommen, der Folgezeit zu hinterlassen. Aber das hat der gewissenhafte Fleiß der indischen Sprachmeister und Gottesgelehrten doch erreicht, daß die Gefahren ferneren Verfalles die letzten zweitausend Jahre hindurch von jenen ehrwürdigen Trümmern fern gehalten sind. Unangetastet liegen sie da, wie sie in Caunaka's Zeiten dalagen. Und die Forschung unserer Tage, welche schon aus manchem Ruinenfelde die lebendigen Züge untergegangenen Daseins zu enträthseln gewußt hat, arbeitet daran, bald mit dem kühnen Zugreifen siegesgewisser Divination, bald in dem ruhigen Gleichmaß schrittweise vorbringender Erwägung, herzustellen, was sich von der echten Form jener uralten priesterlichen Dichtungen herstellen läßt.

III.

Wir dürfen sagen, daß die am größten angelegten Unternehmungen, die wichtigsten Erfolge auf diesem Arbeitsfelde sich an die Namen deutscher Forscher knüpfen. Wenn wir hinzufügen, daß dies nicht leicht anders sein konnte, so ist das keine Ueberhebung, sondern wir drücken damit nur den in der Entwicklung der Wissenschaft begründeten Sachverhalt aus. Es war natürlich gewesen, daß die frühesten Anregungen der beginnenden indischen Forschung, die ersten Versuche, den massenhaft zudringenden Stoff festzuhalten und vorläufige Formen für ihn zu finden, Engländern verdankt wurden, Männern, welche einen guten Theil

ihres Lebens in Indien zubrachten und dort in fortwährenden Berührungen mit den einheimischen Kennern des Sanskrit standen. Aber nicht minder natürlich war es, daß die Ehren weiteren Vordringens, tieferen Eindringens Deutschen zugefallen sind. Die beiden Gebiete der Wissenschaft, von welchen her vornehmlich den indischen Forschungen Leben und Kraft zufließen mußte, waren und sind wesentlich deutsch: die vergleichende Sprachwissenschaft, von Bopp man kann sagen begründet, und jene vertiefte, starke Wissenschaft oder ebenso richtig Kunst der Philologie, wie sie Gottfried Hermann und neben ihm, von dem stolzen Geiste Lessing's durchtränkt, Karl Lachmann geübt hat, voll scharfen zielbewußten Könnens, genau und wahrhaftig im Kleinen wie im Großen. Nochten Vertreter dieser Philologie, antipathisch berührt durch manchen Charakterzug des indischen Geistes und nicht am Wenigsten durch den Anspruch, daß die griechische und lateinische Grammatik dies oder jenes aus dem Sanskrit zu lernen habe, der jungen Wissenschaft von Indien mit Zurückhaltung oder mit mehr als Zurückhaltung begegnen: dadurch konnte nichts an der Thatsache geändert werden, daß die Behandlung indischer Texte, die Erforschung indischer Literaturdenkmäler sich von keinen besseren Lehrern lernen ließ, als von jenen Meistern, welche die klassischen Texte mit einer nicht dagewesenen Treffsicherheit der Methode zu verbessern und zu erklären wußten.

Ein Leipziger Zuhörer Hermann's und Haupt's war es, der 1845 in Paris, angeregt durch Burnouf, den Plan faßte, den Rigveda mit dem Commentar seines indischen Erklärers, des Abtes Sayana (im 14. Jahrhundert nach Chr.) herauszugeben: das große Werk Max Müller's, die erste unter den grundlegenden Unternehmungen, auf welchen die vedische Philologie beruht. Es war vor Allem nöthig zu wissen, wie die Brahminen selbst die im Rigveda aufbehaltenen Lieder ihrer Vorfahren aus der Vedasprache in gangbares Sanskrit übersetzten, wie sie die Probleme, welche die Grammatik des Veda bietet, mit den Mitteln ihres eigenen grammatischen Systems lösen. Hier lag die unentbehrliche Grundlage aller weiteren Forschungen: man mußte sich der indischen Tradition der Bedenerklärung in Ueberschätzung wie in Unterschätzung gegenübergestellt und die Consequenzen beider Fehler erprobt haben, um so endlich die Kunst ihrer wissenschaftlichen Verwerthung zu lernen. Hier leistete die durch ein Vierteljahrhundert (1849—1874) sich hinziehende Arbeit Max Müller's das Bedeutendste; leicht zu vollenden, war sie unendlich schwer gewesen zu beginnen, denn die meisten grammatischen und theologischen Texte, welche den Ausführungen Sayana's zu Grunde liegen, waren, als Max Müller ans Werk ging, noch Bücher mit sieben Siegeln.

Einige Jahre, nachdem der erste Band von Max Müller's Rigveda erschienen war, vereinigten sich zwei andere Gelehrte zu einem Werk noch größeren Maßstabes. Längst ist es allen Sanskritisten das unentbehrlichste Werkzeug ihres Arbeitens geworden: das im Auftrage der Petersburger Akademie von Roth und Böhtlingk verfaßte Sanskrit-Wörterbuch. Es galt, für eine Sprache, deren meiste und wichtigste Texte noch ungedruckt waren, ein Wörterbuch in ähnlich großem Stil zu schaffen, wie die Brüder Grimm es etwa zu derselben Zeit für die deutsche Sprache begannen. Roth übernahm die vedische Literatur,

die Grundlage des Ganzen, Wöhlting die spätere Zeit; befreundete Forscher, Allen voran Weber, nutzten die ihnen vorzugsweise bekannten und zugänglichen Texte oder handschriftlichen Materialien aus. Das Wichtigste war, daß der Veda legalistisch bearbeitet wurde, hier — von wenigen Vorarbeiten abgesehen — zum ersten Mal. Die Erklärungen, welche die Indier selbst von den Worten der Vedasprache geben, wurden als ein wichtiges Hilfsmittel des Verständnisses berücksichtigt. Aber dabei blieb man nicht stehen. „Wir halten es nicht“, sagten die beiden Verfasser in ihrer Vorrede, „für die nächste Aufgabe, dasjenige Verständniß des Veda zu erreichen, welches vor etlichen Jahrhunderten in Indien gangbar war, sondern suchen den Sinn, welchen die Dichter selbst in ihre Lieder und Sprüche gelegt haben.“ Sie unternahmen es, „den Texten selbst ihren Sinn abzugewinnen durch Zusammenhaltung aller nach Wort oder Inhalt verwandter Stellen.“ Auf diesem Wege hofften sie den Gehalt jedes Wortes nicht als farblosen Begriff, sondern in seiner Besonderheit und damit in seiner Kraft und Schönheit wiederzugeben. Der Veda werde so seinen schlagenden Sinn, den vollen Reichthum seines Ausdrucks zurückgewinnen; die Gedankenwelt des frühesten Alterthums werde uns in neuer, von Leben und Realität erfüllter Gestalt erscheinen.

Hinter dem groß gedachten Plan des Wörterbuchs blieb die Ausführung, mit eisernem Fleiß, mit glänzendem Gelingen durch vierundzwanzig Jahre durchgeführt (1852—1875), nicht zurück. Wir haben es leicht, im Einzelnen zahllose Lücken und Irrthümer zu entdecken; die beiden Herausgeber wußten wohl, daß ohne den Muth des Zugreifens, der sich auch vor dem unvermeidlichen Irren nicht fürchtet, sie besser gethan hätten, die Hand vom Werke zu lassen. Hinter dem überreichen Werthe aber dessen, was ihnen gelungen ist, treten alle Fehler weit zurück. Welcher Abstand trennt ihre Arbeit von derjenigen ihres Vorgängers Wilson¹⁾. Dort nicht viel mehr als die nackte Aufzählung der Bedeutungen, welche die indische Uebersetzung den Worten beilegt; der Veda existirt für Wilson's Wörterbuch nicht oder kaum. Hier dagegen ist der unübersehbare, in orientalischer Fülle strohende Reichthum der reichsten aller Sprachen zu Tage gefördert worden; die Geschichte jedes Wortes, gleichsam die Schicksale, welche in den verschiedenen Perioden der Literatur dasselbe betroffen und seine Geltung bestimmt haben, werden uns vor Augen gestellt. Deutlicher als in diesen beiden Wörterbüchern konnte sich der Gegensatz der zwei großen Perioden nicht verkörpern, in denen die Entwicklung der indischen Forschungen sich darstellt: hier die Anfänge, welche die unmittelbar auf den Schultern des indischen Panditthums stehende englische Wissenschaft gemacht hat; dort die Fortsetzung, mit den Mitteln strenger Philologie nach Weite und Tiefe unvergleichlich über jene Anfänge hinausdrängend, an ihrer Spitze deutsche Forscher.

An Müller's große Rigveda-Ausgabe und an das Petersburger Wörterbuch schließen sich in reichlicher Fülle weitere Forschungen, welche die Grenzen des Unverstandenen im Veda mehr und mehr verengt haben. Schon hat sich neben die ersten Pfadfinder in diesen einst so unwegsamen Gebieten eine neue Generation

¹⁾ Das Wörterbuch Wilson's ist 1819, in zweiter Auflage 1832 erschienen.

von Arbeitern gestellt. Im Ganzen und in einzelnen seiner Theile ist der Rigveda zu wiederholten Malen übersetzt worden. Sein Bestand an Worten und Formen wird nach immer neuen Gesichtspunkten, mit neuen Fragestellungen durchgearbeitet; manchem farbigen Wort der kräftig herben Vedasprache wird sein volles Gewicht zurückgegeben. Die Grundsätze und Gewohnheiten, nach welchen die alten Sammler und Uebersetzer des Vedatextes verfahren sind, werden von uns erforscht, damit wir unterscheiden können, was Jene als überliefert vorgefunden, was sie selbst in die Uebersetzung hineingetragen haben. Die Lesungen, mit welchen die Stellen des Rigveda in den andern Veden citirt sind, werden gesammelt, um in ihnen den Uebersetzen echter und alter Textgestaltung nachzugehen. Man stellt die Religion und Mythologie des Veda dar; man schildert das Volksleben der vedischen Stämme nach allen seinen Seiten: die Texte bieten die Züge zu einem Bilde desselben, von dem mit Recht gesagt worden ist, daß es an Klarheit und Genauigkeit des Tacitus Bericht von dem Volksleben der Germanen übertrifft¹⁾. Endlich versucht man — oder man wird versuchen müssen, denn eben an dieser Stelle steht die Arbeit erst in ihren Anfängen — unter den Massen der vedischen Gebete und Opferlieder etwas zu entdecken, das der wissenschaftlichen Neugier ein besonders willkommenes Fund sein muß: die Anfänge des indischen Epos²⁾.

Daß in einer Zeit so reich an Dichtertum und Dichterehre, wie die Zeit des Rigveda war, auch die Lust am Fabuliren ihre poetischen Blüten getrieben haben muß, ließ sich von vornherein nicht bezweifeln. Kleine Erzählungen, kleine Lieder müssen dagewesen sein, in engen Rahmen eingeschlossen; so sind ja überall die Anfänge epischer Poesie gestaltet, ehe das dichterische Können sich steigert und sich daran wagt, in größerem Umfange und mit verwickelterem Aufbau von den Geschicken der Menschen und Heroen zu erzählen. Es schien, als wenn jene Anfänge der indischen Epik verloren wären. Und doch waren sie erhalten, freilich in eigenthümlich verwüsteter Gestalt. Im Rigveda finden sich vielfach Gemengsel von scheinbar zusammenhangslosen Versen, in welchen man aufgehäuften Schericht der dichterischen Werkstätten vor sich zu haben meinte. In der That sind es die trümmerhaften Reste epischer Erzählungen, Verse, die einst in einen Prosarahmen eingefügt waren: die Erzählung in Prosa, die Reden und Gegenreden in Versen, etwa wie in den Grimm'schen Märchen oft, wo die arme Königstochter oder der mächtige Zwerg ein besonders gewichtiges oder rührendes Wort zu sprechen hat, ein Reim erscheint. Von den vedischen Märchenerzählern nun wurden allein die Verse in ihrer festen Form dem Gedächtniß eingepreßt; die Prosa gab jeder neue Erzähler mit neuen Worten wieder, und schließlich gerieth ihr Inhalt meist ganz in Vergessenheit, so daß nur die Verse übrig blieben, bald als eine Reihe von Wechselreden, lang und inhaltsvoll genug, um den Zusammenhang des Ganzen verstehen zu lassen, bald als unkenntliche Trümmer,

¹⁾ H. Zimmer, Altindisches Leben, die Cultur der vedischen Arier (Berlin, 1879), S. VII.

²⁾ Das hier über die Anfänge des indischen Epos Bemerkte beruht auf Auffassungen, die ich vor Kurzem zu begründen versucht habe, Zeitschrift der Deutschen Morgenländ. Gesellsch. 1885, S. 52 ff.

zu welchen die Hergänge und Situationen, in die sie hineingehören, sich so wenig ergänzen lassen, als man etwa, um bei dem obigen Vergleich zu bleiben, aus den paar Reimen in einem Grimm'schen Märchen das ganze Märchen herstellen könnte.

Es sei gestattet, zur Veranschaulichung des Gesagten hier ein Stück aus einer jener alten Erzählungen mitzutheilen, deren Zusammenhang sich wenigstens im Ganzen vermuthungsweise reconstruiren läßt¹⁾. Sie spielt unter Göttern und Dämonen; ihr Gegenstand ist die große Schlacht, die am Himmel geschlagen wird, die Gewittereschlacht, welche für den Indra der kampfesfrohen Bedazeit das Vorbild seiner eigenen Siege ist: Vritra, der neidische Feind, hält die Wasser der Wolke in seiner Gefangenschaft, daß sie sich nicht über die Erde ergießen können, aber Gott Indra zerschmettert den Dämon mit seinem Donnerkeil und läßt die befreiten Wasser strömen.

Indra — das etwa muß in dem verlorenen Prosa-Gingang der Erzählung gesagt gewesen sein — fühlt sich, als es zum Kampfe geht, zu schwach für den furchtbaren Gegner. Die Götter ziehen sich verzagt von ihm zurück. Nur Einer bietet ihm seinen Beistand an, Vāyu (der Wind²⁾), der schnellste der Götter; aber er verlangt seinen Preis, einen Antheil am Opfertrank des Soma, den die Menschen dem Indra spenden. Vāyu spricht:

„Ich bin's; zu dir komm' ich, voran ich selber,
Und hinter mir schreiten die Götter alle.
Verleiht du mir, Indra, am Opfer Antheil,
Soßst Heldenthaten du mit mir vollbringen.“

Indra nimmt den Bund an:

„Vom Honigtrank geb' ich den ersten Antheil;
Dein soll er sein; dir sei gepreßt der Soma.
Du sollst als Freund stehen zu meiner Rechten;
Dann wollen wir tödten der Feinde Scharen.“

Es tritt eine neue Person auf: ein menschlicher Sänger. Wir wissen nicht, ob an einen bestimmten unter den großen Frommen der Vorzeit, den Ahnen der späteren Sängergeschlechter, gedacht war. Er möchte Indra preisen; aber kann Indra gepriesen werden? Der feindliche Dämon ist noch unbezwungen; Zweifel an Indra und seiner Macht befallen den Sänger. Er spricht zu den Seinen:

„Ein Preislied bringt, die ihr verlangt nach Segen;
Des Indra Lob singt, wenn die Wahrheit wahr ist.“
„Es ist kein Indra,“ also redet Mancher.
„Wer sah ihn? Wer ist's, den wir preisen sollen?“

Aber Indra selbst gibt dem Verzagenden Antwort:

„Hier steh' ich vor dir, blicke her, o Sänger,
An hoher Kraft rag' ich ob allen Wesen,
Es macht mich stark heiliger Ordnung Schöpfung,
Die Welten zerschmett're ich, der Zerschmetterer.“

¹⁾ Rigveda 8, 100. Ich lasse einige Verse dunklen Inhalts fort und schweige von Schwierigkeiten, welche der Lösung näher zu bringen dies nicht der Ort ist.

²⁾ Er wird auch Vāta genannt; man hat diesen Namen — ob mit Recht, ist höchst fraglich — mit dem germanischen Namen Wodan identificirt.

Das Vertrauen des Frommen auf den Gott ist hergestellt; sein Preislied erschallt. Und nun geht Indra in den Kampf. Der Falke hat ihm den Soma gebracht, und im Rausch des Göttertranks schleudert der Siegreiche seinen Donnerkeil auf den Dämon. Wie ein Baum, den der Blitz trifft, fällt der Feind. Nun mögen die Wasser hervorstürzen aus ihrem Gefängniß:

„Gilt nun hervor? Zerstreut euch frei!
Er, der euch festhielt, ist nicht mehr.
Geschleudert hat den Donnerkeil
Indra in Vritra's Weichen tief.

Gedankenschnell flog er einher,
Durchdrang die Burg, die eberne;
Den Soma trug zum Himmel auf
Dem Donnerer der beschwingte Falt.

Im Meere ruht der Donnerkeil,
Von Wasserwogen rings umhüllt.
Die Strömenden, die stetigen,
Die Wasser bringen Gaben ihm.“

Ich übergehe den schwierigen Schluß des Gedichts: die auf den Vritrakampf folgende Schöpfung der Sprache durch Indra. Ein Viertel aller Sprachen, die es in der Welt gibt, hat Indra zu deutlicher, sinnvoller Rede gebildet: das ist die Sprache der Menschen. Die andern drei Theile aber sind undeutlich und unverständlich geblieben: die Sprache, welche die vierfüßigen Thiere reden, und welche die Vögel und alles Gewürm redet.

Dies ist eine jener ältesten Erzählungen der Inder von den Thaten ihrer Götter und Heroen. Es durfte hier nicht versucht werden, die verlorene Prosa, welche die Strophen verband, nachzubilden; um den modernen Leser über den Zusammenhang der Verse zu orientiren, mußte eine andere Ausdrucksweise gewählt werden, als sie dem Erzähler der vedischen Zeit eigen war. Wie es scheint, begnügte sich dieser, in kurzen, ja dürftigen Sätzen die Thatfachen, auf welche es ankam, zu berichten oder vielmehr seine Hörer an dieselben zu erinnern. Den in die Erzählung eingefügten Versen aber — dies wird das Gedicht von Indra's Kampf gezeigt haben — fehlt es nicht an dem Schwung dichterischer Beredsamkeit. Ohne die feineren Charakterzüge menschlichen Seelenlebens freilich, aber in ernster, einfacher Wucht, wie Berge oder alte Riesenbäume stehen die Gestalten jener Sagentwesen da; was unter ihnen geschieht, ist dem Geschehen in der Natur ähnlich, ja mehr als ähnlich. Denn noch ist die alte Naturbedeutung jener Götter durch das menschenhafte Gewand, das sie tragen, kaum verhüllt, und in die Erzählung von ihren Thaten ragen überall die großen Bilder des Naturlebens mit seinen Wundern und seinen Schrecken hinein. Die Pflicht, solche Trümmer der ältesten Epik zu sammeln und zu deuten, wird die vedische Forschung zu ihren lohnendsten, freilich nicht zu ihren leichtesten Aufgaben zählen dürfen.

IV.

Wir müssen nun dazu fortschreiten, die Frage aufzuwerfen: was wissen wir von der äußeren Geschichte Indiens in dem Zeitalter, welches diese Poesien

hervorgebracht hat? Wo fängt hier die Möglichkeit an, die Ereignisse chronologisch zu bestimmen? Lassen sich in dem Theil des historischen Gebiets, welches dieser Bestimmbarkeit entbehrt, irgend welche feste Linien anderer Art ziehen?

Für eine Geschichte des alten Indien etwa in dem Sinne, wie wir von einer Geschichte Roms reden oder wie im Alten Testament die Geschichte des israelitischen Volkes verzeichnet ist, versagt uns der Veda sein Zeugniß. Ein Aufeinanderfolgen bedeutsam mit einander verknüpfter Ereignisse, das Wirken eingreifender Persönlichkeiten, die wir in ihrem Wollen und Vollbringen verstehen können, der Ernst der Kämpfe um die Gestaltung und Sicherung staatlicher Ordnung — dies sind Dinge, von denen wir nichts erfahren. Man kann hinzufügen, es sind Dinge, die es im alten Indien weniger als bei irgend einem andern Culturvolk gegeben zu haben scheint. Die Geschichte dieser Nation würde, je mehr wir von ihr wüßten, sich um so ähnlicher einem zusammenhanglosen Auf- und Abwogen zufälliger Ereignisse darstellen. Es fehlt diesen Ereignissen an dem festen Halt und an dem bedeutungsvollen Sinn, wie ihn die Macht eines wollenden und seinen Willen zu Thaten machenden Volksgeistes dem Geschehen verleiht. Nur in der Geschichte der Gedanken, vor Allem des religiösen Denkens der Inder treffen wir auf diesen festen Boden; von einer Geschichte in anderm Sinne kann hier kaum gesprochen werden. Und ein Volk, das keine Geschichte hat, hat natürlich noch viel weniger eine Geschichtsschreibung. In den Zeiten, in welchen unter einer gesund organisirten Nation das Interesse an der eigenen Vergangenheit und an deren Zusammenhang mit den Kämpfen und Leiden der Gegenwart erwacht, wo die Herodote und Fabius, die Erzähler von dem, was sich ereignet hat, zu erstehen pflegen, war die literarische Thätigkeit Indiens in theologische und philosophirende Speculation verfunken. In allem Geschehen sah man allein dies, daß es vergänglich ist; und alles Vergängliche erkannte man, wir dürfen nicht einmal sagen als ein Gleichniß, sondern als ein absolut Werthloses, ein unglückliches Nichts, von dem der Wissende seine Gedanken zu lösen hat.

Es liegt von vornherein auf der Hand, wie tief wir unter solchen Umständen unsere Hoffnungen auf exacte Resultate herabstimmen müssen, wenn die Frage aufgeworfen wird, in welche Zeit das Wenige hineingehört, was wir von den äußeren Schicksalen der altindischen Stämme wissen, in welche Zeit vor Allem die großen Literaturdenkmäler des Veda und die Wandlungen, welche die indische Gedankenwelt durchgemacht hat. Was etwa die Grundlage für die Beantwortung dieser chronologischen Fragen abgeben könnte, Königslisten mit Angaben über die Dauer jeder Regierung, daran fehlt es für die vedische Periode ganz. Aus alter Zeit wenigstens sind solche Listen uns nicht überliefert; es sind auch keine Spuren da, daß welche vorhanden gewesen wären. Die späteren Verzeichnisse aber, welche in den Werkstätten der indischen Weltgeschichtsmacher geschmiedet sind, können heutzutage für die ernsthafte Forschung nicht mehr in Betracht kommen, als etwa die Angaben der römischen Chronikenschreiber darüber, wie viele Jahre König Romulus und König Numa ihres Amtes gewaltet haben. Wie gänzlich es überhaupt in der vedischen Zeit den Indern fern gelegen hat, nach dem Wann der Ereignisse zu fragen, zeigt sich sehr deutlich darin, daß, so-

viel wir sehen können, es damals überhaupt keine Ausdrucksweise gegeben hat, um irgend ein Jahr als eben dies Jahr, im Unterschied von jedem andern Jahr zu benennen. Die Folge davon ist natürlich, daß jene langen Jahrhunderte für uns, und sicher für die Wissenschaft des alten Indien ganz ebenso, als eine im eigentlichen Wortsinne unermessliche Zeit daliegen und dalagen; die Maßstäbe, mit welchen wir gewohnt sind, die Abstände geschichtlicher Vergangenheit unsrem Begreifen oder doch unsrer Phantasie näher zu rücken, versagen gegenüber dieser reich entwickelten Cultur so vollständig, wie sie etwa für die prähistorischen Gebiete der Steinzeit, das erste schwache Aufdämmern menschlichen Daseins, versagen. In der That, wie die prähistorische Forschung die Dauer der Vorgänge, welche der Erdoberfläche ihre Gestalt gegeben haben, abzuschätzen sich bemüht, um auf das ungefähre Alter der in den Erdschichten eingebetteten menschlichen Ueberreste zu schließen, so hat die Erforschung des Veda ganz ähnlich dazu ihre Zuflucht zu nehmen versucht, aus den allmäligen, im Lauf der Jahrhunderte unmerklich fortschreitenden Wandlungen des großen Zeitmessers, des gestirnten Himmels, das Alter des Veda zu berechnen. Es fand sich in einem dem Veda zugezählten Werk eine astronomische Angabe, welche man zur Grundlage solcher Berechnungen gemacht hat; man kam zu dem Ergebnis, daß dieselbe aus dem Jahr 1181 vor Chr. (nach einer andern Rechnung 1391 vor Chr.) herrühre. Leider mußte der Glaube, daß auf diesem Wege sichere Daten zu gewinnen seien, schnell genug zerrinnen; allzu leicht war es zu zeigen, daß jene vedische Angabe nicht hinreichend ist, um für astronomische Rechnungen eine irgend haltbare Basis zu bieten. So bleibt es dabei, daß es für die Zeiten des Veda kein chronologisches Datum gibt, und es wird Jedem, der da weiß, von welchen Dingen die indischen Autoren zu reden pflegen und von welchen nicht, nahezu gewiß sein, daß auch die reichlichsten und unerwartetsten Entdeckungen neuer Texte, mögen sie im Uebrigen unser Wissen noch so sehr erweitern, in dieser Beziehung Alles beim Alten lassen werden.

Zwei große Ereignisse in der Geschichte Indiens sind es, mit welchen dies Dunkel sich zu lichten beginnt, das eine annähernd, das andre mit voller Sicherheit an einen angebbaren Zeitpunkt geknüpft: das Auftreten Buddha's und die Berührungen der Inder mit den Griechen unter Alexander dem Großen und seinen Nachfolgern.

Daß, so weit wir sehen können, es eben die alten Buddhistengemeinden waren, die in Indien zuerst mit dem zusammenhängenden Ueberliefern geschichtlicher Erinnerungen einen Anfang gemacht haben, entspricht durchaus dem verständlichen Gang der Dinge. Waren dem vedischen oder brahminischen Philosophen alle irdischen Geschehnisse ein absolut Nichtiges gegenüber der allein bedeutamen, von keinem Wandel berührten Stille des Ewigen, so gab es für den Buddhajünger einen Punkt, an welchem dies Ewige in die Welt des Zeitlichen hineinragte, und darum gab es auch für ihn ein Stück Geschichte, das seinen Platz neben oder geradezu innerhalb der religiösen Lehre behauptete: die Geschichte vom Erscheinen Buddha's und dem Leben der von ihm gestifteten Gemeinde. Man hielt die Erinnerung an die Versammlungen fest, auf welchen die geehrtesten und gelehrtesten Häupter der Gemeinde und große Scharen weit und

breit zusammengewanderter Mönche wichtige Punkte der Lehre und der Ordensregel festgestellt hatten; man machte die Könige namhaft, unter welchen diese Concilien gehalten sind, und ließ es sich angelegen sein, die Vorgänger dieser Könige zu wissen bis zurück zu dem frommen König Bimbisara, dem Zeitgenossen und eifrigen Beschützer Buddha's. Aus der Königsreihe, welche auf diese Weise von den Chronisten des buddhistischen Ordens festgestellt worden ist, heben sich zwei Gestalten hervor: Tschandragupta (d. h. der Schütling des Mondes) und sein Enkel Asoka (der Schmerzlose). Tschandragupta ist eine den griechischen und römischen Historikern wohlbekannte Persönlichkeit: sie nennen ihn Sandrokypnos und erzählen, daß er nach dem Tode Alexander's des Großen (im Jahre 323) die Macht der in Indien eingedrungenen Griechen erfolgreich bekämpft und sich aus niederer Stellung zum Beherrscher eines weiten Reiches emporgeschwungen habe. Asoka andererseits wird zwar von den Griechen nicht erwähnt, aber in einer seiner Inschriften — von ihm rühren die ältesten in Indien entdeckten Inschriften her, die sich auf Felswänden und Pfeilern in den verschiedensten Theilen der Halbinsel gefunden haben — nennt er selbst Antijoka, den König der Jona (Jonier, d. h. Griechen), Antitina, Alitafandara und andere griechische Monarchen.¹⁾

Hier ist endlich die Stelle erreicht, an welcher der geschichtliche Erforscher Indiens festen Boden findet; Ereignisse, gleichsam auf einem andern Planeten sich zutragend, dessen Jahre und Jahrhunderte denen der Erde nicht commensurabel sind, treffen an diesem Punkt mit Gebieten des Geschehens zusammen, welche wir kennen und deren Entfernungen wir zu messen wissen! Rechnen wir von den festen Daten des Tschandragupta und Asoka zurück bis zu Buddha — wir haben keinen Grund, die betreffenden Zeitangaben der buddhistischen Chroniken nicht für wenigstens ungefähr richtig anzusehen — so erhalten wir als das Todesjahr des großen Lehrers ca. 480 vor Chr.; sein Wirken fällt also in die Zeit, in welcher die Griechen ihre Freiheitskämpfe gegen die Perser schlugen und in Rom die Grundlinien der republikanischen Verfassung gezogen worden sind. Buddha's Leben aber bezeichnet den äußersten Grenzpunkt, bis zu welchem wir mit wenigstens ungefähren Datirungen vordringen können. Darüber hinaus, durch die langen Jahrhunderte hin, die vom Anfang der Rigveda-Zeit bis auf Buddha verlossen sein müssen, läßt sich immer nur fragen: welches war die Reihenfolge der Ereignisse — der wenigen Ereignisse, von denen wir überhaupt reden dürfen —, welches die Ordnung, in der die großen Schichten der literarischen Denkmäler entstanden sind? Wir beobachten das Bezugnehmen der einen Texte auf andre, die als vorliegend vorausgesetzt werden; wir verfolgen die allmählichen Wandlungen, welche die Sprache erlitten hat, das Verschwinden der alten Worte und Formen, das Erscheinen der jüngeren; wir zählen die langen und kurzen Silben der Verse, um den unmerklichen, aber streng folgerichtigen

¹⁾ Antijoka ist Antiochos Theos, Antitina Antigonos Gonatas, Alitafandara natürlich nicht Alexander der Große, von dessen Namen und Thaten sich in Indien — abgesehen von einer Münze, die sein Bild und seinen Namen trägt — keine Spuren erhalten haben, sondern der epirrotische Alexander, Sohn des Pyrrhos, des Feindes der Römer. Alle diese Fürsten regierten um die Mitte des dritten Jahrhunderts vor Chr.

Gang kennen zu lernen, in welchem ihre Rhythmen von alten Bildungsgesetzen sich befreit und neuen Normen unterworfen haben; wir beobachten, mit jenen sprachlichen und metrischen Wandlungen in paralleler Richtung sich bewegend, Wandlungen des religiösen Vorstellungskreises, des Gehalts wie der äußeren Formen des geistigen und geistlichen Lebens. So lernen wir in dem Chaos dieser Literatur immer sicherer das Alte vom Jüngeren unterscheiden und den Gang der Entwicklung, welche durch beides hindurchgeht, verstehen. Mancher Weg freilich, auf welchem die Forschung vorwärts zu dringen hoffte, erwies sich als ins Leere führend; Fragestellungen haben aufgegeben oder umgestaltet und immer wieder umgestaltet werden müssen. Aber schließlich ist die Arbeit doch keine vergebliche gewesen; die Grundrichtungen fangen an, erkennbar zu werden, nach welchen im Weda, im Alterthum Indiens der Zug des geschichtlichen Werdens sich verfolgen lassen muß.

Dem zweiten Jahrhundert indischer Forschungen können kaum noch ähnliche Entdeckungen vorbehalten sein, wie das erste sie gebracht hat, ein solches plötzliches Auftauchen ungeahnter, weiter, inhaltsvoller Gebiete der historischen Erkenntniß. Aber wohl dürfen wir hoffen, daß die Zukunft unserer Wissenschaft Erfolge andrer Art um so reichlicher bringen wird: die Erklärung von unerklärlich Scheinendem, die Verwandlung von halb Erkanntem in ganz Erkanntes.

Erinnerungen an Gustav Nachtigal.

Von Dorothea B.

IV.

Endlich, am 6. Juli 1870, erreichte Nachtigal sein vorläufiges Endziel Kuka, und einige Tage darauf, am 15. Juli, zeigte er uns seine glückliche Ankunft daselbst mit folgendem Briefe an:

„Mein lieber Freund!

Den Weg von Kaur bis zur großen Negerstadt habe ich jetzt bereits in drei Briefen beschrieben; ich tracire Dir also nur in großen Zügen, der folgerichtigen Ordnung wegen, die zweite Hälfte meiner Ueberkunft, und lade Dich dann sofort ein, meinem neuen Heimwesen, welches der Versimplung nicht entbehrt, einen Besuch abzustatten.

Wir verließen das große Salzreservoir Central-Afrika's (die Grube von Bilma) am 10. Juni, überwandten den Dünengürtel, der die Wüste von fruchtbareren Zonen scheidet, in vier Tagen, unsern „Dorfsch“ stillend in den Oasen von Muskatnu, der Großen Zan und Dibbela; wandelten von hier in zwei Tagen der Oase von Agedem zu, die so zu sagen die Wüste abschließt; passirten die große Steppe Tintümma, welche einen verständigen Uebergang zu tropischen Breitegraden darstellt, in drei Tagen, an ihrem Ende aus dem Brunnen Belraschifari einen Männertrunk uncommenmäßigen Stoffes thugend, und pilgerten von hier aus in stummem Entzücken durch den lichten Mimosenwald, dessen Stacheln uns bis in die nächste Nähe von Kuka eindringlich an die Fortsetzung des Weges mahnten. Drei Tage dieser aufmunternden Stachelung verhalfen uns zum Brunnen Nzi, der seinerseits nur 1½ Meilen, gemeiner Tagemärsche vom nördlichsten Dorfe Bornu's, Ngigmi entfernt liegt.

Berschnaufe etwas von dieser rapiden Translocirung und überblicke mit finziger Miene die zurückgelegte Strecke. Vier Tage Sandhügelketten in unaufhörlicher Folge stumpfen durch ihre Einförmigkeit den ohnehin nicht sehr lebhaften Geist des hödrigen Wüstenpilgers noch mehr ab, und wenn nicht die große Zan und Dibbela, oasenhaften Angedenkens, durch ihre stacheligen Kräuter seine böse Laune etwas besänftigten, würde er sich verführen lassen, seiner Ab-

schwächung nachzugeben und mit der seinem Charakter eigenthümlichen Hartnäckigkeit liegen bleiben. Die freundschaftliche Behandlung, welche ich meinen Schiffen der Wüste stets hatte zu Theil werden lassen, ersparte mir den Kummer eines solchen Verlustes, und mit verständiger Ergebung trugen sie meine Riesentisten ihrem Endziele zu. Die gewellte Ebene entwickelt Gräser und Kräuter und läuend und wiederkläuend wandeln sie ohne Besinnung ihre 12—17 Stunden per Tag. Auch unsere ebenso nahrhafte, als einförmige und geschmacklose Diät erfreute sich hier einer aufmunternden Vielfältigung. Zahllose Individuen nämlich der als Antilope bubalis geschätzten Art bevölkerten die Ebene und mit Hilfe unserer Windhunde gelang es uns täglich, einige dieser ebenso harmlosen als anmuthigen und schmachhaften Thiere ihrer irdischen Existenz zu berauben und unseren carnivoren Gelüsten zu opfern. Weder menschliche noch thierische Mörder bedrohen hier häufig dies herrliche Thier; selten verirrt sich ein Löwe bis hierher, nur zuweilen treten die „Bulgeda“ genannten Tibbu mit ihren Bastardhunden, deren sie eine so große Zahl halten, daß sie den Weinamen „Leute der Hunde“ führen, hier an, um sich mit Fleisch zu versorgen.

Die Steppe tintümmt ist noch reicher an Gräsern und Kräutern, und schon gelingt es der Natur, stellenweise einen bescheiden entwickelten Baum zu gebären. Außer der Gummi-Akazie, welche das Privilegium wüstenhafter Existenz hat, entringt sich der Tundub in einzelnen Exemplaren seiner Mutter Erde. Er ist eigentlich nur eine Hemmungsbildung, denn kein Blatt zielt seine krüppeligen Aeste. Gegen das Erdboden der weiten Steppe werden die genannten Bäume häufiger, vereinigen sich zu Gruppen und nehmen als dritten im Bunde noch den Vito, der auch nur ein mäßiges Product en fait d'arbres genannt werden kann, obgleich seine dattelförmigen Früchte nicht allen Wohlgeschmack entbehren. Doch unmittelbar südlich von Belraschifari kann sich die Natur trotz ihres bisherigen allmäligen Ueberganges nicht enthalten, einen sehr plötzlichen, unbesonnenen Sprung vortwärts zu thun. Wie durch Zauber Schlag ändert sich die Scenerie, und wenn ich mich früher selbst in den romantischsten Gegenden der Heimath nicht enthalten konnte, zunächst die Frage aufzuwerfen: „Ist denn kein Bierhaus in der Nähe?“ so befriedigte mich hier die Natur ohne alle Beihilfe alkoholischer Getränke.

Ein lichter Wald beginnt, in dem die Akazien vortwalten; in dem der Suak einen ansehnlichen Platz einnimmt, in dem der Jngifferi, der knorrige Kabi und der farblose Hedzlidz das nordische Auge des Fremblings fesseln, schwarzhende Rankengewächse die Akazien einspinnen und aus lustiger Höhe dem Boden ihre Wurzeln zusenden. Charakteristisch für alle Früchte hier zu Lande ist, daß sie eine ungenießbare Schale und einen Riesentkern entwickeln, der von ersterer nur durch eine dünne Lage halb Fleisch, halb Saft, getrennt ist. Letztere stellt den genießbaren Theil der Frucht dar, ist gewöhnlich von feinem Aroma, aber, wie gesagt, mikroskopischer Menge. Ausnahme davon macht die Frucht der Dumpsalme, deren dünne Schale allein genießbar ist.

Welche malerischen Gruppen, welcher Reichthum, welche Mannigfaltigkeit der Färbung! Der vertrauensvolle, biedere Reisende aus fernen Zonen läßt sich gewöhnlich verleiten, die Beeren des lapparis sodata, mit denen der Strauch

bedeckt ist, und welche einen angenehmen, doch scharfen, reizenden Geschmack haben, im Uebermaße zu essen. Wehe ihm! wenn er nicht bei Zeiten gewarnt, die Beeren der unempfindlicheren Gazelle überläßt: die erquickende Beere enthält ein verrätherisches drastisches Princip.

Zu den Füßen der kronenreichen, schattigen Bäume erleichtert ein munterer Wiesen Teppich, reich an üppigen Gräsern und Kräutern, der Fauna dieser Gegend ihr romantisches Leben. Auf den Abhängen graßt die schlanke Antilope Mohor, schneeweiß, mit breitem, braunrothem Halskragen neben ihrem stumpfsinnigen Freunde, dem Strauße (sie haben einen Freundschaftsbund geschlossen und grafen ohne Schen mit einander); Gazellen durchhüpfen in barocken Sprüngen die Thäler; Giraffen suchen in reicher Anzahl vergeblich diejenige Bewegung zu erlernen, welche gebildete Menschen und Thiere conventionell als „Laufen“ bezeichnen, und im Hintergrunde brüllt der Löwe. So geht es bis Azi, wo der Elephant und das Wildschwein die genannte Gesellschaft vermehren.

Azi liegt nur eine halbe Tagereise vom Isad, und ist offenbar ein Lieblingsaufenthalt des rüffeligen Pachydermen. Zwischen Azi und Ngigmi fällt wohl der malerischste Theil des ganzen Waldes, und der Reichthum an Thieren ist beispiellos. Zu den aufgeführten Vierfüßern gesellte sich in der Nähe von Ngigmi das gemüthvolle Rind, das mich ganz heimathlich anbrüllte und in großen Heerden die reiche Weide belebte. Jetzt treten wir hinaus auf die Dünenhügel, welche dem Wald gegen den See hin Schranken setzen und diesen gegen den Wald hin im Zaume halten. Der kümmerliche Anblick des See's, der ein endloser, schilfiger Sumpf schien, reizte mich nicht; doch desto mehr das Leben, das sich auf seinen Ufern regte. Unmittelbar um den schilfigen Rand des See's dehnte sich die erste Negerstadt aus Stroh- oder Rohrthütten aus, die mein Auge erblickt. Die fetten Weidegründe, welche die Stadt umgaben und sich von den Dünen bis zum See erstreckten, waren bedeckt mit Rindern, Schafen, Pferden, Ziegen, Eseln, Reihern, Störchen, Pelikanen, Enten und hochbeinigen Sumpfund Wasservögeln aller Art, und an einer Stelle offenen Wassers ergöhte sich ein friedlicher Elephant, unbekümmert um Mensch und Thier.

Der Wimane „Mensch“ zeigte sich alsbald in Gestalt eines einäugigen alten Herrn, der, zu Pferde, von einem Adjutanten, einem Waffenträger, einem Wasser- und Teppichträger, diese ebenfalls beritten, und 2—7 galoppirenden Sklaven begleitet war. Er führte sich als Chef des Districtes ein, der seinen Wohnsitz in der südlicher gelegenen Stadt Barua hat, und vom Scheich Omar beordert war, uns an den Grenzen seines Reiches zu empfangen. Auch traten die Vertreterinnen des schönen Geschlechtes in handeltreibenden Absichten an, schlanke Kanemba-Frauen, welche die Producte ihrer Stadt, Hühner, Eier, Milch, Fische, Zwiebeln, Erdmandeln, Baumwolle, Wassermelonen anschleppten, um sie gegen Spiegel, Nadeln, Korallenstückchen zc. umzutauschen. Für vier Nadeln konnte man einen anständigen Hahn erzielen. Wir rasteten hier einen Tag, den ich der Bekanntschaft mit den Hippopotamen widmete, welche halb fossilen Pachydermen zu 20—30 neugierig bis in die Nähe des Ufers kamen, besonders wenn ihre musikalische Leidenschaft durch irgend welche laute Disharmonien geweckt war. Gegen Abend turnten sie mit antediluvianischer Gewandtheit aufs Ufer, sich dem Kräuter-

und Graßgenüsse widmend. — Dieser Tag schloß mit Gewittersturm und -Regen tropischer Fülle und Kraft und versetzte mich bei der gänzlichen Unzulänglichkeit meines Zeltes in einen miserablen Zustand.

Am zweiten Tage Mittags erreichten wir Báraua, ein Städtchen von der Größe Ngigmi's, doch ummauert durch einen Erdwall. Die Wohnungen sind auch hier nur Strohthütten; die Einwohner größtentheils Kanemba, doch schon gemischt mit Kanuri-Elementen. Der Wald, so schattig und malerisch er auch oft war, hatte doch für mich seinen großen Uebelstand. Da die Regenzeit noch nicht eingetreten war, so marschirten wir meist schon um zwei Uhr Morgens aus, und da ich Alles entbehren kann, nur nicht Schlaf, so gab ich mich überwältigt gedöhllich bis nach Sonnenaufgang einem regelrechten Schlummer auf dem Rücken meines Pferdes hin. Das aber trug der geringen Höhenentwicklung der stacheligen Gummiafazien keinerlei Rechnung, sondern wandelte mit Vorliebe unter ihnen hin, mich einer sehr unsanften Aufwühlung aussetzend. Meine Kleidungsstücke und meine Haut trugen bemitleidenswerthe Spuren meiner somnolenten Anfälle, denn die oft 3" langen Stacheln des Talha schmerzen nicht.

Von Báraua bewegten wir uns in einem Tägelchen bis zur Stadt Jo, gelegen auf dem südlichen Ufer des „Flusses von Jo“. Es hatte bisher erst einmal ordentlich geregnet, wir fanden also zu unserm Glück ein Bett in der Nähe der Stadt trocken. In der späteren Hälfte der Regenzeit verwandelt er sich in einen reißenden Strom, und es ist dann oft recht schwierig, Mensch und Thier und Gepäck hinüberzuschaffen, da die Einwohner sich keinerlei Fahrzeuge erfreuen. In der Nähe des Flusses verliert der Wald seinen Mimosen-Charakter, die herrliche, sächerige Dumpalme hatte sich der Herrschaft bemächtigt und prangte in ihren reifen oder doch nahezu reifen Früchten. Dazu kam der große, schöne, schattige Tamarindenbaum mit seinen vollen Formen, und machte den Charakter der Landschaft noch mannigfaltiger.

Die Stadt Jo ist ummauert, etwas größer als Ngigmi und Báraua, zählt verschiedene Erdhäuser neben den Strohthütten und ist von einem Chef verwaltet, der den Titel „Schitima“ führt. Wir konnten die „Diffo“ (Gastmahlzeit), mit der die Stadt uns beehrte, nicht vertilgen, und überließen eine Kuh und verschiedene Schafböcke den Armen des Ortes. Hier zu Jo kam der Mohammed Titwi, der Scherif Hascheji, der Scherif Hassan, drei seit langen Jahren zu Auka angefessene Araber, die in vertrauten Beziehungen zum Scheich Omar stehen, um uns im Namen desselben willkommen zu heißen und uns seinen „Gruß“ zu überbringen. Derselbe bestand in einem Körbchen Guronüsse, mit Leidenschaft geliebt von allen Bewohnern dieser Länder, einem Sack mit Nafia, und einem mit Dendokalia, beides aus Mehl, Honig u. s. w. bereitete Pasten. Der Sultan ließ uns bitten, doch so schnell als möglich seiner Hauptstadt zuzueilen.

In Mohammed Titwi erkannte mein Kennerauge sofort den kleinen, gemeinen Feld-, Wald- und Wiesenjuchter, und hat derselbe auch seitdem, obgleich ich ihm einen Empfehlungsbrief von seinem Bruder, der Schatzkammerer von Fezzan ist, überbrachte, diesen Verdacht vollkommen gerechtfertigt. Er ist leider einer der einflußreichsten Männer im Staate.

Am 5. früh lagerten wir zu Dauergo, einem Dörfchen in nächster Nähe

von Kufa, wo die von Norden kommenden Karawanen stets den Tag vor ihrem Einzuge in die Hauptstadt verbringen, und bereiteten uns so gut als möglich zum würdigen Auftreten vor. Der ganze Tag wurde von Arabern und Libbu, die meinen Reisegefährten Bu Afscha, den ottomanischen Sendboten zu begrüßen kamen, in Anspruch genommen, und ich hatte reichlich Gelegenheit, die Vornupferde zu bewundern. Sie sind zwar nicht sehr stark und hoch, aber feurig, feinhaarig und elegant gebeit. Man liebt die Schimmel und die Schekken. Außer den Besuchern kam ein junger Mensch zu mir, der sich als „Skav der Christen“ einführte und zu meiner Disposition stellte. Er war von Vogel im zarten Knabenalter gekauft, und dieser hatte ihn bei seiner Abreise nach Wadai hier zurückgelassen. Er lebte hier im Hause Mohammed Lamino's, des einflußreichsten Mannes im Staate, der ihn jetzt mit einigen Hühnern und einigen Schock Eiern zu mir schickte.

Abends schickte der Scheich durch eine zahlreiche Sklavenschar die usuelle Dissa. Doch kommt dieselbe mehr den Ueberbringeren als den Reisenden zu Gute, denn jene insistiren auf die sofortige Rückgabe der Schüsseln, deren restirenden Inhalt sie als ihr Trinkgeld betrachten und sofort ihren Organismen einverleiben. Der Reisende hat gewöhnlich nicht sehr viele Gefäße zu seiner Verfügung, und so begnügt er sich, nothdürftig etwas davon zu essen und fast Alles den gefräßigen Sklaven zu überlassen.

Meine zehn Schüsseln bestanden aus schlecht ausgebackenem Brod, aus einer Art leichtem, großporigem Hirsekuchen, aus Wasin, d. h. steifer Brei, aus Reis, oder Hirse, oder Gerste, oder Weizen, aus Reis mit gebratenem Fleische und aus leichtem, honigsüßem Gebäck. Fast alle Schüsseln verdanken ihren Geschmack einer Sauce aus vegetabilischer Abkochung mit Fleisch. Der reichliche Zusatz von Butter ist für den Fremden unangenehm. Man muß sich nämlich unter „Butter“ nicht jenes Erzeugniß vorstellen, das mich in Deinem und Deiner verehrten Frau Vaterlande durch seine vorzügliche Qualität so oft erfreut hat: sondern hier, wie ja auch in Fezzan, existirt nur „Simén“, gekochte und aufbewahrungsfähig gemachte Butter, die auch nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit unserem norddeutschen Producte hat. Nur die Fellata im Westen erzeugen eine der unseren ähnliche Butter.

Ich verlasse diesen Gegenstand, denn seine Besprechung erweckt in mir die schmerzlichste Sehnsucht nach den materiellen Genüssen meiner Heimath. Der Gedanke an frische Butter erzeugt den an norddeutsches Brod, an heimathlichen Kuchkäse, an westphälischen Schinken, dessen natürliche Verwandtschaft zu Bier mich auf das Terrain alkoholischer Getränke, der nützlichen Frühshoppen, des männlichen Rheintweines, des heiteren Champagners schleudert, und dann, wo ist das Aufhören?

Die Erinnerung an heitere Stunden, die vage Hoffnung auf baldige Repatricirung, die liebevolle Erinnerung an meine Freunde und die unleugbare Thatfache meiner momentanen Existenz auf dem 13. Grad nördlicher Breite verjagen mich in Träumereien, die mich allerwenigstens am Briefschreiben verhindern. — Ich reiße mich also los und fahre fort.

Am nächsten Morgen, dem 6. Juli, rückten wir in Kufaua ein. Nahe bei

Danergo stießen wir auf Alles, was an Araber- oder Tibbu-Blut über ein Pferd gebieten konnte. Bald darauf stieß unser ganzer Troß auf den Kronprinzen Bu Bekr, der mit glänzender Suite vom Sultan zu unserem Empfange ausgeschiedt war. Derselbe hatte sich auf einem Sandhügel postirt, umgeben von Höflingen, die in farbigen Toben, goldgestickten Bummeln, dito Tuchhosen, in phantastischem Sattelzeug der Pferde und in schreienden Farben Alles leisteten, was die geschmackloseste Phantasie aushecken kann. Ihnen zunächst hielten sich die Panzerreiter, die in maschigen Metallhemden, Beinschienen, Stahlhauben mit Stangen vor dem Gesichte anstatt des Visiers, mit den dickwattirten, buntfarbigen Pferdebedecken und den Kopf- und Brustplatten ihrer Tiere einen sonderbaren Contrast mit der dunkelfarbigen Tuch- und Seidenkleidung der Rathsherrn bildeten. Dann kamen einfache Lanzenreiter, Flintenbewaffnete, nicht uniformirte Fußtruppen, heidnische Bogenschützen, tibbuartige Speer- und Schangor-Mangor-Schwinger, und in der nächsten Nähe des Prinzen heulte, dröhnte, kreischte, toste, pfiß die Musikbande mit anerkennungswerther Energie ihre Disharmonien ab. — Wir stiegen vom Pferde, begrüßten den alten Sohn, der ca. 40 Jahre alt, still, dumm und gefräßig aussah, doch im Allgemeinen eines wohlwollenden Gesichtsausdruckes nicht entbehrte, und fort ging es der großen „Schwesterstadt“ zu.

Kuka besteht aus zwei abgesonderten Städten, einer östlichen und einer westlichen, welche durch einen $\frac{1}{4}$ — $\frac{1}{2}$ stündigen Zwischenraum getrennt sind, der aber ebenfalls mit Erdhäusern und Strohhwohnungen ausgefüllt ist. Daher jagt man richtiger Kukaia (Plur.) als Kuka. Von Weitem gesehen, scheint Kukaia eine Baumstadt, so zahlreich sind die Bäume in ihr. In keinem Hofraum fehlt fast ein Baum, und da derselbe natürlich die Häuser und Hütten an Höhe überragt, so sieht man aus der Ferne zuerst die Baumkronen mit ihren zahlreichen Vogelneestern. Erdhäuser und Strohhütten sind ordnungslos über die große Fläche zerstreut, nur eine große Ader durchschneidet die östliche und westliche Stadt in der Richtung von Westen nach Osten. Alles Uebrige sind winklige, krumme Wege und Gänge, zufällig entstanden durch die zufällige Anordnung der Wohnstätten. Jene Hauptstraße heißt der Dendab. Auf den spitzen Strohhütten prangen ein oder zwei bis vier Straußeneier.

Wir betraten die Stadt in ihrem offenen Theil, wandten uns mit dem ganzen Gefolge der Neugierigen zum Palast des Scheich in der östlichen Stadt, exponirten uns einige Zeit den Blicken des ungesesehenen Fürsten und zogen uns in unsere Wohnungen zurück. Trotzdem ich von Ngigmi aus dem Scheich geschrieben hatte, mir das historische „Christenhaus“ zurichten zu lassen, fand ich mich doch im großen Hause des Hof- und Rathsherrn Ahmed ben Ibrahim-el-Wadawi einquartirt. Dasselbe ist in vieler Beziehung besser als jenes, hat aber die Unannehmlichkeit, daß ich den Erpressungen und Belästigungen des Hausherrn ausgesetzt bin.

Nachmittags drei Uhr ging ich zum Scheich zur Begrüßungs-Audienz. Er empfing mich auf einem mit Matratzen und Decken belegten Divan, trug seine, doch sehr einfache Kleidung, einen mäßig großen Turban und den väterlichen Litam. Der Boden rings umher war, so gut es ging, mit Teppichen belegt, und auf ihnen hockte ich ihm gegenüber nieder. Die Wände des kleinen Raumes,

Art Nische zum Rathssaale daneben, waren mit buntem Stoffe ausgeschlagen. Neben dem Divan stand eine recht hübsche eiserne, messingbeschlagene Bettstelle, und auf der andern Seite ein alterthümlicher hölzerner Großvaterstuhl.

Von ihm ging ich, oder ritt vielmehr (der anständige Mensch geht hier niemals zu Fuß) zum Haus- und Premierminister zc. . . .

Am nächsten Morgen Audienz zur Ueberlieferung der Geschenke. Ich überreichte in stattlichem Gehäufte den kunstvoll geschriebenen Brief des Königs Wilhelm, und mußte denselben mehrmals laut vorlesen, während der Scheich seinen Inhalt aus der arabischen Uebersetzung studirte. Mittlerweile entwickelte Giuseppe die andern Gegenstände aus den vaterländischen Kisten, und zunächst ging glänzend aus ihnen der Thron, der Glanzpunkt der Sendung, hervor. Die Verwunderung des kostbaren Armstuhls war rückhaltlos, vollständig. Darauf producirte er die großen Bildnisse des Königs, der Königin und des Kronprinzen, von denen Scheich Omar erst gefürchtet hatte, als das Gerücht ihm von ihnen sprach, daß es Statuen sein könnten. Nachbildung aber des Menschen in stereometrischer Weise, wo der Körper den Schatten eines lebendigen Menschen wirft, ist Sünde, während die planimetrische Ausführung nichts Sündhaftes an sich hat. Die Porträts erfüllten ihn mit Stolz und imponirten ihm als reicher Zierrath seines großen Rathssaales. — In dem angeführten Sinne war eine Stuhluhr als Mißgriff zu betrachten, eine allegorische Figur, die sie zierte, gräuelte den frommen Muselman an. Auch die sechs Zündnadelgewehre hatten großen Erfolg: der Scheich, trotz seiner reichen Sammlung, kannte dieses System nicht. Ein Harmonium hatte leider seine Functionen eingestellt; die Hiße hatte es ruiniert. Giuseppe klebte und kleisterte so lange an ihm herum, bis es sich hinlängliche Töne entlocken ließ. Musikmaschinen sind hier stets ihres Erfolges sicher. Von den übrigen Dingen wurde noch eine goldene Taschenuhr und ein Fernrohr inspicirt; der Rest von Sammt, Tuch und Seide indessen unentfaltet wieder in die Kisten gethan.

Am dritten Tage sandte ich den wichtigsten Personen ihr „Salam“, und dann gab ich mich allmählig der häuslichen Einrichtung hin.

Macht mir in Gedanken einen Versuch: ich führe Euch geistig in mein Heimwesen ein. Dasselbe liegt, wie gesagt, an der großen Verkehrsader, welche westliche und östliche Stadt durchschneidet. Der Eingang (1)¹⁾ ist sehr bescheiden und führt in eine Vorhalle (a), welche Du sofort durch den Ausgang (2) wieder verläßt, um durch einen Gang (1) bis zur Thüre (3) zu gelangen. Durch diese trittst Du in einen Hofraum (b), in dem drei Pfähle zum Anbinden der Pferde existiren. An einem tummelt sich das Roß, das ich von Fezzan mitgebracht habe, den andern zielt der Scheich, den mir der Scheich eines Tages, Nachts zwei Uhr, zuschickte, und der dritte ist occupirt von dem Klepper des oben erwähnten Duntas. Wendest Du Dich, anstatt diesen Hof zu betreten, von I aus durch die Thüre 4 links herum, so gelangst Du in den Gang II, an dessen Anfang Du gleich links die Thür 5 entdeckst. Neugierig trittst Du durch diese

¹⁾ In dem Briefe befindet sich eine kleine Skizze von Nachtigal's Wohnung, deren Wiedergabe für die Zwecke dieser Mittheilung entbehrlich ist.

in den Gang III ein, schleichst unwillkürlich für einen Moment durch eine Thür rechts in den kleinen Hofraum E, der den Vorplatz zu dem Häuschen 6 bildet. Dieses besteht nur aus einem Zimmer und dient vorläufig als Kumpel- und Borrathskammer. Enttäuscht kehrst Du wieder um in den Gang III, verläßt denselben durch die Thür 6 und gelangst auf diese Weise in den Hofraum A, in welchem zwei Dinge Deinen lebhaften Geist fesseln. In der Mitte erhebt sich ein Pfahl in Gestalt eines Perpendikels, den eine jugendliche Hyäne sich verpflichtet glaubt, als Mittelpunkt eines Kreises, mit dessen Construction sie be- traut sei, zu betrachten. Sie ist gestreift, sehr wenig zu Scherzen geneigt, excellirt durch einen Hang zur Unreinlichkeit und ist trotz meiner liebevollen Behandlung stets böser Laune. Dann wandelst Du auf die Thür Nr. 7 zu, die Dich in mein innerstes Heiligthum geleitet. Der Hofraum B ist theilweise durch den mächtigen Bitobaum 5 beschattet, in dem 12—17 große und kleine Nester schweben; einer der Reiter schmeißt Dir vielleicht einen unliebsamen Embryo, oder ein Ei, dem er eine schlechte Prognose stellt, an den Kopf. Inbem Du neugierig Deinen forschenden Blick in den Gipfel des Baumes bohrt, erinnert Dich ein Schnemon, das mit der Raftlosigkeit seiner Species einen nagenden Angriff auf Deine Fuß- bekleidung unternimmt, an das Leben zu Deinen Füßen. Unbekümmert um das beunruhigend lebhafte Schnemon, in dem ich das Perpetuum mobile constative, pilgert eine Schildkröte in Stumpfsinn oder in Nachdenken versunken, aus einer Ecke in die andere. Ein flügelgelähmter Falke läßt seine gelben Augen menschen- und thierfeindlich in die Ferne schweifen und ein jugendlicher Schakal, der einen kleinen, gemeinen Hofhund simulirt, sieht Dich lauernd, perfide von der Seite an. Mit der Gegentwärt der letztgenannten, wenig zu vertrauten und harmlosem Um- gange disponirten Geschöpfe söhnt Dich aber sofort die lebenswürdige und offene Begrüßung von drei Individuen derjenigen Familie aus, welche die Einwohner mit Karl Vogt als nahe Verwandte des homo betrachten. Ein Knäbchen mit weißem Antlitz, rothem Haar, zierlichem schwarzen Schnurrbart und dito Augen- brauen, weißem Backenbarte, allerdings aber mit einem abnorm verlängerten Os coecygis, reicht Dir mit kindlicher Vertraulichkeit die rechte Hand, indem er in der linken ein kleines Maulwurfsfell trägt, sein einziges Besitzthum, an dem er mit großer Liebe hängt, das ihn bei Tage nur für Augenblicke verläßt, und das bei Nacht sein beschiedenes Bettchen darstellt. Seine Gattin, um Vieles älter, so weit ich Affenphysiognomien zu ergründen weiß, unterliegt derselben Beschreibung, ist jedoch zurückhaltender, scheuer, wie es denn dem weiblichen Ge- schlechte zukommt. Solltest Du zu lange auf die knabenhaften Spiele des ge- nannten Joko eingehen, der mittlerweile vielleicht auf Deine Schulter gehüpft ist, oder mit seinen Händen Deine Züge einer Durchtastung unterwirft, so winkt und telegraphirt Dir aus der Ferne ein anderes Specimen der Halbmenschen mit seinen schwarzen Händen, Dich ihm zu nähern. Er ist etwas größer, erfreut sich eines grauen Pelzes, kohlschwarzer Gesichtsfarbe, mit der der schneeweiße Bart energisch und interessant contrastirt, und vorläufig unkundig der Sprache, ergreift er Deine Hand und führt dieselbe mit ärtlich bittendem Blicke an die- jenigen verschiedenen Stellen seines Körpers, von denen er wünscht, daß Du die- selben krakend bearbeitest.

So gelangst Du in meine Residenz, Zimmer E mit Anhang A, dessen Decke durch eine viereckige Erbsäule in der Mitte gestützt ist. Erschöpft hast Du zu Deiner Erfrischung vielleicht eine Guroruß vertilgt und gehst dann an die Vollendung der pflüchtgemäßen Besichtigung. Noch im Hofe B bemerkst Du das Häuschen α und halbbedeckten Raum β , Residenz Giuseppe Valpreda's und Küche. Durch die Thür 7 wieder in den Hofraum A übergetreten, bemerkst Du den Gang IV, dessen Passage Dich in den Hof D leitet. In seinem horizontalen Theile siehst Du einen mäßig entwickelten Kornabaum, an dem einige Schafböcke gebunden sind, wirfst einen Rückblick durch die Thür 8 in den Gang II, und von diesem durch die Thür 9 in den Pferdehof C, und biegest neugierig in den verticalen Theil des Hofes D ein, dessen munteres Leben Dich einige Zeit zu fesseln nicht umhin kann. An verschiedenen Stellen fristen an Pfähle gefesselte Schafböcke die kurze Spanne ihres Lebens. Ein Strauß und Gattin tragen mit einer Präntension Kopf und Flügel, die Niemand mehr berückt, im spärlich bemessenen Raum herum, gänzliche Hirnlosigkeit ist ihres Lebens Regel. Eine Gazelle erheitert ihre Mitgefangenen und Zuschauer durch ihre grotesken Sprünge, und zwischen diesem Gethier bewegen sich Perlhühner vom Flusse Schari, 3—4 verschiedene Entenvarietäten vom Tjad und gemeine Haushühner herum.

So, mehr weiß ich von Auka selbst noch nicht. Lebt mit mir zuweilen in Gedanken; was ist Raum und Zeit für eine kühne Phantasie?

Adieu; sobald der Regen aufhört und ich vom Fieber dieser Zeit verschont oder doch gelinde behandelt worden bin, gehe ich zu den Piraten des Tjad, den Bubbuma; später vielleicht nach Kanem und Borgu, und endlich nach Baghirmi.

PS. Ich constatire mit Bedauern, daß die Aeffin sich, wahrscheinlich in Anbetracht der zu großen Jugend des Gefährten, den ich ihr zum künftigen Gatten bestimmt hatte, in Skotterien mit dem schwarzgesichtigen, grauen Affen ergeht. Der vertrauensvolle Knabe, ohne böse Lebenserfahrungen, hat kein Arg darin." —

Diejenigen, welche das Werk Nachtigal's, „Sahara und Sudan“, nicht kennen, werden sich keinen richtigen Begriff von den ungeheuren Schwierigkeiten und Anstrengungen machen können, welche die Durchwatung der eigentlichen Sandwüste zwischen der großen Zau und Tibbela den Reisenden anferlegte. Das, was Nachtigal in dem vorstehenden Schreiben nur mit den kurzen Worten andeutet: „Wir überwand den Dünengürtel, der die Wüste von fruchtbareren Zonen scheidet, in vier Tagen,“ war in Wahrheit eine Aufgabe, die fast andauernd menschliche und thierische Kräfte zu übersteigen drohte. Im vierten Capitel des dritten Buches gibt er eine Beschreibung dieser Mühseligkeiten, aus welcher ich nur hervorheben möchte, daß er in Folge des 10—15stündigen täglichen Wadens in dem kniehohen Sande einen wie Feuer brennenden Ausschlag an den Beinen erlitt, und die Kameele unaufhörlich entweder selbst niederstürzten, oder ihre Lasten von sich warfen, welche ihnen dann die müden, entkräfteten Menschen noch nachschleppen mußten.

Wie in seinen Briefen, so tritt aber auch in seinem Buche, trotz der größeren Ausführlichkeit, die selbstlose Seite seines Charakters prägnant hervor, welche ihn veranlaßt, möglichst kurz bei ausgestandenen Leiden zu verweilen. In dem

erwähnten Capitel geht er sofort zu stimmungsvoller Wiedergabe der in dieser sonst so trostlosen Gegend erlebten herrlichen Mondscheinächte über, deren wunderbare Schönheit seine elastische Natur trotz aller Abspannung noch in sich aufzunehmen vermochte.

Eine andere, schon im Anfange dieser Skizze und wiederholt erwähnte Eigenthümlichkeit Nachtigal's, welche auch Dr. Gießfeldt in seiner Gedächtnisrede gewürdigt hat, war seine rührende Liebe zu Thieren. Dieselbe zeigt sich in diesem Briefe mit besonderer Deutlichkeit bei der anmuthigen Beschreibung der Gegend nahe des Tschad-See's sowohl, als besonders seiner Häuslichkeit und der darin sich befindenden thierischen Mitbewohner.

Dort, wo der Mensch vermöge seiner niederen Culturstufe im Wesentlichen nur Beobachtungsobject für ihn sein konnte, seinem Gemüth aber kaum etwas zu bieten vermochte, wählt er sich zur Gesellschaft Thiere aller Art, ergötzt sich an ihrem muntern Spiel, studirt ihre Eigenarten und sucht auch die weniger zahmen an sich zu gewöhnen; wengleich, wie man aus seinen scherzhaften Aeußerungen sieht, nicht immer mit Erfolg; und wie er sich fast in jedem Briefe nach unsern Hausthieren, welche ihn bei seinem Besuche hier erfreut hatten, erkundigt, ebenso vergaß er auch später, nach Europa zurückgekehrt, niemals seiner afrikanischen Schützlinge.

Aber nicht nur da, wo ihm ein längerer Aufenthalt an einem Orte sicher war, umgab er sich mit Thieren, sondern er nahm auch einige Auserwählte selbst mit sich auf seinen Wanderungen, wenn die Verhältnisse es irgend gestatteten. Unter diesen befand sich z. B. ein Affchen, das er glücklich durch alle Fährlichkeiten der Wadai- und Darforreise fast bis zur Grenze Aegyptens gerettet hatte, und welches sein besonderer Liebling geworden war, theils durch die ihn belustigende Drolligkeit seines Wesens, theils durch die fast menschenähnliche Anhänglichkeit, welche es Nachtigal bewies. Ungefähr eine Tagereise vom ersten civilisirten Orte entfernt, schlug unser Freund sein Lager auf; während er sich nach den Lastthieren und seinen Leuten umsah, machte sich der neugierige Affe mit den umherliegenden Gegenständen zu schaffen und wußte die kleine Reisetasche aufzumachen, welche Nachtigal sonst immer bei sich zu tragen pflegte und dieses Mal nur zufällig abgelegt hatte, worin sich leider auch eine noch aus der Heimath stammende Zündholzschachtel befand. Das Thierchen öffnete sie, holte die einzelnen Hölzer heraus, biß ihnen die Köpfe ab und verschluckte dieselben. Als sein Herr nach einer Weile hinzukam, lag das arme Thier schon in Krämpfen; aus den umherliegenden zerkauten Zündhölzern erkannte er, was vorgegangen war; schleunigst angestellte Versuche mit Gegenmitteln blieben erfolglos, das Affchen starb in seinen Armen. Wenn Nachtigal uns nach Jahren seine eigenen wechselvollen Schicksale in Afrika erzählte, blieb er stets ruhig und gleichmüthig; wenn er aber von dem Verluste seines kleinen Lieblings sprach, wie sich derselbe in der Todesangst, gleichsam um Hilfe stehend, ächzend an ihn angeklammert hatte, so übermannte ihn jedes Mal eine tiefe Bewegung.

Auf seinen Wanderzügen durch Kanem, inmitten eines wilden Räuberstammes, ohne Bücher, ohne Beschäftigung irgend welcher Art, hätte ihn die Einsamkeit und Langelweile nach seiner Aussage fast zum Wahnsinn gebracht, wenn

ihm auch da nicht wieder seine Freunde, die Thiere, die nothwendige Zerstreuung, die einzige Erholung vom ewigen Einerlei der langsam dahinschleichenden Tage und Monate gebracht hätten. Einmal nahm er sogar, in Ermangelung eines bessern Objectes, einen jungen Strauß, der auch dort als Prototyp der Dummheit angesehen wird, zu sich aufs Pferd, hegte und pflegte ihn, bis derselbe schließlich dennoch durch Durst und Kälte zu Grunde ging.

In dieser Neigung, von welcher ich aus den vielen mir zu Gebote stehenden Beispielen nur einige bezeichnende anführe, ging er soweit, daß er sich sogar von seinen thierischen Freunden stellenweise tyrannisiren ließ, wie aus den Berichten hervorgeht, welche er uns während seines zweiten Aufenthaltes in Tunis von seinen dort erworbenen Pferden, Hunden und Katzen sendet. So schreibt er einmal:

„In Folge meiner Vereinsamung bin ich denn auf die Katzen verfallen, deren eine ich mit dem Hause übernommen habe, während die zweite, ein gelber Kater, eigenhändig von mir aufgezogen worden ist und die dritte, eine seideweiche Angorakaze, vor Kurzem geschenkt wurde. Wenn ich Dir weiter sage, daß die erste ihren Namen el-Nachqshi, d. h. „die Wilde“, mit Recht führt und zu jedem freundschaftlichen Zusammenleben ungeeignet ist; daß der gelbe Kater, el-Tarrak, d. h. „der Dieb“, dieser Bezeichnung eine traurige Ehre macht, und daß die Angorakaze, el-Hamira, d. h. die Gefin, jeder höheren Intelligenz entbehrt, so wirst Du begreifen, daß mein Gemüth in dieser Gesellschaft keine Befriedigung gefunden hat. Ich muß wieder auf den Hund kommen und da hege ich seit längerer Zeit den Wunsch, in den Besitz einer Ulmer Dogge zu gelangen. Ein solches Geschöpf würde herrlich zu meinem schönen — sehr schönen — Pferde passen. . . .“

Auf meine gelegentliche Frage, ob er auch den Katadu, welchen er während seines Aufenthaltes in Berlin von Herrn Geh. Admiralitätsrath Neumeyer in Hamburg zum Geschenk erhalten hatte, nach Tunis kommen lassen würde, antwortete er: „Der Katadu kommt natürlich; wie es dann mit den Katzen werden soll, weiß ich noch nicht. Ich besitze einen gelben Kater, den ich von Kindesbeinen an aufgezogen habe und also genau kenne; ich habe ihn im Verdacht, daß er dem armen Vogel ohne Rücksicht auf mich nach dem Leben trachten werde. Die Angorakaze würde sich, glaube ich, nicht derangiren und ihre Tochter ist noch zu jung und unerfahren, während Snap, ein kleiner, reizender Bulldog, der ein trefflicher Spielgefährte der Katzen ist, auch den Katadu in den Bereich seines umfassenden Wohlwollens ziehen würde.“

Ein anderes Mal schreibt Nachtigal ganz ernsthaft, als von der Eintheilung seines Tages die Rede ist: „Gegen fünf Uhr reite ich spazieren und wenn ich zurückgekehrt bin, habe ich vor dem Diner gerade noch Gelegenheit, einen Besuch zu machen oder meinen Hund Snap, der nun einmal einen Widerwillen gegen Pferde hat, spazieren zu führen!“ —

Selbst auf der mühevollen Reise nach Westafrika mochte er seine Lieblinge nicht entbehren; doch traurig, wie die meisten seiner Briefe von dort, lauten auch die kurzen Berichte über seine thierischen Begleiter. So enthält eines seiner

letzten Schreiben, das von körperlichem Unwohlsein und seelischer Verstimmung zeugt, folgende Nachschrift:

„Außerdem liegt mein Lieblingspapagei neben mir im Sterben, in furchtbaren Krämpfen, während mein Stolz, ein anderer Papagei, erblindet ist. Mehr als Pech!“ —

Als bald nachdem wir den hier mitgetheilten Brief erhalten hatten, schrieben wir an Nachtigal zu wiederholten Malen. Wie das nun folgende Schreiben von ihm beweist, fand er unsere Briefe erst in Kuka vor, als er daselbst nach etwa Jahresfrist wieder eintraf. Während dieser ganzen Zeit aber hörten wir nichts von ihm, nichts gab uns Kunde, ob er noch am Leben sei oder nicht. Unter diesem Druck der schwersten Befürchtungen, nicht wissend, ob derjenige, an den wir uns mit fröhlichem, harmlosem Geplauder wenden sollten, überhaupt noch unter den Lebenden weile, war es uns schließlich zur Unmöglichkeit geworden, noch weitere Briefe ins Ungewisse hinaus zu senden. Oft noch versuchten wir es, niemals wollte es gelingen, und so kam es, daß wir ihm, zu unserem tiefen Bedauern, Anlaß zu der schmerzlichen Anklage gaben, welche den Anfang des letzten Briefes in diesem Abschnitt bildet.

„Kuka, Februar 1872.

Lieber Freund!

Der Sturm, der über Europa mit orkanartiger Wuth hinbrauste, ist für Euer freundliche Stadt und Euer lebenswürdiges Heimwesen hoffentlich ohne traurige Folgen vorübergegangen. Im Gegentheil genießt Ihr wahrscheinlich mit Behagen die gereinigte politische Atmosphäre Deutschlands, früher so voller Keime der Krankheit und Zerküftung, während mir in trüber Ferne nicht nur dieser patriotische Genuß vorenthalten ist, sondern noch das kummervolle Bewußtsein die Existenz vergällt, nicht nach Maßgabe meiner bescheidenen Kräfte haben an der allgemeinen central-europäischen Purification mitwirken zu können und ohne dafür auf meiner selbstgewählten Thatenbühne würdigen Erjah gefunden zu haben. Das Schlimmste ist für mich, daß dieses Bewußtsein und die Schneckenhaftigkeit meiner hiesigen Evolutionen mich verhindert, schon jetzt zurückzukehren. —

Seitdem ich Euch meine letzten, schriftlichen Lebenszeichen sandte, ist ein Jahr vergangen, ein ganzes, langes, schönes, rundes Jahr, und was that ich während desselben, das der Mühe werth wäre, gesagt zu werden? Ich associirte mich einer arabischen (politisch übrigens anerkannten) Räuberbande, die, wenn sie nicht meuchelt, raubt und plündert, friedlich ihre Kameele in Kanem und den umliegenden Ländern weidet; nomadisirte mit ihr in Kanem, Egei, Bodele, Vorku, Bahar el Ghazal herum und konnte erst nach neun Monaten wieder aus dieser Welt der beständigen Furcht und Unsicherheit nach meinem Hauptquartier Kuka entweichen. Durch sechs Längen- und vier Breiteregrade von diesem relativen Civilisationscentrum getrennt, scheiterten alle Rückzugspläne aus Vorku an meiner Machtlosigkeit und Armuth, an der Wortbrüchigkeit meiner Gastfreunde und Raubgenossen, an den Gefahren, welche die dortige Welt fast unbewohnbar machen. Und dies fast ohne Bücher und Thätigkeit; inmitten einer Bande, welche Tag

und Nacht, Jahr aus Jahr ein, nur „Ghazia“¹⁾ macht, nur Ghazia spricht, nur Ghazia träumt; unter dem Alp der Nachrichtenlosigkeit aus der Heimath, wo ich den Riesenkampf zwischen Germanenthum und Latinismus entbrannt sah; unter Entbehrungen, wie ich sie nach Libesti nicht wieder practiciren zu müssen hoffte.

Ich reiste im Frühling vorigen Jahres, wie ich Euch geschrieben zu haben glaube, mit verschiedenen Arabern Kanem's, welche fast alljährlich auf dem Markte Kufa's erscheinen, um ihren Ueberfluß an gestohlenen Kameelen oder Datteln abzugeben, nach ihrer adoptirten Heimath ab. Diese Araber sind zum größten Theile hier vor dreißig Jahren auf der Bühne erschienen, nachdem Fezzan zur türkischen Provinz gemacht und der Sultan von Fezzan, Abd-el-Dzil, ursprünglich Scheich der Uelad Slimän, in der Schlacht, welche das Schicksal seines Landes entschied, gefallen war. Die Hauptpartisans dieses ausgezeichneten Araberhäuptlings waren natürlich die Leute seines Stammes gewesen und nach dem Ende ihres Reiches zogen sie es in richtiger Würdigung des Schicksals, das ihnen türkische Rache bereitet haben würde, vor, nach dem „Barr el abid“ (dem Lande der Sklaven), mit denen ihr Chef früher auf seinen gigantischen Raubzügen so viel Reichthümer geholt hatte, auszuwandern. Es ist denselben, trotz ihrer numerischen Schwäche — sie zählen kaum 200 Reiter — und trotzdem ihnen Tibbu, Tuareg und eingeborene Araber die feindseligsten Gefühle entgegenbrachten, gelungen, sich eine unbestrittene Herrschaft von Kanem und Borku zu erwerben. Die Mittel dieser Conquete waren die nicht unbeliebten: „Raub und Mord“ gewesen und wird diese Pratique mit ungeschwächten Kräften noch jetzt in Scene gesetzt, wenn sich irgendwo die Gelegenheit bietet. Doch wird dieses von Jahr zu Jahr seltener. Die Uelad Slimän sind Nomaden; ihr Besitz besteht in Kameelen, die sie von Freund und Feind rauben. Die ganze Gegend von den Tuareg bis zum Norden Wadai's, vom Tsad-See bis Borku incl. ist gänzlich entkameelt. Die Tuareg sind ihnen zu mächtig; die Stämme des nördlichen Wadai's ebenfalls zu zahlreich und Alles, was Tibbu heißt, ist im Laufe der Jahre von ihnen bis auf das Mark ausgezogen. Sie werden mit der Zeit der Nothwendigkeit nicht entgegen, hauptsächlich in Wadai und in Bornu zu plündern. Ihr jetziger Chef ist ein junger Enkel Abd-el-Dzil's, der denselben Namen führt, ist jedoch ein Chef mit sehr limitirtem Ansehen, wie meistens die Scheichs der Nomadenstämme.

Ich hatte von Tripoli, wo sich die Uelad Slimän bei den älteren Christen noch des besten Andenkens erfreuen, Briefe für Abd-el-Dzil und andere Chefs mitgebracht für den Fall, wo sie etwa unsere Karavane auf dem Wege nach Bornu überfallen würden und benutzte dieselben jetzt als Empfehlungsbriefe.

Scheich Omar, mein liebenswürdiger Bornu-Sultan, hatte ebenfalls an Abd-el-Dzil geschrieben und überdies mich mündlich den hier anwesenden Arabern übergeben, ihnen die Verpflichtung auferlegend, mich in längstens vier Monaten wieder sauf et sain nach Kufa zurück zu liefern.

Ich kam in gräßlichem Zustande im Lager der Araber an. Kaum aus

¹⁾ Raubzug.

Kuka abgereist, ergriff mich das nicht unbeliebte Intermittens mit der ihm hier zu Lande eigenen Energie, vergrößerte meine Milz auf ein fabulöses Volumen und beraubte mich jeder Kraft und allen Lebensmuthes. Von Chinin keine Spur mehr. Zwölf Tage wurde ich in besinnungslosem Zustande auf mein Roß gehift und mitgeführt und erst nach einiger Ruhe in Kanem und dem Einflusse von Kameelmilch änderte die Krankheit ihre Physiognomie, und während ich anfangs in Folge meiner Kraftlosigkeit die Reise nach Borku dran geben wollte, sammelte ich allmählig wieder Kräfte genug, um den Plan wieder aufnehmen zu können.

Ein Missionar der berühmten Glaubensanstalt der Senuffia zu Dzaherbub bei Su'ava war gerade auf einer Rundreise bei den halben Heiden der östlichen Sahara, bei den Uelad Slimän, diesen räudigen Schafen angekommen, und wir fanden dieselben vollständig zerknirscht und zermalmt von den heiteren Bildern eines prolongirten Hölleufuers, welche der feurige Glaubensapostel vor ihnen aufgerollt hatte. Meine Absicht, die Araber nach Borku zu begleiten, d. h. von diesen als erster Europäer in diese Breitgrade geführt zu werden, verschlimmerte ihre Sache wesentlich. Der Zelot drohte ihnen jede Aussicht auf das Paradies zu entziehen und erklärte sie insgesammt für „Koffar“, für „Mara“ (Christen), wenn sie das Vorhaben ausführen sollten. Nach derartigen Drohungen verließ er die durch einen Christen verpestete Gegend und zog gen Wadai, wo der glühendste Anhänger der Senuffia, Sultan Ali herrscht. Die Araber blieben in der größten Consternation zurück und wußten nicht recht, was sie mit mir anfangen sollten. Endlich kam eine Deputation zu mir, mit der versteckten Bitte, die Initiative zu ergreifen und sie zu bitten, mich nach Bornu zurück zu expediren. Ich war jedoch assez maligne, sie in ihrem Gewissenszwiepsalt zu lassen, und schließlich trugen meine Gründe, unterstützt durch die Abwesenheit des Apostels, den Sieg über diesen davon. Ach, hätte er doch gesiegt! Wie viele Monate stiller und lauter Verzweiflung, wie viel Entbehrung, wie viel Langerweile, wie viel Hunger würde mir erspart worden sein!

Kurz, wir reisten ab. Mit drei etwas mageren Wüstenschiffen von Bornu aufgebrochen, mußte ich in Anbetracht des Getreidevorraths, der nach Borku mitgeschleppt werden muß, denselben noch einen vierten Collegen associiren und kaufte denselben in Kanem. Am Ende des ersten Drittels des Weges verweigerte der magerste der Kenner unwiderruflich jede Participation an der Fortsetzung der Reise und entwickelte bei dem Entschlusse leider den ganzen Eigensinn seiner Klasse. Ein zweites Drittel sah eine Nachahmung dieses Beispiels, und noch hatte ich das Ziel nicht erreicht, als ich bei deutlichen Spuren von Abschwächung des dritten der unausbleiblichen Katastrophe durch Abschächtung zuvorkam, welche mir wenigstens das Fleisch sicherte. Ich mußte den Kameel-Kelch bis auf die Reige leeren. Kaum in Borku angekommen, benutzte mein restirender Höckerträger die nicht unangenehme Gelegenheit frischen Krautwuchses, übertraf sich in grünem Häd und verreckte alsbald an „geplaktum Bauch“. Bevor er mir jedoch diesen Kummer bereitete, rettete er mir noch das Leben.

In Borku etablirt, wurde nämlich ein Raubzug gegen die „Terravia“ combinirt, der meinen Zwecken ausgezeichnet zu dienen versprach. Von dem Lande dieser Banditen weiß man nämlich äußerst wenig und die Nationalität der Be-

wohner ist ebenfalls nicht festgestellt. Ein Kameelritt dahin ist keineswegs ein Vergnügen, besonders unter Umständen, wie ich in meiner Armuth ihn zu unternehmen genöthigt war. Man reitet etwa acht Tage von Morgens bis Abends; die Nahrung beschränkt sich auf einige Datteln; das ganze Bett besteht ungefähr in einem Teppich. Doch der Eigensinn eines Deutschen! Genug, wir ritten davon; ein Diener hinter mir auf demselben Sattel, was die Annehmlichkeit der Promenade keineswegs erhöhte. Die ganze Gesellschaft bestand in einigen hundert Mann, zur Hälfte Araber, zur Hälfte Tibbu. Man wählt zu den Ghazien ausgezeichnete Kameele, denn es ist ein fabelhafter Irrthum, das Wüstenkiff für „mächtig“ zu halten. Einige Tage Marsch ohne Nahrung und alles Fett und alle Kraft ist reforbirt. Schon in den ersten Tagen blieben verschiedene liegen und ich sah mich ebenfalls genöthigt, der entschiedenen Weigerung des meinigen nachzugeben und umzukehren. Eh bien, acht Tage darauf waren alle Nichtcombattanten, die zur Bewachung einiger hundert Kameele (geraubter) zurückgeblieben waren, und denen ich mich meines friedlichen Charakters wegen doch sicherlich angeschlossen hätte, elendiglich eingeheimst oder auf ihre eklen Längen gespießt. Da es in jenen Breiten eine allgemein bekannte Thatsache ist, daß alle Christen aufs Engste mit dem Teufel verschwägert sind, und daß ihre gewöhnliche Nahrung in gebratenem Menschenfleisch besteht, so würde ich dem letzteren Schicksale wohl kaum entgangen sein.

Ich kann Euch keine Detailbeschreibungen der furchtbaren Leiden liefern, welche mir der schließliche Mangel an allen Beschäftigungen, die Abwesenheit jedes geistigen Genusses und die Rohheit meiner Umgebung bereitete. Ich glaubte bisweilen den Verstand zu verlieren. Und bei der Langeweile noch Hunger! Das Getreide war bald aufgezehrt und Borku producirt nur sehr wenig. Ausschließliche Dattelnahrung aber ist sicherer Tod. Fleisch ist ein fast unbekanntes, doch unglaublich ersehntes Vorkommen. Die Nothwendigkeit, mein geringes Besitzthum an den Ankauf von Kameelen zu verwenden und die primitive Habgucht meiner Gastfreunde ließ mich meine Verschwendung in Sachen frischen Fleisches auf den Ankauf zweier Ziegen beschränken, deren einzelne Körperteile so sehr von Nachbarn u. ambitionirt wurden, daß mir jedesmal nur ein Hinterbein und die Leber blieb. Hier war es ein Freund, der mir irgend einen kleinen Dienst erwiesen hatte und der jetzt den Kopf des geschlachteten Thierchens reclamirte; dort bettelte ein Greis um ein Stückchen Fleisch zur Aufrechthaltung seiner schwindenden Lebenskräfte; hier machte ein sogenannter Merabet seine Ansprüche geltend, die ihm sein frommer Ursprung zu verleihen schien, dort bat ein Ehemann um etwas Fleisch für seine Frau, die ihre Niederkunft erwartete, ein Armer um die Gedärme oder um die Füße: und wenn die gelübten Wüstenhasen Vorübergehender den Duft von Fleisch einsogen, so hatte ich unvermeidlich eine lauernde Gesellschaft bis Mitternacht auf dem Halse, wenn ich nicht vorzog, das Vorhandene alsbald zum Opfer zu bringen. Milch, schöne, süße, kräftige Kameelmilch, aber war eine Illusion, in die ich mich früher tief gewiegt hatte und aus der ich jetzt um so unangenehmer geweckt wurde. Schließlich, als ich sogar die Datteln für uns und für das Pferd abmessen mußte, fristete hauptsächlich der Same von Aktesch (einem stacheligen Graze), behandelt in der Weise von Getreide, unser ekles Dasein.

Von Zeit zu Zeit wurde diese bescheidene Küche durch Fleisch kranker Kameele vielfältigt. Die meisten Krankheiten derselben werden so übel prognosticirt, daß man alsbald zur Abschachtung schreitet, um wenigstens das Fleisch zu retten; und mit geheimer Bosheit sah der hungernde Mensch ein Kameel seines Nachbarn erkranken und dem Messer verfallen.

Mein Freund, der Senuffi-Missionar, erschien später von Wadai aus noch einmal in Borku auf der Bühne. Als er erfuhr, daß die räubigen Schafe seiner Heerde sich wirklich nicht geschämt hatten nach Borku zu führen, weigerte er sich unter ihnen zu lagern, erklärte die Fraktion der Uelad Slimän, in deren Duar ich hauste, für „Ungläubige“ und „Christen“ und predigte den Libbu einen Christenmord als sicherste Anwartschaft auf das Paradies. Einige derselben thaten sogar bei den Arabern Schritte, sich diesen Preis zu verdienen und boten eine annehmbare Summe für meine Person und die Erlaubniß, mich massacriren zu dürfen; doch noch war der „Aman“¹⁾ stark genug in meinen Gastfreunden, einen solchen Handel zu verweigern. Freilich konnte ich seitdem meinen einzigen Genuß, den Baum Schatten, nur noch bewaffnet haben und mein tägliches Mittags-schläfchen in demselben war nur noch mit einer Schildwache möglich.

Endlich waren wir mit Beginn der Fastenzeit nach Kanem zurückgekehrt. Während desselben war an keine Rückkehr nach Kuka zu denken, denn Dant der Raubsucht meiner Freunde ist der Weg von einer Unsicherheit, daß der Einzelne ihn kaum passiren kann. Ich benutzte diese Zeit, um die Hauptstadt des Wadai-Antheils von Kanem, Mao, zu besuchen, wo Morih von Beurmann vor einigen Jahren so verrätherisch vom Chalifa des Sultans von Wadai ermordet wurde. Derselbe war nicht mehr am Ruder und sein Anblick wurde mir erspart. Sein Nachfolger war eine gutmüthige Persönlichkeit und seine Relationen mit den Arabern sicherten mir Leben und Freiheit. Wenn Beurmann nicht so unkluger Weise den Schutz der Uelad Slimän, den ihm dieselben anboten, zurückgewiesen hätte, wäre er damals seinem traurigen Schicksale entgangen.

Anfangs vorigen Monats zog ich wieder in mein Hauptquartier Kuka ein und erfreute mich des väterlich liebenswürdigsten Empfangs von Seiten Scheich Omar's. Abends spät ritt ich in sehr zerlumpletem Zustande in die Hauptstadt ein oder führte vielmehr meine zum Skelette abgemagerte Rosinante am Zügel. Der Staatschef war noch Nachts davon in Kenntniß gesetzt und vor meinem Erwachen Morgens erschien ein hochstehender Eunuch, um mich neu einzukleiden. Eine seidene Jacke, verschiedene Vornu- und Sudan-Toben bildeten die Masse; der brave Herr hatte nicht einmal vergessen ein Paar lange, baumwollene Knie-strümpfe und ein Paar Halbstiefel beizufügen, hier zu Lande unbekannte Luxus-gegenstände, die mehr eine Huldbigung, welche meiner Civilisation dargebracht wurden, darstellten, als von wirklichem Nutzen waren (ihrer gigantischen Dimensionen wegen). Noch in der folgenden Nacht schenkte er mir ein Roß.

Mit welchem Heißhunger ich auf den Haufen von deutschen, französischen und englischen Zeitungen und auf meine Briefe stürzte — deren Daten sämmtlich Jahresfrist überstieg — brauche ich wohl kaum zu beschreiben.

1) Art Schwur.

Ich lese täglich drei bis vier Zeitungen und bin noch lange nicht am Ende. Und das Ende des grandiosen, blutigen Dramas habe ich bei alledem noch nicht. Welche Ueberlegenheit der Führer, welche' besonnener Ernst und männliche Pflichttreue auf deutscher Seite! Welche Hohlheit, welche Selbsttäuschung, welcher Leichtsinn, welche Triviolität auf der andern Seite! Ich kenne Frankreich und sein Volk besser als viele, sehr viele meiner Landsleute, aber ich gestehe Euch, daß ich unsern Feinden solche Kopfslosigkeit nimmer zugetraut hätte. Als ein abgefaqter Feind dieser ultima ratio, der Menschenjchlächtere! habe ich jetzt, wo der Sieg dem Rechte zufiel, nur den einen Wunsch, einen dauernden europäischen Frieden aus all' dem hervorgehen zu sehen.

Das große Opfer an Zeit und eigenen Mitteln, das ich für so minime Resultate bis jetzt gebracht habe, verhindert mich leider, schon jetzt zurückzukehren. Ich reise in diesen Tagen nach Baghirmi ab zum Sultan Abu Sekin („Vater des Messers“ wegen seiner Vorliebe für diesen Gegenstand seinen Untertbanen gegenüber genannt), der im vorigen Jahre vom Sultan von Wadai in seiner Hauptstadt Massena belagert und bei der Zerstörung derselben sich durch die Flucht retten konnte. Er hat sich zu den Heidenstämmen, welche den südlichen Theil seines früheren Reiches und seine Hauptmacht bildeten, zurückgezogen und ist sein Aufenthalt meinen Projecten sehr günstig. Er läßt mich hoffen, nach Süden weit über den Punkt, den Barth erreichte, vordringen zu können. Allerdings ist das Land in Folge des vorjährigen Krieges nicht sehr sicher. Sultan Ali von Wadai hat im nördlichen Theile des Landes einen Gegenkönig installiert, der den Abu Sekin auf alle mögliche Weise zu attrappiren sucht. Letzterer wird aber sicherlich aus Rücksicht auf Scheich Omar Alles thun, was in seinen Kräften steht, um meiner Sicherheit und meinen Zwecken zu dienen. Ich hoffe wenigstens zu beweisen, daß ich vor keiner Entbehrung und vor keiner Gefahr zurückschrecke, um mich in meinen bescheidenen Projecten meinem glorreichen Vaterlande würdig zu zeigen.

Die wenigen Wochen, die ich hier in Kufa zubringen konnte, sind so in Anspruch genommen gewesen durch die Ordnung meiner Angelegenheiten und die Vorbereitungen zu meiner bevorstehenden Reise, daß ich meiner Correspondenz nicht die gewünschte Muße widmen konnte. Du wirst dem zu Folge begreifen, daß ich den schon allzulänglichen Brief schließe, selbst ohne für Deine verehrte Frau besondere Zeilen beizufügen, obgleich ich dies in meiner tiefen Dankbarkeit für ihr so liebenswürdiges Zeichen der Freundschaft inmitten der Kriegsunruhen sehr gewünscht hätte. Sie wird mir hoffentlich auf Deine Intervention ihre gütige Verzeihung nicht versagen.

Denke Dir, alle meine lieben Affen sind während meiner Abwesenheit, wie es scheint an Diphtkeritis, zu Grunde gegangen. Ich freute mich so sehr auf ihr Wiedersehen und auf die Constatirung der liebevollen Erinnerung, die sie mir zweifelsohne bewahrt hätten!“

„Kufa, im October 1872.

Mein lieber Freund!

Ich bin noch nicht todt; nichts rechtfertigt also Euer beharrliches Schweigen, durch das ich jetzt seit anderthalb Jahren leide, während ich in lobenswerther Treue

keine Gelegenheit verabräumt habe, diese mikroskopischen Charaktere unseren leider sehr unmöglichen persönlichen Verkehr ersehen zu lassen. Diese Gelegenheiten sind freilich nicht häufig, doch das ist meine Schuld nicht; und Ihr dort habt nur die Briefe an Luigi Rossi zu schicken, da Ihr über etwaige Gelegenheit im vollständigsten Dunkel schwebt. In solcher Entfernung vor einer weiteren Stilübung auf eine Antwort warten zu wollen, wie der kleine, gemeine Mensch so gern thut, ist grausam. Das letzte Mal hatte ich keine directe Nachricht von Deiner Hand, so viel ich mich erinnern kann, sondern nur von Deiner verehrten Frau und ich fand dies bei der aufregenden Beschäftigung, welche der Krieg Allen, und wohl nicht am wenigsten den Medicinern auferlegte, sehr natürlich. Freilich hast Du wohl Deine Augenheilkunde für einige Zeit dran geben müssen? Selbst mein würdiger Meister aus Tübingen hatte seine gelehrten Uebungen in besagter Stadt aufstecken müssen, wie ich in einer Nummer der „Indépendance Belge“ las, und war auf das Schlachtfeld des Typhus und der Ruhr geeilt. Welch' Glanz!, wie die Franzosen sagen würden; welche grandiose Entfaltung von Vaterlandsliebe, Muth, Entfagung, Opferfreudigkeit, Genie, Nächstenliebe, Energie, Einigkeit! Eine Ironie des Schicksals brachte die Kriegsnachrichten, welche hier in Auka an meine Adresse vor ca. anderthalb Jahren ankamen, deren ich aber erst im Frühjahr dieses Jahres theilhaftig wurde, gerade bis zur Belagerung von Paris. Das Ende des Niesendramas, obwohl vorauszu sehen, fehlte mir. Ebenso kam mir vor zwei Jahren die Nachricht des Krieges zu, allein, nackt, ohne Commentar, ohne die nächstfolgenden Ereignisse, während sicherlich die Hauptschlänge schon geführt, der Verlauf schon vorauszu sehen war. Schöne Gebuldsproben, und zur Belohnung derselben empfangen ich durch Rossi's gütige Vermittlung durch einen Gilboten, den der Regent von Tripoli hierher sandte und der vor ca. drei Wochen ankam, sechs Nummern des berühmten „Corriere mercantile Maltese“ aus dem August vorigen Jahres und vier Nummern des nicht minder celebren „Osservatore Triestino“ aus dem October desselben Jahres. Dieser freundliche Umstand, mit der beklagenswerthen Thatsache des Mangels an Briefen von meinen Freunden und dem schmerzlichen Nicht-Eintreffen von 2000 Thalern, welche die K. K. Regierung für mich angewiesen und die mir Dr. Bastian aus Berlin annoncirt hatte, hat mein Misanthropengemüth arg belastet und verhindert jede Gewichtszunahme und selbst die mäßige Fettbildung, auf die ich für meinen skeletthaften Körper in Auka so sehr gerechnet hatte.

Eure Vorbeeren nämlich ließen mich nicht ruhen und trieben mich nach Baghirmi zu dessen König Mohammedu, mit dem vielversprechenden Beinamen: „Abu Sekin“, d. i. „Vater des Messers“, den Sultan Ali von Wadai Jahrs zuvor aus dem Centrum seines Reiches vertrieben hatte. Derselbe hatte dem neuen Herrscher, welchen er eingesetzt hatte und der ein naher Verwandter Abu Sekin's war, mit Namen Abd er Rahman, Wadai-Truppen zur Unterstützung zurückgelassen und war selbst nach Hause gezogen. Trozdem der muthige Abu Sekin sich nur mit ca. dreißig bis vierzig Reitern aus seiner Hauptstadt an dem Tage, an welchem Sultan Ali in ihren Erdwall mit Pulver eine Breche sprengte, durch die andringenden Wadawi geschlagen hatte, verließ er doch die Grenzen seines Reiches nicht, sondern scharmühelte und kämpfte mit Abd er Rahman und den zurück-

gebliebenen Wadawi, bis der Hunger und der Mangel an Geld ihn in die südlich mehr oder weniger tributären Heidenländer trieb. Der Hunger, denn seit Anfang des Krieges war keine Spur von Ackerbau getrieben worden, und der Geldmangel, denn er bedurfte des Geldes äußerst dringend zum Ankauf von Pferden, Panzern, Pulver und Blei und dergleichen, und die Sklavenbeute in jenen Gegenden mußte dies Alles liefern. Indem ich diesem, zweifellos sehr strammen, thronlosen Könige einen Besuch machte, konnte ich hoffen, in ansehnlicher Entfernung ins Herz Central-Afrika's einzudringen und viel Interessantes und Abenteuerliches zu erleben. Allerdings kam ich viel weiter als Dr. Barth, der Einzige, der Baghirmi bis jetzt besucht hat, doch nur die Hauptstadt erreichte, aber vom Lager des Königs in weitere Ferne geschickt zu werden und als harmloser Reisender mit den Heiden zu leben, wurde mir nicht vergönnt. Abu Setin vertröstete mich fortwährend, mit dauernden Lügen auf diese und jene Gelegenheit, auf diesen und jenen Zeitpunkt, auf dieses und jenes Land, bis ich endlich, leider zu spät, erkannte, daß er mich niemals allein reisen lassen würde. Allerdings waren die Heiden nicht sonderlich freundlich gesinnt à notre égard und hätten mir vielleicht den Hals abgeschnitten, wie sie es so vielen der Unfrigen thaten, wenn sie auf Getreide-Suchen ausgingen, doch mich contrarirte es lebhaft. Fast zwei Monate lungerten wir da herum, wo ich den König traf und zogen dann einige Tagemärsche weiter, da wir die erstere Gegend rattenkahl gefressen hatten. Doch den Punkt, in dem sich der große aus fernem Südost kommende Strom in seine zwei großen Arme — den Fluß von Baghirmi und den von Logos — theilt, erreichte ich zu meinem großen Kummer nicht. In dem zweiten Lande, das wir heimgesucht hatten, blieben wir wieder ca. zwei Monate, bevor ich von meinem königlichen Gastfreunde meine Rückexpedition nach Norden, da ich ja die Hoffnung aufgeben mußte, die entgegengesetzte Richtung einschlagen zu können, erlangen konnte. Seit einem Monat litt ich an einem atonischen Darmkatarrh mit ganz enormen Verlusten und es waren eben keine heiteren Tage, die Sklaven, mit denen unser Lager vollgepfropft war, dieser Krankheit täglich erliegen zu sehen. Viele der Armen verließen die Grube, die man ihnen behufs der Defécation gemacht hatte, gar nicht mehr, sondern lagerten am Rande derselben, bis der Tod sie erlöste, und wenn ich auch nicht so rapide als sie der gänzlichen Auflösung entgegenging, so glaubte ich doch mit einiger Wahrscheinlichkeit das Ende meiner irdischen Laufbahn berechnen zu können. Mit meinem wohlgefüllten Medikamentschätze war ich anfangs leichtsinnig freigiebig gewesen — ach! ich kannte die Verzögerungen noch nicht genügend, denen die Afrika-Reisen unterliegen — und saß jetzt ohne Chinin und ohne Opium da.

Als ich endlich mit meinem königlichen Gastfreunde ernstliche Streitigkeiten wegen der Verzögerung der Abreise begann, und ihm eines Tages sagte, daß ich keine Lust habe, in dem Heidenlande dort zu sterben und daß ich dem Tode nahe sei, so antwortete er mir höchst philosophisch, daß, wenn ich in der That dem Tode verfallen sei, es ihm höchst gleichgültig schein, ob ich in Zummot (so hieß die Landschaft, in der wir lagerten) oder in Kuka sterbe, da ich ja doch mein fernes Vaterland nicht mehr erreichen könne.

Die Hauptunannehmlichkeit der Verzögerung lag nicht sowohl in meiner

thatenlosen Ruhe, als in der Gefahr, welche aus der auch in Baghirmi und in Bornu eingetretenen Regenzeit für uns resultirte. Da sind Gegenden zu passiren, in deren grundlosem, jähen Thonboden Menschen und Thiere das Weitergehen vergessen, und Bäche zu überschreiten, welche mittlerweile zu Strömen angeschwollen sind, während doch nur zwei große hohle Kürbisse, durch zwei Stangen verbunden, als nautisches Beförderungsmittel existirten.

So trat ich durch Hunger und Diarrhoe bis zur gänzlichen Ohnmacht erschöpft, die Rückreise an, welche mir wieder bewies, daß der Mensch die Kaxe an Zähigkeit im Ertragen von Leiden weit übertrifft. Mein großes, schönes Bornu-Pferd, Geschenk des Scheich Omar, hatte ich gleich an Abu Sekin verkauft, theils weil er sehr darum bat, theils weil ich einige Groschen zu Kufa sehr nöthig hatte, da Herr Luigi Rossi mit seiner gütigen Fürsorge mich einem beharrlichen Kampfe mit Nahrungsjorgen überantwortet hat. Dafür waren 2½ Centner Elfenbein mein geworden und ein Heidenpferdchen, das mich nach Kufa zurücktragen sollte. 2½ Centner Elefantenzähne geben 125 Maria-Theresien-Thaler zu Kufa, während sie zu Tripoli mehr als 300 Thaler werth sind. Das Schlimmste aber war, daß das Köhlein den Anstrengungen der Reise nicht gewachsen war, und daß ich bald in meiner Erschöpfung mit meinen weghaltigen Beinen zu Fuße einherkneten oder einherwaten mußte und diesen traurigsten Vertreter der equinen Rasse, den ich je sah, an seinem Halfter nachzerterte. Dabei Mangel an jeglicher Nahrung, Genuß der ungesundesten Sachen, wie halbreife Kürbisse oder halbreife Körner von Getreide, wenn wir dergleichen in einem Heidenorfe antrafen, Alles aus Geldmangel, der mir den Ankauf eines andern Lastthieres und von hinlänglichem Getreide verbot. Ich nannte nur noch zwei Hemden mein Eigen und durch die Lücken eines europäischen weißleinenen Sommerrocks, dessen Perlmutterknöpfe die Baghirmi-Schönen mir längst als kostbaren Schmuck abgehakten hatten, verbrannte die Sonne beide Schultern (ich trug ihn schon lange ohne Hemde), während das Pendant derselben, die Hosen, in der Kniegegend Substanzverluste aufwiesen, welche den Durchtritt eines ansehnlichen Theils der besagten Articulation gestatteten. Das war der Gast und Freund Sultan Mohammeds, der mit einem Empfehlungsbriebe des Lekteren reiste und durch seine Armuth genöthigt war, die Gastfreundschaft der Behörden in den Ortshäusern als eine Pflicht zu reclamiren. Wenn es mir nicht gelungen wäre, während sechs bis sieben Tagen mit meinen Elefantenzähnen auf dem Baghirmi-Strome in Rähnen für umsonst transportirt zu werden, so hätten vielleicht ich, sicherlich aber die Ochsen Kufa nicht wieder gesehen. Zwei Pferde — ich hatte außer dem Reitpferde noch ein Packpferd vom Könige bekommen — verblieben unterwegs und ein Ochse versagte seine Dienste nahe bei Kufa.

Ihr könnt Euch in der That keine Idee von solchen Lehmtwegen in diesen Breitegraden machen. Vor Dir eine hie und da durch finstere aussehenden Dreck unterbrochene Wasserfläche. Dieselbe bedeckt zahllose natürliche Gruben und Elefantenzährten, deren jede hinreicht, ein Pferd zum Sturze, einen Fußgänger zum Fall zu bringen. Zwei bis sieben Mal erträgst Du resignirt das Sumpfbad mit dem stürzenden Kopfe und schwingst Dich wieder mit Deinen früher weiß gewesenen Hosen auf den lehmichten Sattel, mit Deinen schwärzlichen

Händen verzweifelnd den Zügel wieder ergreifend, wenn anders das entmuthigte Pferd es nicht vorzieht, Deinen Prügeln den Helldemuth eines Fieles entgegenzusehen und in seinem Sumpfsloch mit Deinem Sattel zu verharrten. Zitternd betriff der Gaul jede aufergewöhnlich verdächtig aussehende Stelle und schließlich fällt er schon halb aus Furcht. Du selbst, wenn Du siehst, daß das Fallen zur Regel wird, ziehst die Schuhreste, welche Dir vielleicht noch bleiben, betrübt von den Füßen, bindest sie auf den Kopf eines Sklaven, und schleichst vorsichtig im Hahnentritt mit den an stachelige Gräser und Schilfe noch wenig gewohnten nackten Füßen durch das fruchtbare Terrain. Wahrlich fruchtbar, aber auch fruchtbar an Leiden für Dich! Und wenn nur die Ochsen wenigstens Stand halten! sagst Du zu Dir selbst in Deinem gebeugten, doch ergebenen Gemüthe, und beobachtest sie unruhig aus der Ferne. Welch sicherer Tritt, welche Furchtlosigkeit, man könnte sagen, welche Familiarität mit dem unergründlichsten Sumpfe. Wo Pferde und Kameele als Lastthiere ohne allen Werth sind, glänzt der Kuri- oder Schoa-Ochse durch seine Eigenschaften. Ich bemerkte bei dieser Gelegenheit zu Deiner Instruction, daß das sogenannte Kuri-Kind identisch mit den altägyptischen Vertretern dieser Klasse ist, welche Du auf antiken Zeichnungen wegen ihrer riesenhaften Lyraformigen Hörner vielleicht anstauntest und für Abschweifungen des phantastischen Künstlers von der Wirklichkeit hieltest. Dasselbe existirt hier in Central-Afrika in voller Prosperität und in allen seinen ursprünglichen Formen; sein Kopf baumelt, sozusagen, in Folge der Hörnerlast zwischen den mächtigen Schultern. Dies Thier ist vorzüglich in den Händen der Kanembu und urprünglichen Bornani, während sein eben erwähnter Vetter mehr von der Schoa und den eingeborenen Arabern kultivirt wird. Dieser zeichnet sich durch seinen runderen Kopf, seine breite Brust und seinen starken Nacken aus, ähnelt unserm heimischen Kinde mehr, ist jedoch durchgängig stärker. Meine Packochsen waren der letztgenannten Art. Der Eine war mir von Bornu gefolgt, und schien sich in dem neuen Sumpflande zu gefallen, während sein früherer Gefährte bald verblieben war; den andern hatte ich von Baghirmi-Schoa durch Sultan Mohammed gekauft. Da nämlich die einzig gangbare Münze für größere Objecte dort Sklaven sind, und ich doch als Vertreter eines christlichen Landes um solchen Preis nicht kaufen konnte, so gab ich dem Sultan eine seidene Tobe, die ich für 16 Thaler gekauft hatte und dieser erstand den Ochsen für einen fehlerfreien Jüngling von sechzehn bis achtzehn Jahren.

Doch zurück zu ihnen auf unserem Wege! Ha, sie sind richtig stecken geblieben! Der rothe Bornuaner arbeitet sich noch wieder hervor, doch der schwarze Baghirmi sikt bis an die Schultern im Lehm. Herzklopfend beobachtest Du aus der Ferne, wie man ihm ein Wein ausgräbt, wie er selbst durch eine Krastanstrengung des freigewordenen Ständers den Genossen desselben befreit, seinem Mitochsen nachstrebt. Doch da steht der rothe still! Das heißt, noch steht er; eine Minute später findet ihn am oder vielmehr im Boden und seine Elephantenzähne neben ihm. Der Treiber, ein schlapper Bornuaner, den Hunger noch schlapper gemacht hat, steht muthlos daneben, nicht im Stande, die gewichtigen Pachydermenzähne zu heben. Der Marokkaner muß herbei, läßt die Zähne auf seine Schultern und stampft durch den Sumpf einem relativ trockenen Platze zu, während der Bor-

nuaner den Ochsen ausgräbt und prügelt. Während diese den befreiten Ochsen wieder beladen, reclamirst Du selbst vielleicht mit Stentorstimme die Assistentz Deiner Diener. Dein Pferd fiel auch ohne Reiter in ein tiefes Loch oder Dein Bein selbst weigert sich hartnäckig mit einfacher Selbsthülfe an die Erdoberfläche zu gelangen. Dergleichen hier zu weit ausgespinnene Scenen wiederholen sich an manchen Tagen mehr als zehn Mal, bevor Du um ca. zwei Uhr Nachmittag vielleicht in der Wildniß lagerst und zur Erholung von Deinen morgendlichen Anstrengungen vielleicht in der schnell improvisirten Laubhütte von einem tropischen Gewitterregen bis auf die Haut durchnäßt und Deiner Nachtruhe beraubt wirst.

Du kannst Dir vorstellen, mit welcher Freude ich den großen Strom begrüßte, der mir die Möglichkeit einer passiven Fortbewegung versprach; doch auch diese hatte ihre Hindernisse. Der vom König Abu Sekin zu dem Zwecke mitgegebene Brief war eine Art Circular an die Chefs der bedeutenderen Ortschaften am großen Baghirmi-Strome und zunächst an den „König“ von Massalini. Als ich diese Stadt erreichte, d. h. alle Städte und Dörfer sind von Abd er Rahman und den Wadawi zerstört und ihre Einwohner haben sich auf die zahlreichen Sandinseln des Flusses zurückgezogen, wo sie ein Leben der Sicherheit, aber des Hungers führen, fand ich sie in Händen der Anhänger Abd er Rahman's und der Bürgermeister war wohl geneigt, mich mit Lügen aufzuhalten, aber schwerlich mich zu expediren. Wenn ich nicht, ehe der Hahn auch nur ein einziges Mal krähte, meinen Freund Abu Sekin mehrmals verrathen und mit den arabischen Anhängern seines Gegners Freundschaft geschlossen hätte, so würde ich wahrscheinlich mit meinem Elfenbein in Massalini eine höchst unerquickliche Zeit verbracht haben.

Ah, wie glücklich war ich, als ich das keineswegs wasserdichte Fahrzeug bestieg und den Fluß hinabschwamm!

Das Packpferd verreckte indessen, trotzdem es nichts mehr zu tragen hatte, als seine eigene Existenz, während mein Reitpferd ebenfalls sichtbare Spuren bevorstehender Auflösung documentirte. Auf diesem Wege längs des Flusses hatte der Hunger der Karawane seine Culmination erreicht. Meine Leute aßen nur noch einmal am Tage einen dünnen Mehlbrei in geringer Quantität und Viele hatten gar kein Getreide mehr. Ich selbst wurde auf Staatskosten ernährt und als wir die nördlicheren Städte erreichten, die für Abu Sekin schwärmen, gelang es mir zuweilen, einige große Fische oder eine fette Ziege oder dergleichen für meine Leute, mit denen wir manchmal zusammentrafen, zu erzielen und ihren Hunger zu stillen. Mein nordischer Windhund, ein Kind der Sahara, war mittlerweile so schwach geworden, daß er nur noch einhertaumelte und auf die Stiere gebunden werden mußte. Trotzdem blieb er so kraftlos, daß ihn in einer schönen Nacht eine Hyäne tödtlich anfaß.

Zwischen Logon und dem Tade wird das Terrain nicht besser; im Gegentheil, große Wassermassen unterbrechen hier im Herbst und Winter oft jede Communication. Mein sterbendes Roß schenkte ich höhnend dem „Könige“ oder „Gouverneur“ von Afadé, der mich schlecht bewirthet hatte, und watete selbigen Tages von 11 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends ununterbrochen durch ein System

von wasserbedeckten Niederungen, deren Inhalt bis zur Mitte des Oberhüfens reichte; auch nicht übel, nicht wahr?

Wo die Noth am höchsten, ist die Hilfe am nächsten! Selbigen Abends fand ich in dem Dorfe, in dem wir lagerten, ein Pferd auf Credit zu kaufen, erstand es für 17 $\frac{1}{2}$ Thaler und erreichte auf seinem Rücken die Bornu-Hauptstadt, mein Hauptquartier, mit ihrem lebenswürdigen Herrscher.

Kaum angekommen schickte mir dieser die obligaten Vorräthe von Weizen, Reis, Butter und Honig, kleidete mich neu ein durch 2 Toben und 1 Burnus und schickte, wie gewöhnlich bei Nacht, einen neuen Kenner von prachtvollen Formen, der nur etwas greisenhaft ist.

Ich bin jetzt seit 1 $\frac{1}{2}$ Monat hier, und bin eigentlich nicht mehr krank, nur gänzlich kraftlos. Dieser Umstand, dem sich mein Gehirn doch nicht völlig entziehen kann, mag auch diesem Briefe zur Erklärung und Entschuldigung dienen. Ich hätte Euch besser eine Sklavenjagd oder dergleichen beschreiben sollen; doch ich habe von dortigen Heiden und ihren Ortschaften so viel an Dr. Bastian und Petermann und Malkan gekaut und wiedergekaut, daß ich Euch gegenüber kaum darauf zurückzukommen die Kraft habe.

Im kommenden Jahre hoffe ich endlich Euch und die Heimath wiederzusehen; doch kann ich mich nicht entschließen, den abgedroschenen Weg der Wüste zurückzupilgern. Ursprünglich hatte ich die Absicht, nach Adamaua zu gehen und von da nach Kamerun oder Gabun durchzubrechen; doch mir graut vor dem weiten Seewege und auf der andern Seite bietet sich mir ein Weg, den ich früher für verschlossen halten mußte. Die alte, langjährige Verstimung nämlich, welche zwischen den Herrschern von Wadai und von Bornu herrschte, hat einer großen Freundschaft Platz gemacht, auf Grund deren ich den verrufenen Weg wagen werde. Scheich Omar selbst, bei aller Freundschaft und väterlicher Fürsorge für uns, fand das Project jetzt ausführbar und machte sich anheischig, mir den Weg bis zu Sultan Ali zu sichern. Dieser selbst aber, ein ausgezeichnete Mensch und Herrscher, wird mir schwerlich etwas Böses zufügen.

Von Wadai aus hoffe ich entweder über For und Kordofan den Nil zu erreichen oder mit der jährlichen Karawane nach Benghasi auf die Mittelmeerküste zurückzukehren. Möchte der Stern, der mir bisher in mannigfachen Gefahren leuchtete, auch dort meine Schritte lenken!

Nach so langer Zeit der Abwesenheit kann ich nicht mehr gut von Eurem lieben Heimwesen, vom Collegen L. und seiner jungen Gattin, vom trefflichsten aller Hunde und den hinauszuflüchtenden Katzen plaudern, wie ich so gern möchte. Welche zahlreichen Aenderungen mag die Zeit in Alles gebracht haben!

Der jugendliche Pix¹⁾ hat schon den Corpsstudenten vergessen, den er doch kurz vor meiner Abreise kaum adoptirt hatte; die Käzchen sind zu ansehnlichen Katern und Katzen geworden und Bauschan ist vielleicht ein hündischer Greis oder ein greiser Hund.

Des Menschen Leben ist wahrlich allzu kurz für seine Aspirationen, seine Kämpfe, seine Ruhe, seine Genüsse. Die zahlreichen weißen Haare, die meinen

¹⁾ Sohn des † Prof. Niemeyer.

üppigen Bart täglich mehr verunzieren, geben mir diese philosophischen Betrachtungen ein und contrairiren mich in der That lebhaft. Ich fühle mich jung, möchte gern jung zurückkehren und werde vielleicht als ein Mann, der „über seine besten Jahre hinaus“ ist, betrachtet.

Einstweilen Adieu und herzlichstes Lebewohl! Empfiehlt mich dem gütigen Andenken der Tübinger und erhaltet mir Eure Freundschaft!

P. S. Dr. Petermann hat auf Notwaja Semlia einen See, der die Dimensionen eines kleinen gemeinen Teiches nicht wesentlich überschreiten dürfte, den „Nachtigal-See“ getauft. Die Unsterblichkeit, siehst Du, ist gesichert!“

Mit dieser rührenden Schilderung seiner Leiden in Baghirmi schließen die eigentlichen Reiseberichte unseres Freundes. Während seines Aufenthaltes in Wadai und Darfor ist keinerlei Nachricht an uns gelangt. Erst nach etwa zwei Jahren erhielten wir wieder ein Lebenszeichen von ihm aus Khartum.

Jetzt, wo jede Befürchtung, wie jede Hoffnung für ihn aufgehört hat, wirkt dieses letzte Schreiben von seiner damaligen Reise um so ergreifender; um so objectiver können wir uns aber auch der Bewunderung für ihn hingeben. Welche Selbstüberwindung und welche Energie befeelte diesen einzigen Mann! Er selbst gesteht, daß er noch gänzlich kraftlos sei, und schon hat er einen fertigen Plan für eine neue, weit gefahrvollere Reise im Kopfe, als die, welche er überwunden hatte! Und bei aller körperlichen Schwäche bleibt sein Geist unentwegt, sein Stil von staunenswerther Klarheit, strohend von Gedankenfülle, Originalität des Ausdrucks und Reichthum der Sprache! Einem frischen Waldquell möchte ich diese Briefe vergleichen, welcher aus uner schöplichem Grunde seine köstliche Gabe hervorprudelt, Allen gleich erquicklich, gleich angenehm. Diejenigen Leser, welche Nachtigal nicht persönlich gekannt haben, werden, ich bin dessen sicher, ihn nachträglich lieb gewinnen; lesen aber wir, die wir den Zauber seiner Persönlichkeit gekostet haben, diese und noch viele andere seiner Briefe, so tritt uns sein liebes Bild so klar und lebenswarm vor Augen, daß wir die traurige Wirklichkeit darüber vergessen. Mit ihm besprechen wir die Ereignisse des Tages, mit ihm lachen und freuen, mit ihm sorgen und betrüben wir uns. Schweiget dann aber der Mund, den wir noch eben so beredt zu uns sprechen zu hören gemeint, entsinkt das Blatt unseren Händen, welches diese glückliche Täuschung hervorgebracht, so erwachen wir wie aus einem schönen Traum, und tief und schmerzlich, wie im ersten Augenblick der Nachricht seines Todes, empfinden wir aufs Neue den unerseßlichen Verlust! In solchen Augenblicken ist die sonst Alles ausgleichende Zeit machtlos — machtlos, das Andenken an ihn abzuschwächen, die Trauer um ihn zu verringern!

(Ein Schluß-Artikel im nächsten Heft.)

Goethe im Dienste unserer Zeit.

Vortrag, gehalten in Weimar den 2. Mai 1886 bei der ersten ordentlichen Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft

von

Herman Grimm.

Der Vorstand unserer Gesellschaft hat bei dieser ersten Generalversammlung nicht aus seinem eigenen Schooße den Redner nehmen wollen, sondern Einem aus dem großen Kreise der ihn Umgebenden das Wort ertheilt. Ich sehe hierin, daß er die Goethe-Gesellschaft nicht bloß als eine Anzahl von Mitgliedern einer Vereinigung zu öffentlichem Nutzen (wie wir deren viele in Deutschland haben, wo man seinen Namen und Beitrag gibt, mehr zu leisten aber außer Stande ist) auffaßt, sondern es wird uns der Stempel einer arbeitenden Corporation aufgedrückt. Ich trete dieser Auffassung gern bei. Mir wird damit die Erlaubniß gegeben, auch wenn ich nicht im Sinne berufener Fachleute das Gebiet beherrsche, von meinem beschränkteren Standpunkte aus mich über Dinge auszusprechen, die Goethe betreffen und die mir am Herzen liegen.

Die Zeitgenossen Goethe's haben Goethe anders gegenüber gestanden als wir. Man hat von Goethe, so lange er lebte, nur wenig gewußt. So nahe er Allen stand, so fern stand er Allen. Von Denen, die ihn persönlich kennen lernten, brachten es die Meistbegünstigten nur zu fragmentarischem Verkehre. Leute sogar wie die Voissiere's drangen bei scheinbar intimen Mittheilungen seinerseits in die tiefere Kenntniß seines Wesens und seiner Schicksale nicht ein. Wenn er ihnen einmal von dem sprach, was wir im höchsten Sinne „Lebenserfahrungen“ nennen, war es ihnen, als dürften sie für ein paar Augenblicke in ein geheimnißvolles Gebiet hineinschauen. Niemand in Deutschland wußte von Goethe's inneren Umschwüngen. Niemand vielleicht sogar überjah, was Goethe im Laufe seines Lebens hatte drucken lassen. Er selbst erinnerte sich nicht an Alles mehr. Und nun gar die ungedruckten Dinge! Die Briefe an Lotte, an Frau von Stein, an Marianne — wer hatte die gelesen?

Heute ist dies Nichtwissen in fast grenzenlosen Reichthum umgeschlagen. Goethe's Gedanken verfolgen wir von Tag zu Tage und beobachten das Wachsthum seiner Werke. In den ungeheuren Organismus seiner Existenz scheint volles historisches Sonnenlicht hinein. Die dunklen Stellen aufzuhellen, macht die Arbeit unserer besten Köpfe aus. Eine der Hauptaufgaben unserer Gesellschaft wird darin bestehen, noch ungedrucktes Material bekannt zu machen.

Eins jedoch kann durch die Fülle all dieser Kenntniß heute nicht wieder geschafft werden: das Gefühl, das die Mitlebenden einst gehabt hatten: daß er da sei, um zu urtheilen. Daß sein Auge nicht geschlossen sei. Was dieses Gefühl besagen wolle, lehren uns die Nachrichten über den Eindruck, den Goethe's Tod auf Viele machte, die ihn niemals gesehen hatten. Es liegt etwas Beruhigendes für die Nationen in der Gewißheit, daß Männer, deren Größe jede Probe bestanden hat, noch am Leben seien. Wie ungeheure Bergspitzen, die die Gewitter anziehen und die Blihe allein auffangen, erfüllen sie die mit Sicherheit, die in der Ebene wohnen. Man brauchte Goethe nie begegnet zu sein, oder mehr von ihm gelesen zu haben als in seinen vornehmsten Werken enthalten war: das bloße Wissen, daß er lebe, erfüllte mit der Kenntniß seines Werthes und mit dem Gefühle persönlichen Zusammenhangs.

Dieser Zusammenhang Goethe's mit dem Deutschen Volke mußte zerreißen in dem Augenblicke, in dem er hinwegging. Ich habe mich gefragt, ob das, was heute an Stelle dieses Gefühls bei uns getreten sei, dem entspreche, was es sein könne. Mir scheint, als sei trotz der Massen von Material, die uns über Goethe's äußere und innere Erlebnisse zu Gebote stehen, unser Gefühl geistiger Verbindung mit ihm weniger wirksam als es sein mußte. Ich urtheile so, indem ich an eine von Goethe's Schriften denke, mit der er einem Manne, dessen Fortgehen auch einst in Deutschland einen Anklang jenes Gefühls plöthlicher Verarmung hervorgerufen hatte, einen Theil des persönlichen Daseins und des Einflusses dennoch zurückgegeben hatte. Angefichts dieser Schrift scheint mir nicht außerhalb des Kreises des Erreichbaren zu liegen, auch Goethe intensiver und lebendiger an der täglichen Arbeit geistigen Vorwärtsbringens zu betheiligen, die uns obliegt. Ich glaube, daß Goethe selbst ein größeres Recht auf Eingreifen seiner Autorität beanspruchen dürfe, als wir ihm einräumen. Ich will die Schrift nun nennen und den Mann, den Goethe in ihr vor nun achtzig Jahren seinem Publicum fast als einen Neubelebten wieder zugeführt hat. Und zwar nenne ich eine zweite Arbeit zugleich, die denselben Mann betrifft und die neben der Goethe's eine ausgezeichnete Stelle in unserer Literatur einnimmt.

Wir besitzen zwei Bücher über Winkelmann: Goethe's „Winkelmann und sein Jahrhundert“, und Justi's Biographie.

Wie ich über Justi's Buch denke, habe ich öfter ausgesprochen: wir dürfen stolz darauf sein. Es leidet an dem Mangel vielleicht, daß es sich an ein Publicum wendet, das feiner und kenntnißreicher wäre, als im Durchschnitte heute vorausgesetzt werden darf. Justi hat sein Thema im Sinne der heutigen Geschichtschreibung erschöpft. Er hat so gut wie Alles ausfindig gemacht, was sich auf Winkelmann bezieht. Winkelmann's Erlebnisse entwickeln sich vollkommen glaubwürdig vor uns. Wir sehen die armen Stendaler Kinderzeiten, die kümmer-

lichen Universitäts-, Wander- und Amtsjahre, den peinlichen Dresdener Aufenthalt und das befreiende, beglückende italienische Leben, in dem er endlich Wurzel schlagen durfte. Schritt vor Schritt — oft sind es sehr kurze Schritte — werden wir sicher weitergeleitet. In der Schilderung des in dieser Gestalt nun völlig vergangenen deutschen und italienischen Gelehrtenthums liefert Justi geistreich ausgeführte Bilder, die einzig in ihrer Art sind. Nur er vermochte das so fein zu sehen und zu malen. Die einzelnen Kapitel des Buches runden sich wie zu Monographien ab, und doch schließt das Ganze bis zu den letzten furchtbaren Szenen sich einheitlich zusammen.

Wie nun aber war Goethe zu Werke gegangen, als er Winkelmann den Deutschen wieder nahe brachte?

Goethe's Buch ist aus literarischen Bestandtheilen zusammengesetzt, von denen nur einer Goethe zum Verfasser hat. Den Anfang machen die Briefe an Verendis, oder, wie es heißt, „Winkelmann's Briefe an einen Landsmann, Schulfreund und Hausgenossen“, ohne erklärende Anmerkungen mitgetheilt. Als die inhaltreichsten aller Winkelmann'schen Briefe aber enthalten sie sein Leben so sehr, daß wir, wenn wir sie durchgelesen haben, als seien es die Originale selber, völlig im Reinen über Winkelmann zu sein glauben. Nun folgt, aus der Feder Heinrich Meyer's, die Geschichte der römischen Kunstentwicklung, in die Winkelmann, als er nach Rom kam, eintrat; vorgetragen ohne Rücksicht auf ihn, und zwar beginnend mit dem Anfange des Jahrhunderts, vor Winkelmann's Eintreffen in Rom also, bis weit über seinen Tod hinaus zu den eigenen Zeiten Goethe's, in denen das Buch erschien. Meyer schreibt für unseren Geschmack pedantisch und im Sinne des vorigen Jahrhunderts, seine Mittheilungen aber liefern auch dem heutigen Leser noch, der im Buche vorwärts schreitend jene reichen Briefe Winkelmann's im Gedächtnisse trägt, einen verbindenden Hintergrund für das, was in den Briefen nur fragmentarisch hervortritt. Und da, wie gesagt, Meyer bis 1805 fortberichtete, versetzte seine Erzählung den Leser von 1805 in das Gefühl unmittelbaren Zusammenhanges mit Winkelmann. Von der gleichen Welle, die ihn trug, sah auch er sich noch getragen. Die Erinnerung, daß Winkelmann selbst nicht mehr da sei, löste sich auf im Bewußtsein, daß das, was ihn umgab, noch fortbestand, oder, wo es nicht mehr fortbestand, auch ihm gleichsam noch entrisen worden sei, obgleich er es, als längst fortgegangen, selbst doch nicht mehr verlieren konnte.

Von den fünfhundert Seiten, die das ganze Buch zählt, sind dreihundertachtzig damit schon aufgebraucht. Jetzt ergreift Goethe das Wort.

Sein Antheil trägt den besonderen Titel „Skizzen zu einer Schilderung Winkelmann's.“ In einer Folge kurzer, jedes mit einer eigenen Ueberschrift versehenen Kapitel empfangen wir auf nur fünfzig Seiten eine außerordentliche Leistung. Der Aufbau eines neuen Menschen! Goethe hat Winkelmann's Existenz in sich aufgenommen und von freiem geformt. Man muß diese Kapitel lesen, um zu empfinden, was sie enthalten. Denn um Empfindung handelt es sich hier in eben so hohem Maße als um Verstandniß. Ich will nur die Ueberschriften der sieben ersten und der sieben letzten geben: Eintritt. Antikes. Heidenisches. Freundschaft. Schönheit. Katholicismus. Gewahrtwerden griechischer

Kunst. Und die letzten: Papst. Charakter. Gesellschaft. Fremde. Welt. Unruhe. Hingang. Was eröffnen die kahlen Worte nicht alles! Nirgend's das, was wir heute Verächtlich nennen, nirgend's Feststellung exacter Thatfachen, kaum Jahreszahlen, Abwesenheit alles dessen, was Costüm genannt werden könnte. Wir urtheilen nicht als Bürger des neunzehnten Jahrhunderts über einen des achtzehnten, drängen uns nicht als Mitwiffer in die Details interessanter Verhältnisse ein, sitzen nicht vor einer Bühne, auf der Winkelmann, als Darsteller und dargestellte Person zugleich, die Scene seines vergänglichen Lebens vor uns abspielt, sondern fühlen uns zu ihm nur in ein geistiges, darum aber nicht weniger lebendiges Verhältniß versetzt. Was in uns zurückbleibt nach der Lectüre, ist das Gefühl, Winkelmann nahe getreten zu sein, wie man denen im Leben nahetritt, die man als bedeutende Männer zu kennen glaubt, ohne nach ihren Schicksalen zu forschen. Goethe arbeitete wie ein Bildhauer arbeitet, der einen großen Mann im allgemeinen Faltenwurfe als über das Wechselnde erhaben hinstellt. Nach Goethe nimmt nun noch einmal Heinrich Meyer das Wort, um Winkelmann und Meng's jetzt innerhalb jener Entwicklungsgeschichte der neueren römischen Kunst speciell zu placiren. Und zuletzt würdigt, auf wenig Seiten, Wolf Winkelmann als Gelehrten im engeren Sinne. Nun aber auch besitzen wir Alles. Das Buch entläßt den Leser, ich wiederhole es, wie in die persönliche Bekanntschaft Winkelmann's eingeführt. Am Schlusse von Justi's Biographie sagen wir uns, nachdem die Mordscene überstanden ist, zum Troste, daß darüber denn doch mehr als hundert Jahre verstrichen seien. Wenn wir das Buch niederlegen, versinkt die Welt wieder, die Justi mit so großer Kunst heraufbeschworen und in die er uns mitten hinein versetzt hatte¹⁾. Goethe dagegen, indem er alles Vergängliche ausscheidet, läßt Winkelmann als Träger von Gedanken, die allen Zeiten gehören, am Schlusse wie mit neuem Leben begabt erscheinen. Es sind herrliche Worte, in denen er ihn als einen der Unsterblichen da begrüßt. Goethe stellt ihn als Lebenden, als actives Element in den Dienst der Gegenwart von 1805, und es ist Goethe's Werk, wenn Winkelmann auch heute noch lebendig und Leben verleihend unter uns steht.

Dies ist es, was mit Goethe selbst in umfangreicherm Maße jetzt geschehen muß, wenn wir aus ihm ziehen sollen, was er für uns enthält.

Es brauchte nicht aber gerade jetzt schon ein geschriebenes Buch zu sein, das die Lücke ausfüllte; ein solches Buch wird mit den Jahren erst entstehen können: aber mir scheint, als ob diese Auffassung des Goethe'schen Geistesreichthums, diese Goethe'sche Methode, den Gehalt seiner Gedanken zu verarbeiten, das Programm unserer Gesellschaft sein könnte. Wenn ich an Ueberschriften von Kapiteln denken wollte, wie „Winkelmann und sein Jahrhundert,“ sie enthält, so würde „Goethe und sein Jahrhundert“ deren eine grenzenlose Menge in Aussicht stellen. Es gibt fast keinen geistigen Punkt außerhalb Goethe's, der nicht, wenn wir eine Linie zwischen Goethe und ihm zögen, das Schauspiel einer Entwicklung darböte. Was an Begriffen und Thatfachen unsere Welt erfüllt, hat in Goethe seine Geschichte gehabt. Es ist, als habe seinem Geiste nichts begegnen können,

¹⁾ Es kann hierin kein Vorwurf für Justi liegen, der die Kenntniß des Goethe'schen Buches bei seinen Lesern voraussetzt und stets darauf zurückkommt.

daß nicht einen festen Platz darin erhalten hätte, um, wie eine in den ihrer Natur am meisten zufagenden Boden verpflanzte, sich in gesteigertem Wachsthum weiter zu entfalten.

Nehmen wir nur die persönlichen Verhältnisse, von deren Verlaufe wir bestimmt wissen: vom ersten Momente der Bekanntschaft bis zum letzten findet fast bei jedem ein Fortschritt mit einer Krisis statt. Goethe besitzt eine Macht, Menschen in sich aufzunehmen und sie in sich fortarbeiten zu lassen, die nur begreiflich wird, wenn wir gewahren, daß seine Natur gerade hierauf zugeschnitten war. Lebende oder Tode: in Berührung mit ihm haben sie besondere Schicksale. Nehmen wir wieder Winkelmann. Durch Oeser in Leipzig lernt er ihn als junger Mensch zuerst kennen. Die Erschütterung, die die Kunde seiner Ermordung in Deutschland hervorbrachte, erlebte Goethe damals selbst noch. In Italien aber erst, viel später, studirte er Winkelmann's Schriften ernstlich und gewinnt ein begründetes Gefühl seiner Größe. Wiederum fast zwanzig Jahre später dann entsteht „Winkelmann und sein Jahrhundert.“ Hier nun scheint Goethe sich in dem, was er über Winkelmann zu sagen hatte, erschöpft zu haben, denn seine späteren, Winkelmann betreffenden Aeußerungen, auch das, was die Italienische Reise über ihn enthält, ist unbedeutend. Im Jahre 1827 aber schreibt er die kleine Recension des Buches über die Sammlung der geschnittenen Steine des Baron von Stosch¹⁾: mit welcher Meisterschaft Stosch hier als einer der Anhänger Winkelmann's uns vorgestellt und die Entstehung seiner Sammlung aus seinem Charakter erklärt wird! Wir sehen, daß Goethe, auch wenn er schweigt, oder wenn schriftliche Zeugnisse nichts ergeben, die Dinge in feinen Gedanken weiter trägt. Seine Art, die wissenschaftlichen Ueberzeugungen aus dem Charakter der Männer herzuleiten, machte ein Aufhören des Zusammenhanges zwischen ihm und denen, welchen er sich einmal zugewandt hatte, fast unmöglich. Sogar — wie schon anderweitig von mir dargelegt worden ist — seine naturhistorischen Arbeiten halten diese Richtung inne, und dies ist es, was auch diese Schriften seiner Feder an seiner Unsterblichkeit Theil haben läßt. In ihren wissenschaftlichen Resultaten überholt oder beseitigt, bewahren sie durch das persönliche Element ihren hohen Werth, oder, man könnte auch so sagen, gewinnen sie ihn endlich. Niemand, so viel ich weiß, glaubt heute an Goethe's Farbenlehre: für uns heute liegt der Inhalt dieses Buches in Goethe's Darlegungen, wie die Meinungen über das Verhältniß des menschlichen Auges zu den farbigen Erscheinungen mit der ganzen Lebensauffassung und Gesinnung derer in Zusammenhang stehen, die sie aufstellten. Nehmen wir Goethe's Kampf gegen Newton. Wie Goethe hier mit der Geschichte der Naturforschung in England beginnt. Wie er die Stellung, die Newton innerhalb ihrer einnahm, zu bestimmen sucht. Wie er das, was er Newton's Irrthum nennt, als eine nothwendige Folge dieser äußeren Verhältnisse in Verbindung mit seinem persönlichen Charakter erfaßt! Die Leistung als historische Arbeit ist so genial, daß sie die Frage, ob Goethe hier nicht irrte, zur Nebenfrage werden läßt. —

¹⁾ Goethe's Werke, Hempel, XXVIII. S. 322. Herausgegeben von Strehle. Man bemerke, wie der unscheinbare kleine Aufsatz gegliedert ist und was er Alles enthält und berührt!

Die Schwierigkeit der Aufstellung machte es noch nicht möglich, den Anblick der Sammlungen Goethe's in seinem Hause diesmal zu gewähren. Bei der Musterung dieses, jenachdem reich oder ärmlich zu nennenden, mit unablässiger Mühe aber von ihm zusammengebrachten Apparates, (auf den er so gut wie allein bei seinen Arbeiten angewiesen war, denn übrigens umschloß Weimar nur wenig, was er hätte benutzen können) wird uns klar, wie intensiv Goethe mit den bildenden Künsten zu thun hatte. Diese Sammlungen erst zeigen den vollen Umfang seiner Bethätigung. Sie erscheinen nicht als die zufälligen Erwerbungen eines Dilettanten, sondern als die eines tief in den Dingen drinstechenden Fachmannes. Wenn wir sämmtliche Neußerungen Goethe's über Künstler, Kunstwerke und Kunstgeschichte zu einem Ganzen ordnen, bieten sie den Anblick eines Systems der künstlerischen Entwicklung aller Epochen, soweit, natürlich, als deren Denkmale Goethe in Weimar erreichbar waren.

Ich greife aus dem Kreise dieser Anschauungen den einzelnen Fall heraus, der erkennen läßt, wie wichtig es sei, an Goethe's Autorität bei Entscheidungen appelliren zu dürfen, die heute noch erst zu erwarten stehen. In dem, was ich als die Elemente eines gleichsam noch schwebenden Processes jetzt geben werde, kommt auf Goethe's entscheidendes letztes Wort viel an und zwar für mich umsomehr, als ich mit meinen eigenen Arbeiten hier theilhaftig bin.

Von Winkelmann's Zeiten ab hatte sich in Rom etwas gebildet, etwas Dauerndes, das als Meinung des Deutschen Geistes über Kunst und Alterthum bezeichnet werden kann. Immer hat von da an diese Meinung würdige und auch productive Vertreter gehabt, zwischen denen ein gewisser Zusammenhang waltete. Goethe, als er 1786 nach Rom kam, trat in eine Deutsche Gesellschaft ein: Gelehrte, Künstler, genießende Kunstfreunde, alle getragen von der erwartungsvollen Stimmung, die die letzten Zeiten vor dem Ausbruche der französischen Revolution mit so mildem Lichte überstrahlte. Im Sinne Winkelmann's verfolgten sie ein gemeinsames Ziel.

Zwanzig Jahre später war das Haus Wilhelm von Humboldt's in Rom der Mittelpunkt dieser Bestrebungen. Von Anfang an hatten die Frauen ihren Antheil daran. Schon die so glänzend repräsentirte Bewegung, in die Winkelmann durch den Cardinal Albani einst eingeführt worden war, verdankte ihr Dasein der Königin Christine von Schweden. Goethe's Kunstliebe ist ohne die Theilnahme der Frau von Stein und ohne Angelika Kauffmann in Rom nicht denkbar. Und so auch das Humboldt'sche Haus wäre ohne Wilhelm von Humboldt's Gemahlin nicht das gewesen, was es war. Durch Niebuhr, dem eine bedeutende Frau zur Seite stand, ward die preußische Gesandtschaft in Rom nun schon zu der gleichsam officiellen Pflegestätte dessen, was Deutsche Kunst und Wissenschaft in Rom betraf, erhoben; und Bunjen endlich brachte es mit seinem unermüdblichen Organisationstalenten dahin, daß die römisch-deutsche Gelehrsamkeit eine gemeinsame Publication unternahm.

Sehen wir, welche Aufgabe und wie man sie sich damals stellte.

Ein literarisches Monument sollte errichtet werden. Rom war der Vorort aller klassischen Wissenschaft und als Stadt das denkbar würdigste Object derselben.

Niemand hätte damals die kurzsichtige Thorheit für möglich gehalten, mit der heute Rom mißhandelt wird. „Rom“ und „Alterthum“ waren die großen Worte, die zu jener Zeit der Welt Alles eröffneten, was historische Betrachtung Herrliches erschließen konnte. Von vornherein ward der Gedanke damals zurückgewiesen, daß den modernen Völkern je erreichbar sein werde, was denen der antiken Welt möglich gewesen war. Insoweit kam, wenn von Rom gesprochen wurde, nur die antike Welt in Frage.

Zugleich aber war man sich bewußt, daß all das einmal völlig vergessen gewesen war und daß die Größe und Schönheit des Alterthums sich uns erst wieder aufgethan hatte, als die Künstler und Gelehrten der Renaissance die versunkenen Denkmäler aus den Grüften wieder heraufzuholen und in eigenen Arbeiten mit ihnen zu wetteifern begonnen hatten. Niemand wäre Bunjen und den Seinigen in den Sinn gekommen, man könne sich, wenn Rom beschrieben werde, auf die Reste der antiken Zeit beschränken.

Humboldt, Niebuhr und Bunjen waren gewiß verschiedene Naturen. Ihre Werke und die gedruckten Briefwechsel gewähren uns genaue Bekanntschaft mit ihnen. Den beiden ersten wird man den Titel „strenge Philologen“ nicht streitig machen, alle drei aber strebten nach jener wissenschaftlichen Universalität, die auch Lessing's, Herder's und Goethe's Ziel war. Antike und Neuere Kunst war ihnen gleich ehrwürdiges Object historischer Betrachtung, Förderung der lebenden Künstler verstand sich von selbst. Wir wissen, wie Rauch bei Humboldt, Cornelius bei Niebuhr aufgenommen ward. Der Vatican beherbergte in und auf seinen Mauern die Werke der Griechen und die Raphael's und Michelangelo's. Neben Homer stand Dante auf Raphael's Parnas: so erschien Jedem damals ihr Verhältniß. Wenn eine „Beschreibung der Stadt Rom“ gegeben werden sollte, so mußte Alles umfaßt werden, was Rom enthielt.

Und somit, der erste Band des Werkes, nachdem die geologische Beschreibung des Bodens, auf dem die Stadt steht, als Einleitung gegeben worden war, bringt in der Darstellung der römischen Kunstentwicklung die Geschichte Raphael's und Michelangelo's und die Beschreibung ihrer Werke.

Die in Zwischenräumen folgenden weiteren Bände des Buches lassen am besten nun erkennen, welche Veränderung in den Anschauungen des theilnehmenden Kreises allmählig sich bildete. Je günstiger die Aussichten wurden, sich zu einer officiell anerkannten Gesellschaft zusammenschließen zu dürfen, um so entschiedener wurde die Rücksicht auf das klassische Alterthum das Maßgebende. Unter Friedrich Wilhelm dem Vierten ließ das in Berlin für altchristliche und romanische Kunst waltende Interesse diese Theile der Kunstentwicklung so sehr emporkommen, daß sie neben der klassischen Archäologie ihre Adelstitel geltend machen durften, die denn auch heute noch respectirt werden müssen. Die moderne Malerei und Sculptur aber fanden damals keinen Repräsentanten und es hat sich aus dieser Vernachlässigung heute endlich die als selbstverständlich angenommene Praxis gebildet, über diese Studien hinwegzusehen. Wenn unserem Deutschen Institute in Rom heute die Aufgabe gestellt würde, eine „Beschreibung der Stadt“ zu geben, so würde sie im Sinne Bunjen's schon deshalb nicht mehr geliefert werden können, weil man sie im

Sinne Bunfen's nicht würde liefern wollen. Das Human-Umfassende, das in die Begriffe „Alterthum,“ „Rom,“ „Archäologie“ ehemals eingeschlossen wurde, ist heute in fachmännische Abgesondertheit umgekehrt worden. Als ich im vergangenen Winter in Rom über Raphael arbeitete, enthielt die Bibliothek des Deutschen Institutes keines von den Büchern, die ich brauchte, und als in Rom wiederum die Frage unseres verehrten Präsidenten an mich gelangte, ob ich den heutigen Vortrag übernehmen wolle, suchte ich umsonst nach Goethe's Werken. „Winkelmann und sein Jahrhundert“ war vorhanden, alles Andere, die Italiänische Reise sogar, fehlte. Herr von Loeper hat mir dann, was ich brauchte, aus Berlin gesandt.

Natürlicherweise bringe ich dies nicht zur Sprache, um gegen die Verwaltung des Deutschen Institutes in Rom einen Vorwurf zu erheben. Das Institut wird nach festen Grundsätzen von Berlin aus verwaltet und hat für Herder's und Goethe's Werke, oder die Raphael oder Michelangelo betreffende Literatur weder Geld noch Raum. Nicht gegen meine hochverehrten Freunde, die Directoren derselben also etwa erhebe ich, selbst seit langen Jahren ordentliches Mitglied des Institutes, meine Stimme, sondern gegen die heutige Auffassung des in Rom zu betreibenden Studiums. Alles was ich im Folgenden ausspreche, habe ich dort selbst bereits erörtert, und dargelegt, warum ich für die Bibliothek des Institutes, auch wenn es den Titel „Archäologisches“ trägt, Goethe's Werke und Material für Raphael verlange.

Auf Winkelmann's Namen ist das Deutsche archäologische Institut in Rom gegründet worden. Fragen wir zuerst nach Winkelmann's Meinung.

Mit Winkelmann beginnt für uns das archäologische Studium in Deutschland. Zwar wurde vor ihm schon Archäologie auf unsern Universitäten gelesen, und man hat Winkelmann neuerdings zum Vorwurfe gemacht, sich mühsam allein errungen zu haben, was er bei Professoren hätte lernen können, aber wir heute gehen nicht auf diese Gelehrten zurück, sondern auf ihn. Winkelmann's erste durchschlagende Arbeit, die ihm, wie er schreibt, „Ruhm, Freiheit und Italien“ verschaffte, war die kleine Schrift, in der er seinen Lobgefang auf die Griechen anstimmt. Seine Absicht war, das Buch öffentlich selber anzugreifen, um es dann vertheidigen zu können. Und dieses sind die Punkte, auf die es ihm bei dem Angriffe und der Vertheidigung zumeist ankam. Der Werth der Schrift, schreibt er an Berenisi, besteht erstens: in der zuerst aufs höchste getriebenen Wahrscheinlichkeit von der Vorzüglichkeit der Natur unter den Griechen. Zweitens: die Widerlegung des Bernini. Drittens: die zuerst ins Licht gesetzte Vorzüglichkeit der Antiken und des Raphael's, den noch Niemand bisher gekannt hat. Viertens: die Bekanntmachung unseres Schatzes von Antiken. Und Fünftens: der neue Weg, in Marmor zu arbeiten. Konnte Winkelmann sich mit größerem Eifer in den Dienst seiner Zeit stellen als mit diesem Programm, das für seine Zukunft maßgebend geblieben ist? Von den Griechen geht er aus, wie wir heute. Sofort aber wendet er sich darauf gegen Bernini, dessen Ungeschmack nach den klaren Zeiten Raphael's und Michelangelo's Rom zu überdüstern begann und der zu Winkelmann's Zeiten noch mächtig war. Dann nennt er

Raphael und die Antike, beide wie in einem Athem als etwas Zusammengehöriges, und am Schlusse gibt er praktische Betrachtungen über Bildhauertechnik. Solange Winkelmann lebte, hat er an diesem Zueinanderfließen antiker und moderner Kunst festgehalten. In Rom traf er Mengs, der seine Schüler auf Raphael zurückzuführen trachtete, von dem unter Bernini in Rom kaum hatte die Rede sein dürfen. Bekannt ist, wie Mengs und Winkelmann eine gemeinsame Firma bildeten.

Indessen, bei aller Verehrung für Winkelmann, könnte doch von denen, welche strenge Absonderung der Fächer verlangen und Archäologie und neuere Kunstgeschichte heute als zwei weit auseinanderliegende Disciplinen ansehen, geltend gemacht werden, Winkelmann's Hinübergreifen auf die Renaissance sei durch Zufälligkeiten bewirkt worden. Heute würde er anders urtheilen. Hier nun scheidet mir, daß Goethe gefragt werden dürfe.

Noch kürzlich hat Brunn — dessen letzte Arbeit der schöne Aufsatz über die Dresdner Madonna Raphael's ist¹⁾ — beim Laotoon Goethe's Deutung der Gruppe wieder zu Ehren gebracht. Goethe's Buch über Winkelmann hatte, sahen wir, selbst doch die Institutsbibliothek zugelassen. Und seltsam, wenn auch Herder's und Goethe's Werke in ihr fehlen: Herder's und Goethe's Büsten fehlen nicht! Man hatte doch gefühlt, daß an dieser Stelle diese Männer nicht zu entbehren seien! Möge Goethe nun aus seinem Bildungsgange erkennen lassen, wie sehr es bei antiker und moderner Kunst darauf ankomme, wenn wahres Verständniß gewonnen werden soll, beide zusammen vor Augen zu haben, und was verloren gehen würde, wenn man das Studium der Renaissance denen, die das Deutsche Institut in Rom besuchen, abschneiden wollte.

Goethe hatte Winkelmann für den Gewinn seiner kunsthistorischen Ueberzeugungen viel zu danken, keineswegs aber Alles. Goethe ist, aus seiner Natur und aus der der ihn umgebenden letzten Zeiten heraus, seinen eigenen Weg gegangen. Die Dinge haben sich allmählig in ihm gestaltet und erst in seiner letzten Epoche hat er die Höhe gewonnen, von der er auch zu uns noch als Autorität zu reden hat.

Drei Epochen unterscheiden wir in Goethe's Verhältnisse zur bildenden Kunst und zum Studium ihrer Geschichte.

In seinen ersten Jugendjahren erscheint er als von der künstlerischen Cultur umfangan und beeinflusst, die, in letzter Ausbildung der Renaissance, durch die Niederlande und Frankreich dem nördlichen Deutschland übermittelt wurde. Wir haben keinen Begriff mehr von dem Einflusse der lebendigen Continuität, die hier wirksam war. Das väterliche Haus und das Frankfurter Dasein brachte den jungen Goethe mit ausgezeichneten, in dieser Richtung arbeitenden Malern in Berührung. Er selbst berichtet umständlich über seinen Verkehr mit ihnen. Wer das Wesen dieser Malerei kennt, wird durchaus begreifen, warum Goethe, als er von Leipzig aus nach Dresden kam, die Meisterwerke der hohen italienischen Kunst dort nicht verstand. In Leipzig hatte er Defoe gefunden, freilich Winkelmann's Freund, völlig aber in der liebenswürdigen Kleinlichkeit befangen, die das Zeichen der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ist.

Ein Umschwung trat ein in Straßburg, wo die Begeisterung für die nationale Idee sich in dem, Erwin von Steinbach gewidmeten Hymnus auf den Straß-

¹⁾ Vgl. „Deutsche Rundschau“, 1886, Bd. XLVII. S. 33 ff.

burger Dom Lust machte. Nun traten Raphael und Dürer in Goethe's Gesichtsfeld. Nicht eigentlich als Künstler (so wenig wie das Straßburger Münster strenggenommen als Architektur), sondern als Gegenstände der Begeisterung. Raphael's Gemälde hatte in Dresden Goethe kalt gelassen: jetzt empfindet er aus elenden Umrizzierten Raphaelischer Köpfe, die Niemand heute ansehen mag, das Höchste heraus. In Weimar zieht er Frau von Stein und den Herzog in den gleichen Cultus hinein. Rom und Raphael werden zum Ziele der Sehnsucht, die ihn endlich nach Italien treibt.

Aus Goethe's Briefen geht hervor, in welchem Maße diese Gedanken ihn unaufhörlich begleiteten, und zugleich, wie sehr sie im allgemeinsten Sinne ihn beschäftigten. Aus seinen ersten Anfängen, die ihm eine Zeitlang ja den Wunsch hatten einflößen können, selbst Maler zu werden, mußte sich die einseitige Liebhaberei eines nur auf den Erwerb ausgehenden Sammlers entwickeln. Diese fehlt denn auch nicht bei ihm und geht auf den Herzog über: die vornehmsten Gedanken aber doch, die die Werke der Kunst bei Goethe hervorrufen, sind die an das Persönliche der Künstler; und wenn wir sagen dürfen, die Sehnsucht, Raphael endlich ganz kennen zu lernen, habe Goethe nach Italien gelockt, so handelt es sich hier ebensosehr um Raphael's Person, als um seine Werke. —

Goethe's Reise nach Italien ist der Anfang der zweiten Epoche. Jetzt umgibt ihn mit einem Schlage die ganze Fülle der Kunstschätze aus allen Jahrhunderten, die Italien vor der Verraubung durch die französische Armee noch enthielt. Die meisten Gemälde fand Goethe damals, noch in Kirchen und Palästen an den ursprünglichen Stellen und auf natürliche Weise mit dem Boden des Landes verwachsen. Arbeiten neuerer und antiker Kunst in der Vermischung, die ihr hauptsächlichster Zweck, zum Schmucke der Kirchen und Paläste zu dienen, mit sich brachte. Goethe dringt wie in ein verzaubertes Land ein, wo jeder Stein ihm etwas zu erzählen hatte, und er findet sich darin zurecht als ob es sein Vaterland sei. Er steht sogleich auf der Höhe des Verständnisses. Die Dinge ordnen sich vor seinen Augen. Auch in Italien arbeitete, wie in Frankfurt einst, eine, in ununterbrochener Weiterbildung der Renaissance entstammende gleichzeitige Kunst, deren Wesen ihm sofort klar ist und von der aus er, was Italien darbietet, beurtheilt. Es ist das ein Standpunkt, den gewiß keiner von denen einnimmt, die heute nach Italien gehen, denn keine Producte der neueren Kunst werden heute so ganz und gar übersehen, wie die der italienischen Meister des vorigen Jahrhunderts. Und doch haben diese Leute Arbeiten hervorgebracht, die von außerordentlichem Kunstverständnisse Zeugniß ablegen. Und so sehen wir Goethe vor Werken Guido Reni's und Domenichino's und Guercino's bewundernd Halt machen, die gleichfalls heute beinahe übersehen werden. Uns heute liegt das Quattrocento näher. Wir, wenn wir Raphael, Michelangelo und Lionardo historisch construiren, gehen, von den Meistern des Quattrocento aus vorwärtsschreitend, zu ihnen über; Goethe, der wenig vom Quattrocento wußte, ging von den Bolognesen des siebzehnten Jahrhunderts rückwärts auf sie zurück.

Das Ergebnis der italienischen Reise war für Goethe, daß Rom fortan das geistige Centrum seiner Anschauungen wurde. Er strebt dahin zurück. Was er dort gesehen, blieb bestimmend für ihn. Sein Bestreben ist, den eignen Ge-

winn dem Deutschen Publicum mitzutheilen. In der Einleitung zu den Propyläen, die er in diesem Sinne herauszugeben beginnt, werden seine Uebersetzungen in ein System gebracht. Bis dahin war Goethe nur ein suchender Schüler gewesen, jetzt tritt er als Lehrer auf. Zwar besagt der Titel Propyläen, daß er sich auch jetzt nur noch als ein Draußenstehender empfinde; allein das Wesen der Sache bringt dies mit sich: Sich im Vorhofe zu fühlen ist überhaupt und überall nur das Höchsterreichbare.

Wie Winkelmann beginnt Goethe bei dem, was er hier zu sagen hat, mit den Griechen. Der Hauptzweck seiner Darlegung ist dann, auszusprechen, was der mitlebende Deutsche Künstler zu thun habe. Und den Schluß bildet der Hinweis auf Italien, das als großer „Kunstkörper“ nun zerstört sei. Denn damals plünderten die Franzosen Italien, das, wenn es auch einen Theil der fortgeführten Kunstwerke später zurückempfing, sie niemals wieder organisch in sich aufnahm und für immer die lebendige Fühlung mit der Kunstübung der Renaissance verloren hatte.

Nach den Propyläen kamen „Winkelmann und sein Jahrhundert“ und „Benvenuto Cellini.“ Versuche wurden gemacht, durch Aufmunterung zu Concurreren, deren Resultate in einem der Säle des Schlosses zu Weimar sichtbar zusammenstehen, die Deutschen Künstler im Sinne der neugewonnenen Principien zu beschäftigen. Die in Paris sich bildende Schule, deren Haupt David war, gewinnt Einfluß auf Goethe. Immer aber bleibt beim Abschlusse dieser zweiten Epoche das Gefühl bei ihm herrschend, daß das Rom, in dem er sich endlich wiedergefunden hatte, zu existiren aufgehört hatte, so daß er, wie er vor der italienischen Reise von der Sehnsucht nach etwas in der Ferne vor ihm Liegenden gequält worden war, nun an ähnlicher Sehnsucht nach etwas hinter ihm Liegenden, Unerreichbaren, zu leiden hatte.

Es galt wiederum, sich frei zu machen, und es gelingt. Die Bekanntschaft mit den Voissere's leitet die dritte Epoche bei Goethe ein. D'Agincourt's, die vergleichende neuere Kunstgeschichte begründendes Werk gibt ihm jetzt die entscheidenden Gesichtspunkte. Wir sahen: bis dahin war Goethe weiter als auf Raphael nicht zurückgegangen, mit dem und dessen nächsten Lehrern¹⁾ die italienische Kunst eigentlich für ihn begann: Goethe hatte seine Hauptaufgabe darin erblickt, das zu verstehen, was zwischen Raphael und seiner eigenen Zeit lag: d'Agincourt dagegen schließt mit Raphael. Nach Raphael scheint d'Agincourt nichts originales Neues mehr entstanden zu sein. Von den frühesten Anfängen der neueren Kunst ausgehend, von der Epoche, wo in der byzantinischen Kunst die letzten Reste der Kunst der Griechen in blutloser, greisenhafter Versteinering hervortreten, zeigt d'Agincourt, wie die Kunst von Jahrhundert zu Jahrhundert neues Leben und Leben in sich aufnimmt, bis sie in Raphael zur Blüthe kommt. Die Sammlung der Gebrüder Voissere führt Goethe, der vorher wenig von den Schätzen der germanischen Kunst gewußt hatte, um dieselbe Zeit auf anderem Wege außerdem noch zu den Byzantinern. Neue Anschauungen erschließen sich ihm. Die „Geschichte der Typen“ ist der höchste Gesichtspunkt, zu dem er nun emporsteigt.

¹⁾ Vortrefflich ist, was Goethe gelegentlich über Perugino sagt.

Während Goethe diese ingere Revolution durchmacht, findet sich nun, daß auch bei den bildenden Künstlern neue Gedanken aufkommen. Unter Overbeck und Cornelius bildet sich in Rom die Vereinigung der sogenannten „Nazarenen“. Zugleich rufen die durch den Raub nach Paris und durch die Rückkehr nach Rom zu neuer Wirkung, man möchte sagen, elektrisirten Antiken eine junge Schule classischer Bildhauerei ins Leben, die mit der der Nazarenen in Kampf geräth. Goethe war die höchste Instanz, von der eine Entscheidung zu erwarten stand, und die Herausgabe seiner alten italienischen Reisebriefe war die Antwort, mit der er auf Seiten der classischen Kunst trat. In seiner Zeitschrift „Kunst und Alterthum“ suchte Goethe beiden Parteien gerecht zu werden, in der italienischen Reise wird die Neutralität aufgegeben.

Die „Italienische Reise“ bringt Goethe's letzte Anschauungen über Raphael, Lionardo, Michelangelo und die Antike. Eine scheinbar zufällige Form wurde gewählt, um auch den letzten Anschein zu zerstören, als wolle eigentwillige Gelehrsamkeit hier sich aufdrängen. Erst später, wenn alle Briefe gedruckt sein werden, auf die Goethe zurückging als er das freundliche Bild der zwei Jahre in Italien zusammenwebte, kann sich zeigen, mit wie viel Kunst er zu Werke ging. Dem Anscheine nach schüttelte er nur die Bäume und las auf, was ihm zufällig vor die Füße rollte. Wir genießen. Aber wenn wir das Buch in uns aufgenommen haben, ordnet es sich in unserem Geiste zu einer festen Lehre. Es konnte sich hier nicht um Herausgabe echter Brieffschaften handeln, wie man sie heute herausgibt. Erlebt waren die Dinge vor der französischen Revolution, als die tiefe Stille des europäischen Daseins den Menschen noch erlaubte, ästhetischem Gefühl sich hinzugeben; rebigirt wurde das Alles dreißig Jahre später, als der ungeheure Sturm vorübergebraust war, der die Kultur der nun alten Zeit von der unseres, so ganz anders denkenden Jahrhunderts trennte. Die Jugend von 1816 wußte nichts mehr von dem, was 1786 im traumhaften Glauben an Rousseau's Voraussichten die Geister entzückte.

In diesem Buche gibt Goethe den Grundton der heutigen Anschauung. Von seinem Erscheinen an beherrscht er das Deutsche Kunsturtheil. Er selbst ist sich seiner Stellung wohl bewußt. Er erhebt sich über einseitige Liebhaberei und sucht so viel Material als möglich in sich zu vereinigen. In gelegentlichen kleineren Schriften jeder Art theiligt er sich am allgemeinen Fortschritte in Schaffen und Kenntniß. Die heute uns leitenden Gesichtspunkte sind von ihm bereits ausgesprochen oder angebahnt worden. Man lese seinen kurzen biographischen Aufbau Raphael's in dem Aufsätze „Antik und Modern“ (1817); was Goethe hier sagt, wird das Maßgebende bleiben. Er hat, was die große Entwicklung Raphael's anlangt, dessen späteren Biographen Alles vortweggenommen. Auch in seiner Richtung auf das Technisch-Künstlerische, in seiner Sorge für den öffentlichen Unterricht, was Kunst und Kunsthandwerk anlangt, steht er unserer Zeit nahe. Schon in seines Vaters Hause war er auf Kenntniß des Handwerksmäßigen bei der Kunst aus und suchte sich, selbst zugreifend, daran zu betheiligen, bis er im Alter dann ihm seine besondere Aufmerksamkeit widmete. Man pflegt ganz alten Männern zu gestatten, in ihren Reden und Schriften auf Vergangenes zurückzugreifen, und es wird nicht als ein Mangel empfunden, wenn

die Gegenwart ihre Gedanken weniger bewegt als die Tage der eigenen Jugend: Goethe hat dies Privilegium nie in Anspruch genommen. Mit ebenso klarem Blicke, als er sich zurückwandte, faßte er die Zukunft ins Auge. Als er fortging, fühlte er sich dem Streben der Besten unter denen verwandt, die um ihn her die jüngste Generation geistiger Arbeit bildeten. In eine gewisse über das Alter ihn erhebende Zeitlosigkeit eingetreten, hätte er lange noch fortwirken dürfen, ohne daß sein Wort jemals lästig oder entbehrlich geworden wäre.

Ich will die Stellung, die den bildenden Künsten Goethe's Anschauung nach als welthistorischem Elemente zu geben sei, auf einige allgemeinere Sätze zu bringen suchen, für die ich allerdings nichts Wörtliches zu citiren habe, sondern die nur ein Niederschlag dessen sind, was sich in mir aus dem Studium der Aeußerungen Goethe's über Kunst gebildet hat.

Die Völker führen geistige Besitzthümer mit sich, die wie eine Art Atmosphäre über ihnen schweben. Zu diesem Besitz gehören eine gewisse Fülle von Phantasiegebilden, die in wechselnden Formen sie begleiten. Dichtkunst und Geschichtschreibung suchen diese Gebilde in Worten, bildende Kunst sie in leibhaftigem Anblicke zu gestalten. Das, was wir die „Größe“ eines Dichters, Schriftstellers oder bildenden Künstlers nennen, ist die Anerkennung seiner Macht. sich mit solchen Schöpfungen in der Phantasie der Völker am festesten einzunisten. Der Umfang dieser Macht ist es, der Homer, Sophokles, Dante, Shakespeare und Goethe selbst über die anderen Dichter erhebt. Mit einer Art von Tyrannei drängen sich die Figuren dieser fünf Dichter am klarsten in uns ein und nöthigen uns, sie vor uns zu sehen. Wie sie das machen, ist ihr Geheimniß. Was haben die wenigen Verse, in denen Dante Francesca da Rimini vor uns erscheinen läßt, Besonderes? Worte, und obendrein sehr wenige, einfache Worte. Keine Kunst nachweisbar. Aber wer sie gelesen hat, den verfolgen sie und das Bild, das sie hervorrufen, durchs Leben. Wer Sophokles' Oedipus auf Kolonos gelesen hat, in dessen Seele hat der Greis mit den beiden Töchtern für immer Wohnung genommen.

Die Griechen haben das Vermögen, dauernde Phantasiegebilde zu schaffen, im höchsten Maße besessen. Nach ihnen, in den Jahrhunderten der Renaissance, die Italiener und Germanen. Raphael und Dürer sind hier die Stärksten gewesen.

Wenn Goethe, dem diese Kraft auch in so hohem Maße verliehen war, von den Griechen, von Raphael und Dürer so erfüllt war, daß er sich immer und immer mit ihnen zu beschäftigen scheint, so trieb ihn natürliche Verwandtschaft in diese Nähe zu ihnen. Goethe und Winkelmann kannten keinen Rangunterschied zwischen antiker und moderner Kunst, und alle, die unter ihrem Einfluß standen, haben so gedacht.

Wäre meine Aufgabe heute über die bestmögliche Organisation des Deutschen Institutes in Rom zu sprechen, so würde nun auszuführen sein, wie man auf Winkelmann's, Goethe's, Humboldt's, Niebuhr's und Bunsen's weitsichtige, man kann wohl sagen, staatsmännische Anschauungen zurückgehen müsse. Das Deutsche

Institut aber ward hier nur erwähnt, weil ich an einem prägnanten Beispiele zeigen wollte, wie wichtig Goethe's Meinung, gleich der eines lebenden Mannes, bei Fragen sein könne, die uns nahe genug angehen. Denn das, um was es sich beim Deutschen Institut in Rom handelt, berührt im großen Umfange andere, auf nahe angrenzendem Gebiete liegende Fragen, die ich heute auf sich beruhen lasse. Wir fühlen uns beengt heute durch allzu sachmäßige Begrenzung nicht bloß der Archäologie. Als öffentlicher Lehrer, überhaupt als Schriftsteller, komme ich mit zunehmenden Jahren immer häufiger in Berührung mit strebenden Anfängern. Immer schmalere werden für Jeden heute die Lebenswege. Von allen Seiten wird ihnen eingepreßt, daß univertales Streben nach dem Großen und Schönen unfruchtbare Oberflächlichkeit sei, die zu Nichts führe. Genau will Jeder bei zwanzig Jahren nur das betreiben, was durchaus nöthig ist, und das übergehen, wonach er nicht gefragt wird. Mit der Aengstlichkeit sorglichen Alters erkundigen sich die jungen Leute nach dem Umfange dessen, was in ihr Gedächtniß hinein soll. Auf der Schule schon wird diese Sorge ihnen beigebracht und die Klage über Ueberbürdung ist nur zu natürlich, wo alles Wissen überhaupt als Bürde aufgefaßt wird, als etwas Fremdes, das auf den jungen Schultern lastet. Schreiten wir in Deutschland in dieser Richtung weiter fort, so werden unsere Wege uns abwärts führen. Fachmännische Beschränkung darf erst das Resultat gereifter Erfahrung sein, der eine frei nach allen Seiten greifende Jugendzeit vorausging. Meine Hoffnung ist, daß die beiden Bände unserer Goetheausgabe, die die Italienische Reise und die kunsthistorischen Schriften enthalten, einmal vom Deutschen Institute des Capitols aus datirt werden dürfen und daß Niemand dann mehr befürchte, es könne die Zurückleitung der Archäologie in den weitgezogenen Umkreis, den Winkelmann, Niebuhr, Humboldt, Bunsen und Goethe ihr gesteckt hatten, den jungen Gelehrten Schaden thun. Das Alterthum, als Ausgang unserer höchsten geistigen Cultur, kann auch unserer Gegenwart nur verständlich sein, wenn wir es in allen Jahrhunderten seiner Wirksamkeit bis auf unsere Zeit kennen lernen; im Anblicke dieser Fortwirkung erst fühlen wir, wo wir heute stehen. Sollte die Meinung bei uns durchdringen, die Einige zu hegen scheinen: ein Gelehrter müsse diesen oder jenen Ausschnitt des antiken Kunstlebens als abgetrenntes Beobachtungsobject, als völkerverpsychologisches Symptom, für sich in Anspruch nehmen, und sollte einem Vertreter dieser Art Studium gar die Aufgabe zufallen, die zukünftigen Lehrer unserer Jugend bilden zu müssen, so würde der ganze Aufbau unserer geistigen Entwicklung durch die letzten Jahrtausende sich in einen ungeheuren Schutthaufen vor deren Augen verwandeln, dessen einzelne Bestandtheile zu beschreiben und zu numeriren wären. Unsere wissenschaftliche Arbeit wäre dann nichts, als die Anfertigung eines colossalen Kataloges dieser Dinge. Woher soll der, der die Geschichte so ansehen lernte, die Begeisterung nehmen, ohne die er seine Schüler zu nichts Lebendigem würde leiten können? Wir ist das unerwartete Aufblühen unserer Goethe-Gesellschaft nicht bloß ein Zeichen der Huldigung und Dankbarkeit gegen unseren größten Dichter, sondern auch der Ausdruck eines in Deutschland lebendig werdenden Willens, Goethe als urtheilende Kraft wieder in Betrieb zu setzen. Meine Erwartung ist, daß das Aufschließen seiner Sammlungen in seinem Hause zu

Weimar den Zeitpunkt einst bezeichnen werde, wo man der Persönlichkeit Goethe's und seiner Autorität in Deutschland in vollerm Maße wieder zu vertrauen begann. Solche Männer werden den Völkern nicht geschenkt, um jemals zu veralten, und erst nach ihrem Tode kann hervortreten, wie weit sie mit ihren Gedanken oft über die Grenze der Zeitlichkeit hinausgingen, die ihnen zwischen Geburt und Todesstunde zufiel. —

Unter all den Kapiteln jener idealen Biographie Goethe's, die ich im Sinne habe, werden zwei denen, die sie einst zu schreiben haben werden, unendliche Arbeit in der Vorbereitung, unendliche Freude aber auch beim glücklichen Abschlusse bereiten, deren Ueberschrift „Stil“ und „Sprache“ lautet. In ihnen wird am überzeugendsten hervortreten, in welchem Maße Goethe heute noch wirkt. Wie sehr die Verbindung bestimmter Begriffe mit bestimmten Worten sein Werk sei. Jedes Wort ein Gefäß, das er mit eigenem Wachsthum bis zum Rande angefüllt hat. Man könnte sagen, das Deutsche Wörterbuch habe nur den Zweck, gerade dies zu zeigen. Nach und neben Luther ist Goethe der gewesen, der unsere Sprache neu geschaffen hat. Wir alle fahren doch nur in seinen Geleisen, und wer ablenken möchte, sinkt früher oder später in die gewaltigen Spuren zurück, die er gezogen hat. Goethe nur auf das hin in Betracht zu ziehen, was seine Bücher an factischem Material enthalten, wäre der Standpunkt ärmlicher Beschränktheit. Das Höchste, was ein großer Mann uns bieten kann, ist die ungeheure Förderung, die darin liegt, überhaupt mit seinem Geiste in Berührung zu treten. Darin liegt das Geheimniß, daß Goethe's Schriften nicht veralten. Für wen könnte die „Italienische Reise“ Goethe's aber geschrieben sein, als für einen jungen Deutschen Gelehrten, einen Historiker, der in Rom, zum ersten Male ganz auf sich beschränkt, in das verwirrende Gebiet der Kunst sich hineinzufinden hat? Welch ein ungeheurer Gewinn für ihn, in „Winkelmann und sein Jahrhundert“ und in der „Italienischen Reise“ zwei Werke zu finden, die ihm zwei gewaltige Naturen zeigen, beide einst vor dieselbe Aufgabe gestellt und beide in ihrer Art die richtigen Wege findend. Wie lehrreich der Vergleich der beiden Männer, der völligen Verschiedenheit der äußeren Verhältnisse, der Mühen, unter denen sie vorwärts kamen, der Ziele, die sie beide erreichten. Dem jungen Archäologen wird das Studium Goethe's all seine Sinne schärfen. Die Feinheiten der Sprache Goethe's werden die beste Vorbereitung zum Verständnisse der Werke der bildenden Kunst sein. Unsere häusliche Erziehung bietet den Meisten heute weniger als sie vor fünfzig Jahren that. Die Sinne unserer jungen Leute bedürfen besonderer Belebung zur Erkenntniß dessen, was schön ist. Welche Dienste wird Goethe in dieser Richtung allein unseren zukünftigen jungen Generationen noch zu leisten haben!

Mir ist, als ich, in Rom einmal wieder umhergehend, die Monumente der dreitausendjährigen Entwicklung so eng zusammen erblickte, der Vergleich Goethe's mit einem Römer aufgestiegen, an den sonst neben ihm wohl nicht gedacht zu werden pflegt. Die historischen Autoritäten wollen von Cicero heute wenig wissen. Sie haben ihn als schwächlichen Politiker fast der Lächerlichkeit nahe gebracht. Für das, was Cicero uns gewährt, haben diese Ansichten nichts zu

bedeuten. Ich gehe davon aus, daß Cicero's Schriften mir den reinsten Genuß gewähren und daß Cicero als eine der mächtigsten historischen Gestalten vor uns steht. Fünfhundert Jahre lang hatte er die Sprache und Bildung des römischen Kaiserreiches beherrscht und emporgehalten, und dann, nachdem ihn die einbrechende Barbarei auf viele Jahrhunderte verschwinden ließ, war er, im Zeitalter der Renaissance wieder auflebend, abermals zu so überwältigender Herrschaft gelangt, daß sein Latein fast zum zweiten Male die Muttersprache Italiens wurde. Er hat dem Zeitalter der Reformation nicht nur die Worte, sondern zum Theil sogar die Ideen geliefert. Schon in seiner ersten Machtperiode hatte er als vornehmster von den Effektikern den ungeheuren Gedankenreichtum der Griechen seinem Volke vermittelt. Noch einmal übernahm er im Quattrocento dieses Amt. Und wie sehr heute noch Ausdruck und Satzbau auch für uns auf ihm beruhen, ist ersichtlich. Eine ungeheure Menge von Lebenserfahrung, von Resultaten fremden und eigenen Nachdenkens vereinigt sich in seinen Schriften.

Ich habe eine Ahnung, als ob Goethe mit gleicher Macht einmal durch die Jahrhunderte schreiten werde. Alles über Cicero Gesagte wurde im Gedanken an ihn von mir ausgesprochen. Die Olympische Ruhe, die Goethe's Alter nachgerühmt wird, entspricht der fürstlichen Gelassenheit, mit der Cicero seine Wortlegionen vorwärts bewegt. Zwar hat Goethe seine Sprache nicht wie Cicero, im Kampfe des öffentlichen Lebens geschult, er war kein Redner, er arbeitete niemals rasch und mit Sicherheit für den Moment und hat niemals Freunde angefangen, seine erwartenden Menge verteidigt oder Feinde niedergeschlagen; seine Gedanken entfalteten sich in der Stille, gewannen bei diesem verborgenen Wachsthum aber eine Kraft, die ihnen ebensoviele Dauerhaftigkeit verspricht, als denen des römischen Staatsmannes. Einstweilen übertrifft die Sprache Luther's die Goethe's noch an Macht, in einigen Jahrhunderten aber werden sie beide ineinander geflossen sein.

Goethe's Periodenbau ist so klar, daß er als etwas Nothwendiges und Selbstverständliches erscheint. Goethe ist im Besiz jener wunderbar wirkenden Adjectiva, die, erweiternd oder beschränkend, mit dem Substantive, dem sie verbunden werden, neue Begriffe bilden. Goethe weiß seine Sätze so zu einander in Abhängigkeit zu bringen, daß er seinen Gedanken damit unmerklich zarte Lichter und Schatten verleiht. Ihm steht der unerforschliche Schatz von Bildern und Vergleichen zu Gebote, die, indem sie den Gedanken erst zu verhüllen scheinen, ihn nur um so leuchtender doch aufblühen lassen. Er flößt jedem Leser das Gefühl ein, als sei auf ihn gewartet worden, um dem Gesagten das letzte, höchste Verständniß entgegenzubringen. Er weiß seiner Rede den vertraulichen Schein des Zufälligen zu geben, der das Gefühl erweckt, als ob die höchste Kunst nichts sei als ein Sichhingeben an die Natur, die mit ihren Reichthümern spielt. Er gewährt den Genuß, uns tiefer und tiefer in seine Gedanken einbringen zu lassen, die, je einfacher sie erscheinen, oft nur um so unerforschlicher werden.

Wie könnte man die werdende Bildung irgend eines Deutschen Gelehrten denken, dem der Verkehr mit Goethe fehlte? Wo sollte Goethe's Italienische Reise gelesen werden, als in Rom?

Unsere Aufgabe wird sein, den Geist Goethe's dem Volke in höherem Maße

noch zu vermitteln, als bisher geschah. Ihn voll in den Dienst unserer Zeit zu stellen. —

Noch einmal soll mich, am Schlusse, mein Vortrag zu Winkelmann zurückführen.

Goethe's Buch trägt auf den ersten Seiten eine Widmung an die Herzogin Amalia, von der Goethe die Briefe Winkelmann's an Verendis zur Herausgabe empfangen hatte. So verdanken wir „Winkelmann und sein Jahrhundert“ der Initiative einer Deutschen Fürstin, der wir nicht nur dies verdanken. Heute nun, am Schlusse des Jahrhunderts, ist Goethe's Nachlaß einer deutschen Fürstin vererbt worden, die, an derselben Stelle stehend, mit demselben königlichen Sinne, aus der ihr zugefallenen Gabe eine der Nation gegenüber aufgenommene Verpflichtung ableitet. Alle Erwartung, die wir hegen durften, ist weit übertroffen worden. Ich spreche der hohen Frau unsern Dank aus. Je tiefer und wahrer er empfunden wird, um so einfacher darf er gesagt werden.

Die Familie Buchholz.

Es wird nächstens zwanzig Jahre her sein, daß mich ein älterer, das halbe Leben über von Deutschland entfernt gewesener Freund besuchte. In dem Zeitalter der Romantik emporgekommen, den politischen Zeitfragen fern stehend und in dem Cultus unserer literarischen und musikalischen Classiker grau geworden, vermochte der alte Herr sich in dem durch die Ereignisse des Jahres 1866 umgestalteten Vaterlande nur mühsam zurecht zu finden. Was ihn am meisten verwunderte, war die Wandlung des ästhetischen Geschmacks der Nation. Seine Frage nach den bedeutendsten literarischen Erscheinungen hatte man mit dem Hinweis auf Friedrich Reuter, dessen „Stromtid“ und die Humoreske „Entpfecker Bräutigam's Reise von Rhen-Brandenburg nach Berlin“ beantwortet und ihm diese Bücher in die Hand gegeben. „Wie ist es möglich gewesen,“ fragte er „daß ein Volk, das den Werther, die Lehrjahre, den Titan und den Hesperus besitzt und durch die Schule Mozart's, Beethoven's und Weber's gegangen — wie ist es möglich gewesen, daß ein solches Volk an dergleichen platten in einer Bauernsprache geschriebenen Einfällen Freude findet, der Verhöhnung seiner eigenen Bildung Beifall zuklatscht und sich die Mühe gibt, Welt und Leben durch die Brille eines meinerwegen drolligen und ehrlichen, aber immerhin ungebildeten Wirtschaftsauffsehers aus dem entgegensten Winkel Deutschlands zu betrachten?“ Ich war um die Antwort nicht verlegen. Unter Berufung darauf, daß ein Humorist von der Gesundheit und Naturwüchsigkeit Reuter's unserer Literatur bisher gefehlt habe, machte ich geltend, daß die Rückkehr zum Volksthum eine berechtigte Reaction gegen „die anmaßende Blasfirtheit, die innere Kälte und die Charakterlosigkeit unserer Salonschriftstellerei bildet, welche den Dilettantismus zum Mittelpunkt des Lebens machte und die Debetseite des Hauptbuches ihrer Helden leer lasse.“ Ich schloß mit der Berufung auf Julian Schmidt's bekannten Ausspruch, nach welchem der Roman das deutsche Volk „da, wo es tüchtig ist, nämlich bei seiner Arbeit“, zu suchen habe, und auf den allgemeinen Ueberdruß an der Schön- und Rebseligkeit einer Schriftstellergattung, welche sich gerberde, als ob Deutschlands Männer nichts Anderes zu thun hätten, als geistreiche Conversation zu führen.

Mein Freund schüttelte den Kopf. „Es mag etwas Wahres und Berechtigtes an der Sache sein, — bedenklich bleibt es aber doch. Ihr seid im Begriff, Euch von den Traditionen abzuwenden, welche aus der großen Zeit unserer Literatur stammen und die Leisterne unserer geistigen Entwicklung bildeten. Statt den höchsten Standpunkt der Betrachtung anzustreben und es den Besten nachthun zu wollen, läßt Euer Leserwelt sich zur breiten Mittelmäßigkeit herabziehen. Die Leute freuen sich nicht nur an Bräutigam's Späßen, — sie suchen den Punkt zu gewinnen, von welchem aus dieselben überhaupt möglich sind und laufen dabei Gefahr, den Respekt vor unserer höheren, auf dem Idealismus fußenden Bildung zu verlieren und zu der bequemen Weisheit des sogenannten gesunden Menschenverstandes zurückzukehren.“

In dieses längst vergessene, im Sommer 1868 geführte Gespräch bin ich erinnert worden, als Dr. Julius Stinde's Bücher „Die Familie Buchholz“ und „Buchholzens in Italien“ neuerdings in meine Hände fielen. Der Theilnahme an zeitgenössischer Kunst und Literatur entwöhnt, hatte ich die genannten und häufig citirten Schriften bei Seite gelassen, bis ich einer ausführlichen Besprechung derselben in der Revue des deux mondes begegnete. Der französische Kritiker, Herr Walbert (Victor Cherbuliez), bezeichnete den Verfasser als Schriftsteller zweiten oder dritten Ranges, sprach aber nichtsdestoweniger die Meinung aus, daß diese aus dem Berliner Volks- und Bürgerleben geschöpften Bücher zu den bemerkenswerthesten, weil charakteristischsten Erzeugnissen der neueren deutschen Entwicklung gehörten und daß sie in diesem Sinne die ihnen gegönnte außergewöhnliche Verbreitung verdienten.

Schon um ihres Verfassers willen nahm ich die Buchholz-Bücher mit einer gewissen Spannung zur Hand. In dem plattdeutsch redenden Theile des deutschen Nordens war Herr Stinde lange vor dem Erscheinen seines Werkes ein ziemlich bekannter Schriftsteller gewesen. Seine gemüthvollen, von feiner und geistreicher Beobachtung des hamburgischen Volkslebens zeugenden Stücke „Tante Lotte“, „Hamburger Leiden“, „Der Weihnachtsabend“, hatten auf der Bühne lebhaften Beifall gefunden und den Beweis geliefert, daß es nur des rechten Mannes bedürfe, damit der ideale Kern des anscheinend banaufsch-derben hanseatischen Kleinbürgertums gefunden und zum gehörigen Ausdruck gebracht werde. In dem Verfasser der „Familie Buchholz“ den Dichter dieser Localstücke wieder zu erkennen, wäre indessen nicht möglich gewesen. Schon aus einem äußeren Grunde nicht. Hamburg und Berlin liegen nur wenige Stunden von einander entfernt, stellen aber so verschiedene Welten dar, daß man behaupten könnte, wer in der einen heimisch geworden, müsse in der anderen fremd bleiben. Daß Herr Stinde zuerst dem Hamburger und dann dem Berliner Volksleben auf den Grund zu kommen, Empfindungs-, Denk- und Sprachweise des einen wie des anderen bis in das Einzelne kennen und wiederzugeben vermocht hatte, zeugte von einem Beobachtungstalent höchst ungewöhnlicher Art, von einem Talent, das ebenso selten gefunden wird, wie die Fähigkeit zur Beherrschung des schriftlichen Ausdrucks mehrerer Sprachen. Grundverschiedene Sprachen aber sind es, welche hier „Tante Lotte“ und „Tante Grünstein“, dort „Frau Buchholz“ und deren Gevattern reden. Während die in den hamburgischen Stücken des Verfassers handelnden Figuren auch da, wo sie die derbe Sprache des zwischen Neumarkt und der Langen Reihe sesshaften Volkes reden, eine so tiefe, warme und echte Empfindung verrathen, daß die poetische Verklärung dieser Typen nirgends den Eindruck des Künstlichen und Gezwungenen macht, fällt Wilhelmine Buchholz fast regelmäßig aus der Rolle, wenn sie sich über die Sphäre platter Verständigkeit erheben will. Die in dieser Mittelstandsrau verkörperte gesellschaftliche Schicht ist mit so vollendeter Naturwahrheit gezeichnet, daß sie für eine Photographie gelten kann. Deutlich und genau wird angegeben, was den Inhalt ihrer sittlichen und intellectuellen Existenz ausmacht, aus welchen Quellen sie ihre Bildung geschöpft, mit welchen Mitteln und in welchen Veranlassungen sie ihre Anschauungen gewonnen, woran sie ihr Urtheil und wie sie dasselbe befestigt hat. Jede der Phasen, aus welchen ein Berliner Bürgerleben sich zusammensetzt, wird mit erschöpfender Gründlichkeit abgehandelt, das Verhältnis der geschilderten Classe zu Gott und Welt, Staat und Gesellschaft, Ehe, Familie, Geburt und Tod so wahrheitsgetreu und lebendig ausgegeben, daß der Leser ein für alle Male orientirt ist und daß die hier und da mit unterlaufenden Uebertreibungen und Schiefeiten (niemals und unter keinen Umständen wird eine Wilhelmine Buchholz sich zum Besuch des „Voc“ bestimmen lassen) nicht in Betracht kommen. Dem oben erwähnten Pariser Kritiker kann das Recht, das Stinde'sche Buch für eine richtige Quelle zur Erforschung der Berliner Naturgeschichte anzusehen, ebenso wenig verklümmert werden, wie den Käufern der zweiunddreißig Auflagen die Freude an den gelungenen Schilderungen und guten Einfällen desselben. Auch mit dem Eingeständniß braucht nicht zurückgehalten zu werden, daß die uns vorgeführte Gesellschaftsschicht eine tüchtige und

brave ist und daß sie der Entwicklung unserer staatlichen Ordnung und dem wirthschaftlichen Gedeihen unseres Landes geeignetes Material zuzuführen verspricht. Karl und Wilhelmine Buchholz, Wenzchen und Onkel Fritz, Krause, Polizeileutnants und Weigelts, alleamt sind sie Menschen, die ihren Platz auszufüllen, ihre Stellung zu wahren verstehen und die ziemlich genau wissen, daß der Deutsche zunächst dazu da ist, seine Pflicht zu erfüllen oder daß — um berlinisch zu reden — erst das Geschäft und dann das Vergnügen kommt.

Nichtsdestoweniger ist der letzte Eindruck, den das Buch zurückläßt, ein höchst peinlicher. Wir lernen eine große, beständig an Einfluß und Wichtigkeit zunehmende Gesellschaftsschicht kennen, die, von dem eigentlichen Volksboden abgelöst, um jede Naivetät der Empfindung, um jedes unmittelbare Verhältniß zu den Dingen dieser und jener Welt gebracht worden ist und von der wir uns doch sagen müssen, daß sie zu wahrer Bildung, d. h. zum Verständniß des idealen Lebensinhalts nicht gelangt sei und nicht gelangen werde; den Grundzug der Lebensauffassung dieser von Frau Buchholz repräsentirten Classe bildet ein Nützlichkeitsinn, der die Erscheinungen des Lebens ausschließlich nach ihrer praktischen Brauchbarkeit beurtheilt, das Wissen als Machtmittel, die Kunst als Unterhaltungsgegenstand und die Betheiligung an derselben als Anstandsrückzicht behandelt. Von den idealen Mächten des Lebens weiß man genug, um die scheue Ehrfurcht überwunden zu haben, mit welcher das Volk zu derselben emporblickt und zu wenig, um das Wesen derselben zu verstehen. Daß es Dinge gibt, die über die gemeine Wirklichkeit des Lebens gestellt sind, wird weder geleugnet noch in Zweifel gezogen; man läßt dieselben an und für sich gelten, man macht sich gelegentlich mit ihnen zu schaffen, gibt aber nichts desto weniger zu verstehen, daß es für den praktischen Menschen in letzter Instanz doch nur auf richtige Rechnung mit commensurablen Größen, d. h. auf das Gleichgewicht zwischen Soll und Haben und eine, der Gegenseitigkeit entsprechende Gesellschaftsmoral ankomme. Weil die Ordnungen des Lebens auf Rücksichten des eigenen, vernünftig abgewogenen Wohl und Wehe gegründet sind, fehlt es bei Behandlung derselben an jeder Vertiefung und Berinnerlichung. In das geordnete, sorgfältig aufgetramte und systematisch geführte Haus der Landsberger Straße fällt kein idealer, wahrhaft erwärmender Sonnenstrahl. Sinnliches Behagen vertritt die Stelle der Gemüthlichkeit, „Fidelität“ die Stelle der Freude, Bewußtsein der Ueberlegenheit über Andere die Stelle des Selbstgefähls. Von der Idylle ist man ebenso weit entfernt wie von eigentlicher Theilnahme an den großen Entwicklungen der Zeit. Kein Gebiet sittlichen, wissenschaftlichen oder künstlerischen Lebens, mit welchem nicht familiär gethan würde, — keines, auf welchem man heimisch geworden wäre! Ueberall hat man die Glocken so viel läuten gehört, als erforderlich war, um vor dem Glockenklang den Respekt zu verlieren und in dem Glauben bestärkt zu werden, daß zum Wesen höherer Bildung der Bruch mit der idealen Auffassung der Dinge gehöre. Männer, Frauen und Mädchen reden genau dieselbe Sprache und bewegen sich in der nämlichen Sphäre des Denkens und der Empfindung. Sonst galt „das Schaudern für der Menschheit bestes Theil“ — hier lernen wir, daß Junge und Alte mit denselben längst fertig sind und daß die Einfachheit, welche Goethe als höchsten Schmuck deutscher Mädchen pries, im letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts selbst bei Kindern als Makel angesehen wird. Die trockene Superflugsheit, mit welcher über Alles räsonnirt wird, entbehrt dabei jeder Spur von Humor. Was sich dafür ausgibt, ist eine mit Nachlust gepaarte Fähigkeit, wipelnd über die Oberfläche der Dinge hinwegzugleiten. Und wie sollte dem anders sein, wo man die von dieser Oberfläche bedeckten Höhen und Tiefen des Lebens kaum geahnt, das Bedürfniß nach Verjöhnung derselben niemals empfunden und an die Stelle sittlichen oder religiösen Ernstes ein Stück Sentimentalität gesetzt hat, das überall da herhalten muß, wo der menschliche Witz an seiner Grenze angekommen ist. Die stille Weihe, die sonst über dem deutschen Hause lag, ist der von den Buchholz und Genossen repräsentirten Gesellschaftsschicht so vollständig abhanden gekommen, daß sie nicht einmal vermißt wird. Hat die Kritik, welche dem Stinde'schen Buch das Zeugniß

vollendeter Treue und Lebenswahrheit erteilte, sich doch im Wesentlichen einverstanden erklärt und zu verstehen gegeben, daß wir mit den von dem Verfasser nachgewiesenen Ergebnissen der Entwicklung großstädtisch-deutschen Bürgerthums im Wesentlichen zufrieden sein dürften.

Daß es zu allen Zeiten eine ziemlich beträchtliche Zahl von Menschen gegeben hat, welche sich auf einem dem „Buchholz'schen“ verwandten Standpunkte befanden, wird man auch da einräumen, wo man über die Auskömmlichkeit dieses Standpunktes anderer Meinung ist, als der Verfasser und dessen Lobredner. Wie ist nun zu erklären, daß die auf diesem Standpunkte stehende gesellschaftliche Schicht literarisch erst jetzt zu Worte gekommen ist und daß man ihr Recht zum Mitreden ohne Weiteres anerkannt hat? Wie ist es zugegangen, daß man discussionslos darüber einig geworden ist, mehr als der von den Buchholz und Genossen aufgewiesene Antheil an den Ergebnissen vielhundertjähriger deutscher Bildungsarbeit sei für die breite Masse unseres großstädtischen Bürgerthums nicht erreichbar?

Die Antwort darauf wird nicht sowohl bei der Bücher-, als der Staats- und Gesellschaftsgeschichte des deutschen Volks zu suchen sein. Die Literatur hat sich immerdar auf den Standpunkt der in Staat und Gesellschaft herrschenden Classe gestellt und die in dieser übliche Sprache geredet. Bis tief in unser Jahrhundert hinein wurde wesentlich für die Aristokratie der Gebildeten geschrieben und das von diesen eingenommene Niveau als das allgemeine und selbstverständliche angesehen. Klopstock und Lessing, Goethe und Schiller haben nie an ein anderes Publikum gedacht, als dasjenige, welchem sie selbst angehörten. Ebenso thaten Jean Paul und die übrigen Romanschriftsteller seiner Zeit, und ihnen ahmten äußerlich auch diejenigen nach, welche thätig für die Leihbibliotheken schrieben. Von dem Leser, der sich nicht etwa mit Postille, Kalender und Rechenknecht begnügen wollte, nahm man in der Regel an, daß er auf dem Standpunkt höherer Bildung stehe oder zu stehen glaube. Von dieser Voraussetzung gingen auch Schriftsteller aus, die zu einem minder begünstigten Theile der Gesellschaft hinabstiegen; sie paßten sich an, aber sie gaben zu verstehen, daß das absichtlich geschehen und sie sich dabei als Lehrer und Bildner fühlten. Dabei blieb es auch, als man aufgehört hatte, nach Art unserer Klassiker seine Stoffe ausschließlich aus den Kreisen der höheren Gesellschaft zu holen. Wenn Jean Paul, dessen Schüler und Nachfolger und die Schriftsteller der dreißiger und vierziger Jahre das Leben der Mittelclassen schilderten, so verfuhrten sie dabei durchaus aristokratisch, indem sie den vollen deutschen Bildungsbesitz voraussetzten und den Mangel desselben ironisch behandelten. Die leitende Absicht war dabei, den Leser zu der Höhe des Schreibenden emporzuheben, den höchsten Gesichtspunkt der Betrachtung zum herrschenden zu machen und die triviale Auffassung des Wirklichen weiter zurückzudrängen. Unsere großen Volkschriftsteller (M. Claudius, J. P. Hebel, Wigius u. s. w.) haben das gerade so gethan wie diejenigen, deren Schriften das eigentliche Volk außer Betracht lassen; mochten die in Bewegung gesetzten Mittel auch verschieden sein, das Ziel war dasselbe. Den Chorus zum Worthalter zu machen, die alltäglich gemeine Ansicht der Dinge gelten zu lassen, kam in den Zeiten politischer Vorherrschaft der Gebildeten Niemandem in den Sinn, weil Niemand dem Chorus angehören, geschweige denn dessen Sache verfechten wollte. So entscheidend war der Einfluß, den die jeweilig in Staat und Gesellschaft herrschenden Classen auf das Schriftthum übten, daß während des Zeitalters der Restauration die junkerliche Schreibweise Rückler-Mustau's, nach der Bewegung von 1848 eine pietistlich angehauchte Literatur modisch werden konnte, und daß die Schriftsteller, welche zu der entgegengesetzten Richtung hielten, in Bezug auf vornehmen Ton hinter ihren Antagonisten nicht nur nicht zurückblieben, sondern dieselben noch zu übertreffen suchten. Die Erzeugnisse des jungdeutschen Radicalismus setzen volle Herrschaft über die zeitgenössischen Bildungserrungenschaften voraus und lassen die Demokratie als einen Zustand auf, in welchem die Massen zu der Aristokratie emporgehoben und derselben gleichgestellt sind. Bewußt und unbewußt war harmonische Ausbildung der Persönlichkeit im Sinne Wilhelm Meister's der Grundgedanke der ge-

sammten, das erste Halbjahrhundert beherrschenden Literatur — diejenige mit eingeschlossen, welche die Goethe'schen Anschauungen überwunden zu haben glaubte. Die „Rückkehr zum Volksthum“, welche um die Wende der fünfziger Jahre eintrat, machte in dieser Rücksicht keine Ausnahme, weil ihre Vertreter insgesammt unter der Herrschaft der alten Tradition emporgekommen und von dem Bewußtsein des Abstandes zwischen ihrer Bildung und derjenigen der Massen viel zu tief durchdrungen waren, um in die letzteren aufgehen zu können.

Der seitdem eingetretene, in der „Familie Buchholz“ mit besonderer Schärfe zum Ausdruck gekommene Wandel ist erst möglich geworden, seit die liberalen Ideen den demokratischen Platz gemacht, die Gegensätze zwischen Aristokratie und „gebildetem Bürgertum“ ihre Bedeutung verloren haben. Zwischen zwei Classen von gleicher, wenn auch verschiedenartig gefärbter Bildungssubstanz geführt, hatte dieser Kampf die Herrschaft der alten literarischen Tradition unberührt gelassen. Bundesgenossen aus den übrigen Gesellschaftsschichten ließ man sich auf beiden Seiten gern gefallen — an eine Demokratisirung der Bildung und der Literatur wurde indessen weder hien noch drüben gedacht. Erst in unseren Tagen ist mit dieser Demokratisirung Ernst gemacht worden. Die breite Masse des Bürgertums hat die Elite von ehemals überfluthet, sich an die Stelle derselben gesetzt und dem Zeitalter die Signatur aufgedrückt. Auf politischem Gebiete ist das so erfolgreich geschehen, daß diejenigen demokratischen Führer, welche die Bildungsanschauungen der früheren Zeit repräsentiren, sich längst als weiße Raben fühlen und daß dieselben neben ihren „des Volks natürliche Musit“ redenden Genossen eine sekundäre Rolle spielen. Auf das, was wir als „breite Masse des Bürgertums“ bezeichnen, übt den entscheidenden Einfluß nur noch, was innerlich zu ihr gehört, ihre Sprache spricht und sich der Trivialität spießbürgerlicher Beschränktheit nicht mehr schämt.

In der Literatur ist es soweit noch nicht gekommen, aber der Aniang dazu ist gemacht. Die an das Ruder gelangte neue Gesellschaftsschicht läßt sich's noch gefallen, wenn im Tone und vom Standpunkte der höheren Bildung früherer Zeit zu ihr geredet wird; stricke Forderungen bestehen in dieser Beziehung aber nicht mehr, weil die Anschauungen über das Wesen der Bildung auch bei denjenigen ins Schwanken gekommen sind, welche als ihre Repräsentanten angesehen werden. Wesentlich dreht sich der Streit zwischen klassischem und realistischem Unterrichtssystem ja doch nur um die Frage, ob die an unsere allgemeine Bildung zu stellenden Ansprüche ohne Schaden für Kultur und Wissenschaftlichkeit der Nation herabgestimmt werden können. Die „neue Gesellschaft“, die selber kein Latein und Griechisch kann, ist darüber einig, daß der „Ballast“ der alten Sprachen über Bord geworfen, daß ihr Bildungs-Inventar für ausreichend angesehen und daß der bisher festgehaltene Unterschied zwischen höherer und mittelständischer Bildung beseitigt werden müsse. Früher oder später wird sie ihren Willen durchsetzen und die gewünschte Nivelirung durch Herabsetzung des bisher festgehaltenen Niveaus erreichen. Ohne es selbst zu wissen, steht ein großer Theil auch der studirenden Jugend bereits auf ihrer Seite: die an die Fach- und Special-Bildung gestellten Forderungen haben das Durchschnittsmaß der allgemeinen Bildung längst herabgedrückt, die früher für unumgänglich gehaltene Kenntniß unserer Klassiker und der hauptsächlichsten nachklassischen Schriftsteller gestrichen, und den innerhalb der studentischen Kreise herrschenden Ton zusammt der Sprach- und Denkweise sehr erheblich verändert. Der Gegensatz zwischen akademischer und außerakademischer Welt besteht nur noch zum Schein: Dank dem gleichen Bier, das getrunken, den gleichen Zeitungen und Büchern, welche gelesen und nicht gelesen werden, ist der Student der spießbürgerlichen Spähare so nahe gerückt, daß er von derselben nur noch durch die dünne Scheidewand altburshikoser Formen und termini technici getrennt wird. Unvermerkt ist der Einfluß der Mittelclassen in die über denselben wohnende Gesellschafts-stage eingedrungen, und die Tonangeberschaft von dieser auf jene übergegangen. Das neue Publikum, das in unsern Schauspiel- und Concerthäusern bereits dominiert, wird über ein Jahrzehnt auch unsere Literatur und unsere Gesellschaft beherrschen. Läßt sich doch

bereits heute behaupten, daß selbst unter den sog. Gebildeten auf eine Anführung aus der klassischen Literatur zehn populäre Witzworte kommen; daß Bräsig und Wilhelmine Buchholz sehr viel häufiger citirt werden, als Faust, Tasso oder Wallenstein, und daß im Salon, wie im Parlamentsaal und der Gerichtsstube, Redewendungen, Anspielungen und Vergleichen herkömmlich geworden sind, die zu klassischer, romantischer und jungdeutscher Zeit außerhalb der Kneipe von anspruchsvolleren Leuten nicht gebraucht zu werden pflegten. Auf anderen Gebieten als denjenigen des materiellen Lebens anspruchsvoll zu sein, hat man sich entwöhnt, seit die gesellschaftliche Zusammengehörigkeit wesentlich durch die Gleichartigkeit des äußeren Lebenszuschnitts bedingt wird. Aus Respekt vor der mächtig vordringenden „neuen Gesellschaft“ und in der Besorgniß, derselben zu nahe zu treten, stimmen die höher Gebildeten ihren Ton herab. Geltendmachung der geistigen Ueberlegenheit ist ein sehr viel bedenklicheres Ding geworden als Prahlerei mit glänzendem Hausrath und üppigen Mahlzeiten, weil die neu heraufgekommene Schicht wohl in der letzteren, aber nicht in der ersteren Hinsicht mitmachen kann. Dazu kommt, daß den meisten Leuten sehr viel leichter fällt, ein Bildungsstockwerk hinunterzusteigen, als sich höher hinauf zu bequemen; daß die früher festgehaltenen Bildungsansprüche für Viele immerdar eine Last gewesen sind und daß dem Deutschen eine Tendenz zur Zwang- und Formlosigkeit innewohnt, welche andere Nationen nicht kennen.

Faßt man alle diese Umstände ins Auge, so wird man über die Gründe, welche der Familie Buchholz zu ungewöhnlichem Erfolg und zu allseitig anerkanntem literarischem Bürgerrecht verholfen haben, nicht in Zweifel sein können. Eine große, weitverbreitete und einflußreiche Gesellschaftsclasse hat sich in diesem Buche wieder gefunden, das eigne Spiegelbild wohlgefallig angeschaut und die Genugthuung gehabt, daselbe allseitig mit Befriedigung und Anerkennung aufgenommen zu sehen. Zunächst ist das nur in der Form des Scherzes geschehen und der von der Leserkwelt gespendete Beifall auf die wahrheitsgetreuen Darstellungen des dargestellten Typus bezogen worden. Wie in zahlreichen anderen Fällen ist aber auch in diesem Falle Verstehens gespielt und das Original lebhafter befaßt worden als das Witbniß. Nicht wegen der einzelnen witzigen Dinge, die sie sagt: weil sie sagt, was Andere längst gedacht, aber zu sagen nicht gewagt haben, ist Wilhelmine Buchholz eine populäre Figur geworden. Der ihr ertheilte Passierschein ist einer ganzen Classe ertheilt worden. Man braucht sich keinen Zwang anzuthun, wenn man es ihr nachthun will, man läuft keine Gefahren, wenn man sich zu ihrer Anschauung bekennt. Dem Spießbürgerthum ist die Zunge gelöst worden. Im Scherz wird die Frage aufgeworfen, ob seine Art, Welt und Leben zu betrachten, nicht eine auskömmliche, am Ende gar die richtige sei — erst im Scherze und dann im Ernste wird dazu ja gesagt. Zwar nicht von Allen, aber doch von der Mehrheit, die einmal zur obersten Staats- und Gesellschaftsinstanz geworden ist.

Hat es damit seine Richtigkeit, daß wir auf dem Wege der Democratisirung begriffen sind, so wird die „Familie Buchholz“ als bemerkenswerthe Etappe auf diesem Wege angesehen werden müssen. Deutlicher als sonst gesehen wäre, ist hier gesagt worden, was es gilt und wo es hinaus soll. Besonders bedeutsam erscheint dabei das letzte Stück dieser Trilogie, die Reise nach Italien. Ein Jahrhundert lang ist die Fahrt über die Alpen eine Bildungsaufgabe gewesen, für deren Behandlung das Beispiel Goethe's maßgebend war. Wer über Italien mitreden wollte, mußte es mit dem Studium des Bodens, auf welchem Antike und Cinque-Cento gewaltet hatten, wenigstens zum Scheine ernst nehmen, auf das Recht des Urtheilens nach ersten Eindrücken Verzicht leisten und auf das Verständniß des fremden Volksthum's, dem er hier begegnete, einige Anstrengung verwenden. Daß solche Liebesmüß' sehr häufig unbelohnt blieb, daß bei dem Enthusiasmus für das Land, wo die Citronen blühen, Unwahrheit und Heuchelei reichlich mit unterließen, daß ungezählte deutsche Reisende den Wald vor lauter Goethe'schen Bäumen nicht gesehen und daß sie wegen der Uebertriebenheit ihrer Ansprüche weniger mitgebracht haben, als sich bei einfacherer Auffassung der Sache hätte erreichen lassen, — das bestreitet Niemand. Immerhin aber

stellte es sich als Gewinn dar, daß es eine Reise gab, welche der Deutsche nicht nach gemeiner Touristenreise abmachen durfte, auf welcher er die Verpflichtung fühlte, die Frage nach der besten Wirthstafel und dem reinsten Biere bei Seite zu lassen, die ihm entgegretende Erscheinungswelt unter anderen als den gewohnten Gesichtspunkten zu betrachten, eine Probe auf seine Befähigung zur Erhebung in die ideale Sphäre anzustellen. — Dieser Anstrengung wird er künftig überhoben sein. Der bequeme Weg, den die Familie Buchholz eingeschlagen, liegt in verlockender Breite da und wer denselben einschlägt und aus Italien nicht mehr mitbringt, als Frau Wilhelmine, führt die Absolution dafür gedruckt in der Tasche. Er wird sich in solchem Falle rühmen dürfen, das Land der Myrthen, Lorbeern und Marmorbilder als richtiger Deutscher angesehen, allenthalben den allein berechtigten heimischen Maßstab zur Hand genommen und an der Hand desselben die beruhigende Empfindung gewonnen zu haben, daß wir Allermeisten in aller und jeder Beziehung weiter gekommen seien als die alten Herren, von welchen unsere Väter und Großväter so unbegreiflich viel Aufhebens gemacht. Goethe und Winkelmann sei das übriges zu verzeihen gewesen, denn diese hätten das moderne Berlin nicht gekannt und aus den Beschränktheiten ihrer Umgebungen eine Ehrfurcht vor der Größe des Alterthums mitgebracht, die von uns nicht mehr verlangt werden kann, da wir es selbst so herrlich weit gebracht haben.

„Les dieux s'en vont“ — oder wie unser Umland sagt:

Sie fuhren auf lustigen Winden,
Fern, ferne sah ich schwinden
Der Erde Luft und Heil.

E. 3.



Aus dem Berliner Musikleben.

Anfang Mai 1886.

Die Pforten der Concertsäle sind geschlossen. Wie die Tage zunehmen, schwindet unser Verlangen nach reichlichem Musikgenuß und unsere Ausdauer für denselben. Ist es nur Ermüdung, Ueberfättigung, was uns zur Natur hintreibt, oder übt diese selbst geheimnißvolle Gewalt über uns? Wäre es der Frühling, der die Saiten verstummen macht, so müßte die kältere Zone der Tonkunst günstig sein; aber wie selten geschieht es, daß die Muse einem Kinde Nordlands die Lippe küßt. Und der ewige Frühling lockt wohl Farben und Formen in üppiger Fülle, aber nur wenige Töne hervor; aus den Ländern, wo er herrscht, ist noch niemals ein musikalischer Sang erklingen, der die Welt bezwang. Was den Tonkünstler wie neben ihm den Dichter in Schwingung und Stimmung versetzt und ihm die Zunge löst, was ihn „zwischen Ernst und Spiele auf schwanker Leiter der Gefühle“ empor und wieder abwärts treibt, es ist im Grunde der Schmerz um das Verlorene, die Sehnsucht nach dem fernem, die Freude über das wiedergewonnene Frühlingsglück im natürlichen und im übertragenen Sinne. Der schlummernde Keim, die schwellende Knospe, die leuchtende Blüthe — was sind sie Anderes als die zarten Geschwister des Liebes, welches das Zauberleben der Natur und des Herzens besingt? Was haben unsere Sänger, weil der kategorische Imperativ ihres Herzens sie zwang, am meisten besungen? Wahrheit unerhöplich wie die Mannigfaltigkeit der Blüthe, ist das Frühlings- und Liebeslied schon seiner wörtlichen Gestaltung nach; ins Unermessliche aber vervielfacht sich diese Fülle der Gestalten durch die musikalische Behandlung. Derselbe Text wird von der Einzelstimme, von einem Duett, Terzett, Quartett, vom Frauen-, Männer- und gemischten Chor gesungen und steht zugleich als Motto über einem Clavierstück oder Orchesterfag; noch öfter wohl klingt er dem Componisten nur durch die Seele, seine Phantasie beschwingend und den Gedanken Ordnung und Richtung gebend.

Wer Neigung hätte, dieses Gebiet im Lichte der jüngsten Hilfswissenschaft, der Statistik, zu untersuchen, dürfte das nöthige Material in vortrefflicher Zurichtung bereit finden in einem ausschließlich für die Hand des Musikalienhändlers bestimmten Lieder-Katalog, dessen erste Hälfte soeben die Presse verlassen hat. Ein Berliner Musikverleger, Herr Ernst Hallier, hat fünf Jahre daran gesetzt und durch eisernen Fleiß und unermüdete Ausdauer ein Werk ohne Gleichen geschaffen. Alle deutschen, und dazu die in Deutschland und Oesterreich erschienenen außerdeutschen Lieder, geistliche wie weltliche, ernste wie komische, aber nur die einstimmigen, ordnete er nach Titeln und nach Anfängen alphabetisch. Ueber nicht weniger als 75,000 Lieder gibt der so entstandene originelle Katalog umständliche Auskunft, so daß, außer Componist und Dichter, auch Verleger, Preis, Sammelwert u. s. w. genau bestimmt werden kann. Nebenbei haben sich höchst interessante Nebenproducte gefunden. In der That staunenswerth ist es, daß die Componisten immer wieder, und auch dann noch nach demselben Texte griffen, wenn eine naive-treffende, die Worte förmlich auffaugende Melodie

längst gefunden und Allgemeinut geworden war. „Wer will unter die Soldaten“ wurde 5-, „Aennchen von Tharau“ 10-, „Ein Weischen auf der Wiese stand“ 10-, „Post im Walde“ 11-, „Auf Flügeln des Gefanges“ 15-, „Ich hatt' einen Kameraden“ 16-, „Erlkönig“ 25-, die „Loreley“ 32-, „Wann ich ein Vöglein wär“ 42-, „Sah ein Knab' ein Röslein stehn“ 44mal componirt. Ueberhaupt wurden mehrere Hunderte von Texten mehr als 10mal, 49 über 20-, 41 über 30- und 20 über 40mal musikalisch umgestaltet. „Der du von dem Himmel bist“ bearbeiteten 50, „Will ruhen unter den Bäumen“ und „Wenn ich in deine Augen seh“ 51, „Auf dem Teich, dem regungslosen“ 54, „Feldwärts flog ein Vögelein“ 55, „Ueber allen Gipfeln“ 56, „Die linden Lüfte sind erwacht“ 58, „Sie sollen ihn nicht haben“ 61, „Kennst du das Land, wo die Citronen blüh'n“ 65, „Wenn der Frühling auf die Berge steigt“ 66, „Wenn sich zwei Herzen scheiden“ 66, „O komm' zu mir, wenn durch die Nacht“ 67, „Und wüßten's die Blumen“ 70, „Ein Fichtenbaum steht einsam“ 74, „Ich hab' im Traum geweint“ 81, „Leise zieht durch mein Gemüth“ 85, „Weil' auf mir, du dunkles Auge“ 109 und „Du bist wie eine Blume“ nicht weniger als 167 Componisten, wohlgemerkt nur einstimmig mit einem begleitenden Instrument. Wie stattdich präentirte sich die volle Liedergarde, welche an besonderen Liederabenden Fräulein Hermine Spies, Frau Schulzen v. Asten, sowie die Herren Walter (aus Wien), Senfft v. Pilsach, von Zur Mühlen u. A. darboten; wie verschwindend gering aber erscheint sie gegen jenen aufgespeicherten Schatz! Es ist gewiß berechtigt, wenn gewisse Lieder, sei es aus Grund ihres compositorischen Werthes, oder weil sie „dankbar“, d. h. eigentlich bequem singbar geschrieben sind, im Concertsaal immer und immer wiederkehren; in derselben Woche mußten wir fünfmal und immer anders dasselbe Riedel'sche Lied, Margarethens Klage „Jetzt ist er hinaus“, in einer andern Woche viermal Löwe's „Douglas“ genießen. Ist es aber weniger berechtigt, zu fordern, daß andere gleichwerthige Compositionen vor dem Schaden bewahrt werden, der ihnen durch die Bequemlichkeit der Programmiker zugesügt wird? Wie lehrreich wäre es, und wie segensreich müßte es wirken, wenn in den Conservatorien und Tonkünstler-Vereinen die verschiedensten Compositionen desselben Textes vorgeführt und besprochen würden. Auch vor dem Gedanken schrecke ich nicht zurück, daß einem interessirten und vorbereiteten Auditorium, das nicht ausschließlich aus Musikern besteht, nacheinander etwa dreißigmal „Du bist wie eine Blume“ gut vorgesungen werde, damit außer Schumann noch andere Neunundzwanzig ihre innere Nothwendigkeit nachzuweisen Gelegenheit hätten. Für einen Vortrag über den „Erlkönig“, der durch die Compositionen Reichardt's, Schubert's und Löwe's illustriert wurde, fand ich selbst eine sehr dankbare Zuhörerschaft, spreche also aus Erfahrung. „Ehrt eure deutschen Meister!“ sei auch in diesem Sinne unser Wahlspruch. —

*

*

*

„Ehrt eure deutschen Meister, dann bannt ihr gute Geister!“ Es scheint so, als wäre es nothwendig, diese Textstelle aus Wagner's „Meisterfingern“ mit erhobener Stimme in die Welt zu rufen und zu singen, obwohl wir im Zeitalter der Jubiläen und Denkmäler leben. Auf den 1. Mai fiel das Centennarium des Musterbildes der deutschen komischen Oper. „Die Hochzeit des Figaro“ gelangte am 1. Mai 1786 zur ersten Aufführung. Trotz aller Skabalen Salieri's feierte Mozart einen glänzenden Triumph, den vortreffliche Sänger (nicht mittelmäßige, wie Ulibischoff berichtet) und fleißige, von Mozart selbst unterstützte Proben gesichert hatten. „Alle ersten Darsteller,“ so schreibt Kelln, „hatten den Vortheil, durch den Componisten selbst unterwiesen zu werden, der seine Ansichten und seine Begeisterung auf sie übertrug. Wie werde ich sein kleines belebtes Antlitz vergessen, wie es leuchtete, erglühend vom Feuer des Genius — es ist nicht möglich, das zu beschreiben, so wenig als Sonnenstrahlen zu malen. Ich erinnere mich, wie Mozart im rothen Pelz und Tressenhut bei der ersten Generalprobe auf der Bühne stand und das Tempo angab. Benucci sang Figaro's Arie Non più andrai mit der größten Lebendigkeit und aller Kraft seiner

Stimme. Ich stand dicht neben Mozart, der *sotte voce* wiederholt rief: *bravo, bravo* *Benucci*; und als die schöne Stelle kam: *Cherubino, alla vittoria, alla gloria militar!* welche *Benucci* mit *Stentorstimme* sang, war die Wirkung auf Alle, die Sänger auf der Bühne wie die Musiker im Orchester, eine wahrhaft elektrische. Ganz außer sich vor Entzücken rief Alles *bravo! bravo maestro! viva! viva grande Mozart!* Diefem Bilde, leuchtend von *Enthusiasmus*, sollte natürlich die *Centennialfeier* nahe kommen. Die besten Sänger waren dazu berufen und das *Publicum* konnte seinem Entzücken wieder einmal so recht von Herzen lauten Ausdruck geben. Wer in Berlin dachte am 1. Mai nicht zurück an jene von süßem Wohl laut durchwärmten Tage im Anfange der 60er Jahre, als die unvergleichliche *Wippen* in der mit rein gefanglichen Schönheiten fast verschwenderisch ausgestatteten Rolle der *Susanne* über unsere Bühne schritt, und in schöner Vereinigung aller Gaben der Natur, der Bildung und Geisteslichkeit die nothwendige, harmonische Mischung von *Empfindung* und *Sinnlichkeit* so glücklich fand, daß alle Welt sich zu dieser wahrhaft entzückenden *Susanne* Glück wünschte; als *Pauline Lucca* den *Cherubim*, eine der genialsten Schöpfungen *Mozart's*, in bezaubernder Weise verkörperte und in süßen Lauten die ersten Regungen der Liebe in ihrer seltsamen Mischung von *Sinnlichkeit* und *Schwärmerei* ausfang. *Tempi passati!* Die *Centennialfeier* fand statt, die besten Sänger waren berufen und sangen so schön sie es vermochten und das *Publicum* spendete unermülich seinen Beifall; aber — der Schauplatz dieser Feier war leider nicht in Berlin, sondern in Wien. Bei uns geschah unbegreiflicher Weise nicht nur nichts, dem *Genius* des Schönen eine von der großen *Mozart-Gemeinde* bestimmt erwartete, für selbstverständlich gehaltene wohl vorbereitete Huldigung darzubringen, sondern es wurde durch Hergabe des *Opernhauses* für *Schneider's* veraltetes Singspiel „*Der reisende Student*“ und ein zugegebenes kleines Ballet der schroffste Gegensatz zwischen dem *Einst* und *Jetzt* noch verschärft, es wurde die *Pietät* verlegt. —

*

*

*

Die Königliche *Oper* brachte im vergangenen Winter drei *Novitäten* heraus: *Wagner's „Siegfried“* (worüber bereits im Märzheft berichtet wurde), *„Tonis Schatz“* von *J. Poise*, welches *Wetschen* weder den Anspruch, ein *Tonstück* zu sein, noch den auf eine kritische *Besprechung* erheben kann, und endlich *„Johann von Lothringen“*, *Oper* in 4 Acten von *Victorin Joncières* (Text von *Gallet* und *Blau*). *Joncières* war bisher in Deutschland nur als *Berichterstatter* über *Musik* (*Vibert's*), als *Componist* jedoch noch gar nicht bekannt. Von seinen *Opern*, welche theils am *Theatre Lyrique*, theils („*La reine Berthe*“ 1878) an der großen *Oper* zur *Aufführung* gelangten, ist „*Johann*“ (*Le chevalier Jean*) die jüngste und fand, von dem *Tenoristen* *Göze* empfohlen und in der *Titelrolle* glänzend eingeführt, schon vor Monaten in *Köln* sehr günstige *Aufnahme* und *Beurtheilung*. Der *Componist* verdankt seine *musikalische* Bildung dem *Conservatoire* und speciell *Leborne*, welcher als *Lehrer* der *Composition* den *Cherubini'schen* *Lebertiefungen* treu blieb. Fast dreißig Jahre alt, wandte sich *Joncières* 1868 in fast demonstrativer Weise der *Wagner'schen* *Richtung* zu und galt seitdem in *Frankreich* als *Wagnerianer*. So kam es, daß man in Deutschland mit einer gewissen *Spannung* seinem neuesten *Erzeugniß* entgegen sah und daß einige *Wagnerianer* sogar hofften, mit ihm einen neuen *Trumpf* und *Triumph* über *Saint-Saëns* zu gewinnen. Diese *Hoffnung* ist getäuscht worden. Von *Wagner's* *Einfluß* ist bei *Joncières* *musikalisch* nicht das Mindeste zu spüren. Zur *Charakterisirung* der *Richtung* des *Parisers* und zwar im Gegensatz zu *Wagner*, genügt es zu sagen, daß wir es mit einer *Oper* im vor-*Wagner'schen* *Stile*, also nicht mit einem *Musikdrama*, und namentlich mit einer sogenannten *Potpourri-Ouvertüre* gewöhnlichsten *Zuschnittes* und oberflächlichster *Wache* zu thun haben. Wollte man nach *Mustern* suchen, die zwar nicht direct nachgeahmt oder citirt, aber doch wohlstudirt, von einem guten *Gedächtniß* ausgenommen und von einer lebhaften *Phantasie* assimilirt wurden, so wäre die Reihe mit *Verdi* (aus der letzten Zeit), *Halévy*, *Weber*, *Meyerbeer*, *Marfchner* und selbst *Flotow* noch nicht geschlossen.

„Johann“ ist im Wesentlichen das flott geschriebene Werk eines Eklektikers ohne jede ausgeprägte Eigenart, eines geschickten, dem Bedürfnis des großen Publicums dienstwillig nachspürenden Musikers, der die Erfahrung gemacht hat, daß das musikalische Wohlgefallen mit der faßbaren Melodie am leichtesten und sichersten zu gewinnen ist. Er bietet in den jungen Nummern der Oper ein hübsches Bouquet leicht in das Gehör fallender Lieder, Arien und Ensembles, die mit dem Genre Refler in dem völligen Verzicht auf die eigentliche Kunst des Tonsetzes nahe verwandt sind und sich doch zu ihm verhalten wie der Ritter zum Bauer. Vor Trivialitäten blieb der Componist durch den Kritiker glücklich bewahrt; immer hat er uns Etwas zu sagen und sagt es, wie ein Mann von Welt, in einer uobeln auf flüchtige Unterhaltung berechneten Form. Am „Johann“ läßt sich, als Zwillingsgeschwister der Kapellmeistermusik, die neue Species Recensentenmusik demonstrieren. Die Behandlung des Orchesters zeugt von einer reichlichen Dosis guten Geschmacks und noch mehr Routine. Die Instrumente unterstützen geschickt die zahlreichen Drucker und Schlagler der Singstimmen, aber sie erheben sich nirgend zu einer selbständigen dramatischen Sprache. So wird, das ist das Facit, der Zuhörer jedenfalls sein Amüfement und, was nicht minder wichtig, der Sänger seine dankbare Rolle finden; wir werden also dem „Johann“ noch oft begegnen.

Die Librettisten waren in Bezug auf Wagner weniger unempfindlich und unempänglich. Ins Besondere hat „Lohengrin“ die unschuldig verklagte Frau, den Charakter des Anklägers, das Erscheinen des Retters, das Gottesgericht durch Zweikampf, das Gebet während desselben, das persönliche Eingreifen des deutschen Kaisers als Beschützer der Unschuld herleihen müssen. So fand sich folgender Inhalt: Der rheinische (im Original schlesische) Graf Arnold gibt seinen Unterthanen ein Fest; rohe Soldaten des kaiserlichen Palatin Fürst Rudolf stören dasselbe und werden dafür von Ritter Johann und seinen Leuten geächtigt. In dem Ritter erkennt Helene, die junge Gattin des alten Grafen, den todtgesagten Erwählten ihres Herzens. Rudolf fordert die Gesangnahme des Ritters, aber Kaiser Rothbart wirbt diesen und auch den Grafen Arnold für den bevorstehenden Krieg. Helene bleibt allein; Rudolf, der schon früher in heftiger Leidenschaft zu ihr entbrannte, soll ihr Beschützer sein. Als der Palatin sich verschmäht sieht, sinnt er auf Rache. Er macht die Entdeckung, daß als Dritter in der Reihe auch der Page Albert in Liebe für die Gräfin erglüht, öffnet wie ein Einbrecher die Thür der Kemenate, lockt den Jüngling in das Zimmer der Gräfin, läßt ihn ermorden, beschuldigt Helene der ehelichen Untreue und verurtheilt sie zum Tode. Der als Weichvater berüemte Mönch ist Johann, welcher inzwischen das priesterliche Gelübde ablegte, nun sich zu erkennen gibt, in dem vom Palatin und dem Kaiser angerufenen Gottesgericht den Palatin tödtet und nach dem Tode Arnold's und nach Lösung des priesterlichen Gelübdes Helene gewinnt.

Die Aufführung unter der Leitung des Herrn Kapellmeisters Kahle war eine fast tadellose. Glänzend löste das Orchester seine allerdings nicht schwere Aufgabe. Daß an etlichen Stellen die Woge des Instrumentallanges jede Spur der Singstimme hinwegspülte, fällt dem Autor zur Last. Durch Anmuth der Erscheinung, gutes Spiel, lebendige warme Declamation und meist wohlklingende Stimme erfreute Fräulein Beeth (Helene). Die Sängerin konnte freilich nicht hindern, daß gerade sie uns das Gesicht der Elsa und Margarethe zeigte und damit die Entlehnung deutlich machte. Herr Rothmühl (Johann) stand zwar gegen Göke, seinen einzigen deutschen Vorgänger und Vorsänger, unendlich weit zurück; aber er wandte merklich seine beste Kraft auf, um der ihm erwiesenen Ehre einer ersten Partie würdig zu sein. Das Raketenfeuer seiner Hochtöne sicherte ihm stets den Beifall der Menge. Von der Textaussprache freilich ist auch diesmal wenig Gutes zu melden. Herr Beeth (Rudolf) bot in jedem Belang, auch im Spiel Vollendetes; er wird den Componisten zu besonderem Danke verpflichtet haben. Fräulein v. Ghilany (Page oder eigentlich Cherubin) sang im saracenischen Liede, der Noth gehorchend, die vom Componisten mit pp. bezeichneten hohen d und dis ohne Ausnahme mit voller Kraft und nahm

fo ihrer Glanznummer den erotischen Reiz. Die Herren Krolow (Arnold) und Schmidt (Mathias) entledigten sich ihrer unbedeutenden Aufgabe in entsprechender Weise, und Herr Biberti that ein Uebrigcs, den vom Autor theatralisch verunstalteten Kaiser Rothbart völlig in die Region des Statisten zu drängen. Der Chor war vorzüglich vorbereitet und sang sicher und rein, ein Verdienst des Herrn Graefen. Mit glänzendem Erfolge operirte das Ballet und zeugte namentlich durch einen farbenprächtigen Waffentanz für die wachsende Tüchtigkeit des Herrn Balletmeister Guillemin. —

*

*

*

Neu einstudirt ging nach langer Zeit Gluck's „Orpheus“ wieder einmal über die Bretter. Welche Fülle von Schönheit des Klanges und der Erscheinungen, welche tiefe, reine Andacht im musikalischen Sinne bringt dieser Name bei Jedem ins Erströmen, der Gluck mehr als die historische Treue bewahrte! Ist es unserm Geschlechte überhaupt noch vergönnt, das Erhabene in seiner schlichten Gestalt zu verstehen und zu würdigen? Das nur zu drei Vierteln gefüllte Haus gab die Antwort; die Leier des thrakischen Sängers ist sofort wieder verstummt. Es wäre ganz unwahrscheinlich, daß die Beschäftigung mit den altclassischen Dichtern heute weniger als ehemals das Wohlgefallen an ihren Schöpfungen erwecken, daß das glühende Auge des Genius, welches uns aus Gluck's Werken entgegenleuchtet, das Herz unserer Jugend nicht mehr erreichen und entzünden sollte. Aber der narkotische Duft, welcher dem modernen Orchester entsteigt, die süßen schmeichlerischen und dann wieder so unheimlich-reizvollen, beängstigenden Klänge, welche mit der Ueberlegenheit des Raffinements fast aus denselben Instrumenten, welche auch Gluck zur Verfügung standen, durch früher ungeahnte Klangcombinationen gezogen wurden: kurz das Wagner-Orchester und der Wagnerianismus überhaupt überdeckt mit einem bunten Vorhange ganze Perioden der Musikentwicklung. Wer ist so mächtig, diesen Vorhang wieder aufzuheben? Wessen Herz glaubt nicht, was das Ohr hört? Und die der bloß sinnlichen Wirkung nicht erliegen, sich den freien Blick bewahren, der Tyrannei widerstehen, welche das Gegenwärtige, Actuelle stets ausübt, — können sie auch für die große Masse der Andern einstehen, welche dem Sirenenfange der Operette folgt? Den Kreuzzug in dieser Richtung werden die Nachahmer Wagner's schwerlich unternehmen; wenden wir uns deshalb zu den Vorläufern Wagner's, unter welchen einem Gluck die erste Stelle gebührt. Im „Orpheus“ gewannen, höchst überraschend für Gluck's Zeitgenossen, die Reformgedanken des Meisters erste greifbare Gestalt. „Vollendete Declamation, wie der Geist der Dichtung sie fordert; Originalität der Rhythmen; weise Oekonomie in den Instrumentalmitteln; Wahrheit und Tiefe des Ausdrucks der Leidenschaft; edle Einfachheit und Schönheit der Melodien; stolzer Verzicht auf das traditionelle Schnörkelwerk; besonnene, tiefbedeutende Harmonie; planvolle Einheit des Ganzen —“: Das waren ungefähr die Merkmale der neuen Richtung, die in ihrer Gesamtheit zunächst mehr frappirten, als überzeugten, allmählig aber als ebenso viele Vorzüge erkannt wurden.

Vor mir liegt ein kleiner Clavierauszug aus der Zeit der ersten „Orpheus“-Aufführung in Berlin (20. April 1808). Die wichtigen Recitative hat Johann Carl Friedrich Kellstab (Vater des Dichters und Musikschriftstellers), der zugleich Bearbeiter und Drucker war, einfach deshalb weggelassen, weil sonst der Auszug statt 2 Rthlr. 12 gGr. mindestens 5 Rthlr. kosten, also nicht gekauft werden würde. In einer Bemerkung zu den Furienschören sagt der gute Kellstab: „Sie erreichen Alles, was sich eine schwärmerische Idee Fürchterliches davon malen kann; aber wundern muß man sich, daß solch elendes Harpengeklimper diese Furien befäuhigen soll, der schöne Gesang des Orpheus und sein Bitten muß dies wohl lediglich bewerkstelligen. Wenn die Leier damaliger Zeit freilich nichts als Klimpern konnte, so glaube ich doch, daß ein Componist die reizendste Musik, die möglich ist, zu solcher Vorstellung brauchen und

von der Wahrheit abgehen müßte, sonst musicien ja die Höllengeister besser wie er, und wie könnte er sie dann überwinden?"

Als einst Johanna Wagner und als Eleonore de Ahna (Schwester unseres Concertmeisters) über die Bühne schritt, wer hätte da an dieeyer und darau gedacht, daß sie unzureichend sei? Wir sahen nichts sonst als Orpheus. Und so mußte er aussehen, so voll menschlicher Majestät und würdig mit Göttern zu kämpfen; so mußte er sich bewegen, eine belebte classische Statue; so mußte er den Text declamiren und so vor Allem singen. Der gegenwärtige Orpheus, Fräulein v. Hilany, ist nur klein von Gestalt trotz sehr hoher Hacken unter rothen (statt gelben) Schuhen, und wird von Euridice um fast eines Hauptes Länge überragt. Und der Gesang? Gleich der erste, auf D erklingende, sonst so erschütternde Klageruf: „Euridice!“ setzt mit einem deutlichen Vorton ein, leider nicht nur flüchtig vorüberstreichend, sondern voll anschlagend. Wir verzichten also auf die für den Gluck-Stil unerläßliche glodenreine Ansprache des Tones und halten uns an den musikalischen Vortrag; dieser aber leidet erheblich unter der Kurzatmigkeit der Sängerin. Der Stimme im Allgemeinen fehlt die für das tragische Pathos unentbehrliche Ausgeglichenheit und vor Allem Fülle und Kraft. Der Amor des Fräulein Renard würde ohne das wienerische Tremuliren eine annehmbare Leistung sein. Am nächsten unserer Erwartung kam Fräulein Leisinger (Euridice); ihre sinngemäße Declamation und ihr ruhig-strahlender Ton wirkten neben so viel Unzureichendem wohlthätig. Der Chor sang im ersten Acte unrein, später besser. Daß die Schatten des Orkus in ihren grauen Mänteln militärisch ausgerichtet antraten, machte eine unbeabsichtigt-komische Wirkung. Nach meiner Meinung müßten die singenden Schatten überhaupt unsichtbar bleiben; dann täme die vortreffliche Pantomime desto kräftiger zur Geltung.

* * *

Der Berliner Orpheus sprach den ihm theuersten Namen „Euridi-ze“ (— — —) aus. Diese Aussprache darf unbedenklich als falsch bezeichnet werden. Die Quantität des Namens *Eurydizy*¹⁾ ist ein Choriambus (— — —) oder genauer daktylischer Dimeter, katalektisch in syllabam; wir können also nach analogen Fällen (Aeöbide, Demöbide, Penelope, Andromache) nur Eurydike oder Eurydice sprechen. So scandirt auch der Dichter-Philologe A. W. Schlegel in seinem „Arion war der Töne Meister —“ den Orpheus anredend: „Du gingst, Eurydicen zu finden.“ Gluck betont „Eurydice“; wir müssen also vom strengen Betonungsgesetz absehen, die rein philologische mit der ästhetischen Methode zu vertauschen und fragen: „Was klingt uns angenehm, ist dabei am wenigsten falsch und am wenigsten mißverständlich.“ „Euridize“ ist ein ästhetischer Fehler. „Euriditsche“ ist wegen des Diphthong eine nur halbrichtige italienische Aussprache. Alle Gedanken und Zweifel schwinden aber, wenn wir k sprechen und auch schreiben. Bleibt als einziger Ausweg nur ein Compromiß, so ist die klarste Form jeder andern vorzuziehen und als solche sei Verlegern, Druckern, Operndirigenten und Sängern empfohlen: „Euridi-ke!“

* * *

In höchst unschicklicher, jedes Gefühl des Anstandes und der Anhänglichkeit verhöhnender Weise hat Fräulein Lilli Lehmann ihre Entlassung von der königlichen Bühne bewirkt. Sie erbat und erhielt Urlaub für eine Gastspiel-Tournée in Amerika, erbat Nachurlaub und ließ, als ihr dieser mit Hinweis auf eine hohe Conventionalstrafe verweigert wurde, den bestimmten Termin ohne Entschuldigung verstreichen. Auf die Verkündigung ihrer Contractbrüchigkeit und die Aufforderung zur Zahlung von 13,500 Mark antwortete die ehemalige Zierde unserer königlichen Oper mit höchst pietätlosen Reden. Ist es nun wahr, daß die Kunst die Sitten veredelt? Fräulein

¹⁾ Ausführlicher schrieb ich darüber in Nr. 10 von 1886 der „Neuen Berliner Musikzeitung“.

Lehmann ist schuld, wenn die Theorie von der destructiven Tendenz im Schauspielertum jetzt wieder Anhänger findet. —

*

*

*

Die oratorischen Aufführungen der vergangenen zwei Monate waren zahlreicher und bedeutender denn jemals. Nicht weniger als drei Mal concertirte allein die Singakademie unter Herrn Blumner's Direction, und zwar wurden für einen wohlthätigen Zweck Händel's „Messias“, nach schöner Gewohnheit am Charfreitag die „Matthäus-Passion“ von Seb. Bach, und außerdem (im dritten Abonnements-concerte) Brahms' „Deutsches Requiem“ nebst Psalm 42 von Händel und Psalm 1 von Heubner zu Gehör gebracht. Günstige Gelegenheit zu einer musikalischen Studie bot der kleine Schnöpffsche Sängerverein, welcher, wesentlich unterstützt durch den schönen Bariton des Herrn Ad. Schulze, am Mittwoch vor Charfreitag in der für chorische Aufführungen leider ganz ungeeigneten Petrikirche das Passions-Oratorium von Heinrich Schütz (geb. am 8. Oct. 1585) nach Dr. C. Kiedel's Bearbeitung in zwar nicht genügender, aber dankenswerther Weise ausführte. Entgegen der jedenfalls für schwache Chöre gegebenen Anweisung des Componisten läßt Kiedel sämtliche Chöre unbegleitet singen. Dabei kann man controliren, wie weit die Behauptung zutreffend ist, das Schütz seine Singstimmen nur auf der Basis des Orgelspiels fand, oder, wie Spitta es ausspricht, die zur denkbar höchsten Entwicklung gelangte Orgelmusik für schwache Chöre hinein steigerte; eine Anschauung, welche jener von der Zurückführung der symphonischen Entwicklung auf das Clavier parallel geht. Die contrapunktische Kunst bedarf des Instruments überhaupt nicht; sie vermag auch ohne den idealen Untergrund von Instrument, Orchester und Chor zu schaffen. Erst die Bestimmung der Composition rückt das Klangmittel in die Nähe und gibt dem Tonsatz die zweckmäßige Form. Ich habe bei Schütz immer die Empfindung, als sei sein Tonsatz ausschließlich von der Vocalität dominirt; Orgel und Orchester haben bei ihm ebenfalls secundäre Bedeutung. In der Passionsmusik gibt der singende Liturgus (Evangelist) den Grundcharakter, alles Weitere ist Responsorium. So erscheint auch die Passion als ein Gesangwerk im eminenten Sinne, geboren aus dem Bedürfniß nach Gesang als potenzierte Sprache, sich stolz erhebend über jede noch so wirrkame Instrumentalmusik. Man denkt an Raphael's heilige Cäcilia: die Instrumente liegen am Boden, auch die Orgel entsinkt der Hand, denn in der Höhe erklingt Gesang.

Und doch — welch' ein Schritt von Schütz zu Bach! Ohne eine gewisse Vertrautheit mit den Werken der Zeitgenossen ist es unmöglich, die Bedeutung von Bach's Vorläufer auch nur annähernd zu erfassen, oder gar in ihm einen leidenschaftlichen Charakter, einen Romantiker zu erkennen. Auf den ersten Blick ist er für unsere Vorstellung eine gar zu schlichte Gestalt. Aber wie die einfache Hausandacht mit einem glänzenden Festgottesdienste doch in der Erbauung des Einzelnen das gleiche Ziel setzt und die gleiche Bedeutung gewinnen kann, so will auch jenes schlichte Kunstwerk, das sich sehr wohl in Familientheatern ausführen läßt, nicht weniger erreichen, als mit dem zur Matthäus-Passion erforderlichen gigantischen Apparate besten Falls erreicht werden kann; beide Werke zeigen das Bestreben, durch charakteristischen musikalischen Ausdruck die Tiefe des göttlichen Wortes zu erfassen, durch Belebung der einzelnen Personen in der Leidensgeschichte diese selbst zu einem lebensvollen, unauslöschlich sich einprägenden Vorgange zu gestalten. Und wie haftet diese Musik am Wort, wie ist sie mit ihm Eins geworden! Ich gestehe von mir und gewiß für Viele, daß ich mich, wenn ich die Passionsgeschichte denke, lese oder höre, der Erinnerung an die Interpretation unserer Chorfürsten Schütz, Händel, Bach nicht erwehren kann, daß ich in der Strahlenglorie der Töne die Passion leibhaftig vor mir sehe. Bach's Werk steht immer wieder neu vor uns; auch die es auswendig singen, leben es inwendig immer wie ein Neues durch. Wie hat mich das Passionspiel in Ober-Ammergau ergriffen; aber der realistische Zug in diesem Spiel kommt wie ein kühler Luftstrom über den, der nur

einmal mit Bach in das Allerheiligste ging und hinter dem mystischen Schleier, den die Töne weben, das göttliche Geheimniß ahnte. Schon der Einzelchor: „Kommt, ihr Töchter, helft mir klagen!“ zeigt den überragenden, auf das Ganze gerichteten Geist. Zwei einstimmige Chöre repräsentiren die Glaubenskraft und die Hilfsbedürftigkeit, das missionirende Element und sein Object; zu ihrer Vereinigung erklingt als neunte Stimme der cantus firmus: „O Lamm Gottes, unschuldig“. Das in höchster contrapunktischer Kunstvollendung einherziehende, in sich auch wieder vielstimmige Orchester trägt die Kunde von jenem Passionsgedanken, der die Gemeinden bewegt, in alle Welt. Unter dem Gewoge der Stimmen klingt stetig wie die unwandelbare Wahrheit, der Grundton als Regulator. Schon hier tritt also der Choral auf und zeigt die neben dem Chorgesange active Gemeinde. Seltsam, daß Schütz, der doch die Bedeutung des evangelischen Chorals kannte und daraus für seinen Chorfaß Anregung empfing, den Choral selbst nicht verwendete. Der Kurfürstliche Sächsischer Capellmeister sang sozusagen nur ex cathedra; Cantorat und Pastorat erschienen ihm coordinirt und der vulgäre Choral unter seiner Sphäre.

In der diesmaligen Aufführung (der fünfundsünfzigsten seit jener am 11. März 1829, welche Mendelssohn veranlaßte) hielt sich die Leistung des Chors so gleichmäßig auf der Höhe des Reifen und Fertigen, daß auch die Choräle mit den dramatischen und betrachtenden Chören in gleichem Niveau erschienen und sich nicht wie sonst wohl, über diese erhoben. Den begleitenden Choral hat Herr Director Blunmer dynamisch nach und nach so reich und fein ausgestattet, daß der nirgendwo Einfluß des Orchesters aufgehoben ist: so singt eben die Idealgemeinde. Die Träger der Solopartien kämpften um einen ersten Preis und gewannen ihn sämmtlich. Mit aufrichtiger Bewunderung bin ich Herrn Hauptstein (Evangelist) Schritt für Schritt gefolgt. Nichts hatte er der so trügerischen Gunst des Augenblickes zu danken, Alles war feste Errungenschaft energischen Studiums; seine Virtuosität gewann einen glänzenden Sieg über seine Natur, denn die Hochtöne, über welche sein Vorgänger A. Geyer unbedingte Verfügung hatte, und an denen die meisten Tenöre zershellten, sind auch ihm nur bedingungsweise verlihen. In der Oeconomic des Athmens war er seinen Genossen weit überlegen. Herr Hildach sang den Jesus in diesen Räumen mit allen Weihen des berufenen und unterrichteten Sängers. Man dachte an die Heilandsgestalt Lionardo's und erinnerte sich mit gerechter Entrüstung der Figur, welche Weretschagin's irdende Phantasie ausgegohren hat. Fräulein Oberbeck schlug den Ton innigen Gebets und echt weiblicher Treue mit Sicherheit an und eroberte sich leichter denn jemals die Herzen. Der milde Wohlklang, mit welchem die Sängerin auch die unbequeme Höhe fast behaglich ausstöhnen ließ, kam den spröden Noten Bach's sehr zu statten. Von Fräulein Spies spreche ich zuletzt, weil ich weniger von ihr zu rühmen habe, als ich gern möchte. Ich will mich kurz fassen und fragen: Ist die hochverehrte Sängerin für ihre Kurzathmigkeit etwa selbst verantwortlich? — Herr Kruse spielte den obligaten Violinpart zur Alt-Arie „Erbarme Dich“ mit gewohnter Meisterschaft, vollendet schön, und Herr Kolke sang die kleinen Partien des Petrus, Pilatus u. entsprechend. Herr Kawerau endlich schmückte die ganze Aufführung durch sein discretes, den Recitativen sichere Unterlage gewährendes Orgelspiel, und das psychharmonische Orchester that seine Schuldigkeit.

Nicht weniger glänzend als innerhalb seiner eigentlichen Domäne, bestand der Chor im „Deutschen Requiem“ von Joh. Brahms. Daß dieses Werk erst jetzt, neunzehn Jahre nach seiner Entstehung, in unsre Hochburg der musica sacra einzog — (den Rögglern, Mälkern und Briefkastenkritikern war dies ein willkommenes Capitel!), ist außerordentlich leicht zu erklären. Die Singakademie ist zunächst und vor Allem der Pflege des Gesanges bestimmt; einzig aus diesem Gesichtspunkte beurtheilt ihr Director die Werke der Vocalcomponisten. So konnte und mußte es kommen, daß ein classischer Vocalmeister wie Grell den Kreis der nach seinem Ermessen zulässigen, der Gesangs-pflege heilsamen Werke möglichst einengte und in den Mittelpunkt, wie eine Polar-stonne der Aufführungen, Händel stellte, während Palestrina den Stoff für die Schulung

der Stimme und die Richtung des Geschmacks hergab. So wird auch begreiflich, weshalb selbst nach so lauge Jahre hindurch nur mit drei Werken (Matthäus-Passion, Actus tragicus und H-moll-Messe) vertreten war; dem praktischen Sänger war hier sofort völlig klar, was dem Encyclopädisten unfaßbar und verwirrend schien. Director Wunner hat nun an die Pflicht gegen die Lebenden nicht erst gemacht zu werden brauchen; ihm verdanken wir die Befamntschafft mit Kiel, Bierling, Lachner, Rheinberger, Peder, Hofmann u. A., daneben auch eine bedeutende Erweiterung des Vach-Repertoirs. Daß bei den neuen Werken der Chor stets ein glückliches Loos gezogen, also der oberste Grundfay des Instituts stets seine volle Geltung behalten habe, läßt sich nicht behaupten. Aber in unserer Zeit bestimmt nicht der Vocalist, sondern der Symphoniker die Tonart; und wesentlich symphonisch ist auch das „Deutsche Requiem“. Will man die mächtigen Eindrücke, die es hervorruft, kurz erklären, so ergibt sich die wahrhaft classische Form in allen Theilen des Werkes als der eigentliche Gradmesser seines Adels. Eine Fülle von Gedanken ergießt sich namentlich aus dem Orchester, welchem der Chor meistens nur als gleichberechtigte, oft als unterworfenere, selten als herrschende Macht gilt. So kommt es denn, daß die Stimmen gar häufig an den äußersten Grenzen ihres Umfangs und ihrer Ausdauer sich bewegen, daß der Componist der Verwirklichung seines Gedankens gelegentlich auch die Rücksicht auf den Schönklang opfert. Im Requiem mehr als in irgend einem anderen Vocalwerke Brahms' macht sich der schädliche Einfluß geltend, welchen eine Zeit lang die Liszt'sche Schule auf den Componisten übte. Er ist noch nicht völlig geschwunden und z. B. auch in der Märie noch erkeubar; aber die Zahl der Stellen von rein-vocaler Schönheit ist schon in „Requiem“ so groß, wie in sämmtlichen Liszt'schen Werken nicht.

*

*

*

Der Stern'sche Gesangverein (Direction: Prof. Rudorff) verhalf dem lyrischen Drama „Judith“ von Charles Lefebvre, einem Pariser Wagnerianer, zu seiner deutschen Premiere. Das Werk ist eigentlich ein Drama, welches für die Bühne nicht ausreicht und ein Halboratorium (nach Ambros'scher Definition), das für den Concertsaal zu dramatisch gerathen ist. Durch die Annahme des declamatorischen Stils erschien der oratorische, thematisch durchgearbeitete Chor von selbst ausgeschlossen; und so stud die Höre in der „Judith“ mit wenigen Ausnahmen lediglich theatralische Masseninterjectionen, die recht wohl auch einzelnen Individuen zugetheilt werden konnten. Mit andern Worten: nicht zugleich ein Chor, wie es das Oratorium verlangt, sondern allein in zwei Personen vollzieht sich der dramatische Vorgang; alles Uebrige ist Beiwerk. „Judith“ entstand schon vor 1875; aber der Componist muß sich vorher, das ist im Einzelnen nachweisbar, wenigstens mit Wagner's „Walküre“ näher bekannt gemacht haben und fand vielleicht damit erst die geeigneten Mittel zur Bewältigung seines Stoffes. Denn nur gewaltfam läßt sich der Ueberschuß an fanatischem Patriotismus, das männliche Heldenthum in der Tochter Juda's in lyrische Formen gießen, und damit entfällt der directe Anreiz namentlich für die oratorische, in religiöser Verklärung kulminirende Fassung. Wie hätte sonst wohl ein Händel sich diesen Stoff entgehen lassen! Dem französischen, das Theatralische instinctiv gewinnenden Naturell Lefebvre's bot sich der Ausweg, aus der Hauptfzene nach bekannten Mustern andre Scenen zu entwickeln und so mit Hilfe seines Textdichters, Paul Collin, dies zwischen Cantate und Drama schwebende Werk zu schaffen.

Die Mangelhaftigkeit chorischer Leistungen in Paris ist weltkundig, und so wird wohl Herr Lefebvre alle Veranlassung haben, den Tag in Berlin zu segnen; denn eine glänzendere und glücklichere Darbietung und Aufnahme als diejenige, welche „Judith“ durch den Stern'schen Verein und sein Publicum fand, dürften denn mit dem römischen Preise gekrönten Werke kaum wieder zu Theil werden. Herr Prof. Rudorff gestattete mit einer bei Musikern seiner Art und Richtung kaum jemals beobachteten Fähigkeit der Einordnung seiner Beziehung zu diesem wagnerisch sich gebenden Opus

nach und nach zu einer so intimen, daß die Aufführung auch auf der Bühne hätte gelingen müssen. Es bot sich das interessante Schauspiel, einen Symphoniker und Oratoriker strenger Observanz in einem Uebergangsstadium beobachten zu können. — Der Chor war in jeder Beziehung vortrefflich. Mit frischem Klang der Stimmen und leidenschaftlicher Bewegtheit vereinigte sich eine bei Hören nicht eben häufige Schärfe im Rhythmischen; ergreifend schön klang im ersten Theile die dem Componisten ungewöhnlich gut gelungene Schilderung der Qual des Durstes in der von den Assyrern eingeschlossenen Stadt Bethulien (Galiläa). Das synagogal-chromatische „Ach!“ der Frauenstimmen vergegenwärtigte unmittelbar das Seufzen verschmachtender Menschen. Die durch die Erscheinung der Judith neugewonnene Zuversicht klang in dem schönsten Chore des Werkes: „Geh, o Judith“ — stimmungsvoll aus. Im zweiten Theile werden die siegestrunkenen Assyrer den gefangenen Ebräern gegenübergestellt; doch verhielt sich hier die Erfindungsgabe des Componisten zu spröde und der Chor vermochte den Mangel nicht zu decken. Im dritten Theil, namentlich dessen erster Hälfte, einem wilden, üppigen Bacchanal mit assyrischem Ballet, häuften sich die chorischen Schwierigkeiten; doch fehlt gerade dem Finale das thematische feste Gerüst, ein kräftiger Kern. — Unter den Solisten trat die für Fr. Malken noch in letzter Stunde gewonnene Frau Moran-Olden aus Leipzig (Judith) bedeutend hervor. Sie besitzt einen schönen ausgeglichenen Mezzosopran von jener Farbe, Kraft und Innigkeit, wie wir ihn für Fidelio, Holbe u. wünschen; doch ist weder ihre durch häufige Vortöne verunzierte Tonbildung, noch ihre Intonation völlig tadelfrei. Am wenigsten kann man sich mit der Textaussprache einverstanden erklären; im Munde dieser Sängerin gibt es kaum noch ein e, so nach a abgedunkelt klingt dieser Vocal. Herr Franz Schwarz (Holofernes) brachte zu seiner Rolle männlich kräftigen Paß und dramatische Geschmeidigkeit. Herr Felix Schmidt konnte nur in einigen Mittelstönen den Otho repräsentiren und Herr Honigsheim war überhaupt nicht vernehmbar. Dem Philharmonischen Orchester gebührt besonderer Dank; ihm ist vielleicht in der sehr charakteristischen Ballettmusik ein Repertoirezuwachs gekommen. Endlich sei als geschickter musikalischer Textübersetzer Herr Hermann Wolff genannt. — Sein viertes Concert setzte der Verein aus den Werken von fünf Componisten zusammen. Wohlgegliedert und festgefügt stieg Woldemar Bargiel's Psalm 61 vor uns auf. Bargiel, Blumner, Beder — drei Epigonen Bach's in Berlin — und mit ihnen Brahms: Diese vier tragen Gegenwart und Zukunft der musica sacra. — E. Rudorff's unwiderstehlich in überirdische Sphäre erhebendem „Gesang an die Sterne“ folgte Gernsheim's „Agrippina“, eine blasse, pointenlose Declamation für Alt-Solo, Chor und Orchester, und endlich der dritte Theil des Schumann'schen „Faust“. Vorher sang Fr. Spies Recitativ und Arie aus Gluck's „Orpheus“ (und zwar mit der von mir empfohlenen Aussprache Euridice) ganz vortrefflich. Durch Anmuth in Stimme und Vortrag erfreute Fr. Schaufeil, durch meisterhaften Gesang Herr Hildach. —

*

*

*

Zu Saint-Saëns, Joncières und Lefebvre gesellte sich als vierter Pariser (aber 1822 geboren in Gassontaine bei Saarbrücken) Herr Gouvy mit seiner Chor-Cantate „Oedipus auf Kolonos“, welche der Cäcilien-Verein (Direction: Alexis Holländer), vortrefflich unterstützt durch Fr. Oberbed (Antigone) und die Herren Schelper aus Leipzig (Oedipus), Dierich (Polineikes) und Haase (Theseus), uns in einer wohl gelungenen Aufführung brachte. Gouvy ist bei uns durch seine Cantate „Sphingenie in Lauris“, welche ebenso wie „Oedipus“ auf Gluck'sche Anregungen zurückverweist, und zahlreiche Orchesterwerke als ein ungewöhnlich fleißiger, nach deutschen Vorbildern gewachsener, tüchtiger Componist bekannt. Gerade im „Oedipus“ zeigt er weniger eigenartige Bildungen als in anderen Werken; auch das Orchester, dem er doch sonst ein originell-farbiges Lüstre zu geben weiß, wandelt bekannte Wege. — Nachträglich sei berichtet, daß sowohl Gouvy als Lefebvre und Joncières den

Aufführungen ihrer Werke bewohnten und ihnen persönlich gettenden Beifall reichlich gewannen.

Gleichfalls zu den oratorischen Concerten zählt u. A. das sechste Concert der Königlichen Akademie der Künste (Direction: Joachim), in welchem der Chor der Königlichen Hochschule Händel's Pastorale „Aris und Galathea“ und die „Nänie“ von J. Brahms musterträchtig vortrug —, sowie das letzte der von Prof. Lindmorth dirigirten Serie der Philharmonischen Concerte, in welchem die Berliner Liedertafel in höchst erfreulicher Weise den Chortheil und der ausgezeichnete Tenorist, Herr Gudehus aus Dresden, die Titledpartie des von J. Brahms componirten Goethe'schen „Rinaldo“ sang. Endlich gehören hierher die achte und neunte Symphonie-Soirée der Königlichen Capelle (Direction: Radecke), deren eine Haydn's „Schöpfung“ (Soli durch Fräulein Leisinger und Herrn Ernst vortrefflich, durch Herrn Krolow nur mäßig ausgeführt) und die andre Beethoven's 9. Symphonie mit Chören (Soli: Frau Sackse-Hoffmeister, Frau Lammert, Herr Ernst, Herr Krolow) enthielt. Der Chor war für beide Abende ein ad hoc gebildeter und leistete nur Befriedigendes, vielleicht auch, weil die Aufstellung (auf der Bühne, hinter dem Orchester) eine ungünstige war. — Der Seiffart'sche a capella-Gesangverein hat seinen allverehrten Gründer und Dirigenten Paul Seiffart durch plötzlichen Tod verloren, wird aber weiter bestehen.

* * *

Von den instrumentalen Neuheiten verdienen die Symphonie in B-dur op. 60 von Bernhard Scholz, sowie Heinrich Hofmann's sechsfährige Suite „Im Schloßhof“ und Octett F-dur op. 80 Erwähnung. Der diesjährige Winter war ziemlich ergiebig an neuen Instrumentalwerken, und es macht sich ganz natürlich, daß eins dem andern in der Vorstellung des Hörers näher kommt, daß ein Vergleich versucht und der Stand der symphonischen Kunst fixirt wird. Die neuen Werke von Herzogenberg und d'Albert sind durch den Strahlenglanz der neuen Symphonie von Brahms stark in den Schatten gestellt worden, und der Frankfurter Meister würde gewiß das gleiche Schicksal gehabt haben, wenn ihm nicht Zeit, Ort, königl. Orchester und die Freundeshand Radecke's erhebliche Hilfe geleistet hätten. Alle aus der Lectüre der Partitur erkennbaren Intentionen des Componisten wurden beachtet und verwirklicht; das Orchester spielte mit warmer Hingebung und das Publicum folgte mit dem sichtlichsten Verlangen, einem Musiker, dessen strenge Schule und erste Richtung gerade an diesem Orte leichter als anderwärts einer sympathischen Strömung begegnet, diese Sympathie zu erkennen zu geben. In der That erntete jeder Satz Beifall, den lebhaftesten das Scherzo, und über das Ganze wurde so liebenswürdig quittirt, daß sich Herr Dr. Scholz freuen kann. Eigentlich zündend aber wirkt seine Musik nicht, ohne jedoch uns aus dem Interesse zu lassen. Nicht sie verfolgt uns, ergreift uns, läßt uns lange nicht los und nimmt uns ganz für sich ein, sondern wir müssen ihr folgen, ihr eum studio zuhören und dürfen uns durch fremde Gedanken ihr nicht entfremden lassen. Sie ist sehr vornehm und sehr spröde. Die modernen Mittel des Anreizes sind nur spärlich verwendet; die Schumann'sche Synkope hat in den fast üppig aufschiefenden rhythmischen Neugestaltungen etwas zu viel zu sagen; die dynamische Scala (z. B. die scharfe Nebeneinanderstellung harter Forzati und schattenhaft leiser Klänge) ist beinahe zu reichlich und kaleidoskopisch schnell veränderlich; die Melodien wollen, das merkt man ihnen an, durchaus jede Beziehung zu schon Dagewesenem ablehnen, sind gewiß auch originell, haben aber ein etwas fremdes Gesicht, in den Zügen mehr Strenge als Milde. Die Symphonie gleicht der gescheiten, geistreichen, wohlherzogenen Tochter eines sehr distinguirten Vaters; sie hält sich vortrefflich, spricht vorsichtig und gut, bewegt sich nur in erlebener Gesellschaft und spielt nur Schumann. Möchte sie doch ein wenig außs Land gehen und etwas in Schubert's Manier phantasiren; in Schubert's, nicht in — Hofmann's, denn von Töchtern der beschriebenen Art ist auf dieses Grotikers „Schloßhof“ nichts zu finden. Hofmann verzetelt seine reiche Gabe an zu viel

nicht aus dem Ensemble heraus, sondern in dasselbe hinein. Selbstverständlich kommt an seinem Platze auch das Solo mit allen seinen Merkmalen und Werthen zur vollen Geltung und weiß insonderheit das kleinste der verschwieberten Instrumente in des königlichen Künstlers Arm auch zu herrschen und zu schalten. Aber doch hat das Publicum der Quartettabende gerade an den eigentlichen Ensemblestücken seinen vornehmsten Genuß und ist deshalb geneigt, den Herren de Ahna, Wirth und Hausmann dieselben Kränze zu reichen, die sonst wohl Meister Joachim allein erntet.

Der letzte diesjährige Abend brachte nacheinander die Quartette C-moll aus op. 18, F-dur (op. 135 mit dem Finale „Der schwer gefaßte Entschluß“) und Es-dur op. 74, also in einer Aufeinanderfolge, die gewiß allgemeinere Zustimmung finden wird, als die früher oft beliebte in chronologischer Ordnung. Wenn die stärkste Spannung der Aufmerksamkeit, wie sie die letzten der sechzehn Quartette Beethoven's verlangen, von schon ermatteten Hörern gefordert wird, so ist nicht unbegreiflich, warum diese erhabenen Offenbarungen nur einer kleinen Gemeinde ans Herz gewachsen sind. Für solche Quartettfreunde, welche zur Vertiefung ihres Kunstgenußes und Kunstverständnisses die Mühe einer sehr zu empfehlenden kleinen Vorbereitung nicht scheuen, hat Theodor Helm seinen „Versuch einer technischen Analyse der Quartette Beethoven's im Zusammenhange mit ihrem geistigen Gehalt“, welcher abschnittsweise in Fröhsch's „Musik. Wochenbl.“ erschien, in Buchform veröffentlicht, in der Einleitung auf Haydn und Mozart, und am Schluß auf das Bach-Beethoven'sche Quartett hingewiesen und seinen an Marx' Beethoven-Biographie sich anlehrenden Ausführungen zahlreiche claviermäßig gefasste Notenbeispiele eingeflochten. Gerade dadurch, daß der Verfasser in begeistertem Schwunge vielfach über die Grenze der objectiven Darstellung hinausgeräth, gewinnt er den Leser.

* * *

Unter den neben dem Joachim-Quartett in einem bestimmten Turnus wiederkehrenden Concerten nahmen die Montage der Herren Dr. Bischoff und Helmich durch ihre außerordentlich geschickt disponirten Programme, wie nicht minder durch die echt künstlerische Ausführung derselben eine glänzende Stellung ein. Ferner concertirten mit gleichen Ehren die Herren Sauret und Grünfeld, beide, der ausgezeichnete Geiger und der ebenso ausgezeichnete Violoncellist, unterstützt durch die wachsende Theilnahme des Publicums. Ihre letzte Soirée fand durch Herrn Alfred Grünfeld, den ruhmreichen Führer der Wiener Pianisten, wirksamste Unterstützung. Außerdem beschenkte die unübertroffene Trias Barth — de Ahna — Hausmann an drei Sonntagsmorgen eine geladene, zahlreiche Hörer-Gemeinde mit den herrlichsten Früchten ihres Zusammenspiels. Theodor Krause.

Wir wollen diesen Bericht nicht schließen, ohne des geistvollen Schreibens in Sachen Saint-Saëns' dankbar Erwähnung zu thun, durch welches Herr Hans von Bülow unsern Berichterstatter und unsere Zeitschrift geehrt hat. Das Schreiben selbst ist durch Abdruck in vielen deutschen Blättern allgemein bekannt geworden, so daß wir auf eine Reproduction seines Wortlauts an dieser Stelle verzichten dürfen. Darauf aber mögen wir nicht verzichten, ausdrücklich und mit Genugthuung zu constatiren, daß wir, in manchem andern Punkte von der Meinung des Herrn von Bülow abweichend, uns doch völlig mit ihm identificiren in diesem einen und wesentlichen, der das Eindringen des politischen Chauvinismus in das Gebiet der Kunst ein für allemal anschießt; und wir geben Herrn von Bülow, in geziemender Erwiderung seines an Herrn Krause gerichteten Briefes, auch unreservirt die Versicherung, daß wir diesen Punkt der Uebereinstimmung mit ihm eifrigst wahr werden.

Die Redaction der „Deutschen Rundschau“.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Mai.

Im preussischen Abgeordnetenhaus hat die erste Lesung der kirchenpolitischen Vorlage am 4. und 5., die zweite Lesung am 7. Mai stattgefunden, nachdem das Herrenhaus bereits vor den Osterferien, am 13. April, jene in der Fassung, welche sie durch die Abänderungen der Commission und durch die Amendements des Bischofs Kopp erhalten, mit großer Stimmenmehrheit angenommen hatte. Wie vor der entscheidenden Sitzung des Herrenhauses „aus den Gemächern des Vatikans“ ein Actenstück eingetroffen war, in welchem der Cardinal Staatssecretär Jacobini erklärte, daß der Papst in Bezug auf die Pfarreien die Anzeige gewähren wolle, sobald der römischen Curie officiell die Versicherung ertheilt würde, daß in nächster Zukunft eine weitere Revision der kirchenpolitischen Gesetze erfolgen soll, war der preussische Minister der geistlichen Angelegenheiten auch am 1. Mai in der Lage, dem Präsidenten des Abgeordnetenhauses eine Note „aus den Gemächern des Vatikans“ zu übermitteln. Der Inhalt dieser Note rechtfertigte es allerdings kaum, wenn in dem Begleitschreiben des Ministers besonders hervorgehoben wurde, daß die Regierung „zu ihrer lebhaftesten Befriedigung“ in den Stand gesetzt wäre, diese Note vom 25. April d. Js. mitzutheilen, Inhalts deren der Papst, „um ein thatsächliches Unterpfand seiner friedfertigen Gesinnung zu geben, aus eigener Initiative und ohne die vollständige Erfüllung der ausgesprochenen Voraussetzungen zu erwarten“, sich entschlossen habe, schon jetzt einen Theil der gemachten Zusagen vorweg zu erfüllen und die Anzeige für die gegenwärtig vakanten Pfarreien eintreten zu lassen. In der vom 25. April 1886 datirten Note des Cardinal-Staatssecretärs Jacobini wird insbesondere darauf hingewiesen, wie der Papst „mit wahrer Genugthuung“ vor Allem erfahren habe, daß der Vorschlag der römischen Curie, eine weitere Revision der in der gegenwärtigen Vorlage nicht in Betracht gezogenen Gesetzbestimmungen vorzunehmen, seitens der preussischen Regierung als ein Act der Versöhnung aufgefaßt worden sei, welcher dazu diene, den religiösen Frieden vollständig herzustellen. Wie erwünscht auch diese Herstellung des religiösen Friedens in Preußen sein mag, müssen sich doch berechnete Zweifel regen, ob die Mittheilung des Cardinals Jacobini in der That den ihr beigemessenen „besonderen Werth“ beanspruchen darf. In der kurzen Note wird betont, daß der im Herrenhause in Bezug auf die kirchenpolitische Vorlage mit den gestellten Amendements erzielte Erfolg ein Gegenstand der Befriedigung für die „erhabene Absicht“ des Papstes Leo XIII. sei. Für den Culturhistoriker wird es jedenfalls von Interesse sein, eine Parallele zwischen diesem Actenstücke und früheren Kundgebungen „aus den Gemächern des Vatikans“ zu ziehen.

Mit Recht dürfte man darauf gespannt sein, welche Erklärungen Fürst Bismarck und der Führer des Centrums, Windthorst, im Abgeordnetenhaus abgeben, ob der letztere insbesondere, in irgend welcher Form, an einen bekannten Auspruch anknüpfend, die Frage zur Erörterung stellen würde, wer von ihnen beiden, er oder Fürst Bis-

mark „früher aufgestanden“ wäre? Ein gewandter Taktiker, führte der Leiter des Centrums aus, daß es eine Zeit zu reden und eine andere Zeit zu schweigen gebe, und daß er jetzt glaube, die Zeit des Schweigens sei gekommen. Im Namen aller seiner Fraktionsgenossen, die in voller Einmütigkeit zusammenständen und „zusammenbleiben“ würden, erklärte Herr Windthorst dann, daß sie die Vorlage, wie sie aus dem Herrenhause gekommen sei, einfach acceptirten. Man wird wohl kaum bei der Annahme irren, daß der Hinweis auf das „Zusammenbleiben“ der Fraktionsgenossen des Centrums bestimmt war, die Ansicht zu widerlegen, der Zerfall der letzteren Partei stände unmittelbar bevor. Das Centrum wird die Revision der Maigesetze im Sinne der römischen Curie sicherlich nur als eine Abschlagszahlung, als eine Etappe auf dem Wege betrachten, der noch reichen Lohn, vor Allem auf dem Gebiete des Schulwesens gewähren soll. Deshalb erscheint auch zweifelhaft, ob die von dem Fürsten Bismarck in poetischen Bildern geschilderte Friedens-Byzille sich in allen Einzelheiten erfüllen wird, als er nicht nur dem Vertrauen zum Papste, sondern auch „zu unseren katholischen Landesleuten“ mit dem Bemerkten Ausdruck lieh, „daß sie ehrlich die Hand dazu bieten werden, auf dem Raume, welchen wir frei machen von dem Schutt, den die Maigesetze darauf gelassen haben — denn Trümmer sind sie ja nur noch — den Friedenstempel mit unsem errichten, die Friedenssäule mit unsem ehrlich pflanzen, begießen und pflegen zu wollen.“ Daß unsere katholischen Landesleute in ihrer überwiegenden Mehrheit sich gern an diesem Friedenswerke betheiligen würden, unterliegt wohl keinem Bedenken; die Schwierigkeit wird immer darin bestehen, die leitenden Männer des Centrums mit derselben Gesinnung zu beselen. Andererseits wird sich wohl die Erwartung als eine trügerische erweisen, daß die erwähnte Partei, sobald es erst gelungen ist, den *modus vivendi* mit dem Papste in allen Einzelheiten festzustellen, im Lande selbst an Woden verliert. Man braucht nur auf die Anerkennung hinzuweisen, mit welcher Leo XIII. bei jeder Gelegenheit des Centrums gedenkt, um mit voller Klarheit zu erkennen, daß „in den Gemächern des Vatikans“ auf eine so werthvolle, wohl organisirte Unterstützung in absehbarer Frist sicherlich nicht Verzicht geleistet werden wird.

Nachdem das Abgeordnetenhaus am 5. Mai den Antrag auf Verweisung der kirchenpolitischen Vorlage an eine Commission gegen die Stimmen der Nationalliberalen und eines Theils der Deutschfreisinnigen abgelehnt hatte, fand die zweite Lesung im Plenum am 7. Mai statt, wobei die einzelnen Artikel ohne wesentliche Discussion zur Annahme gelangten. Am 10. Mai erfolgte dann in dritter Lesung die Abstimmung über den Gesetzentwurf im Ganzen, wobei derselbe mit 260 gegen 108 Stimmen genehmigt wurde.

Die jüngste kirchenpolitische „Evolution“ des Fürsten Bismarck hat nicht bloß in Deutschland, sondern auch im Auslande großes Aufsehen erregt, und es mangelt nicht an Vermuthungen über die Beweggründe, welche einen Realpolitiker von der Bedeutung des Reichsfanzlers veranlaßt haben können, die Annäherung an den Papst zu vollziehen. So hört man, unter Anderem, mit Rücksicht auf frühere Neußerungen des Fürsten Bismarck die Vermuthung aussprechen, derselbe suche, durch die Fortschritte der Socialdemokratie in Deutschland gewarnt, in dem conservativen Papstthume gewissermaßen einen Stützpunkt, wie er denn auch, gerade von dieser Erwägung ausgehend, den staatsmännischen Blick des Papstes Leo XIII. gerühmt habe. Daß der letztere keine Gelegenheit vorübergehen läßt, mit voller Siegesgewißheit zu verkünden, wie nur das Papstthum die Gefahren des Socialismus abwehren könne, ist wohlbekannt. Minder klar ist der Zusammenhang, in welchem diese Abwehr mit der Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des Papstthums stehen soll. Ueberdies ist gerade durch die Vorgänge der jüngsten Zeit dargelegt worden, daß selbst unter einer so clerikalen Regierung, wie sie gegenwärtig in Belgien besteht, anarchische Ausschreitungen in großem Maßstabe erfolgen können. Die Arbeiterunruhen in Lüttich und Charleroi bilden gegenüber denjenigen ein gewichtiges Argument, welche allen Ernstes versichern, daß der katholische Clerus der zuverlässigste Bundesgenosse im Kampfe gegen

den Anarchismus sei. Man braucht dem blutigen Zusammenstoße im südlichen Frankreich, welcher, aus Anlaß der Schließung einer Privatkapelle, zwischen der durch die Geistlichkeit irrefeleiteten Bevölkerung und der Staatsgewalt stattfand, keine allzu große Bedeutung beizumessen; man braucht ferner die aus verschiedenen Orten Spaniens gemeldeten Mordthaten und Ausschreitungen katholischer Priester nicht als Symptome einer allgemeinen Sittenverderbnis zu betrachten und darf doch der Ueberzeugung sein, daß der Katholicismus ebenso wenig wie der Protestantismus an und für sich das Allheilmittel aller socialen Schäden darstellt.

Daß eine bestimmte Regierungsform geeignet wäre, socialistischen Ausschreitungen vorzubeugen, läßt sich gleichfalls nicht behaupten; sehen wir doch Frankreich, England, Belgien und die Vereinigten Staaten von Nord-America, also Republiken und constitutionelle Monarchien, und zwar gerade hochentwickelte Industriegebiete in Mitleidenschaft gezogen. Die jüngsten socialistischen Unruhen in Chicago sind zwar sicherlich zunächst das Werk der Anarchisten, die jedoch kaum einen so fruchtbaren Boden gefunden hätten, wären die Arbeitsverhältnisse nicht so ungünstig. Daß die Ruhestörungen jetzt gerade zum Ausbruche gelangten, steht im Zusammenhange mit dem Beschlusse der Arbeiterorganisationen, vom 1. Mai d. Js. ab den achtstündigen Normal-Arbeitstag mit vollem Lohne einzuführen. Wenn die erwähnten Organisationen diesen Beschluß unter Anderem auch im Hinblick auf die stete Fortentwicklung des Maschinenwesens faßten, indem sie von der Voraussetzung ausgingen, daß bei einer geringeren Arbeitszeit eine größere Anzahl der durch den Maschinenbetrieb überflüssig gewordenen Arbeiter von Neuem Beschäftigung finden würde, so wären doch andererseits die Fabrikanten bei einem achtsündigen Normal-Arbeitstage ohne Herabsetzung der Löhne noch weniger als bisher in der Lage, die Concurrenz mit dem Auslande zu bestehen. Die in Chicago erscheinende „Illinois-Staatszeitung“ wies denn auch bereits im Voraus auf die drohende Krisis hin, indem sie bei einer Vergleichung der noch am 1. Januar d. Js. gehegten Hoffnungen und der am 22. April bestehenden Industrieverhältnisse ausführte: „An die Stelle der trohen Zuversicht ist bange Besorgniß getreten. Ein Frühreif hat die voreiligen Hoffnungsnospen zerstört. Die wirtschaftliche Thätigkeit und der Verkehr stoden. Das Capital zieht sich scheinu aus jedem Wagniß zurück. Eine Menge Pläne zu Bauten und zur Begründung von Gewerbetrieben sind aufgegeben worden. Noch schlimmer: die Einfuhr fremder Waaren nimmt in beunruhigendem Maße zu; es werden für viele Millionen Waaren aus Europa eingeführt, die sonst von inländischen Fabriken hätten geliefert werden können und sollen. Doch diese können keine Bestellungen auf Monate hinaus annehmen, weil man nicht vorausberechnen kann, was die Herstellungskosten sein werden. Es mehren sich von Tag zu Tag die Fälle, in welchen es den Besitzern vortheilhafter erscheint, den Betrieb einzustellen, als ihn unter Bedingungen fortzusetzen, bei denen sie nicht bestehen können.“ Da der achtstündige Normal-Arbeitstag nicht bloß durch einen allgemeinen Strike, sondern auch durch „Boycotting“, das Verbot, mit den sich nicht fügenden Fabrikanten in irgend welche geschäftliche Beziehungen zu treten, erzwingen werden soll, erscheint die trostlose Schilderung des amerikanischen Vlattes durchaus zutreffend.

So beilien sich denn die Anarchisten, die günstige Coniunctur zu benutzen, indem sie in einer am 4. Mai gehaltenen Versammlung den offenen Widerstand gegen die Polizei proclamirten und den Worten unmittelbar die That folgen ließen. Wie sehr die Anarchisten auf diese Eventualität vorbereitet waren, erhellt aus dem Umstande, daß in der Versammlung selbst Bomben unter die Polizeibeauten geschleudert wurden, während gegen die letzteren zugleich Revolvergeschüsse fielen. Demnächst entspann sich ein vollständiger Kampf, in dem es Tode und Verwundete gab. Am nächsten Tage erfolgten neue Unruhen, welche durch die Polizei erst unterdrückt wurden, nachdem die Anarchisten verschiedene Läden geplündert hatten. Wie bei den Ruhestörungen in London, zeigte sich auch bei denjenigen in Chicago, daß die wirklichen Arbeiter sich an den Ausschreitungen selbst nicht betheiligen, dann aber zumeist als Opfer dienen, da die Anarchisten nach vollendetem Coup unverzüglich das Feld räumen. Nach den

telegraphischen Berichten wurden bei dem blutigen Zusammenstoße am 4. Mai durch die Bomben und die Revolvergeschüsse drei Polizisten getödtet, etwa vierzig verwundet, während von den Socialisten einer sofort getödtet und ein anderer lebensgefährlich verletzt wurde. Die Zahl der außerdem Verwundeten wird zwar auf etwa fünfundzwanzig geschätzt, mehrere Socialisten wurden jedoch, nachdem sie von den Schüssen der Polizisten getroffen worden waren, sogleich von den Genossen fortgeschafft, so daß in Wirklichkeit eine höhere Ziffer angenommen werden muß.

In Belgien verhehlt man sich aus Anlaß der letzten Ruhestörungen nicht, daß es einer sorgfältigen Arbeiterschutzes-Gesetzgebung bedarf, wenn anders die Wiederkehr der tumultuarischen Vorgänge von Charleroi und Lüttich verhütet werden soll. Der liberale Parteiführer Frère-Orban, der trotz seines hohen Alters stets auf der Bresche steht, wenn es gilt, nützliche Reformen herbeizuführen, hat bereits in der belgischen Repräsentantenkammer einen in vierzehn Artikeln formulirten Gesetzentwurf eingebracht, demgemäß in jeder Gemeinde, in welcher es für nothwendig erachtet wird, ein je zur Hälfte aus Arbeitern und Arbeitgebern bestehender „conseil de l'industrie et du travail“ eingeführt werden soll. Derselbe würde, abgesehen von einer alljährlichen regelmäßigen Versammlung, auch dann einberufen werden, wenn der Charakter eines bestimmten Strite dies erforderte, damit Mittel und Wege behufs einer Versöhnung der widerstreitenden Interessen geprüft werden können. Der Antrag des greisen Staatsmannes ist zur Vorberathung den Sectionen der belgischen Kammer überwiesen worden. Jedenfalls wird auch das Hilfsklassenwesen der Arbeiter in Belgien so bald als möglich Verbesserungen erfahren müssen, da nur auf diese Weise den Wählerreien der Anarchisten ein Paroli gebogen werden kann. Ginge es allerding's nach den Wünschen der belgischen Socialdemokratie, die während der Oertage in Gent einen Congreß hielt, so müßte sich die Regierung vor Allem bemühen, die Gründung eines „Weltarbeitsvereins“ herbeizuführen, durch welchen die Arbeitsbedingungen auf internationalem Wege geordnet werden sollen. Während ein Theil der Mitglieder des Congresses von Gent sich mit einer umfassenden Fabrikgesetzgebung begnügen will, steckt der Führer der belgischen Socialdemokratie, de Paepe, derselben ein höheres Ziel, indem er eine Resolution durchsetzte, laut welcher die Production nach den statistisch festgestellten Bedürfnissen eingeschränkt werden soll. Die Arbeiter sollen bei der Anordnung der Production mitwirken, damit eine bessere Vertheilung der Güter entstehe. Der Führer der belgischen Socialdemokratie exemplificirte unter Anderem mit den Bergwerken, welche der Staat übernehmen und den Arbeitergenossenschaften zum Betriebe überweisen würde. Gegen derartige utopistische Pläne wendet sich auch Frère-Orban in seiner Kammerrede vom 6. Mai, indem er zugleich den Radicalismus bekämpfte, der sich nicht darau' beschränkt, das allgemeine Stimmrecht als die Panacée zu bezeichnen, deren Anwendung allen Beschwerden ein Ende bereiten soll. Daß das allgemeine Stimmrecht in Belgien an erster Stelle den Clericalen zu Statten kommen muß, wird von den Radicalen vollständig außer Acht gelassen. Nicht minder übersehen sie, daß die Zerspitterung in liberalen Feldlager vor Allem zum Siege des Ultramontanismus in Belgien beigetragen hat.

Auch in England droht der liberalen Partei aus Anlaß der auf Irland bezüglichen Vorlagen Gladstone's eine vielleicht verhängnißvolle Spaltung. Trozdem daß nicht gelungnet worden, daß die öffentliche Meinung in England der Home-Rule-Bill weniger feindselig ist, seitdem der Premierminister in dem an seine Wähler von Midlothian gerichteten Manifeste vom 1. Mai sein irisches Programm von Neuem entwickelt hat. Die Landkautis-Bill bleibt in der Rundgebung Gladstone's unerwähnt, und dies muß als ein geschickter Zug des Staatsmannes bezeichnet werden, der sich übrigens durchaus nicht verhehlt, daß Rang, Titel, Reichthum und socialer Einfluß sich bei den Gegnern vereint finden. „Doch diese mächtige Armee,“ fährt er fort, „ist im Allgemeinen dieselbe, welche in den großen politischen Schlachten der letzten sechzig Jahre gekämpft hat und unterlegen ist. Wir hatten dieselben großen Streitigkeiten wegen der Handelsfreiheit, wegen des öffentlichen Unterrichtes, der religiösen Gleichheit

in bürgerlichen Angelegenheiten, der Ausdehnung des Wahlrechts, und stets besanden sich die Klasseninteressen auf der entgegengesetzten Seite. Was ist aber geschehen? Dieser Widerstand ist stets von einer Macht gebrochen worden, die zwar schwer zu lenken ist, die jedoch, falls sie gelenkt werden kann, unübersteiglich ist: durch das allgemeine Urtheil der Nation.“ Sollte die Home-Rule-Bill wider alle Erwartung der Gegner bei der zweiten Lesung zur Annahme gelangen, so würde letztere doch mit einer so geringen Stimmenmehrheit erfolgen, daß der Premier kaum auf einen Erfolg im Oberhause rechnen darf. Zu dem Manifeste an die Wähler in Midlothian befindet sich denn auch bereits der deutliche Hinweis auf eine bevorstehende Auflösung des Parlaments, durch welche Gladstone eine so starke Majorität zu erhalten hofft, daß das Oberhaus sich einem so mächtigen Drucke nicht mehr entziehen könnte. Thatsächlich ist das Manifest bereits ein Aufruf an die gesammte Nation, welche es wohl zu würdigen wissen wird, wenn der Leiter des Cabinets ihr versichert, daß er zwar auf ein einsichtiges Unterhaus, auf die Wirkung freier Verathung vertraue, daß aber „das Herz und die Wurzel, der Anfang und das Ende“ seiner Zuversicht in der weisen und hochherzigen Gerechtigkeit der Nation liegen. Andererseits unterläßt Gladstone nicht, seine Epigramme gegen die aus Conservativen und Liberalen bunt zusammengewürfelte Opposition zu richten, welche er mit der babylonischen Verwirrung vergleicht, indem er daran erinnert, daß ihre irische Politik lediglich darin bestehe, von einem Tage zum anderen zu leben. Gladstone will die irische Frage lösen, so lange die Stellung Englands in der Welt noch frei und stark sei, während er den Gegnern vorwirft, daß sie vorziehen, zu warten, bis sie durch andere Schwierigkeiten gezwungen werden würden, die Waffen zu strecken.

Wie die innere hat auch die auswärtige Politik Gladstone's in jüngster Zeit in Erstaunen versetzt. Man war so sehr daran gewöhnt, in dem liberalen Premierminister Englands gewissermaßen den Schutzpatron der Griechen zu erblicken, daß es überraschen mußte, wenn die englische Regierung ohne jedes Schwanken die Zwangsmaßregeln billigte, welche gegen Griechenland behufs Beseitigung der Kriegsgefahr zu ergreifen wären. Ein Theil der griechischen Bevölkerung erachtet die Lösung, welche die bulgarisch-ostrumelische Angelegenheit im Sinne des Friedens gefunden hat, als eine Vereinträchtigung der Interessen Griechenlands und glaubt, ebenfalls eine „Compensation“ auf Kosten der Türkei beanspruchen zu können. Um derartige Ansprüche zu begründen, beruft man sich in Griechenland auf den Berliner Congreß oder vielmehr auf die später folgende Berliner Conferenz von 1880. Nachdem der erstere den Griechen die Vermittlung Europa's bei der Pforte behufs Gewährung einer angemessenen Gebiets-erweiterung versprochen und eine bezügliche Aufforderung an die griechische Regierung gerichtet hatte, wollte die Berliner Conferenz diese Grenzregulirung dahin fixirt wissen, daß Griechenland außer Thessalien noch einen beträchtlichen Theil von Epirus mit der Stadt Janina erhielt. Die Pforte nahm jedoch diesen Vorschlag ebenso wenig an, wie sie vorher sich hatte bereit finden lassen, ein unmittelbares Uebereinkommen mit Griechenland abzuschließen. Erst im Jahre 1881 gelang es der Votschaster-Conferenz in Constantinopel, Griechenland sowohl als auch die Türkei zur Annahme eines Abkommens zu bestimmen, laut welchem Griechenland außer Thessalien nur einige südliche Districte von Epirus erhielt; Griechenland mußte vor Allem auf Janina verzichten. Die Griechen behaupten außerdem, daß sie lediglich unter dem Drucke der europäischen Mächte handelten, als sie die Vorschläge der Votschaster-Conferenz von Constantinopel annahmen. Von diesem Gesichtspunkte aus glaubt man in Griechenland berechtigt zu sein, nachdem der Berliner Vertrag in Folge der Vorgänge in Ost-Rumelien gewissermaßen einer Revision unterzogen worden ist, ebenfalls seine Ansprüche anzumelden, die von der Berliner Conferenz anerkannt worden wären. Abgesehen davon, daß diesen Ansprüchen thatsächlich das Abkommen von Constantinopel entgegensteht, sind die Anstrengungen der Großmächte vor Allem darauf gerichtet, den Frieden zu erhalten, der durch die Forderungen Griechenlands ernsthaft gefährdet werden könnte. Als bereits bekannt geworden war, daß die Vertreter der Mächte im Begriff

ständen, der griechischen Regierung ein Ultimatum zu übermitteln, unternahm es der französische Gesandte in Athen, Graf de Mouy, selbständig bei dem Ministerpräsidenten Delijannis Schritte zu thun, damit derselbe die Demobilisirung der griechischen Armee herbeiführe. Delijannis gab denn auch dem französischen Gesandten Erklärungen ab, welche von diesem zwar für ausreichend erachtet wurden, in Wirklichkeit aber so wenig präcis abgefaßt waren, daß das Ultimatum keineswegs gegenstandslos wurde.

Die Gesandten Deutschlands, Oesterreich-Ungarns, Großbritanniens und Italiens sowie der russische Geschäftsträger richteten deshalb am 26. April Abends das Ultimatum an die griechische Regierung, in welchem dieselbe aufgefordert wurde, die Armee binnen kürzester Frist wieder auf den Friedensfuß zu bringen und innerhalb einer Woche, von der Ueberreichung dieses Ultimatus an gerechnet, den Beweis zu erbringen, daß die erforderlichen Befehle ertheilt worden wären. Am Schlusse der Erklärung der Mächte wurde darauf hingewiesen, daß, falls die letzteren bis zum Ablaufe der gestellten Frist keine Antwort erhielten, oder dieselbe nicht genügend befunden werden würde, die Verantwortlichkeit für die Folgen einer derartigen Weigerung der griechischen Regierung zufallen würde. In seiner Antwort auf diese Collectivklärung der Mächte hob Delijannis hervor, daß er bereits den Vorschlägen Frankreichs entsprechend die feierliche Versicherung ertheilt habe, Griechenland würde den Frieden nicht stören sowie den gegenwärtigen Effectivbestand der Armee nicht unter den Fahnen behalten, vielmehr eine allmähliche Ermäßigung seiner Streitkräfte innerhalb der durch die Klugheit gebotenen Fristen herbeiführen. Delijannis täuschte sich jedoch, wenn er der Hoffnung Ausdruck ließ, daß das Ultimatum vom 26. April in Folge seiner Zusicherungen von den Mächten als erledigt angesehen werden würde. Am 6. Mai überreichten die Vertreter der letzteren, mit Ausnahme des französischen Gesandten, der griechischen Regierung eine Note, in welcher sie noch im Laufe desselben Tages weitere Aufklärungen verlangten. Da Delijannis erwiderte, daß er seinen früheren Mittheilungen nichts mehr hinzuzufügen hätte, verließen die Gesandten Deutschlands, Oesterreichs, Großbritanniens und Italiens noch an demselben Abend Athen, indem sie jedoch *chargés d'affaires* zurückließen. Der russische Gesandte hatte sich bereits einige Zeit zuvor nach Livadia zum Kaiser Alexander III. begeben; dagegen bereitete sich der türkische Gesandte, ebenfalls Athen zu verlassen. Am 8. Mai zeigten die Geschäftsträger der fünf Mächte — Frankreich schloß sich wiederum aus — der griechischen Regierung an, daß der Blockadezustand über die ganze Ostküste Griechenlands bis zur türkischen Grenze für alle griechischen Schiffe verhängt worden sei. Obgleich diese Maßregel als *blocus pacifique* bezeichnet wird, konnte sich doch Delijannis nicht der Wahrnehmung des Ernstes der Situation verschließen. Das griechische Ministerium reichte deshalb am 9. Mai sein Entlassungsgesuch ein, das zwar zunächst vom Könige abgelehnt, später jedoch angenommen wurde. Das provisorische Cabinet, an dessen Spitze Valvis steht, hat sich bereit, die Kammer einzuberufen. Immerhin befindet sich Griechenland, nicht ohne ernsthaftes Verschulden seiner früheren Regierung, in einer ungemein mißlichen Lage. Durch die von den Mächten verhängte Blockade außer Stand gesetzt, zur See die Offensive zu ergreifen, besitzt Griechenland keineswegs eine genügende Landarmee, um den türkischen Streitkräften auch nur mit der geringsten Aussicht auf Erfolg die Spitze bieten zu können. Jedenfalls würde die griechische Regierung die Interessen ihres Landes besser gewahrt haben, wenn sie, anstatt den Rathschlägen Frankreichs zu folgen, der Collectivklärung der übrigen europäischen Großmächte sich sogleich gefügt hätte. Nach der Bildung des neuen Ministeriums darf allerdings erwartet werden, daß Griechenland bald abrüsten und der Friede gewahrt bleiben wird. Daß der französische Gesandte in Athen, Graf de Mouy, zur „Berichterstattung“ nach Paris berufen worden, ist ebenfalls als ein friedliches Symptom zu betrachten.

K. Die nordamerikanischen Eisenbahnen in ihren wirtschaftlichen und politischen Beziehungen. Gesammelte Aufsätze von Alfred von der Leyen. Leipzig, Zeit & Comp. 1855.

Der Verfasser des vorliegenden Buches, Geh. Ober-Regierungsrath im Ministerium der öffentlichen Arbeiten zu Berlin, ist Herausgeber des „Archiv für Eisenbahnen“ und wie er einer der fruchtbarsten und dabei fähigsten Schriftsteller auf dem Gebiet der Eisenbahnpolitik ist, verdankt ihm die einschlägige Literatur eine Reihe sehr werthvoller Monographien. — Den an die starren Formen des preussisch-deutschen Bürocratismus Gewöhnten, mußte aber gerade das ungeordnet Großartige, so zu sagen Elementare in der schrankenlos-freien, an Wechselstücken reichen Bewegung des amerikanischen Eisenbahnwesens und seiner Geschichte, durch den Contrast, zu eingehenden Studien reizen, deren Ergebnisse die in dem vorliegenden Band gesammelten Aufsätze sind. Zu demselben ist die Technik des Eisenbahnwesens absichtlich unberührt geblieben, während die Eisenbahnpolitik und die wirtschaftlichen Seiten der Eisenbahnverwaltung sowohl wie des Eisenbahnbetriebes der Vereinigten Staaten eine umfassende und vollständige, wenn auch — wie es in dem Wesen einer Sammlung einzelner Abhandlungen liegt — nicht systematische Beleuchtung gefunden haben. Die einzelnen Aufsätze knüpfen stets an Thatsachen an und erleichtern auf diese Weise das Verständniß der zum Theil sehr verwickelten Verhältnisse vielleicht mehr, als eine abstract gehaltene Schilderung es vermöchte. Damit überläßt das Buch dem denkenden Leser, die einzelnen, in klarem Licht gerückten Erscheinungen den allgem. gültigen wirtschaftlichen Gesetzen unterzuordnen und so aus dem reichen Erfahrungsschatz und der vertieften Kenntniß eines hervorragenden Fachmannes heraus, sich selbst ein Gesammtbild der Eisenbahnverhältnisse der Vereinigten Staaten zu abstrahiren.

Daß dies Bild aber, wie es neue Kunde bringt von dem riesenhaften und dabei durchaus eigenartigen Aufschwung der V. St. auch auf diesem Gebiet, für die weitesten Kreise von Interesse ist, möge allein schon aus der Notiz erhellen, daß das Eisenbahnnetz der V. St. Ende 1854 bereits die Länge von 200 000 km hatte; das aber ist annähernd die Hälfte der Geleislänge der ganzen Erde (450 000 km). Dies gewaltige Netz ist gebaut und wird betrieben von rund 1500 Privat-Unternehmensgesellschaften, welche das Anlagecapital überwiegend aus eigenen Mitteln und auf eigene Gefahr aufgebracht haben. Die Bevölkerung der V. St. beträgt dabei mit 50 000 000 nur 5 000 000 Seelen mehr als die Deutschlands, und doch konnten in einzelnen Jahren ca. 20 000 km — die Hälfte sämmtlicher Eisenbahnen des deutschen Reiches! — in neuem Betrieb genommen werden. Diese ungeheure Zunahme ist wesentlich so zu erklären, daß, während die Kulturländer des alten Europa's, als dieselben mit dem neuen Verkehrsmittel bekannt wurden, mit einem für die damaligen Verkehrsbedürfnisse genügend erscheinendem Netz von Wasser- und vor Allem Landstraßen überzogen waren, während die V. St. gleichzeitig kaum irgendwelche bedeutendere Landstraße, geschweige

denn Kanäle besaßen. Wie sich dann die Ueberlegenheit des neuen Verkehrsmittels über alle andern sehr schnell herausstellte, warf man sich in den V. St. auf das neueste und leistungsfähigste derselben und baute statt Land- und künstlicher Wasser- überall direct Schienenstraßen; deren erste Anlage überdies bei weitem billiger ist als in Europa. Jeder Unternehmer baute dabei, wie es ihm gerade paßte, und bis vor ungefähr einem Jahrzehnt dachte Niemand daran, daß dies freie Ueberlassen der Eisenbahnentwicklung auch einmal unheilbare Folgen haben könnte. Seit der zunehmenden Verdichtung des Eisenbahnnetzes, zuerst in den östlichen Staaten, ist dies aber anders geworden und hat die völlige Freiheit der Finanzierung und der Mangel jeder öffentlichen Controle bei Gründung, Verwaltung und Betrieb der Eisenbahnen, nicht zum Wenigsten, neuerdings zum zweiten Male, wenn nicht zur Entstehung, so doch zur Verschärfung einer gewaltigen Krisis beigetragen und auch sonst sehr häßliche Mißstände gezeitigt. — Im vorliegenden Buch fällt überall helles Licht auf diese Mißstände: die Art der Gründung der amerikanischen Eisenbahnen, die Schwächlichkeit der von den großen Eisenbahnlinien ausgeübten Monopole und die momentanen Strebungen und Gegenstrebungen, die „Eisenbahnfrage“ zu lösen. Wir können das angenehme und klar geschriebene Werk sowohl als wichtigen Beitrag zur Culturgeschichte des modernen America's, wie als Lehrbuch für diejenigen, die alles Heil „von dem freien Spiel der sich selbst überlassenen Kräfte“ erwarten, ebenso wie als hervorragende Leistung auf dem speciellen Gebiet der Eisenbahnliteratur, den weitesten Kreisen angelegentlich empfehlen.

11. Das Inka-Reich. Beiträge zur Staats- und Sittengeschichte des Kaiserthums Tahuantinsuyu. Nach den ältesten spanischen Quellen bearbeitet von Dr. med. Reinhold Bernhard Brehm. Jena, Fr. Mauke's Verlag (A. Schent). 1855.

Eine tüchtige Arbeit, das Ergebnis eines unermüdblichen Fleißes und vieler Geduld, und hervorgegangen aus einem Material, welches dem Verf. einem Angehörigen der deutschen Gesandtschaft in Madrid, die dortigen Staatsarchive und seinem Zwecke sonst dienlichen Bibliotheken in reicher Fülle boten. Das Werk beginnt mit einer Besprechung der in geheimnißvollem Dunkel gehüllten prähistorischen Zeit des in der Weltgeschichte sowohl hinsichtlich seiner Entwicklung als auch seines jähen Endes einzig dastehenden Inka-Volkes, geht ausführlich auf Religion, Staatswesen und Sitten desselben über und bespricht sodann in anschaulicher Weise die allmähliche Entwicklung zu derjenigen Kulturstufe, in welcher es die spanischen Eroberer gefunden, man kann sagen, überrascht haben. Die eigenartige, sonst bei keinem andern Volke je zum Vorschein gekommene Stellung der Inkafürsten und deren innige Verbindung mit dem ganzen Entwicklungs gange ihres Volkes ist vortreflich dargestellt. Wenn die Angaben über Einrichtungen und Zusammenleben der Inka nicht auf authentischen Aktenstücken oder glaubwürdigen Nachrichten beruhten, könnte man zuweilen verführt sein, die Beschreibung eines Wunderlandes aus der Märchenwelt zu lesen. Die

schmälliche Rolle, welche die christlichen Eroberer dieses wunderbaren Landes gespielt haben, ist bekannt; doch wirkt das vorliegende Buch manche Streiflichter auf einige bisher dunkel gebliebene Vorgänge, namentlich was das Verhältnis der Brüder Pizarro zu einander, sowie zu dem letzten unabhängigen Inka Kaiser Atahualpa betrifft. Das Schlussthema erstreckt sich über die ersten vier Jahrzehnte der spanischen Oberherrschaft in dem unglücklichen, dem Untergang geweihten Reiche. Es schildert das verzweiflungsvolle Ringen eines edlen, freisinnigen Volkes gegen seine gold- und blutgierigen Unterdrücker, welche das Frieden und Glück verheißende Kreuz zu einer vielschneidigen Waffe umgestaltet haben.

2. **Richard Lepsius.** Ein Lebensbild von Georg Ebers. Mit einem Bildvertrug und einem Holzschnitt. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1855.

Als am 10. Juli 1854 der Altmeister der Ägyptologie, Richard Lepsius, die Augen für immer geschlossen hatte, erschien in kurzer Zeit eine ganze Reihe von Nachrufen und biographischen Skizzen, deren werthvollste Georg Ebers den Lesern eben dieser Zeitschrift bot („Deutsche Rundschau“ November 1854, Bd. XII, S. 184 ff.). Durch eine lange Reihe von Jahren dem Verstorbenen aus das Engste verbunden, als Gelehrter wie als Mensch ihm naheehend, sah Ebers sozgleich nach dem Dahinscheiden seines Meisters und Freundes den Entschluß, sein Biograph zu werden — wie er wenige Tage nach dem Trauerfall dem Referenten schrieb: „Ich halte es für meine Pflicht, eine Biographie des Dahingegangenen zu schreiben und ihm damit ein Ehrenkmal zu setzen. Nun ich seine Werke recapitulire, gewinne ich ein Gelehrtenbild, wie es würdiger und großartiger nicht gedacht werden kann.“ Konnte Ebers so schon aus den Werken selbst den geistigen Entwicklungsgang dieses reichen Lebens verfolgen, so gewann er bald darauf noch ein weiteres, fast überaus reichhaltiges Material für eine kritische Lebensbeschreibung, indem die Familie Lepsius ihm mit dankenswerther Offenheit den gesammelten schriftlichen Nachlaß des Verstorbenen an Briefen, Notizen und dergl. mehr, darunter 27 Bände Tagebücher der Frau Lepsius, zur Verfügung stellte. Da Ebers auf eine schnelle Bewältigung dieses Stoffes verzichten zu müssen glaubte, so veröffentlichte er vorläufig jene biographische Skizze in dieser Zeitschrift und hat erst hierauf die Ergebnisse seines überaus sorgfältigen und gewissenhaften Studiums in der oben citirten Schrift der gebildeten Welt vorgelegt. Es ist wahrhaft bewundernswürdig, mit wie leichter Hand der Verfasser den gewaltigen Stoff geordnet, das Wesentliche vom Unwesentlichen getrennt und mit der feinen, psychologischen Beobachtung des Dichters die Punkte immer in ein besonders helles Licht gerückt hat, die zur Verknüpfung und andererseits zur inneren Erklärung der äußeren Vorgänge des Lebens von Interesse waren. So ist es ihm geglückt, ein so ausführliches, farbenreiches Bild dieses deutschen Gelehrtenlebens zu schaffen, ein Bild, das gewiß nicht nur dem beschränkten Kreise der Ägyptologen und Alterthumsforscher, sondern allen Gebildeten, die sich beim Aufbauen des Großen erwärmen können, hohen Genuß bieten wird.

Es ist hier nicht der Ort, den Inhalt des Werkes näher zu skizziren, zumal die Leser dieser Zeitschrift die äußeren Thatfachen schon kennen; erwähnt sei nur, daß Ebers, nachdem die eigentliche Biographie im Ende geführt ist, ein besonderes, ausführliches Capitel dem Lepsius'schen Hause gewidmet hat, in welchem er uns, aus den Tagebüchern Lepsius' und seiner Frau schöpfend, ein lebendiges, höchst interessantes Bild der Berliner Gesellschaft der vierziger und fünfziger Jahre entwirft. Wir glauben es noch vor uns zu sehen, das Haus in der Bendlerstraße mit seiner vornehmen Gothik, in dem die größten Celebritäten jener Zeit ein- und ausgingen und geistige Freunde suchten und fanden. Das Haus ist nun von seiner ehemaligen Stelle verschwunden, und auch das geistige Licht, das ihm Bedeutung verlieh, erloschen — möge das Ebers'sche Buch dazu beitragen, dem Andenken an Richard Lepsius, dessen Name in der Wissenschaft für alle Zeiten seinen festen Platz hat, auch in weiteren Kreisen Dauer zu verleihen!

3. **Lieder der alten Edda.** Deutsch durch die Brüder Grimm. Neu herausgegeben von Dr. Julius Hoffory. Berlin, Georg Reimer. 1855.

Unter den Publicationen, welche zu Jakob Grimm's hundertjährigem Geburtstag veranstaltet wurden, nimmt die kleine Edition von Dr. Hoffory einen hervorragenden Platz ein. Sie wendet sich an ein großes Publicum, dem sie die beste, durch keinen Nachfolger übertriffene Verdeutschung der Eddalieder von Neuem nahe zu legen wünscht. Haben zur Zeit ihrer ersten Herausgabe, unter ungünstigen Umständen, die Uebersetzungen der Brüder Grimm nicht die zahlreichsten Leser gefunden, so wird es heute, nachdem das Interesse an diesen nordischen Sagen aus so mannigfachen Ursachen angewachsen ist, diesen schön nachempfundnen Eddaliedern nicht an Bewunderern fehlen. Die großartige Strenge und die wilde Leidenschaft der alten Germanen, ihre herbe Kampfesmuth und ihre Zant- und Scheltreden vor dem Streite, furchtbare Thaten der Götter und Heroen treten uns hier entgegen, in einer gedrungnen, urkräftigen Sprache, die freilich auf das Verhältniß verzichtet, aber die in ihrer Prosaform mehr poetische Echtheit umschließt, als mancher verfeinerte Versuch der späteren Uebersetzer. Sicherlich ist diese Uebersetzung nicht bloß die schönste, sondern auch dem Geiste nach die treueste, die es überhaupt gibt, bemerkt der Herausgeber, ein genauer Kenner der alt nordischen Literatur, der seine Vertrautheit mit den Dingen auch in der gut orientirten Einleitung von Neuem bewährt hat.

4. **Jean-Jacques Rousseau als Musiker.** Von Albert Jansen. Berlin, Georg Reimer. 1854.

Der Verfasser geht ohne alle vorrednerische Weitläufigkeiten gleich in medias res. Schon aus diesem Grunde nehmen wir das Buch mit günstigem Urtheil zur Hand und sind in unseren Erwartungen auch nicht getäuscht worden. Um es kurz zu sagen: wir zählen die vorliegende Arbeit den verdienstlichsten musikalisch-literarischen Werken bei, die seit Jahren an die Öffentlichkeit getreten sind. Der Verfasser hat seine Aufgabe, ein wahrheitsgetreues Bild des Musikers

Rousseau zu zeichnen, mit sichtbarer Liebe und mit großem Geschick ausgeführt. Seine außerordentliche Vertrautheit mit allen Einzelheiten in Rousseau's Leben und Schriften, sein gewissenhafter Fleiß in Benutzung aller Quellenmaterials — auch archivalischer Handschriften — offenbart sich auf jeder Seite seines Buches, so daß der Leser mit dem vollen Gefühl der Sicherheit sich seiner Führung überläßt. Ist die umfangreiche Arbeit — sie zählt 482 Seiten — von echt wissenschaftlichem Ernst getragen, so zeichnet sie sich nicht minder durch geschmackvolle und anregende Darstellung aus. Es lag dem Plane des Verfassers fern, Rousseau's Leben zu erzählen und die Entwicklung aller der Elemente zu schildern, die sich in diesem universal angelegten Geiste fanden; er verfolgt eben ausschließlich seine musikalische Ausbildung, die zuweilen freilich nur ein untergeordneter Theil seiner Geschichte ist und auf kürzere oder längere Zeit ganz aus derselben zu verschwinden scheint. Die Darstellung nimmt aber auch auf den Lebensgang des merkwürdigen Mannes so weit Rücksicht, als es für eine vollkommene Orientirung des Lesers notwendig ist. Diese kurzen Andeutungen, — denen wir nur hinzufügen, daß der Anhang des Buches auch noch einige ungedruckte Fragmente aus Rousseau's Feder, sowie ein chronologisches Verzeichniß seiner Compositionen und musikalischen Schriften enthält — mögen genügen, um auf das werthvolle Buch gelegentlich aufmerksam zu machen.

117. Dichtungen von Friedrich Hölderlin.

Mit biographischer Einleitung herausgegeben von A. Köstlin. Tübingen, Gies. 1855.

Mit großer Freude begrüßen wir diese Neuauflage der Werke des Verringers der Griechen. Zum ersten Male erscheinen die Gedichte chronologisch angeordnet, so daß man den Entwicklungsgang von kopfschmerzender Production zu selbständigem Schaffen genau verfolgen kann. Der zweite Theil enthält den „Hyperion“, eine in der deutschen Literatur fast einzig dastehende psychologische Selbststudie, die von dem größeren Publicum noch viel zu wenig beachtet wurde. Möge dieses Buch, dem Prof. Köstlin eine kurze biographische Darstellung vorausgeschickt, dazu beitragen, die Bekanntschaft mit dem nach hellenischer Schönheit ringenden unglücklichen Dichter, dessen Verwandtschaft mit Iffio, wie ihn Goethe geschildert, schon mehrfach betont wurde, in den gebildeten Kreisen Deutschlands zu fördern.

118. Der falsche Baurath. Eine Novelle für Kunst- und Alterthumsfreunde. Von U. H. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1855.

Wenn nicht die neueste Rechtschreibung darin Anwendung fände und wenn nicht ein spöttischer Kampf gegen Wabibeeinflussung und Industrieherrschaft, ein ingrimmiger gegen Verhöhnung ehrwürdiger Baudeukmale durch eine bananensüßere Purenkatte darin geführt würde, man könnte meinen, diese Novelle sei vor achtzig Jahren geschrieben, so sehr fehlt ihr das Frische, die Französelnde der heutigen Mode und so ganz ist sie auf deutsch-romantischem Boden gewachsen.

Schon die Namen des alten Malers und seiner Pfadgenossen auf der Pfingststiege und Jagd nach Kunstalterthümern, Radulf, Sieghert und Reinold, haben etwas Scrapionbrüderliches, und dazu sagt noch der edle Baurath, als er für den falschen gehalten wird, was zu einer lustigen, Scholte'schen Verwickelung führt: „Ich habe mich im Verbaute, daß ich eben gar nicht wirklich existire, sondern in einer Novelle von E. T. A. Hoffmann vorkomme.“ Kein Zweifel, der namenlose Verfasser gehört der alten Schule an, der guten alten Schule! Denn vom ungesund Romantischen ist er frei. Er schreibt für Menschen, die Ruhe zum Nachdenken haben. Er ist ein vorsehenbahnlischer Dichter. Und dabei weiß er alle die Fiklen, die er deuen, welchen er großt, zu verschlucken gibt, so anmuthig zu vergolden für die, welchen er wohl will, daß der Ernst seines feinsinnigen Vortrags über Volksthum in der Kunst und Menschheitsideale nirgend in langweiliges Aesthetisiren und Moralitäten verfällt, sondern nur den würdigen Hintergrund bildet, auf dem sich in blumiger Fülle eine heitere Begebenheit nach der anderen entfaltet bis zu dem harmonischen Abschluß, der uns einen Sieg der guten Sache, einen bekräftigten Thoren, zwei verlobnte Freunde und ein hoffendes Liebespaar vor Augen führt. Volksthum in der Kunst! Der Verfasser weiß, daß dieser Schlag uns verloren ging, daß wir nur noch Cletkiter sein können, und darum mahnt er nachdrücklich, silberverwirrende Ueberladung zu meiden. Ein gediegener Kenner spricht zu uns, der gleichsam als ein warnender Geist über den hereinbrechenden Wassern des Ungeschmacks schwebt. Er will die urchwürdigen Baueu aller Zeit sorgsam erhalten wissen, damit der Sinn noch bleibe für Maß und Zweck.

„Schultheiß, sagte ich, wo ist das Rathhaus hingelommen? Ja, wo ist das Rathhaus hingelommen? antwortete er. Wo ist die alte Welt hingelommen? Wo ist Aucht und Ehrbarkeit hingelommen? Wo ist der alte Glaube hingelommen, den Ihr Vater selig gepredigt hat? Wo kommt Alles hin? Der alte Schultheiß ist allein noch da. Nun der liebe Gott wird's nicht mehr lange mit ihm machen. So starrete er lange in Leere hinaus, hatte einen alten Tröster vor sich liegen mit seiner riefenhaften Hornbrille darauf, und ich wagte nicht, ihn aufs Neue anzureden.“ Diese Worte Meister Radulf's, in dem der Verfasser sein eigenes Wesen darzustellen scheint, bilden den immer wieder anklingenden Grundton der Wehmuth über den Untergang der alten Zeit mit ihrer volkstümlichen Ursprünglichkeit; aber vom ideo Pessimismus bleibt der Leser verschont. Radulf weiß den Wechsel der Erscheinungen im Ewigem begesstet zu preisen: „Stoß an! es lebe der Wiederemann, der das panta rhei erfunden und uns vom Glauben an die Dinge außer uns befreit hat!“ Und so sei ihm, dem der falsche Baurath“ gelungen, dankbar zuzufügen: „Es lebe der Wiederemann, der eine so reine, stimmungsvolle und gebantenreiche Erzählung behagen, wendend, vorzutragen mußte!“ —

- Von Reuezeiten, welche der Redaction bis zum 15. Mai zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehalten:**
- Abbot.** — *Scientific Theism.* By Francis Ellingwood Abbot. Second edition. London, Macmillan and Co. 1886.
- Alt.** — *Die Grenzen der Kunst und die Banfahrigkeit der Antike* von Dr. Theodor Alt. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1886.
- Baumann.** — *Religionsphilosophie auf modern-wissenschaftlicher Grundlage.* Mit einem Vorwort von Julius Baumann. Leipzig, Witt & Comp. 1886.
- Bendt.** — *Grundzüge der physischen Geographie nach den neuesten Forschungen* bearbeitet von Franz Bendt. Berlin, Julius Bohne. 1886.
- Freidenbach.** — *Das Bärگی Dos Breneli.* Eine Erzählung aus dem Schweizerlande von G. von Freidenbach. Berlin, Wilhelm Friedrich Rasch. 1886.
- Brodhaus' Conversations-Lexikon.** — Treizebände, vollständig umgearbeitete Auflage. Delt 1902/1. Leipzig, B. B. Brodhaus. 1886.
- Bruck.** — *Von Büchern und Trüben.* Scherz und Ernst in Versen von Julius Bruck. Leipzig, Carl Reißner. 1886.
- Büchner.** — *Fikale Geschichten.* Von Alex. Büchner. Leipzig, Wilhelm Friedrich Rasch. 1886.
- Bultmann.** — *Der junge Rösch.* Eine Novelle aus dem Leben von Heinrich Alfred Bultmann. Zweite Auflage. Norden, Quinticus Fißler Raschfolger. 1886.
- Chruken.** — *Leute von heute.* Fünf Zeitbilder von Chruken. Zürich, Verlags-Anstalt. 1886.
- Conway.** — *Living or dead.* A novel by Hugh Conway. 3 vols. London, Macmillan and Co. 1886.
- Deubler, Konrad.** — *Tagelieder, Biographie und Preiswettbewerb des oberösterreichischen Bauernphilosophen.* Herausgegeben von Arnold Edel-Fort. Drei Theile. Leipzig, B. Gledner. 1886.
- Diez.** — *Geschichte des musikalischen Dramas in Frankreich während der Revolution bis zum Directorium (1787-1795)* in fünf Bänden, fittlicher und politischer Beziehung von Dr. Max Diez. Wien, Gröschel & Waiba. 1886.
- Dobner, Joseph.** — *Aus dem todtten Hause.* Textveränderungen einer nach Sibirien Verbannten von Theodor Dobner. Zwei Bände nach dem fünften. Zweite Auflage. Dresden und Leipzig, Heinrich Rindben. 1886.
- Ebner.** — *Aus einer alten Kiste.* Zwei Geschichten von Th. Ebner. Stuttgart, Adolf Bong & Comp. 1886.
- Esse homo.** Brannschweig, Oscar Sommermeyer. 1886.
- Estlin.** — *Ringelringe.* Kleine Stoffe von Ernst Estlin. Leipzig, Wilhelm Friedrich Rasch. 1886.
- Faehndorn's** — *allgemeine Roman-Bibliothek.* Zweiter Jahrg., Band 19: *Die Verstorbenen* von Octave Feuillet. Stuttgart, F. G. Ehorn. 1886.
- Gottschall.** — *Verlorenes Glück.* Roman von Rudolf Gottschall. 3 Bde. Breslau, Eduard Trewandt. 1886.
- Grube.** — *Der Heidelberger Studentenkrieg* oder *So war's vor 500 Jahren.* Original-Novelle aus der Geschichte der Universität Heidelberg von H. Grube. Karlsruhe, Gebrüder Bollmann. 1886.
- Gülfeldt.** — *In den Hochalpen.* Erzählung aus den Jahren 1859-1865 von Paul Gülfeldt. Zweite Auflage. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1886.
- Hicks.** — *Henry Bazelz, the Oxford Evangelist.* A memoir by the Rev. E. L. Hicks. London, Macmillan and Co. 1886.
- Hoerschelmann.** — *Dimitar.* Historischer Roman von G. von Hoerschelmann. Leipzig, Franz Tischer. 1886.
- Hofmann.** — *Friedrich Johann Köhlig* und *Friedrich Schneider.* Mittheilungen aus den Briefen Friedrich Johann Köhlig an Friedrich Schneider. Herausgegeben von Wilhelm Hofmann. Tschou, Paul Baumann. 1885.
- Huber.** — *Die Ausstellungen und unsere Exportindustrie.* Von Dr. jur. H. G. Huber. Stuttgart, Paul Neff. 1886.
- Huhn.** — *Der Kampf der Bulgaren und ihre National-einheit.* Politisch-militärische Geschichte der bulgarisch-rumelischen Ereignis-e im Jahre 1885 von A. von Huhn. Leipzig, Dümcker & Humblot. 1886.
- Jensen.** — *Die Verurtheilten von Amoltern.* Novelle von Wilhelm Jensen. Leipzig, B. Gledner. 1886.

- Kögel.** — *Lotzes Aesthetik* von Fritz Kögel. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 1886.
- Lampadius.** — *Felix Mendelssohn-Bartholdy.* Ein Gemälbild seines Lebens und Wirkens dargestellt von Dr. W. A. Lampadius. Leipzig, F. E. C. Leuckart. 1886.
- Lehmann.** — *Scharnhorst.* Von Max Lehmann. I. Theil: Bis zum Tillyer Frieden. Leipzig, S. Hirzel. 1886.
- Leiter.** — *Die Steuer der Presse.* Ein Beitrag zur Geschichte des Zeitungswezens von Friedr. S. Leiter. Wien u. Neuditschein, Rainer Holz. 1886.
- Lehmpfe.** — *Erlebnisse und Erinnerungen aus dem Wälfser Leben* von August Lehmpfe. Dresden und Leipzig, Heinrich Rindben. 1886.
- Letters & Journal** of W. Stanley Jevons. — Edited by his Wife. London, Macmillan and Co. 1886.
- Lippert.** — *Kulturgehichte der Menschheit in ihrem organischen Aufbau* von Julius Lippert. 2-4. Aufl. Stuttgart, Ferdinand Enke. 1886.
- Mey.** — *Ueber Wesen und Wirkung der Trägheit.* Eine Untersuchung von Prof. Dr. Adolf Mey. Berlin, Carl Duncker's Verlag (G. Heymann). 1886.
- Mineral resources of the United States.** Calendar years 1883 and 1884. Washington, Government Printing Office. 1885.
- Norwicow.** — *La Politique internationale* par J. Norwicow, precede d'une introduction de M. Eugene Veron. Paris, Felix Alcan. 1886.
- Reimar.** — *Elisabeth und andere Novellen.* Von F. V. Reimar. Zweite Auflage. Norden, Quinticus Fißler Raschfolger. 1886.
- Rehmsisch.** — *Sängerfahrten* von Ernst Rehmsisch. Zweite Auflage. Norden, Quinticus Fißler Raschfolger. 1886.
- Rittershaus.** — *Such der Leidenschaft.* Von Emil Rittershaus. Zweite Auflage. Oldenburg, Schulze'sche Hof-Buchhandlung u. Hof-Buchdruckeri (H. Schwark).
- Rittershaus.** — *Neue Geschichte* von Emil Rittershaus. Fünfte, vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, Ernst Neils Raschfolger. 1886.
- Rosenthal-Bonin.** — *Strafensünden.* Weitere Novellen von R. Rosenthal-Bonin. Leipzig, G. D. Wottig's Verlag (Ernst Doppel). 1886.
- Royce.** — *California.* From the conquest in 1846. To the second vigilance committee in San Francisco. A study of american character by Josiah Royce. Boston and New York, Houghton, Mifflin and Company. 1886.
- Saf.** — *Schlachtfeld zur Volksebildung.* Von Eduard Saf. Heft 3. Rünberg, Wdrlein & Comp. 1886.
- Schneider.** — *Gedichte* von G. S. Schneider (G. Sartorius). Leipzig, Alfred Krüger. 1886.
- Schubin.** — *Erinnerungen eines alten Oesterreichers.* Drei Erzählungen von Euseb Schubin. Jena, Hermann Gledner. 1886.
- Schnitz.** — *Bibliographie de la Guerre Franco-Allemande (1870-1871) et de la Commune de 1871.* Catalogue de tous les ouvrages publiés en langues française et allemande de 1871 a 1885 inclusivement, suivi d'une table systematique par Albert Schnitz. Paris, H. le Soudier. 1886.
- Städtebilder und Landschaften aus aller Welt.** No. 22: Cassel und Wilhelmshöhe. Von C. Oberbeck. Mit 26 Illustrationen und 2 Plänen. Zürich, Casar Schmidt.
- Sturm.** — *Agnes submersa.* Novelle von Theodor Sturm. 2. Auflage. Berlin, Gebrüder Pachtel. 1886.
- Telmann.** — *Roberte Heale.* Roman von Renard Telmann. 3 Bde. Leipzig, Carl Reißner. 1886.
- Thorsch.** — *Iwan Targenow.* Charakterbild eines modernen Dichters von Berthold Thorsch. Leipzig, Franz Duncker. 1886.
- Tschabuschnigg.** — *Onkel Tobias* und andere Novellen. Von Adolf Ritter von Tschabuschnigg. Zweite Auflage. Norden, Quinticus Fißler Raschfolger. 1886.
- Willmann.** — *Talchenspieler und Gelehrte.* Eine Entgegnung auf die Brochüre „Ein Problem für Talchenspieler“ von Carl Willmann. Rohdort. W. J. Ahrens jun. 1886.
- Wissen, der Gegenwart, das.** Band XLVII, XLVIII: Die Kulturgeschichte in einzelnen Hauptstädten von Julius Valentin. II. III. Abth. Band XLIX: Russland. Einrichtungen, Sitten und Gebräuche geschildert von Friedrich Neper von Walden. II. Abth. Leipzig, G. Rehtag, Prag, J. Tempel. 1886.
- Ziemfen.** — *Verdross und Treubund.* Novellen von Ludwig Ziemfen. Zweite Aufl. Norden, Quinticus Fißler Raschfolger. 1886.

Verlag von Gebrüder Pachtel in Berlin. Druck der Pöcher'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.

Für die Redaction verantwortlich: Edwin Pachtel in Berlin.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

**THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE
STAMPED BELOW**

**AN INITIAL FINE OF 25 CENTS
WILL BE ASSESSED FOR FAILURE TO RETURN
THIS BOOK ON THE DATE DUE. THE PENALTY
WILL INCREASE TO 50 CENTS ON THE FOURTH
DAY AND TO \$1.00 ON THE SEVENTH DAY
OVERDUE.**

DEC 19 1.

LD 21-100m-7,40(6936s)

YD 11000

AF
3. 107 30
D4
V. 47

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

